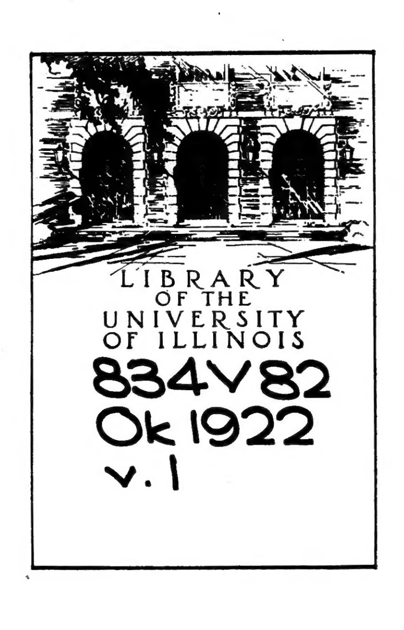
1-6
45







Friedrich Theod. Vischer

Kritische Gänge

Erster Band

Herausgegeben
von
Robert Vischer

Zweite, vermehrte Auflage

Meyer & Jessen / Verlag / München

Druck von Herrosé & Ziemsen G. m. b. H. & Co., Wittenberg (Bez. Halle)

Einführende Bemerkungen des Herausgebers und

Vorworte des Verfassers.



Die zweite, vermehrte Auflage der „Kritischen Gänge" von Fr. Vischer umfaßt nicht nur fast alles, was die beiden ersten, 1844 durch Fues in Tübingen publizierten Bände und die bei Cotta zu Stuttgart erschienene „Neue Folge", der Band von 1860/61 und der von 1863—1873, enthalten, sondern auch die meisten von den Aufsätzen, die er nur in Zeitschriften und Tagesblättern veröffentlicht, niemals gesammelt herausgegeben hat.

Aus dem Vorwort, womit er am 30. Juli 1844 in Tübingen die ältere Folge der „Kritischen Gänge" eröffnet hat, ist hier das Nachstehende anzuführen (I, S. III—IV):

Es könnte eitel scheinen, seine Arbeiten sammeln, ehe man am Abend des Lebens steht, auf eine reiche Ernte zurücksieht und abzuschließen gedenkt; doppelt eitel, weil die Mängel, welche man an zurückgelegten Arbeiten leicht selbst erkennt, sich nur durch die Stelle entschuldigen, welche die letzteren in dem Zusammenhang eines bedeutenden Entwicklungsganges einnehmen. Es leuchtet aber ein, daß meine kleine Sammlung unter einen Gesichtspunkt fällt, welcher diesen Vorwurf von ihr abhalten wird. Es handelt sich hier gar nicht um mich und um eine abgeschlossene oder nicht abgeschlossene Laufbahn, nicht um einen Rückblick auf meinen Bildungsgang, sondern um einen Kampf, in dessen Mitte ich mit befreundeten Geistern stehe und welcher so ernstlich ist, daß man nicht gern einen Schuß umsonst tut, sondern selbst die abgeschossenen Kugeln sammelt, um sie noch einmal zu laden; es handelt sich nicht um eine Person und ihre Vergangenheit, sondern um die Sache und die Gegenwart. Diese Arbeiten sind in verschiedenen Zeitschriften einzeln erschienen, es war und ist noch jetzt nach einigen derselben vielerlei Nachfrage, man hat mich oft aufgefordert, sie aus der journalistischen Flut, wo jede Welle schnell verschwindet, herauszuziehen und festzuhalten, und ich selbst achte sie dessen für wert, weil sie nicht dem Tagesinteresse geschrieben sind, sondern, wiewohl nicht alle durch bleibende Erscheinungen veranlaßt, doch bleibende Wahrheiten aussprechen, Wahrheiten, die auch dem Tage gelten, aber dem immer neuen Tage. Um was es mir aber hauptsächlich zu tun war, dies ist Vereinigung des Einzelnen zu einer Gesamtwirkung. Auf wen das Einzelne nicht wirkt, der wird vielleicht erwärmt werden, wenn er sieht, daß ich

mir treu bin, daß ich nur eines will, daß der Gedanke der Freiheit und der Immanenz unbestechlich sich selber gleich durch alle diese Aufsätze wiederkehrt; die Feinde sollen sehen, daß es noch Männer und eine Gesinnung gibt, die Freunde erkennen, daß ich ihnen gehöre mit jedem Atemzug und Wort: alle sollen sich überzeugen, daß ich lebe, was ich schreibe. Nicht als suchte ich Ruhm für mich, aber der große Zweck muß gewinnen, wenn auch nur ein Mann mehr mit jedem Schlage auf denselben Punkt schlägt. Unsere Sache wird bestehen, wenn wir längst verschwunden sind; darf ich hoffen, daß dann noch einige Blicke auf diese flüchtigen Formen zurückfallen, mein redliches Streben anerkennen und gestehen, daß es nicht wirkungslos war, so fühle ich mich hinreichend belohnt. Ich habe für mein Wollen gelitten, werde leiden und leide gerne; andere haben mehr gelitten, aber es ist mein Stolz, den edlen Geistern mich zuzuzählen, welche für das Werk der Freiheit Gift, Schwert und Flammen erduldet haben; neben ihr ruhmvoll tragisches Leiden darf ich das moralische Gift, den Dolch der Verleumdung, die Flammen des persönlichen Hasses immer setzen, womit man mich und uns verfolgt.

Ich suchte einen Titel für diese Sammlung und erfuhr die bekannte Schwierigkeit, zwischen trockener Kanzleiangabe und kindischer Emphase eine Mitte zu finden. „Charakteristiken und Kritiken" ist schon dagewesen, einen Namen von einiger Wirkung wünschte mein Verleger, alles, was mir einfiel, klang mir zu pathetisch, bis mir ein wohlgesinnter Freund, dem die Terminologie akademischer Sträuße noch in näherem Andenken liegt, zu dem Titel „Kritische Gänge" riet, welchen ich denn dankbar für den Rat alsbald aufnahm, weil er einen mäßigen kriegerischen Klang hat und friedfertigen Gemütern es frei läßt, an unschuldigere Gänge als die eines Zweikampfs zu denken.

Die Anordnung durfte ich bei diesen Arbeiten, welche nicht im Zusammenhang entstanden sind, ziemlich zwanglos halten, doch wird man das zusammenhaltende Band wohl erkennen. Ich setzte voran, was zur Theologie gehört, denn hier kommen die metaphysischen Grundfragen unseres Kampfes am offensten zur Sprache.

Daran schließt sich die Angabe des übrigen Inhalts und eine Begründung der Disposition, wobei der gemeinsame, durch die verschiedenen Kritiken gehende

Faden bloßgelegt wird. Aber das ist erst in der Einleitung zum zweiten und dritten Bande zu zitieren. Die Fortsetzung darnach (S. IX—XII) lautet:

Ich habe jetzt noch über die einzelnen Aufsätze dieser Sammlung zu sprechen. Die meisten derselben liegen der Zeit nach weit genug hinter mir, um sie einer unbefangenen Selbstbeurteilung zu unterwerfen, und wenn ich zu Anfang dieses Vorworts mich frei von der Eitelkeit erklärte, ihre Mängel durch ihre Stelle in dem Zusammenhang meines Bildungsganges entschuldigen zu wollen, so darf ich nun, nachdem ich ihren Wert nur in ihre Gesinnung gelegt habe, wenigstens auf die allgemeine Nachsicht Anspruch machen, welche den Fortgang vom Unreiferen zum Reiferen in Erwägung zieht. Umarbeiten wollte ich keineswegs, ich hielt mich dazu gar nicht für berechtigt; denn hätte ich damit einmal angefangen, so wäre dessen kein Ende gewesen, und ich hätte statt der versprochenen Sammlung alter eine Sammlung neuer Aufsätze geliefert. Ich meine also nicht, jene Mängel sollen um meiner Person willen interessant sein, aber mitnehmen muß man sie, wenn man diese Arbeiten haben will, wie sie zur Stunde ihrer Entstehung warm aus dem Ofen kamen, und an den Wert des Moments zu appellieren habe ich wohl deswegen ein Recht, weil der Kampf, worin der Moment vorkam und wiederkehrt, dauert. Gemäßigt habe ich einige Stellen, wo mir das Unreife zu sehr in die Gestalt des Rohen zu versinken schien, und welche so wieder gedruckt zu sehen mein Gefühl sich sträubte, übrigens aber die rauhen Ecken keineswegs abgestumpft. Man muß nicht meinen, ich könne schreiben, wie ich schreibe, oder sprechen, wie ich spreche, und zugleich alles Schneidende unterdrücken; im Kampfe wirkt niemand, der nur immer ordentlich und billig ist; ein Schwert ist kein Schwert ohne die Schärfe, und man kann nicht bei Zoll und Linie bemessen, wie tief es geht, wenn man einhaut. Ihr müßt nicht meinen, ihr könnt uns unsern Zorn und unsere Leidenschaft nehmen und dann etwa eine mäßig wackere Gesinnung zurückbehalten; wir haben auch eine Begeisterung, wir haben auch einen Haß, und die sogenannten Gemäßigten stehen nicht in der Mitte, sondern sie stehen bei den Feinden, ihre Meinung ist nicht mäßiger Fortschritt, sondern herzliches Stehenbleiben und Rückschritt. Eine Gesinnung ist nicht so zahm, wie man sie freilich gern haben möchte. Es gibt zwar allerdings auch eine Mäßigung bei der Entschiedenheit, eine

Vermittlung zwischen der Idee und der Wirklichkeit; man muß nicht meinen, sie fehle uns, weil wir die mühelose Mäßigung der Gesinnungslosigkeit verachten.

Hie und da habe ich mir ferner unbedeutende Ergänzungen und Berichtigungen erlaubt, ohne der ersten und ursprünglichen Gestalt des Zusammenhangs irgend zu nahe zu treten. An andern Stellen konnte ich eine Randbemerkung nicht unterdrücken, so z. B., wo ich in dem Aufsatze über Strauß und die Württemberger das treuherzige Geständnis fand, daß ich über Staatsverfassung keine feste Ansicht habe. Ich war wirklich selbst überrascht, als ich es wiederfand und mußte auflachen. Es war aber auch wirklich eine Schwäche der Zeit. Der sogenannte Liberalismus hatte sich als seicht erwiesen, Hegels fatale Schattenseite verfinsterte noch unsere Erkenntnis, die Hallischen Jahrbücher waren in den höchsten Punkten noch sehr flau und es konnte einem ehrlichen Burschen schon zustoßen, sich skeptisch zu verhalten. Was ich aber sonst als mangelhaft erkannt habe, darüber behielt ich mir Bemerkungen für dieses Vorwort zurück.

Was hierauf ebendarin zu der Charakteristik „Strauß und die Württemberger" nachgetragen ist, findet man hier dem Text als „Zusatz" beigeordnet, weil die Einleitung sonst allzulang geworden wäre und weil Fr. Vischer selbst solche Ergänzungen später unter diesem Titel oder unter dem Titel: „Nachbemerkung" der ursprünglichen Betrachtung anzuhängen pflegte (vgl. „Altes und Neues", Stuttgart, Bonz, 1881, I, S. 38, 107; II, 212).

Als „Zusatz" ist hier auch dem Texte nachgereiht eine im Vorwort enthaltene Äußerung zu dem Aufsatz „Über allerhand Verlegenheiten bei Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle in der gegenwärtigen Zeit". Gleich hier, am Eingang jedoch muß eine davon handelnde Stelle in Fr. Vischers Autobiographie von 1882 wiedergegeben werden („Mein Lebensgang", Altes und Neues III, S. 273). Dort berichtet er:

Was aber das Verhältnis der Philosophie zur Religion betrifft, so entlehnten wir nun*) von Hegel jenen Standpunkt, der uns so lange noch als eine höchst zulängliche Auskunft erscheinen sollte: die Religion als Vorstellung hat in bildlicher, symbolischer Form denselben Inhalt, den die Philosophie als Begriff hat. Auch Strauß hat sich, wie man weiß, lange mit dieser Täuschung getragen. Ich finde zu meiner Verwunderung, daß ich noch 1841 in einem Aufsatz

*) D. h. um 1829, am Schluß der Studienzeit.

„Über allerh. Verlegenheiten" . . . ganz getrost und naiv sage, da sei nun eine Philosophie gekommen, die doch das edelste und zugleich gelindeste Mittel der Abhilfe in derlei Schwierigkeiten gefunden habe, indem sie den ganzen Gehalt des Glaubens anerkenne und nur usw. . . .*)

Die „Akademische Antrittsrede", die ihm eine Suspension auf zwei Jahre eintrug, darf hier nicht fehlen, der Leser soll ein möglichst vollständiges Bild seines Kampfes und Schicksals bekommen; und eben deshalb ist auch die „Aufforderung" aus dem „Beobachter" hinzugefügt.

Eine der frühesten Entstellungen knüpft sich an einen Bericht über den Fackelzug, der ihm zu Ehren kurz vorher, am 5. Dezember 1844, von Zuhörern und Verehrern veranstaltet worden war. Seine Antwort hierauf war fünf Tage darnach, am 19., in derselben Zeitung, der „Schwäbischen Kronik", zu lesen und soll hier sogleich zitiert sein:

Tübingen. Es ist im „Schwäbischen Merkur" vom 14. d. M. ein Artikel veröffentlicht worden, gegen welchen die Redaktion mir erlauben möge das Wort zu nehmen. Dieser Artikel geht nämlich von den Ausdrücken scheinbar freundlicher Teilnahme an den mit meinem Eintritt in das Ordinariat verbundenen Vorgängen zu Wendungen über, welche ich deswegen nicht auf sich beruhen lassen kann, weil sie, unterstützt von dem Scheine eines leidenschaftslosen, nur wohlwollende Winke erteilenden, Tons, die schlimmsten Vorurteile gegen meine Person zu verbreiten geeignet sind. Er gibt an, ich habe mich in meiner Antrittsrede offen „zu den Ansichten der verneinenden Philosophie bekannt". Schon hieraus erfolgt, daß das zugrund liegende Urteil ein befangenes ist. Ich habe mich zu den Ansichten einer Philosophie bekannt, deren Verneinung auf der tiefsten Bejahung ruht. Wer sie einfach für verneinend hält, gehört zu denjenigen, gegen welche ich mich mit aller Bestimmtheit erklärt habe, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn er weiterhin meiner Rede einen „nicht immer gezügelten Humor" vorwirft, wenn er behauptet, ich habe dadurch Mißfallen erregt, daß ich „im Pathos meiner frei vorgetragenen Rede die Bedeutung meines endlichen Reussierens als einen über feindlich Gesinnte errungenen Sieg darzustellen wagte". Zuerst muß ich nun erklären, daß ich überhaupt von der Aufgabe einer Rede anders denke als diejenigen,

*) Hier S. 117.

welche die meinige in solchem Sinne beurteilen. Der Verfasser des Artikels hat die Ausdrücke „Pathos“ und „frei vorgetragen“ in einen Zusammenhang gestellt, wo sie sonderbarerweise wie ein Vorwurf erscheinen. Eine Rede soll doch keine Abhandlung sein, ihre Form soll aus der tiefer erregten Persönlichkeit Wärme und Feuer nehmen. Pathos soll ihr Wesen sein, und frei soll sie gehalten werden. Zu diesen allgemeinen Erfordernissen kam der besondere Fall. Vergangenheit und Zukunft hatten in dem Momente des Abschnitts meiner Laufbahn, den diese Rede bezeichnete, gleiches Recht, zur Betrachtung zu kommen. Im Blicke auf die Vergangenheit durfte und sollte sich eine Reihe schwerer Erfahrungen dem Gemüte aufdrängen, deren Gewicht jeder versteht, welchem bekannt ist, mit welchen Waffen des persönlichsten Angriffs man die Vertreter der „verneinenden Philosophie“ zu verfolgen pflegt. Wem es nicht bekannt ist, den verweise ich unter anderm nur auf einen neueren Artikel in der eleganten Zeitung, worin auf den ganzen Umfang meiner Persönlichkeit das Gift der boshaftesten Verleumdung geworfen wird. Im Blick auf die Zukunft war ich ein offenes Bekenntnis meiner Grundsätze schuldig. Ich gieng auf diese wichtigeren Punkte über, wo ich von dem Verhältnisse der Ästhetik zur Theologie und Philosophie sprach. Vorher wurde das Verhältnis jener Wissenschaft zu den übrigen akademischen Lehrzweigen auseinandergesetzt und daher, wie billig, die gymnastischen Künste nicht vergessen. In diesem harmloseren Teile kamen einige heitere Wendungen äußerst unschuldiger Art vor, und diese scheinen es, die dem Berichterstatter zunächst zu dem Vorwurf eines „nicht immer gezügelten Humors“ Anlaß gegeben haben. Man hat diese Wendungen als gesuchten, nach Effekt haschenden Witz beurteilt, weil man nicht begriff, daß es mir mit dem zugrund liegenden Gefühle der Disharmonie zwischen dem Innern und Äußern der Persönlichkeit, welche durch Vernachlässigung der leiblichen Erscheinung entsteht, daß es mir mit der Klage über alle Zerstörungen in dem Gebiete lebendiger Form, welche die moderne Art der Kultur mit sich bringt, der tiefste Ernst war und daß, verglichen mit dem Unwillen, der sich auf dem ästhetischen Standpunkte über die Ärmlichkeit unserer äußeren Lebensformen bilden muß, die Zugabe von Satire und Scherz, die der Darstellung beigegeben wurde, sehr mäßig und spar-

sam war. Übrigens habe ich über das Maß des Humors in einer Rede Lektionen nicht zu empfangen, sondern zu geben. — Den wichtigeren letzten Teil aber, das Bekenntnis meiner philosophischen Grundsätze, hat man mir teils im einzelnen mißdeutet, teils völlig umgedreht. Ich unterschied zwischen dem Prinzip und dem persönlichen Verhältnisse unter den Anhängern entgegengesetzter Prinzipien. Was den Kampf der Prinzipien selbst betrifft, so versprach ich — und ich tat damit nichts anderes als jeder ehrliche Mann, der treu an seiner Sache hält — offene, ungeteilte Feindschaft den Entgegengesetzten. Was aber das persönliche Verhältnis betrifft, so versprach und forderte ich bei allem Gegensatze der Überzeugung gegenseitige Achtung. Ausdrücklich und mehr als einmal hob ich diesen Unterschied der Beziehung hervor, und dennoch mußte ich nachher Bemerkungen und Winke hören, als habe ich umgekehrt erklärt, ich wolle Haß und Leidenschaft in die rein persönlichen Verhältnisse übertragen und als sei daher von mir zu erwarten, daß ich, wo Person der Person gegenübersteht, nach einem andern Gesetze handeln werde, als dem, wonach jeder vernünftige Mann handelt, dem der Bildung und der Besonnenheit. Diese Bemerkungen waren unwahr, diese Winke überflüssig. Allerdings jedoch fügte ich hinzu, daß es mir schwer sein werde, das von mir selbst gewünschte persönliche Verhältnis da zu begründen, wo man mir die Achtung, die ich von den Gegnern fordere, wie ich sie ihnen nicht versage, verweigert habe. Hier brauchte ich den Ausdruck: „Die Achtung, die mir gehört, von der meine Gegner auch wissen, daß sie mir gehört, die ich mir erzwingen kann, erzwingen will und auch erzwungen habe.“ Dies habe ich gesagt, nicht aber habe ich gesagt, daß ich mir meine Beförderung zum Ordinariat erzwungen habe. Wo ist das Recht, mir diese Abgeschmacktheit unterzuschieben? Es ist entweder absichtliche Unwahrheit, wenn man mir diesen Sinn unterlegt, oder eine Phantasielosigkeit, welche jede kühnere Sprachform, wie sie der rhetorische Zusammenhang mit sich bringt, nicht zu fassen weiß. Soll ich denn erst sagen müssen, daß der letzte Satz nur eine stärkere Wendung des vorhergehenden war, und daß er, in Prosa übersetzt, nichts anderes bedeutet als: ich weiß so gewiß, daß ich Achtung anzusprechen habe, daß ich es wagen darf, dies, selbst wenn man mir es nicht zusteht, als Tatsache, d. h. in der

grammatischen Form des Perfektums auszusprechen? Diese Mißdeutungen durfte ich, da sie in einem öffentlichen Organ verbreitet wurden, nicht ungerügt lassen. Der Erfolg eines solchen Verfahrens ist, daß man den akademischen Lehrer in eine schiefe Stellung bringt. Bei der Jugend findet eine dem Moment angemessene Bestimmtheit und Lebendigkeit der Rede ihren Anklang; es ist nicht die Schuld des Redners, wenn ein großer Teil des übrigen Publikums aus Mangel an innerer Jugend, an derjenigen, welche auch das reife Mannesalter sich bewahren soll, vor jedem stärkeren Hervortreten der inneren Persönlichkeit mißgestimmt sich zurückzieht und nun auf den Redner den Schein wirft, als habe er die Jugend durch verwerfliche Mittel aufregen und mit ihr gegen das reifere Alter einen Bund der Leidenschaft errichten wollen. Wohl aber bringt man es auf diesem Wege dahin, daß ein Mann, der persönliche Verträglichkeit bei entschiedenem Prinzipienkampfe deutlich als seinen Wunsch und Grundsatz aussprach und der gerne sich des vollen Bewußtseins der doppelten Verbindung erfreute, die auf der einen Seite die Wirkenden untereinander, auf der andern Seite diese mit der Jugend vereinigen soll, zurückgestoßen durch solche Mißdeutungen sich lieber mehr zur Jugend hält, die ihn noch versteht. Den 16. Dezember 1844.

Als Fünfundsiebzigjähriger, anno 1882, sagt Fr. Vischer über jene Rede: Es waren darin freilich einige Stöße jugendlicher Leidenschaft geführt, die ich in meinen späteren Jahren nicht kann vertreten wollen. Doch wußte man im Kreise meiner Zuhörer wohl, wie der „offne Haß“, den ich ankündigte, eigentlich zu verstehen war. Man hatte gegen mein Vorrücken mit unrechten Mitteln gewirkt, hatte aus Stoff, der dazu nicht Grund gab, den empörenden Vorwurf: Mangel an Charakterhaltung gesponnen und in ein Gutachten gesetzt. Ich kündige solchen Gegnern in mir einen offenen Feind an, der nur mit geraden Mitteln kämpfen werde; aller und jeder Jesuitismus einer Partei, die eigentlich über der Volksreligion steht und sie aus Herrschsucht künstlich vor Lichtung hütet, war freilich unter dieser Erklärung leichtverständlich mit inbegriffen. Ich hatte wohl auch früher viele schon gereizt und wußte immer, daß ich Krieg gegen Krieg zu erwarten habe, aber ich habe nie eines Gegners Privatpersönlichkeit angegriffen, nie sein menschliches Wohl, um seine Sache

zu bekämpfen. Es ist bekannt, daß mir nun der „offene Haß", der solcher Kriegführung galt, als Proklamation des Hasses gegen die Volksreligion gedeutet wurde, es ist ebenso bekannt, welcher Sturm von Zeitungsartikeln, Petitionen, Broschüren gegen mich losgieng, wie auf den Kanzeln Lärm geschlagen wurde; da die Rede zu wenig Anhalt bot, riß man Äußerungen auf dem Katheder aus dem Zusammenhang, verdrehte sie schändlich (ich kann mit grellen Beispielen dienen), durchstöberte meine Schriften, mißdeutete den Sinn herausgeklaubter Stellen und erreichte endlich, daß ein für sich ganz freidenkender Minister dem allgemeinen Ärgernis zwei Jahre meines Wirkens glaubte als Opfer hinwerfen zu müssen. Von da an erst ist mir der ganze Haß gegen Pietismus, Kirchen- und Pfaffentum in die Seele eingebrannt; wer nicht an sich selbst erfahren hat, wie ihr Stich tut, mag leicht von Duldung sprechen und sich verhüllen, daß wahre Toleranz die Intoleranz gegen die Intoleranz in sich schließt. —

Neben den Geistlichen, an welche die „Aufforderung" gerichtet ist, und dem in ihr erwähnten Buchhändler wären als Verfasser inkriminierender Broschüren anzuführen C. Hoffmann, H. Merz, Ernst Phil. Paulus und Immanuel Paulus. Ihnen gesellten sich, namentlich in Zeitungen, eine Menge von Anonymen, bei. Anderseits fehlte es keineswegs an Männern, die schriftlich und mündlich für den Verfehmten vorgiengen. Dies ließe sich auch aus dem „Beobachter" und dem „Schwäbischen Merkur" aufweisen. Ohne Namen kam heraus die Broschüre: „Kritische Tanzunterhaltung im Salon bei Ludwigsburg .... von einem Unbeteiligten", Leipzig, Schmidt, 1845. Die besten Sekundanten hatte Fr. Vischer an Schwegler und Ed. Zeller. Schwegler ist es, der in den von ihm redigierten „Jahrbüchern der Gegenwart" 1845 „Ein Wort in der Vischerschen Angelegenheit", gesprochen hat; kein andrer als Zeller, der bald nachher ebendarin die „pfäffischen Intrigen und Lügen" zurückwies unter dem Titel: „Die freie Wissenschaft und ihre neuesten Ankläger, mit Beziehung auf die Vischersche Sache"; und beide, Zeller und Schwegler haben zudem in demselben Jahrgang der genannten Zeitschrift noch das „Wanderbuch für Herrn Dr. Merz" herausgegeben, wozu man auch von Fr. Vischer selbst einige Zeilen eingefügt findet. Über die Suspension Fr. Vischers und die Forderung der Lehrfreiheit wurde damals in der Kammer der württembergischen Abgeordneten sehr lang hin und her geredet; die Debatte ist wortgemäß überliefert in dem Protokoll der 36. Sitzung (1845, S. 14—105).

Dem Gegenstand der vierten, „Gervinus und die Deutsch-Katholiken" betreffenden Kritik wird heute schwerlich mehr ein lebhafteres Interesse entgegenkommen, aber sie mußte dennoch gleichfalls wieder ans Licht gebracht werden,

denn es knüpfen sich daran Gedankenreihen von allgemeiner Bedeutung, und wer verfolgen will, wie sich Fr. Vischers Denken über Religion und Kirchentum entwickelte, möchte sie hier gewiß nicht entbehren.

Die Charakteristik „Strauß als Biograph" hat er in seinen „Kritischen Gängen" (N. F. I, 3, S. IX und X) mit folgenden Sätzen eingeleitet:

In der Vorrede zu den übersetzten Gesprächen Ulrichs von Hutten steht der alte Strauß frisch und jung und mit blanker Rüstung vor uns, wie der Rittersmann selbst, den er uns noch einmal vorführt. Glück auf! Wir schenken ihm zwar ungern die Biographien deutscher Dichter, die wir rund und gediegen aus seiner feinen Hand zu bekommen hofften, am ungernsten eine Biographie Goethes, nach der ja doch unsere Literatur aus dem Grund ihres Herzens seufzt; will er aber lieber das alte Schwert wieder führen: uns auch recht; wir sehen ja, daß es an der Wand nicht eingerostet ist. Das beste ist doch, in dem Elemente bleiben, wo wir die erste Kraft der Jugend erprobt und große Erfolge uns errungen haben. Man sage nicht, wir sollen diese Dinge liegen lassen, die Geister auf positive Ziele richten und die innere Unfreiheit in religiösen Dingen dem Prozeß ihrer allmählichen Auflösung überlassen. Der Deutsche kann nicht dem Engländer gleichen: praktisch frei und in den höchsten Dingen geistig beschränkt sein, wenig Polizeidiener auf den Straßen und daneben die Angst, hinter jedem Dogma möchte einer stehen. Auch ist nichts mehr zu vertuschen. Unsere Feinde haben längst verschleppt, was wir zuerst nur für engere Kreise bestimmt hatten; das Volk soll einmal erfahren, wie unsere Gedanken aussehen, gereinigt von der Entstellung, welche die Verschlepper mit ihnen vornahmen. Frei von der Leber sprechen kann nichts mehr verderben, wohl aber viel gutmachen. Er soll nur hinaus in die weite Welt, der Beweis, daß jede allgemeine Wahrheit schlechthin unabhängig ist von der Frage, ob dies oder jenes Einzelne existiert hat, existiert oder existieren wird, daß was wahr ist, wahr bleibt, was gut ist, gut bleibt, was schön ist, schön bleibt, gleichgültig, ob einmal ein Mensch ein Gott war, Wunder verrichtete, vom Tod auferstand oder nicht, gleichgültig, ob wir nach dem Tode fortleben oder nicht, gleichgültig, ob die zusammenwirkende, sich stetig zusammenfassende Persönlichkeit in allen Personen daneben noch in einer besonderen, absoluten Person besteht oder nicht. — Zürich, im Februar 1861.

Zu seinem Artikel über das neueste Werk von Strauß, das Buch: „Der alte und neue Glaube" bemerkt Fr. Vischer in dem Vorwort vom August 1873 (Krit. G. N. F. II, 6, S. X—XII):

Er ist schnell geschrieben und hinzugegeben worden aus dem Grunde, den er selbst im Eingang ausspricht. Nachdem er mir gedruckt vorliegt, benütze ich das Vorwort dazu, einer Stelle desselben mit einigen Worten der Ergänzung nachzuhelfen. S. 220*) ist von Zufall, Schuld, Strafe, Weltordnung die Rede und wird „genügendere Beweisführung" gefordert. Die Worte klingen mir zu weise und zugleich gerade selbst ungenügend. Zunächst füge ich zur Beleuchtung der Frage noch ein Beispiel hinzu, selbst in Form einer Frage. Liegt Wahrheit zugrunde oder nicht, wenn in einem Drama wie Shakespeares „Hamlet" aus den Handlungen und Gegenhandlungen der Menschen und dazwischengreifenden Zufällen so rein immanent ein so tief gerechtes Schicksal resultiert? Und wenn dies, wie ist im Unterschied vom konzentrierten poetischen Bilde diese Wahrheit begriffsmäßig zu begründen? Nun, unsere Weisheit wird klein zusammengehen. Gestehen wir uns nur: daß eine gerechte Weltordnung im Menschenschicksal walte, das ist auch für uns weit mehr ein Glauben als ein Wissen. Strauß gibt seinem Buche mit gutem Grunde den Namen: der alte und der neue G l a u b e. Auch wir glauben ja gewiß mehr als wir begreifen. Aber es wäre Mißbrauch dieses Geständnisses, wenn man meinte, wir fallen dadurch in jene Art des Glaubens zurück, welche wir der wahren als die falsche entgegensetzen. Daß durch die Annahme eines persönlichen Weltordners und Richters n i c h t s e r k l ä r t w i r d, das w i s s e n wir; daß eine gerechte Weltordnung b e s t e h t, dafür haben wir Wahrscheinlichkeitsargumente, die wir auch durch G l a u b e n ergänzen. Wir g l a u b e n, daß es eine Wahrheit ist, was der Dichter einer echten Tragödie wie in einem Brennpunkte gesammelt darstellt; wir g l a u b e n, daß eine Nemesis außer dem Bilde im Leben waltet. Wir erschließen es aus jedem Falle des Lebens, wo ein großes Gesetz des tiefsten Zusammenhangs von Schuld und Leiden geheimnisvoll und doch in die Augen leuchtend aus dem Dunkel von scheinbar zufälligen Verflechtungen hervorbricht; warum es in langen, breiten Stellen zu verschwinden scheint, wissen wir nicht, und wenn es noch

*) Hier S. 290.

so klar hervorleuchtet, wie es eigentlich dabei zugeht, wie Zufall und Gewolltes von einer wunderbaren Geistertechnik zusammengewoben wird, wissen wir auch nicht. Wir glauben es aber, weil die ganze Welt von Beweisen wimmelt, daß sie ein geistdurchdrungenes Ganzes ist, in welches doch der Geist nimmermehr von außen hineingelegt sein kann. Diesem Geiste vertrauen wir, auf ihn bauen wir, und ihm zu dienen sind wir uns bewußt.

Der Aufsatz „Eine Reise" ist vom Verfasser, als ein Heft für sich, an die Spitze der Neuen Folge seiner „Kritischen Gänge" gestellt. In dem Vorwort, womit er in Zürich am 28. September 1860 derselben den Paß gibt, äußert er sich über ihn (Bd. I, 1, S. III—VII) so:

Unter den kritischen Gängen wird wohl auch einmal ein eigentlicher Gang vorkommen dürfen; ich habe mancherlei Reisen gemacht und das Publikum noch niemals mit einer Schilderung derselben behelligt; diese einzige, denke ich, wird er ja aushalten können. Sie wird nach Form und Inhalt viel Widerspruch erfahren. Die Form bewegt sich in einem steten Wechsel zwischen Politik und zwischen Darstellung angeschauter Natur, Volkszustände, Kunst, auch Besprechung poetischer Literatur, zwischen leidenschaftlicher subjektiver Erregung, voller Parteinahme und zwischen Ruhepunkten, wo die Stille der objektiven Betrachtung, wo Versöhnung im Lande des rein Menschlichen, des Schönen eintritt. Ich habe mich bemüht, diese ungleichen Bestandteile nicht kunstlos durcheinander zu werfen, sondern wohl ineinander zu fügen, aufeinander zu stimmen, die Kontraste so zu behandeln, daß sie sich gegenseitig sowohl dämpfen als heben. Ob man die Bindung gelungen finden oder ob man mir vorwerfen wird, ich habe versucht, Öl und Wasser zu mischen, das wird sich nun zeigen; es wird natürlich beiderlei Urteil auftreten und seinerzeit wird sich ergeben, welches vorwiegt. Heftigen Angriff hat wohl der politische Teil des Inhalts zu erwarten. Es versteht sich, daß dieses Vorwort ihm einen Schutz nicht hinzubringen kann, den er sich nicht selber gibt, doch habe ich dem Gleichgewichte der Teile vieles geopfert, was zu ausführlicherer Rechtfertigung meiner Ansicht im Entwurfe gesagt war, und muß nun gewärtig sein, daß mir mancherlei eingewendet wird, was ich gar wohl weiß und worauf die Antwort nur zwischen den Zeilen zu lesen ist. Kann sein, daß ich mich noch veranlaßt finde, zu meiner Verteidigung da oder dort

in einem Blatte das Wort zu nehmen. Was ich am sichersten voraussehe, ist der Vorwurf der Gefühlspolitik. Es ist nicht neu, daß diejenigen, welche die Politik des falschen, durch horizontlose Reflexion verengten Gefühls predigen, die beliebte Redensart gegen uns anwenden und leidenschaftlich uns die Leidenschaft für das Vaterland vorrücken. Daran ist nichts zu ändern, es mag seinen Lauf haben.

Das Politische in dieser Reiseschilderung ist auch die Ursache, warum die Neue Folge der „Kritischen Gänge" in Heften erscheint: wenn ich damit wartete, bis das Ganze gedruckt war, so mußte ich fürchten, von den Tagesereignissen zu weit überholt zu werden; daher schicke ich dieses Heft voran. Man wird mir nun vielleicht vorhalten: „Diese Besorgnis, daß deine Arbeit veralten könnte, ehe sie erscheint, ist die Strafe dafür, daß du mit Betrachtungen, deren Wert vom Wechsel des Täglichen unabhängig ist, solche verknüpft hast, die mit dem Tage gelten und untergehen; ja du bist schon jetzt überholt, du erfreust dich unter anderem der Zusammenkunft zu Teplitz, und bereits rechtfertigt die Aussicht auf eine Zusammenkunft in Warschau die Befürchtungen derer, welche in der ersteren lediglich nichts sahen als einen Beweis, daß Österreich seine Stütze überall, nur nicht in der Befriedigung seiner Völker sucht; es wird sie in Rußland finden, und deine ganze Schlußreihe, gelegentlich auch dein Lob des österreichischen Undanks für die Hilfe in Ungarn, fällt über den Haufen. Ich verzichte auf die Einrede, daß wir noch nicht wissen können, was in Warschau vorgehen wird; ich antworte aber zweierlei. Mag immer eine neue Art heiliger Allianz dort beschlossen werden, sie kann nur kurze Zeit, nur scheinbar das Rad hemmen, es wird unaufhaltsam auf denselben Punkt rollen, auf dem es stand, als ich diese Blätter schrieb, d. h. für Deutschland wird derselbe Zusammenhang seiner Lebensfrage mit der österreichischen wiederkehren, wie er damals vorlag, ja nur noch dringender wird uns eine nahe Zeit die Mahnung bringen, nicht untätig den dunkeln Geschicken des Kaiserstaats zuzusehen, und meine Überzeugung, daß der Schlüssel der deutschen Frage in Österreich liegt, wird recht behalten. Dies ist das eine, das andere aber, was ich erwidere, liegt tiefer. Mögen die Dinge wechseln, wie sie wollen, mag, was ich hier aus dem Innern in die Welt hinausgebe, nach

der Seite seiner Anwendung auf die Lage der Dinge früher oder später veralten, es enthält hoffentlich einen Kern, der bleibenden Wesens ist, und das ist einfach die Liebe zum Vaterland, von der ich Zeugnis ablegen will, damit in ferner Zukunft, wenn unsere Generation längst hinunter ist, ein Leser, dem diese Blätter in die Hand fallen, sagen könne: damals fieng doch die Nation wirklich an zu leben, man ersieht es daraus, daß die Lauheit der Humanisten gegen das öffentliche Leben aufhörte; es paßt zwar schon lange nicht mehr, was der Mann da gesagt hat, aber wie hätte er es sagen können, ohne das, was immer wahr bleibt, an das Veränderliche anzuknüpfen?

Wenige Monate später, im Februar 1861, schrieb Fr. Vischer zur Einführung des dritten Heftes der Neuen Folge seiner „Kritischen Gänge" (I, 3, S. IV—VII):

Im ersten Heft verfocht ich mich zwar mit unverhohlner Leidenschaft gegen jene Politik, welche das Heil Deutschlands von einem untätigen Zusehen bei einer gehofften Zertrümmerung Österreichs erwartet, aber ich ließ es wahrlich nicht zweifelhaft, wie ich das zähe Haften dieses Staats am unfreien Geiste des Mittelalters beurteile und wo man mich zu suchen hat, wenn es die inneren Prinzipien gilt . . . Eine Unterlassung kann dort, im ersten Heft, getadelt werden — und es nimmt mich wunder, daß es nicht schon geschehen ist —: daß ich, da ich es ja doch mit der italienischen Frage zu tun hatte, kein Wort vom Wanken des Papsttums gesagt habe. Ich unterließ es, weil diese Seite der Verwicklung damals noch mehr im Hintergrunde stand und weil ich die realen Betrachtungen nicht über ein gewisses Maß im Verhältnis zu den ästhetischen ausdehnen wollte. Übrigens folgt aus meinen Sätzen von selbst der Untersatz, daß hier derselbe innere Widerspruch vorliegt, wie ihn im großen und ganzen die italienische Erhebung für einen Deutschen mit sich führt, der vor allem sein Vaterland liebt und doch dem Wälschen nicht zürnt, daß er das seinige auch liebt. Betrachten wir Italien und mit ihm zugleich das kosmopolitische Interesse des Protestantismus, der Aufklärung, der Geistesfreiheit isoliert, vergessen wir das rein politische Interesse Deutschlands, vergessen wir, wer es ist, dessen Hilfe die Lombardei an Piemont gebracht und die weiteren Vergrößerungen dieser Macht angebahnt hat, so können und

müssen wir mit ungeteilter Freude die endliche Erschütterung jenes uralten Stücks Ägypten oder Indien begrüßen, das in die europäische Kultur hereinragt und bereits vierthalb Jahrhunderte seinen moralischen Tod überlebt. Allein sobald wir nicht isolieren, nicht absehen von dem, was zum Ganzen der Sache wesentlich gehört, so haben wir dieselbe Antinomie vor uns wie in der italienischen Frage überhaupt. Wäre es ein Gustav Adolf, der Europa von diesem Alp zu erlösen sich anschickte, ja, dann läge die Sache einfach; es ist aber kein Gustav Adolf, sondern ein französischer Usurpator, der listig und entschlossen die großen Losungsworte des modernen Geistes auf das Panier einer Politik schreibt, für deren wahren Charakter es nur e i n Wort gibt: arsenikalisch; es ist der Herrscher eines katholischen Landes, der nicht üble Lust zeigt, den gestürzten Träger der dreifachen Krone sich einzuheimsen oder mit dem Golde, das er von dieser abkratzt, die mangelhafte Vergoldung der eigenen aufzubessern; es ist der Mann, der, um sich auf dem unterhöhlten Throne zu behaupten, seine geblendete Nation zu einem Grade von Machtvergrößerung führt, die schon jetzt für Deutschland eine Erniedrigung ist; endlich aber — nein, nicht endlich, sondern vor allem: es ist der Feind, der dies Deutschland ausdrücklich mit Beraubung und gänzlicher Demütigung bedroht. Freilich das eben wollen viele Tausende in Deutschland nicht sehen, das letztere nicht und jene bereits vollzogene Erniedrigung auch nicht. Es ist, als ob die deutschen Gesichter mit verschiedener Haut überzogen wären: was den einen wie ein frecher Schlag auf dem Backen brennt, das spüren die andern nicht; es ist, als ob sie verschiedene Augen hätten: wo die einen mit mathematischer Deutlichkeit einen Überfall Deutschlands als Napoleons Endziel erblicken, da sehen die andern nichts oder gar eine Gruppe in Rosenlicht: Germania und Gallia, die sich die Hände reichen. Für jene aber liegt in diesem neuen Streite zwischen Kaiser und Papst eine der gründlichen politischen Verwicklungen vor, worin man dasselbe, was man nach der einen Seite wünschen muß, nach der anderen nicht wünschen kann. Schädliches wird durch nicht minder Schädliches gestürzt, der Untergang einer Macht, die geistig verderblich ist, stärkt eine andere, die politisch verderblich ist. Es wäre überhaupt eine hübsche Aufgabe, ein Buch zu schreiben: politische Antinomien. Allerdings verhält es sich mit diesen anders als

mit den philosophischen, welche der alte Kant aufstellte und nicht löste: in der Politik gilt es, sich zu entscheiden und zu handeln. Doch nicht in allen Fällen mit gleicher Notwendigkeit; im Kriegskonflikte mit Österreich forderten wir, trotz der Antinomie, Entscheidung und Handlung für das deutsche Interesse; in diesem Konflikt aber kann Deutschland zusehen, wenn es sich nur zugleich politisch vorsieht; ich meinesteils war nie der Meinung, daß es politisch getan sei, wenn wir uns in die weiteren inneren Vorgänge Italiens einmischten, die dem Frieden von Villafranka gefolgt sind; eines aber ist gewiß: jubeln können wir nicht, Glück wünschen nicht und über den Fall des Papsttums, wenn er erfolgt, nur stille und mit dem Vorbehalte der einträchtigen Rüstung gegen den gefährlichen Sieger uns freuen; und noch eines ist auch gewiß: den Dank, den ein Deutscher für den traurigsten aller parlamentarischen Siege, der im eigenen Volk unverantwortlich die Zwietracht schürt, bei dem fremden Volk erntet, den werden wir ihm nicht beneiden.

Zu seiner Schrift „Ein Schützengang“ bemerkt er in dem Vorwort zum vierten Hefte der Neuen Folge (II, 4, S. V—VII):

Wenn als Fortsetzung der „Kritischen Gänge“ diesmal zunächst ein „Schützengang“ auftritt, so ist es nicht so bös gemeint, als es aussieht. Betrachtungen, die sich an den Besuch des ersten deutschen Schützenfestes knüpfen, werden natürlich auch Urteil enthalten, aber man wird sich, hoffe ich, überzeugen, daß ich nicht mit der kritischen Brille auf der Nase nach Frankfurt gezogen bin; ja der schildernde Teil wird vielleicht nur zu enthusiastisch erscheinen; er ist in der ersten Wärme des noch frischen Festeindrucks geschrieben; seither ist so vieles ins deutsche Land gegangen, daß ich besorge, er werde kaum mehr auf die empfängliche Stimmung treffen, werde hinkend post festum kommen. Sei es darum! In noch viel weitere Zeitferne gerückt, entnommen aus der Umgebung einer peinlichen Wirklichkeit mag mein anspruchsloser Bericht einem späten Leser begegnen, der ungestört von dem, was uns verwirrt, niederschlägt und jene farbenreichen Tage so rasch in unserer Erinnerung gebleicht hat, nicht ohne Rührung bei diesem Bilde des ersten nationalen Festes der Deutschen verweilt. Komme ich in diesem Sinne jetzt zu früh, so muß ich ein Geständnis hinzufügen, das erklärt, warum ich zu spät komme, um solche Leser hoffen zu dürfen, die mir den nötigen Schwung eben

erlebter Festfreude entgegenbringen. Der „Schützengang" sollte eigentlich im vorigen Herbst erscheinen; die politischen Betrachtungen, die seine zweite Hälfte bilden, schlossen ursprünglich anders, positiv: ich hielt es damals für rätlich, das Delegiertenprojekt, obwohl es kümmerlich genug war, dennoch anzunehmen. Ich überzeugte mich eines anderen, während bereits die Korrekturbogen vor mir lagen. Auf ein Angebot, das so blutwenig zusagt, kann eine Nation eintreten nur auf Hoffnung, in kurzer Zeit das Bewilligte fortzubilden und zu erweitern, bis es ihrer gerechten Forderung genügt. Dazu bedarf es eines moralischen Drucks, der schlechterdings voraussetzt, daß die kleine Handhabe mit frischem Mut angefaßt werde. Dieser Mut war nirgends zu finden und, wie ich bald erkannte, nicht hervorzubringen. Da es mir im Schlafe nicht einfiel, dem Projekt in anderem als solchem eventuellen Sinne zuzustimmen, so strich ich diesen Teil meiner Arbeit und beeilte mich wenig mit der Umänderung, denn ich zog nun vor, dem „Schützengang" erst noch andere Aufsätze beizugeben und ihn so in einem vierten Hefte der neuen Folge der „Kritischen Gänge" erscheinen zu lassen. Die politischen Reflexionen, wie sie jetzt umgearbeitet lauten, verzichten darauf, für die Gegenwart Rat zu wissen, und schließen mit dem Blick in eine späte Zukunft. Wer Besseres weiß, der hebe den ersten Stein gegen mich auf! — — Zürich, den 16. März 1863.

Das Vorwort, welches er am 6. März 1866 zum fünften Hefte setzte, schließt mit Bezug auf das Sendschreiben „An Herrn Staatsrat Hehn in Petersburg" und den „Gang am Strande" (II, 5, S. VII f.), wie folgt:

Das zweite Stück, ein Sendschreiben, ist im wesentlichen politischen Inhalts wie ein Teil des dritten: „Ein Gang am Strande." Weil ich sehr wünschen muß, daß man auch lese, was zum letzteren nachzutragen war, Vorreden aber gern überschlagen werden, so habe ich vorgezogen, diesem eine Vorbemerkung unmittelbar an die Seite zu geben. Merkwürdigerweise steht nun in diesem Augenblick die Welt so, daß diese Vorbemerkung auch für das zweite Stück paßt. Da ist nämlich von Italien die Rede, von meiner Haltung im Jahre 1859, die ich gegen den Vorwurf der Befangenheit, Ungerechtigkeit verteidigen muß, von einem innern Kampfe, in dem ich mich befunden hätte, wenn nicht das Bündnis Italiens mit Frankreich gewesen wäre, im dritten Stück aber von Deutschland,

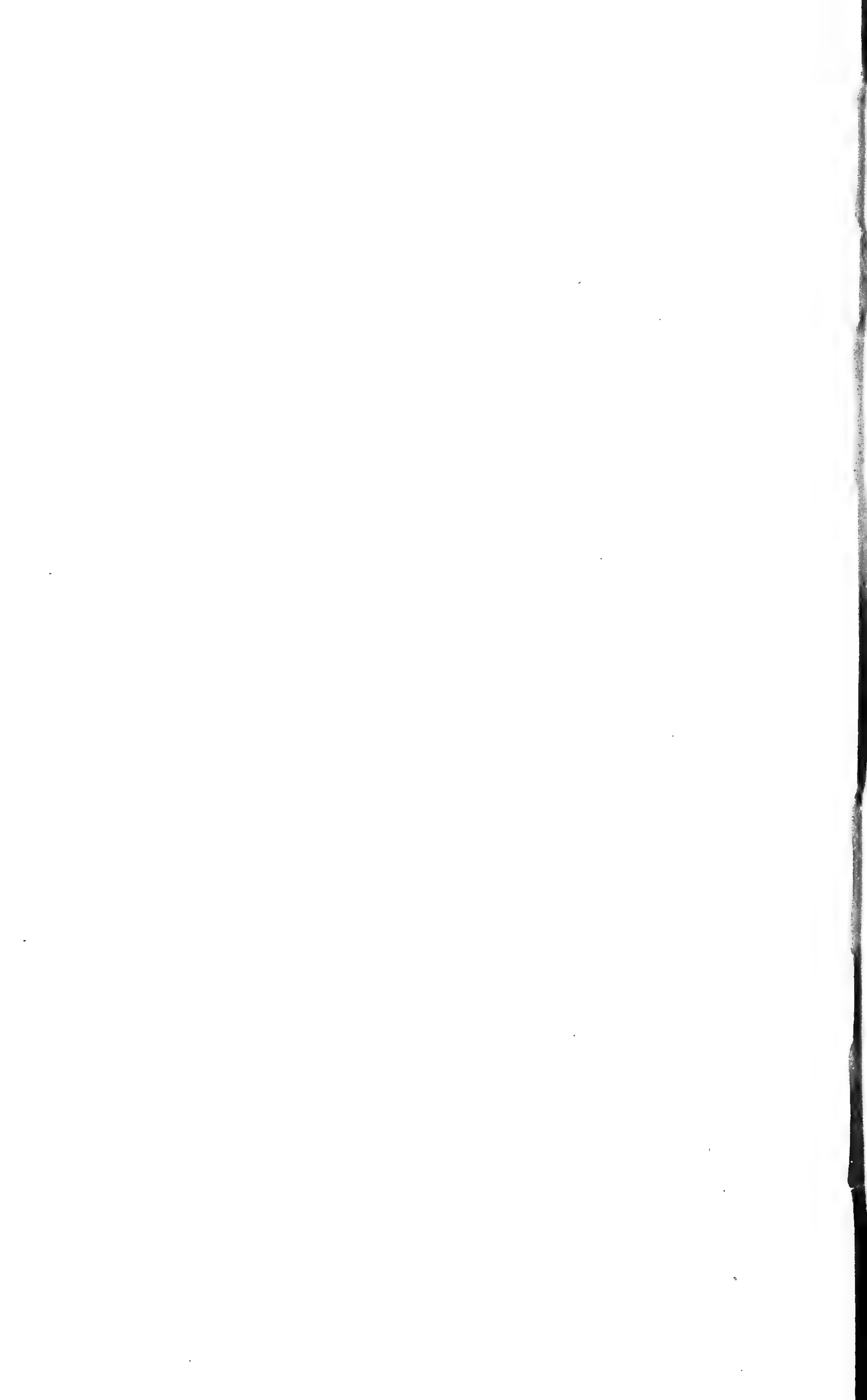
von dem Stande seiner brennenden Fragen im Anfang letzten Winters; und nun verknüpft sich beides so, daß vielleicht morgen Italien seine Bundesgenossen gegen Österreich in Deutschland hat. Dann freilich wird von innerem Konflikt eines Deutschen, der das italienische Volk liebt, vollends keine Rede sein können; ich meine: eines wirklichen Deutschen. Der ideale Schimmer, der es trotz den Ränken, aus denen die damaligen Ereignisse hervorgiengen, immer noch umgab, wird schwinden; das Urteil der Nationen und der Nemesis wird seinen Namen neben den preußischen in das große Schuldbuch eintragen, dessen Posten noch nie vergessen worden sind.

Da in Deutschland jetzt alles möglich ist, so ist auch möglich, daß unsere Befürchtungen schon als ein verflogener Wahn erscheinen, bis diese Vorrede und jene einleitende Bemerkung aus der Presse hervorgehen. Das Elend aber, daß wir der Spielball solcher Möglichkeiten sind, bleibt sich gleich und so werden die schmerzlichen Worte eines Vaterlandsfreunds leider gleich rechtzeitig kommen, mag bis dahin der Verrat bestätigt, der Bürgerkrieg ausgebrochen sein oder nicht.

Inhalt.

Erster Teil.

Zweiter Teil.



Erster Teil



Dr. Strauß und die Württemberger.

Strauß hat sich durch seine Schrift über das Leben Jesu den Befreiern des Geistes vom Buchstabendienste auf eine der Aufgabe des Jahrhunderts würdige Weise angereiht. Er gehört der Zahl jener repräsentativen Menschen an, welche die verschiedenen Radien eines langen Kulturprozesses zu einem Brennpunkte vereinigen und, indem sie das Gegebene und Vorbereitende zu einem bestimmten Resultate abschließen, ebendadurch eine Reihe neuer Wirkungen eröffnen und schöpferisch auftreten. Zugleich teilt er mit allen ihm verwandten Vorkämpfern in der Geschichte des Geistes das Los, daß diejenigen mitlebenden Generationen, die in einer dem Prinzipe nach zurückgelegten und veralteten Gestalt des Geistes wurzeln, nur die negative Seite seiner Erscheinung aufzufassen vermögen und, indem sie die positive Basis übersehen, in ihm nur einen zerstörenden Geist erblicken. Die Charakteristik, die ich hier versuchen will, ist nicht für diese Greise des Jahrhunderts, sondern für diejenigen, welche, selbst jugendlich, das Jugendliche und Freiheitskräftige in dieser Erscheinung anzuerkennen und öffentlich zu begrüßen wagen. Indem sie aus dem Privatleben dieses Mannes, das ich von Kindheit an fast durch alle seine Stationen aus der unmittelbarsten Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, so vieles aufnehmen wird, als für die Entwicklungsgeschichte seines Geistes ein Moment bildet, hat sie am allerwenigsten die Absicht, diejenigen seiner Gegner zu widerlegen, welche in ihren Invektiven das wissenschaftliche Gebiet verlassen, ihren Feind vor das Forum des Gewissens gezogen und durch eingestreute Winke seinen Privatcharakter verdächtigt haben: die wohlbekannte, althergebrachte Taktik des Fanatismus. Menzel hat in dieser Richtung das Äußerste getan, und die tolle Wut der „Evangelischen Kirchenzeitung" ist gegen die Perfidie seiner verdächtigenden Seitenhiebe ehrlich zu nennen. Wer die tiefe Verworfenheit eines solchen Verfahrens nicht von selber fühlt, wer im Angesichte der Öffentlichkeit solche gebrandmarkte Waffen zu führen die Schamlosigkeit hat, mit dem hat weder die Literatur, noch die Gesellschaft irgendein weiteres Wort zu reden.

Der strengen Wissenschaft überlasse ich das Geschäft, die Straußische Leistung aus der Geschichte der Theologie und Philosophie als notwendiges Resultat bisheriger Entwicklung zu begreifen: eine schöne Aufgabe für einen unbefangenen, über dem Einzelkampfe befangener Kritik stehenden Dogmenhistoriker. Ich abstrahiere von dieser rein szientifischen Seite und frage: Wie kam es, daß gerade diese Persönlichkeit von dem Geiste der menschlichen Bildungsgeschichte zu dem Organe berufen wurde, das jenes Resultat ziehen sollte? Welche Erziehung genoß, wie reifte dieselbe zur Erfüllung ihrer Aufgabe heran? Es erhellt hier sogleich, daß wir bei dem Individuum nicht stehen bleiben dürfen, daß wir vielmehr auf den Boden der näheren und weiteren Umgebungen hinausblicken müssen, in welchem dieses Individuum wurzelt und heranwuchs. Unsere Frage bestimmt sich also sogleich weiter zu der anderen: wie kommt es, daß gerade dieser Teil von Deutschland und näher diese Provinz dem Vaterlande und der Menschheit ein solches Individuum schenkte? Strauß ist von seinen Landsleuten zuerst und am zahlreichsten bekämpft worden; dies könnte man mir sogleich als Beweis entgegenhalten, daß diese Frage gar nicht aufzuwerfen sei. Strauß mag seine Ansichten geholt haben, wo er will, wird man mir einwenden, in Schwaben hat er sie nicht geholt. Schwaben hat es freilich von jeher geliebt, seine edelsten Kinder zu verleugnen. Es hat Schiller erzeugt und fortgeschickt, es hat Schelling und Hegel erzeugt und fortgeschickt, es hat Strauß erzeugt und grausam aus seiner Laufbahn geworfen. Es ist nicht die erste Mutter, die ihr eigen Kind verstößt. Daß eine geistige Gemeinschaft eine Erscheinung, die aus ihrer eigenen Mitte hervorgegangen ist, nicht anerkennt, daß sie in dem reifen Produkte der in ihr selbst gärenden Elemente diese nicht wiederfindet, daß sie ihre eigenen Züge in ihrem Sohne nicht wiedererkennt, kann nur denjenigen befremden, der nicht begreift, wie das Gewordene zugleich etwas spezifisch Neues sein kann, das über die Substanz, aus der es hervorgegangen, hinausgeht und ebendarum in einen Gegensatz gegen dieselbe tritt, weil diese selbst bloß der Faktor, nicht das Fazit ist. Kant erkannte in Fichte, Fichte in Schelling, Schelling in Hegel nicht den Vollender seines Prinzips. Statt uns durch die Befehdung, die Strauß gerade von seinen Landsleuten erfährt, in der Überzeugung, daß sein Unternehmen nicht

zufällig von Schwaben ausgieng, irremachen zu lassen, werden wir vielmehr ebendiesen Widerspruch in einem weiteren und allgemeineren begründet sehen, in welchem die schwäbischen Zustände mit sich selbst stehen, einem Widerspruche zwischen der Freiheit und Tiefe des Naturells, die im einzelnen häufig zur erfreulichsten Reife gedeiht, und einer Verknöcherung und Versauerung, welche vielfach mit Recht getadelt wird, aber selbst wieder nur die Kehrseite besserer Eigenschaften ist. Jede wahre Charakteristik wird die Mängel ihres Gegenstandes nur als die andere Seite seiner Vorzüge und umgekehrt schildern. Dies wird auch meine Aufgabe sein, und ich hoffe daher, nicht als befangen und parteiisch zu erscheinen, weder gegen meine Landsleute, noch gegen die Norddeutschen. Den Gegensatz der norddeutschen und süddeutschen Natur und Bildung zu gründlicherer Debatte zu bringen, halte ich für zeitgemäß; die Sache ist, namentlich durch die Ausfälle einiger jungen Schriftsteller auf die schwäbischen Dichter, ohnedies angeregt, es ist manches Wahre neben vielem Unwahren ausgesprochen worden und bereits böses Blut vorhanden. Hat man uns dies und das mit Recht zum Vorwurfe gemacht, so haben auch wir dies und das gegen die norddeutsche Art zu sagen; so kann denn ein Versuch, die Sache einmal in der Wurzel zu fassen und den Kampf der Gereizten mit Besonnenheit zu einer Nationalfrage zu erheben, nicht am unrechten Orte sein. Wie die wahre Betrachtung von Differenzen zwischen ganzen Völkern nur die sein kann, wenn man nachweist, wie die Mängel und Vorzüge auf beiden Seiten sich durch gegenseitigen Austausch ergänzen würden, so wird ein relativer Gegensatz größerer Stämme innerhalb eines Volkes, in diesem Sinne zur Sprache gebracht, aus den Reibungen der Privatleidenschaft zu einem heilsamen Austausche gegenseitiger Zugeständnisse und einer vernünftigen Bemühung führen, sich gegenseitig zu ergänzen. Kann ich mich nicht zur Höhe des ganz Unparteiischen erheben, so mag die Jenseitigen das Geständnis versöhnen, daß ich es mir nicht zur Ehre schätzen würde, aus der Substanz meines Stammes ganz heraus zu sein, wäre dies auch möglich; hebe ich das Enge, Triste in unseren provinziellen Zuständen vielleicht nicht ohne Bitterkeit hervor, so dürfen die Diesseitigen glauben, daß ich dennoch heute, wenn ich vom Vaterlande scheiden müßte, nach den Rebenhügeln des Neckars, nach den weichen

und zutraulichen Klängen der heimischen Sprache, nach all der behaglichen Vetterlichkeit und Bäslichkeit mich mit ganzem Herzen zurücksehnen würde. Darum aber muß ich inständig bitten, daß niemand, was ich von relativen Gegensätzen des norddeutschen und süddeutschen Naturells sage, absolut nehme oder dessen Richtigkeit an Individuen messe, in denen das Vaterländische bis zu einem Minimum verwischt ist.

Ich werde bei dieser allgemeinen Seite länger verweilen, als notwendig wäre, um den Verfasser des Lebens Jesu, wie seine Natur und Bildungsgeschichte provinziell bedingt ist, zu charakterisieren. Die Charakteristiken, welche diese Zeitschrift zu liefern sich vorgenommen hat, dürfen wohl etwas von der Natur des Epos annehmen, sie dürfen in das Privatleben, das Subjektive, die Breite gegebener Zustände eingehen, allerlei Nebenwege und Fußpfade einschlagen, mitunter wohl auch an einer grünen, schattigen Stelle sich etwas niederlassen und dem Gesange der Vögel horchen, wenn sie nur nicht allzuspät wieder in den vorgesetzten Weg einlenken; der strenge dramatische Gang und die gemessene Eile nach dem mörderischen fünften Akte mag den Kritiken überlassen bleiben.

Das süddeutsche Naturell im allgemeinen repräsentiert gegenüber dem norddeutschen die Kräfte der Sinnlichkeit im niederen wie im höheren Sinne, frische Genußfähigkeit, sowie Frische in denjenigen Tätigkeiten des Geistes, welche den Gedanken involviert in sinnliche Form, in der Gestalt des Unmittelbaren zutage bringen: im Elemente ethischer Empfindung das Gemüt, im Elemente der Kunst die Phantasie. Wir können alles in den Begriff der Naivität zusammenfassen, wenn nur nicht übersehen wird, daß dieser Begriff auf die verschiedensten Stationen geistiger Bildung Anwendung finden kann, daß er keineswegs bloß den Zustand der Kinder bezeichnet, sondern eine Tinktur, eine allgemeine Atmosphäre, welche auch über eine reich entwickelte und vielfach reflektierte Bildung ausgebreitet sein kann. In diesem Elemente wird nicht nur der zersetzende Verstand weniger hervortreten, sondern auch der handelnde Wille nicht so straff angezogen und dezidiert sein, als wo die ganze Bildung aus der Sphäre der Naivität heraus ist. Der Dichter schlendert, geht spazieren, steckt die Hände in die Tasche und gafft nach den Vögeln, darüber stößt er leicht die Nase an und wird aus-

gelacht. Nicht als ob er im Blauen nach leeren Idealen jagte, er sucht das Große auch in der Gegenwart und will, daß es geschehe. Laßt die Idee auch in der Politik einen neuen Aufschwung nehmen, und sein offenes Gemüt wird sich ihr freudig auftun. Süddeutschland war im Mittelalter nicht nur in rein geistigen Dingen, sondern auch im politischen Leben der klassische Boden Deutschlands; der Mangel an Raschheit des Willens und Entschlusses, welchen die süddeutsche Naivität mit sich führt, kommt in ganz anderen Gebieten als denjenigen zum Vorschein, wo das Leben ins Große geht und Ideen herrschen. Darauf werden wir wieder zu sprechen kommen. Man kann auch in der Politik ein verständiges und ein poetisches Prinzip unterscheiden: jenes ist das Prinzip des über die Individuen übergreifenden abstrakt Allgemeinen, dieses das Prinzip der Individualität, wenn man will, das demokratische. Beide Prinzipien zu vereinigen, ist die Aufgabe des Staates. Im Mittelalter herrschte das zweite so über das erste vor, daß von Staaten hier kaum gesprochen werden kann: atomistischer Eigenwille der einzelnen, die einander nicht entbehren konnten und doch durch kein zwingendes Band der Allgemeinheit zusammengehalten waren. Die moderne Zeit schuf eigentlich erst dieses Band, neben welchem aber in den konstitutionellen Staaten des südlichen Deutschlands jenes Moment der Individualität als Liberalismus kämpfend fortdauert, in Norddeutschland dagegen, wo die geschichtlichen Bedingungen ganz andere sind, entschieden zurücktritt. Wenn ich hiemit dem süddeutschen Naturell auch im Politischen das poetische Moment vindiziere, so will ich damit keineswegs sagen, daß Süddeutschland die Poesie gepachtet habe, aber daß es der klassische Boden der Poesie im eigentlichen Sinne war während des Mittelalters, weiß die Geschichte. Von der Reformation an wurde es anders. Mit ihr trat das Prinzip der Reflexion, Kritik, des Verstandes, der Subjektivität, die ihre naiven Zustände ausgetreten hat und das Allgemeine in Form des Gedankens sucht, in die deutsche Geisteswelt ein, und mit ihr rückte der Herd der deutschen Bildung immer mehr nach Norden. Preußen, der Staat des Protestantismus, durch die Gewalt des Verstandes auf unbedeutende Vergangenheit und mageren physischen Boden gebaut, erhob sich als Zentrum der norddeutschen Bildung, und es entwickelte sich der große Gegensatz des norddeutschen und süddeutschen

Geistes. Derjenige Teil von Süddeutschland, wo die Reformation nicht durchdringen konnte, ist von nun an nicht mehr der Herd der deutschen Intelligenz; mag das Gebiet der Empirie mit großer Gründlichkeit und großem Erfolge angebaut werden, mag die Kunst mit reicheren Kräften der Sinnlichkeit fortblühen, mag ein frischerer Lebensgenuß dem norddeutschen Gaste ein Capua bereiten, mag alles Liebenswürdige der naturfrischen Kraft, der Naivität, der schlichten Gediegenheit seinen Reiz über diese Gegenden ausbreiten: die Geschichte des deutschen Geistes hat hier nicht mehr ihre Heimat, und der protestantische Gast muß in diesem epikureischen Elemente dennoch von Heimweh ergriffen werden.

Von diesen katholisch gebliebenen Teilen sondert sich nun vor allem Württemberg, das alte Württemberg mit Ausnahme seiner oberschwäbischen Erwerbungen, wo noch ein heiterer Katholizismus lebt (von den fränkischen wird nachher die Rede sein), auf eine eigentümliche Weise ab, oder vielmehr es bildet ein interessantes Vermittlungsglied zwischen dem Norden und Süden. Der Eigentümlichkeit des Südens, der Sphäre der Naivität gehört es noch jetzt unzweifelhaft an; noch wird jeder Norddeutsche hier das süddeutsche Behagen, das gesunde Phlegma, die frische Genußfähigkeit, das Konkrete und Kompresse einer fest in sich zusammengehaltenen Gemütswelt, er wird die wesentlichsten Elemente des Mittelalters hier finden; wie wird er sich aber täuschen, wenn er darum meint, ein Naturvolk voll heiterer Illusionen über die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Geistes zu treffen! In diesem weichen, scheinbar durchaus behaglichen Elemente wird er auf die skrupulöseste Dialektik, auf die tiefsten Zweifel, auf das weiteste Interesse an den spitzigsten Fragen moderner Bildung, auf eine melancholische Entsagung, er wird auf so viel Hamlet und Faust stoßen, daß seine etwaige Lust, sich zu der erwarteten Naivität ironisch zu verhalten, leicht selbst als Naivität könnte zu stehen kommen. Die Sache ist einfach: Württemberg nahm die Reformation mit einem Eifer, einer Entschiedenheit auf wie kein anderer süddeutscher Staat. Die Religion, die Konfession ist eine Probe des Menschen, sie ist kein äußerlich umhängender Mantel, sie geht bis in die Fußspitze. Das Prinzip der Subjektivität, der Freiheit, der Reflexion in sich, der Lossagung vom Gegebenen und bloß Positiven, ist identisch mit

dem des Protestantismus, so inkonsequent dieser, wie er geschichtlich auftrat, in der Durchführung dieses Prinzips verfahren mochte. Der Protestant ist ein für allemal entschlossen, aus der sinnlichen Anschauung, aus der Meinung, daß geistige Wahrheiten ein äußerlich Gegebenes, ein Stoff, ein Ding seien, sich in sich selbst zurückzunehmen und nichts als wahr anzuerkennen, was nicht ein Prozeß des eigenen Bewußtseins, eigenes Tun, selbsterlebt und selbstbegründet ist. Er ist aus der Strömung der Substanz heraus und auf die eigenen Füße getreten, hat die Autorität abgeworfen und den Weg des Zweifels betreten, der zwar durch Dornen, aber doch allein zur Freiheit des Geistes führt. Man kann nun sagen: das Naturell des in unseren Gegenden angesiedelten Volksstammes hat eine besondere Empfänglichkeit für dieses weltgeschichtliche Prinzip in sich getragen, oder: die Aufnahme dieses Prinzips hat unser Naturell aufgeweckt und uns die Augen aufgetan; ohne Zweifel ist beides richtig. Die Auswanderungs- und Reiselust der Schwaben beurkundet einen angeborenen Sinn in die Weite, einen Trieb, zu erfahren, was hinter den blauen Bergen sei, und hängt gewiß mit diesem geistigen Freisinne zusammen. Das Eigentümliche aber ist, daß hier scheinbar widersprechende Kräfte ineinander verwachsen sind: das Moment der tieferen Reflexion, der Freiheit von Autoritäten, der Kritik, der Innerlichkeit, und zugleich die Kräfte des Mittelalters, die Naivität, die Naturfrische, die Naturbehaglichkeit, das einfach-treue, schlichte, alte, körnig substantielle, gedrungene Wesen. Will man den Sinn des Württembergers in ein kurzes Wort zusammenfassen: es ist, was der unlösbarste Widerspruch scheint, das Moment der Reflexion in sich, des freien und kritischen Selbstbewußtseins in der Form der Naivität. Es ist hier nicht der Ort, die Frage zu lösen, wie scheinbar so disparate Elemente ineinander impliziert sein können; wer aber überhaupt erwägt, wie bei allem raffinierten Nivellement der modernen Zeit, wodurch alle Naivität und nationale Besonderheit aufgehoben zu werden scheint, dennoch der Engländer Engländer, der Franzose Franzose, der Italiener Italiener in all seinem Tun und Wesen bleibt, der wird auch diese Erscheinung nicht unerklärbar finden.

In dem kleinen Gemälde der schwäbischen Art und Bildung, das ich hier entwerfen will, werden wir auf eine Menge von Widersprüchen stoßen, ohne uns, nachdem wir diesen höchsten nicht be-

fremdend gefunden haben, dadurch irren zu lassen; vielmehr werden wir entgegengesetzte Eigenschaften, wo sie uns begegnen, leicht auseinander ableiten und als die Kehrseiten einer und derselben Grundeigenschaft einsehen. Das Individuum, dessen bedeutende Leistung uns zu dieser Schilderung die Veranlassung gab, werden wir dadurch nicht zu weit aus den Augen verlieren, sondern die Summe der gesammelten Bemerkungen wird uns zur Beleuchtung dieses Charakters wesentliche Dienste leisten, wir werden eben jene Doppelnatur des schwäbischen Wesens in ihr aufs reinste repräsentiert finden: auf der einen Seite den poetischen Tiefsinn, auf der anderen die Kraft und Kühnheit des Zweifels, der Kritik. Ich weiß wohl, daß man Strauß die erstere Seite, den poetischen Tiefsinn, ganz abgesprochen und den bloßen Scharfsinn vindiziert hat, aber ich hoffe, wir werden dies anders finden. Greifen wir indessen nicht voraus.

Das im allgemeinen Umrisse oben geschilderte schwäbische Naturell aus dem Charakter der Rasse, der umgebenden Natur, der Lebensart usw. geschichtlich zu erklären, überlassen wir dem Historiker und deuten nur vorübergehend auf die geographische Bestimmtheit des Landes hin. Wir haben Berge. Dies ist wichtiger, als man glaubt, auch für die geistige Entwicklung. Berge wirken mächtig auf die Phantasie, die duftigen Konturen am Saume des Horizonts führen die Seele ins Unendliche hinaus und stimmen poetisch. Wir sind aber kein Gebirgsvolk, d. h. kein durch großes und zusammenhängendes Gebirge von der Kultur abgeschlossenes und in kindlicher Naivität zurückgehaltenes Volk. Die deutschen Stämme, welche so wohnen, hat ein unglückseliges Los getroffen. Die Naivität kann ihrer höchst verführbaren und widerstandslosen Natur nach dem modernen Elemente in die Länge nicht verschlossen bleiben. Da nun diese Stämme dasselbe nicht von innen heraus entwickelt, sich nicht aus sich selbst gebildet haben, so kommt ihnen die Kultur als ein verderblicher Giftstoff von außen; sie nehmen ihre schlimme Seite, das Raffinement, die Korruption, wie Wilde den Branntwein, zuerst auf, ehe die gute einzudringen vermag. . . . Seit einiger Zeit wird Tirol immer mehr zu Reisen empfohlen; wie lange wird es dauern, so wird man statt der alten Tiroler Menschen finden, die mit ihrer ehemaligen Naivität kokettieren, mit ihrer Nationalität, ihren Töchtern Handel treiben, an jede ihrer Naturschön-

heiten eine Bude setzen, um sich den Anblick bezahlen zu lassen, und weder Naturmenschen mehr noch gebildete Menschen sind. Es muß ja so kommen, die liebe Natur muß der Bildung weichen, aber herzzerreißend ist dieser Anblick eines verspäteten Übergangs der Natur in eine überreife Kultur. Bald werden alle romantischen Trachten in Europa verschwunden sein; es sei denn, aber den Türken, der noch den Turban, dazu aber einen Frack trägt, will ich nicht sehen. Württemberg liegt vom großen Verkehre allerdings zu sehr ab, um die nivellierende und rasierende moderne Bildung in dem Grade, wie z. B. Baden, aufgenommen zu haben; aber es nahm von jeher an allen geistigen Fortschritten Deutschlands so positiven Anteil, daß es das Glück genießt, seine naive Eigentümlichkeit bewahrt und doch, indem es sich von innen heraus selbst bildete, frühzeitig genug vom Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen gegessen zu haben, um in den Steigerungen moderner Kultur beides unterscheiden zu können.

Unser Klima ist günstig, unser Boden fruchtbar; wir erzeugen Wein und trinken Wein. Der Schwabe ist lebhaft und flink wie alle Weintrinker; nur durch die blöde Oberfläche, die Abneigung gegen alle Affektation, die er irrig auf jede gewandte Form überträgt, die Schamhaftigkeit gegen jede allzu hastige Beweglichkeit des geistigen Interesses scheint er phlegmatisch. Doch bietet unser Boden keinen leicht zu erwerbenden Genuß, die Übervölkerung fordert mühsamen Fleiß. Der württembergische Bauer und Weingärtner ist durch seinen Fleiß berühmt, aber auch den anderen Ständen darf man Liebe zu angestrengter Tätigkeit nachrühmen. So arbeitet die Natur im harten Kampfe sich ab, der Wille fühlt sich, und das glückliche, aber unfreie Behagen eines Naturvolks liegt weit hinter uns. Wir haben keinen Überfluß, um epikureisch gestimmt zu werden, und doch reichlich genug, um, wie alle Süddeutschen, in der Kargheit des deutschen Flachlandes uns unheimlich zu fühlen. Man darf dem Oberdeutschen nicht so übelnehmen, daß er mit einem kleinen Schauder an die schmalen Bissen im Norden denkt; er fühlt, daß es nicht das Schlimmste in seinem Naturell ist, was mit der reicheren Fülle seiner Genüsse zusammenhängt. Ich erinnere mich, wie mich im Theater zu Berlin bei der Aufführung eines glänzenden Balletts plötzlich der Gedanke überfiel: so viel Pracht, und doch haben sie

keinen Wein! Die Rebenhügel des milden Schwabens taten sich vor mir auf, ich hörte das Jauchzen der Winzer, ein schmerzliches Mitleid mit den Bewohnern dieses kargen Bodens, ein großes Heimweh kam über mich.

Der schwäbische Dialekt spricht treu wie jeder Dialekt den Volksgeist aus. Ich spreche von dem Dialekte in Alt-Württemberg, der zwischen dem des oberen und unteren Neu-Württemberg in der Mitte steht. Die rauhen und harten Töne, das Unfreie und Schwere des Oberschwäbischen hat er ausgestoßen und neigt sich zu den weicheren Formen des Fränkischen. Die Nähe Frankens, dessen beweglichere und zugespitztere Sprache, dessen freiere Form und Sitte den Übergang zur norddeutschen Art bildet, sowie die frühen Einflüsse der Reformation als der Mutter des neuhochdeutschen Sprachniederschlags haben hier den alemannischen Dialekt aufgeweicht und aufgeklärt, ohne ihm das Zutrauliche, Heimliche, Offenherzige, Liebkosende, Naive zu nehmen. So durchdringt sich auch hier das Freie, Selbstbewußte, Reflektierte mit dem Sinnlich-Behaglichen, das Straffere mit dem behäbigen Schlendern. Die Norddeutschen sind in der Nachahmung unseres Dialekts besonders unglücklich; Altbayerisch, Österreichisch, Schweizerisch, weiß der Himmel was noch, wird für Schwäbisch ausgegeben, und die Schwaben ärgern sich darüber, weil der Dialekt zu der innersten Individualität gehört, und man ja niemand zwingt, unseren Dialekt nachzuahmen, der es nicht versteht. Zu den bezeichnenden Erscheinungen gehört auch dies, daß vielleicht mehr als irgendwo in Deutschland (die Schweiz und Österreich ausgenommen) auch die gebildeten Stände den provinziellen Dialekt reden, so daß auch nach dieser Seite das Reflektierte und durch Bildung Vermittelte im Elemente der Unmittelbarkeit verblieben ist. Der Norddeutsche befindet sich in Beziehung auf die Sprache in einer ganz anderen Situation. Da der ober- und süddeutsche Dialekt es war, aus dem das jetzige Hochdeutsch mit ungleich geringerem Einschlage des Plattdeutschen sich gebildet hat, so liegt für den Norddeutschen eine trennende Kluft zwischen seinem Dialekte und der gebildeten Sprache. Er hat von seinem Dialekte aus viel weiter zu dieser als der Süddeutsche, eben daher spricht er sie besser, denn er verzichtet von vornherein auf die Rechte seines Dialekts und redet sie von Kindesbeinen an als Kunstsprache, wodurch eine

solche Fertigkeit entsteht, daß sie ihm zum Dialekte, zur Natursprache wird und derjenige, der die Geschichte der deutschen Sprache nicht kennt und nicht weiß, daß Hochdeutsch eigentlich Süddeutsch bedeutet, in den Irrtum gerät, das Hochdeutsche sei in Norddeutschland zu Hause. Weil nun der Norddeutsche seinen ursprünglichen Dialekt von vornherein auf die Seite legt und nur im engsten Kreise anwendet, so ist, indem die Kunstsprache seine gewöhnliche ist, sein ganzes Bewußtsein von vornherein anders bestimmt: durch den Klang und Charakter seiner Rede fühlt er sich von Hause aus in das Element der modernen Reflexionsbildung gestellt, in das Element der Allgemeinheit, worin von dem Individuellen und Unmittelbaren provinzieller Naivität abstrahiert ist. Ebendaher fühlt er sich mehr als Deutscher überhaupt, während derjenige, der im Dialekte redet, sich mehr als Kind seiner Provinz fühlt.

Das sprachliche Element, in welchem der schwäbische Verkehr sich bewegt, führt uns von selbst zunächst auf die geselligen Formen und Zustände meines Vaterlandes. Es ist nicht zu leugnen, daß bei aller Wärme und Zutraulichkeit des geselligen Lebens in Schwaben weit weniger Heiterkeit, Sorglosigkeit, unbefangene Hingebung an Genuß und Zerstreuung sich findet als in den katholischen Ländern Süddeutschlands und auch in den protestantischen Distrikten am Rheine und in Franken. Es ist etwas Nachdenkliches, Skrupulöses, Sorgenvolles, ja Tristes, was den Schwaben auch in seinen Zerstreuungen verfolgt. Der Bauer, der Weingärtner, der Handwerker trinkt sich wohl auch, wenn die Börse reicht, seinen tüchtigen Rausch, jauchzt und tanzt, aber wer einem fränkischen, bayerischen, österreichischen, badischen Volksfeste beiwohnt, findet ein weit farbenhelleres Bild, volleres Behagen, unbedingtere Lustigkeit. Abgearbeitete, sorgenvolle, gedrückte, submisse Physiognomien, die ursprüngliche Kraft und Schönheit der Rasse degeneriert, verkrüppelt durch harte Arbeit; nur der Schwarzwälder, die derbe Steinlacherin, der Älbler und der wohlhabende Städter erinnern dich, wie saftig und rotbackig, großgliedrig und stämmig ursprünglich diese Bevölkerung ist. Wo schon das Kind schwere Lasten Holz aus dem Walde, schwere Bütten Erde die Weinberge hinaufschleppen, hacken, frieren, hungern muß, da kann kein schönes Fleisch gedeihen; unser Militär ist das kleinste und leibarmste in ganz Deutschland, aber

flink, tapfer, die Sehnen zu großer Ausdauer gehärtet. Außer diesen äußeren Momenten haben auch innere eingewirkt, vor allem der düstere Rigorismus, der unverkennbar mit der Einführung der Reformation in unserem Lande sich verband, — ein Moment, auf das wir wiederholt werden zurückkommen müssen — ein melancholischer Lebensernst, der sich über die Schmerzen und die Schuld der Endlichkeit nicht leicht hinwegtäuscht, wie eine katholische Bevölkerung, welche den Kampf der Reue und Entsagung aus dem Innern herauswirft, auf den Priester abladet, durch Bußwerke und die magische Kraft der Absolution sich erspart. Die Volkstracht ist eben nicht geeignet, einen heiteren Eindruck zu machen; nur in ganz kleinen Distrikten hat sich beim weiblichen Geschlechte romantischer Schnitt und bunte Farbe erhalten, sonst herrscht überall das melancholische Schwarz und Grau, bei den Männern hat sich gar ein halbmoderner Schnitt, natürlich zur Karikatur entstellt, eingedrängt. So auffallend ist hierin der Abstich zwischen der katholischen und protestantischen Bevölkerung, daß unmittelbar angrenzende Ortschaften nach der Konfession vollständig verschiedene Tracht haben: die katholischen Weiber hohe, goldgestickte Hauben, rote Mieder, lange Schnürleiber, blaue und rote Röcke, kurz, alles wohlgefälliger, bunter; die protestantischen unförmlich und schwarz. Dies beweist, daß hier ebenfalls der Rigorismus protestantischer Geistlichen im Anfange der Reformation eingegriffen haben muß. Solche scheinbare Äußerlichkeiten sind wesentlicher, als man glaubt: die Verbannung des Romantischen aus der unmittelbaren Wirklichkeit verändert die ganze Gestalt des Bewußtseins, oder ist ein Beweis ihrer Veränderung, am richtigsten beides.

Der gesellige Ton unserer gebildeten Stände wird dem Norddeutschen das Bild einer naiven Behaglichkeit geben. Der Schwabe verhält sich in Rede, Gebärde, Ton offen und zutraulich, er geht sozusagen mit seiner ganzen Seele im Gespräche auf, es werden ihm immer zehn Naivitäten entschlüpfen, bis einem anderen Deutschen eine. Es ist aber um diese Naivität nicht etwas so Einfaches, als es scheinen möchte. Zunächst mag man es immerhin als einen Mangel an Selbstbewachung und Reflexion bezeichnen; ein Hingegebensein an den Gegenstand, ein Sich-Gehen-Lassen und Nicht-auf-die-Hinterbeine-Stehen, das den Norddeutschen leicht einladet, über

die scheinbar kindische Natürlichkeit und Ehrlichkeit mit dem ätzenden Stoffe der Reflexion und Ironie herzufahren, und, beiläufig gesagt, hierin besteht die eigentümlich norddeutsche Grobheit. Der Schwabe, der Süddeutsche überhaupt, ist grob genug, aber seine lümmelhafte und breitschulterige ist immerhin humaner als jene scharfe, zweischneidige Grobheit, welche aus dem Verstande kommt. Es läßt sich einer gehen, schwatzt einmal in der tollen Laune reinen Unsinn, gibt sich aus Humor selbst in die Rolle eines Simpelhaften, spricht in phantastischen Bildern: da kommt nun ein Kluger her, mißt den holden Wahnsinn nach Gesetzen des korrekten Verstandes, zieht unversehens ein Katzenpfötchen hervor und haut dem guten Narren eins herüber; dieser, der eben aufgeblüht, rückhaltlos in dem friedlichen, warmen, behaglichen Elemente der Geselligkeit schwamm, erschrickt, findet, durch den plötzlichen Friedensbruch alteriert, das rechte Wort der Entgegnung nicht und muß den Hieb auf sich sitzen lassen. Dies ist wohl mehr als einem Schwaben mehr als einmal in norddeutscher Gesellschaft geschehen. Der Schwabe hat wenig Haar auf der Zunge, er kann nicht „hinausgeben", er ist gegen schnelle Angriffe dieser Art wehrlos, er läßt zahllose Sottisen ungerächt auf sich sitzen: Sottisen, gegen die er wohl, aber erst wenn der Beleidiger weg war, im stillen sehr kunstvolle, wohlgesetzte, ja zermalmende Reden hält. Wenn aber die Naivität im allgemeinen als eine Natürlichkeit zu betrachten ist, die in einem Zusammenhange, in welchem künstliche und reflektierte Formen herrschen, überraschend hervorspringt und durch den Kontrast mit diesen ein Lachen erzeugt, so ist die schwäbische hiedurch keineswegs genügend erklärt. Es kommt darauf an, welches die Ursache des Mangels an Selbstbeobachtung und Selbstbewachung ist, die jenes unvermutete Hervortreten der Natur veranlaßt. Bei dem Schwaben ist diese Ursache keineswegs geradezu in einer naturfrischen, kindlich bewußtlosen Unmittelbarkeit zu suchen, vielmehr in einer Neigung zur Innerlichkeit und Kontemplation, welche das Thema des Gesprächs tief in sich hereinnimmt und, während die Unterhaltung beweglich den Faden fallen läßt und an anderen Gegenständen hinläuft, noch innerlich damit beschäftigt ist: nun platzt er auf einmal mit dem Resultate seiner Kontemplation hervor und gibt ein Pathos, eine Innigkeit des Interesses preis, welche die auf der Oberfläche

spielenden anderen lächeln macht und allerdings nicht geradehin zu billigen ist.

Was ist dumm? Es gibt darauf so viele Antworten, als es Völker, Lebensansichten und geistige Kräfte gibt. Der Schwabe erscheint leicht dumm, und er ist es, wenn man darunter Mangel an beständiger Aufmerksamkeit auf die Gegenstände und an praktischer Resolutheit versteht. Diese Mängel können ihren Grund in sehr positiven Kräften der Intelligenz haben, und sie haben ihn in der kontemplativen Natur des Schwaben. Er vertieft sich, statt die Dinge frischweg zu ergreifen und zu verwenden, ihren formellen Zusammenhang eilig aufzufassen; dies gibt einen Anstrich von Blindheit, von — ich kann es nicht anders als vernagelt nennen. Da steht er in einem inneren Summen und Musizieren unbestimmter Gedanken und Bilderzüge, sperrt den Mund auf, gafft so vor sich hin, und wenn es etwas zu holen gibt, kommt er zu spät. Mystifizieren, übertölpeln, übervorteilen kann man ihn leichter als andere. Es ist in Schwaben bei Männern von großer Gelehrsamkeit nicht nur, sondern auch allgemein menschlicher Einsicht und Bildung ein Grad von Erfahrungslosigkeit und Mangel an Weltkenntnis zu finden, der unglaublich scheint. Es ist etwas Simplizissimusartiges in uns; aber in diesem Schlendern, in diesem Verdummt- und Vernageltsein: da wachsen die süßen Lieder unserer Dichter und die ewigen Gedanken unserer Philosophen. Dem Norddeutschen mit seinem weltscharfen Verstande geschieht es leicht, Produkte der Phantasie und Vernunft nach Kategorien des Verstandes zu messen; nennt er uns dumm, weil wir oft aus der Phantasie reden, wo er nur Verstand erwartete, weil wir vernagelt stehen, nach innen wach, nach außen schläfrig, während ihm immer der Kopf am rechten Flecke sitzt, so nennen wir ihn dumm, wenn in Rede und Schrift öfters sein relativer Mangel an Kräften der Anschauung, der gesunden Bildlichkeit, der Phantasie zum Vorschein kommt, und wenn er sich in höheren praktischen Sphären durch seine große Neigung zu abstraktem Enthusiasmus düpieren läßt. — Da jedoch das Wort dumm gewöhnlich als Gegensatz von gescheit gebraucht wird, dieses aber die Wachsamkeit des Verstandes und die resolute praktische Klugheit, nicht die Kräfte der Phantasie und Kontemplation bezeichnet, so hat der Norddeutsche größeres Recht, wenn er uns dumm nennt. Die Schwabenstreiche

laufen alle auf Dummheit in diesem Sinne hinaus, auf Torheiten im Gebiete des Zweckmäßigen, und ich glaube selbst, daß man solche auch bei öffentlichen Unternehmungen in Schwaben häufiger als anderswo findet. Wenigstens wird man nicht leicht irgendwo die Landstraßen mit solcher Konsequenz über die steilsten Bergrücken geführt finden, wo just daneben ein günstiges Terrain die leichteste Steigung darbot; nicht leicht wird man in öffentlichen Bauten so verkehrte Streiche erleben wie in Stuttgart, wo man noch neuestens ein Kunstgebäude an den Staub der frequentesten Chaussee setzte.

Der Schwabe hat sehr wenig Beredsamkeit; seine Rede ist kurz, arm an Wendungen und Phrasen, aber konkret, anschaulich, und trifft mit einem saftigen Bilde den Nagel auf den Kopf; darin liegt freilich das Talent zur höheren Beredsamkeit, dies ist aber keineswegs ausgebildet, der Schwabe muß schon warm und poetisch gestimmt sein, wenn es ihm fließen soll. Der Norddeutsche hat eine ungleich größere, stets zur Hand liegende Summe von schon geprägter Wortmünze, namentlich von abstrakten allgemeinen Ausdrücken, die überall hinpassen; er sagt gern mehr, als er weiß, und der Schwabe weiß oft mehr, als er sagt. Dagegen ist er weitläufig, wo er kurz sein sollte, er ist zeremoniös. Der Norddeutsche sagt: guten Morgen, guten Abend, macht eine kurze Verbeugung und ist aus dem Zimmer; der Schwabe sagt: fähl mich ehne korsam, macht sechs tiefe Verbeugungen und stolpert auf der Schwelle. Gebärde, Bewegung ungelenk, umständlich, breit, bequem, im Norden dezidiert und frischweg. Wie geht ein Schwabe so ganz anders! Wo sind in norddeutschen Städten die weingrünen, arrondierten guten alten Herren, die behaglich durch die Straße schlendern, denen man ansieht, daß sie meditieren: wo trink' ich einen Guten? Alles läuft, alles eilt, als pressierte es beständig.

Schwaben ist immer im Nachtrabe der Mode; als im Jahre 1832 zuerst ein ganz langer Winterüberrock, wie man sie im übrigen Deutschland schon wenigstens zehn Jahre lang trug, nach Tübingen kam, entbrannte ein allgemeiner, kaum zu beschwichtigender Aufruhr der Gemüter, und es wurden wirklich verschiedene gute Witze über das Meerwunder zutage gefördert. So industriös das Land ist, an Kunstfertigkeit in Artikeln der Eleganz, namentlich was Kleidung betrifft, fehlt es ganz. Der Stuttgarter Schneider läßt sich zahlen

wie der Londoner, und dafür bekommst du unfehlbar verhunzte Kleider. Man kann in Schwaben kein Kleid machen; das ist wieder ein wichtigerer Umstand, als man glaubt. Wer verzwickte Kleider anhat, dem muß es auch in seinem ganzen Benehmen an Sicherheit, Freiheit und Dezision der Formen fehlen, und dieses wieder nach innen eine Verschüchterung des ganzen Bewußtseins bewirken. Die Chemisette bauscht sich auf, am Halstuche will der Knoten nicht glücken, Rock und Beinkleid schlottern oder pressen, der Stiefel drückt oder lummelt, wer kann da hinstehen und auftreten, wer kann repräsentieren?

In den geselligen Genüssen unserer gebildeten Stände finden sich noch viel altschwäbische Zutraulichkeit, Ungeniertheit und naive Munterkeit, in der Weinlese geht noch immer manches „in Herbst". Doch dürfte sich, wer bei den Schwäbinnen die Naivität und zutrauliche Munterkeit unvermischt zu finden meint, die man ihnen von alters her nachrühmt, bitter getäuscht finden. Unsere Frauen sind nicht großstädtisch und frei genug gebildet, um über jene idyllische Naivität hinaus zu derjenigen Sicherheit gelangt zu sein, in welcher die Kunst wieder zur Einfachheit und Unbefangenheit wird, und doch nicht naiv genug, um unbefangen zu sein. Eine höchst verdrießliche Mischung. Das ganze Benehmen, das Zutunliche, der Dialekt scheint dich aufzufordern: du sollst nicht zeremoniös, nicht steif, nicht hölzern und prüde sein; und plötzlich stößt du auf eine Zeremoniosität, auf eine Steifheit der Dezenzbegriffe, auf eine abweisende ängstliche Kälte, welche auch das Allererlaubteste, ja das, was Sitte und Höflichkeit *fordert*, als Zudringlichkeit ansieht, so daß du gar nicht weißt, welchen Ton du denn nun anzuschlagen hast. Es ist ein Schwanken, eine Unsicherheit und Unfreiheit, welche, je liebenswürdiger das ursprüngliche Wesen der Schwäbinnen ist, desto mehr ärgern und verstimmen muß. Es hängt freilich mit der moralischen Pedanterie zusammen, von der wir nachher ein Wort zu reden haben.

Es wäre dies anders, wenn unsere Frauen mehr in männlicher Gesellschaft wären, und dann würden auch unsere Männer an formeller Weltbildung, an Humanität gewinnen. Allein Schwaben ist, wie denn hierin ganz Süddeutschland sich von Norddeutschland charakteristisch unterscheidet, mit großer Entschiedenheit dem sogenannten Kneipsysteme zugetan, d. h. der Mann, nämlich der Jung-

geselle jedes Alters und großenteils auch der Familienvater geht abends nach überstandener Last des Tages ins Wirtshaus, trinkt, raucht, plaudert. Die Frauen und Töchter bleiben zu Hause oder vereinigen sich in Damengesellschaften, wo wohl auch über Literarisches gesprochen, sogar gelesen wird, aber ohne das männliche Ferment nichts Kluges herauskommen kann. Norddeutschland besitzt in der ausgebildeten Geselligkeit, welche beide Geschlechter vereinigt, den wichtigsten Hebel seiner geistigen Regsamkeit, Volubilität, Universalität. Inzwischen wie jegliches Ding seine zwei Seiten hat, so kann man auch vorderhand die schwäbische Sitte nicht geradezu verwerfen. Fragen, die in eine bedeutendere philosophische Tiefe dringen, können in der Unterhaltung eines aus beiden Geschlechtern gemischten Teezirkels nicht wohl erledigt werden, auf solche führen aber am Ende alle wichtigeren, namentlich literarischen Gegenstände, und es entsteht, wenn sie dennoch in solcher Unterhaltung beraten werden, leicht eine gewisse Oberflächlichkeit des Räsonnements und Urteils, wodurch die Frau sich über ihren Horizont hinausgerückt dünkt, während sie vielleicht im Nächsten und Einfachsten zurückbleibt, und jener gesunde Hausverstand, der aus dem schönen Elemente geistreichen Empfindens wohl auch in den tiefsten Dingen unerwartet das Richtige trifft, in einem reflektierenden Hin- und Herreden über alles und noch einiges andere seinen Halt verliert. Indessen immerhin zugegeben, daß unsere Frauen durch diese Absonderung auch an wahrer und echter Bildung verkürzt werden, so bleiben sie jedenfalls häuslicher. Sie nehmen weit mehr unmittelbaren Anteil an der Führung des Hauswesens, als die Norddeutschen; sie sitzen nicht im Zimmer beständig bei feiner Arbeit und klingeln, wenn es in der Küche etwas anzuordnen gibt, sie gehen hübsch selbst hinaus, spicken den Hasen, rücken den Braten ans Feuer, und ich habe eine sehr gebildete Frau aus höherem Stande angetroffen, wie sie einen Hering putzte, und die Töchter, wie sie das Treppengeländer bohnten. Wir Schwaben sind der Meinung, weit entfernt, daß dadurch die Frauen sich heruntergeben, werden vielmehr die Dinge durch ihre Berührung geadelt und über die Sphäre des gemeinen Bedürfnisses hinaus in einen gemütlichen, freundlichen Schimmer gerückt. Oder schmeckt die Suppe nicht ganz anders, wenn ein liebliches Weib sie wohl mit eigener Hand einmal auf den

Tisch setzt? Ist es nicht ein freundlicher Anblick, wenn dir im Vorübergehen aus der Küche ein schönes Paar Wangen und Lippen und Augen, von der lustigen Flamme des Herdes gerötet, entgegenglänzt?

Und wird von schönen Händen dann
Das schöne Fleisch zerleget,
Das ist, was einem deutschen Mann
Gar süß das Herz beweget.
Gott Amor naht und lächelt still,
Und denkt: nur daß, wer küssen will,
Zuvor den Mund sich wische!

Auf der anderen Seite darf man nicht meinen, unsere Kneipen, so abschreckend einem Gaste der erste Schritt in die rauchigen Spelunken vorkommen mag, wo man die reinsten Weine suchen muß, seien ein Verwilderungsort für unsere Männer. Hier wird nicht bloß über Hunde und Pferde gesprochen, hier erzeugt sich im behaglichen Freiheitsgefühle der Wirtshauslaune jener saftspritzende Witz, jener phantastische Humor, jene Policinell-Naivität, kurz jener Geist Fischarts, jener affenteuerlich naupengeheuerliche Kapitalspaß, der nur in der wirtshäuslichen Ungebundenheit und Kameradenzutraulichkeit gedeihen kann. Man weiß, daß Theodor Hoffmann, Devrient und andere hinter der Weinflasche bei Lutter und Wegnern nicht ihre schlechtesten Einfälle gehabt haben; unsere besten Talente haben großenteils nicht hinter dem Pulte, nicht bei der Teekanne, sondern an jenen Orten, wo Gott seinen Arm sichtbarlich hervorstreckt, zuerst Witz, Phantasie, Kraft und Saft des Gedankens entwickelt, sind sich hier in der brausenden Jugendlust ihrer zuerst bewußt geworden, um dann ihre Gaben in den Himmel der Kunst hinüberzuretten, wiewohl auch nicht zu leugnen ist, daß manches Talent sein Pfund hinter dem Weinglase vergeudet und in Lokalwitz verpufft. Übrigens seid mir Zeugen, ihr Konti, welche sich in Stuttgart vorfanden, worin ein alter Stuttgarter Wirt dem Herrn Dr. Schiller und Petersen zahllose Portionen „Schonken" und zahllose Flaschen Wein aufrechnet, und welche heute noch nicht bezahlt sind! Uhland, Kerner, Schwab, Mörike, Strauß, möchtet ihr die Wirtshausabende, in Jugendübermut durchschwärmt, die Nächte, wo ihr bei Gesang und Glase Wein auf den Tisch geschlagen, könntet ihr sie hergeben,

ohne ein großes Stück Leben zu vermissen? Und sollten jemand diese Namen nicht von hinreichendem Gewichte dünken: nun da steht Goethe, den vollen Römer in der Hand, in der Mitte der Jugendgenossen auf der Plattform des Straßburger Münsters und schaut ahnungsvoll ins schöne Land hinaus. Wieviel Wahres und Köstliches darf vor weiblichen Ohren gar nicht gesagt werden! Nur eine in Teezirkeln verweichlichte Seele konnte den trefflichen Simplizissimus so unverantwortlich kastriert, ja in Ton und Wort durch und durch entstellt herausgeben, wie von Bülow es getan hat. Er sagt in der Vorrede, er habe alles gestrichen, was ein zarteres Gemüt verletzen könne. Was zarteres Gemüt! Krankes Gemüt! Der Simplizissimus ist aber nicht für Kranke, sondern für Gesunde.

Da infolge der geschilderten schwäbischen Sitte das Wohnhaus nicht der Mittelpunkt des größeren geselligen Verkehrs ist, bleibt die Familie weit enger in sich zusammengeschlossen, als anderswo. Sparsamkeit, Solidität, Behaglichkeit und Reinlichkeit ohne Übermaß sind die Tugenden, wodurch das schwäbische Haus sich vorteilhaft von dem österreichischen Phäakenleben, der Verschwendung, Putz- und Genußsucht mancher badischen Städte, der häufigen häuslichen Zerrüttung des Bayern unterscheidet. Zugleich ist aber eine gewisse Enge des Horizonts, eine große Dosis provinziell philisterhafter Beschränkung die Folge dieses enggeschlossenen Familienwesens; die Kleinheit des Landes und seine Abgelegenheit vom größeren Verkehre kommt hinzu und erzeugt jenes Aufgucken und Gaffen, wenn ein Fremder mit fremden Formen und Sitten sich sehen läßt, was von diesem leicht als Ungastlichkeit angesehen wird. Wir sind aber nicht ungastfreundlich, namentlich im Reellen nicht. Der Gast wird reichlich bewirtet, behaglich logiert, und, läßt er nur unserer Sitte, wie denn der einzelne einem größeren Ganzen gegenüber *soll*, ihr Recht widerfahren, freundlich in den Kreis der Familie gezogen. Was er aber von Ansichten, Gewohnheiten, Formen Fremdes in sich trägt, wird im allgemeinen allerdings mürrisch, engherzig, kleinstädtisch abgeurteilt, was nur dann zu entschuldigen ist, wenn er, was manche tun, sich in eine gewisse vornehme Ironie gegen uns hineinwirft. Der schwäbische Magister, wenn er die große theologische Route durch Norddeutschland macht,

um einige Pastoren persönlich kennen zu lernen und zu erfahren, wie sie Röm. 5, 12 auslegen, geht in Berlin den Vormittag über in Kollegien, des Nachmittags studiert er für sich, was er in Stuttgart, Ludwigsburg, Heilbronn, Tübingen, Ulm, Beutelsbach ebensogut hätte studieren können; abends sucht er einige Landsleute auf, um mit ihnen, wo möglich bei bayrischem Biere, über das liebe Vaterland, und wie da doch alles besser sei, zu plaudern. Emsiger! Vielgetreuer! Warum bist du nicht zu Hause geblieben? Die Schwaben sind so gut eigenliebig, als die Norddeutschen, und werden bitterböse, wenn man ihre Sitten nicht vollkommen findet. Könnte man je gegen die schwäbische Gemütlichkeit Zweifel hegen, so wäre es, weil die Schwaben selbst so viel von Gemütlichkeit reden und in der abgedroschenen Entgegensetzung von Gemüt und Verstand dem Norddeutschen gegenüber sich gefallen. Es entsteht aus diesem Sich-Bespiegeln in dem Ruhme der Gemütlichkeit leicht ein Hätscheln, ein sentimentales Freundschaftmachen, ein Händedrücken, „o du Lieber, wie sind wir doch so recht dick miteinander, so ordentlich fett". Trau aber dem nicht, der viel von Herzlichkeit, Pietät, Gemüt, Kindersinn redet: der plumpste Egoismus tappt unvermutet aus dem trefflichen Gemüte hervor, oder der Schleichende und Raffinierte lauert hinter dem Biedermannstone. Doch das sind Auswüchse. Es ist doch der Mühe wert, zu untersuchen, was hinter jenem geläufigen Gegensatze sei. Man versteht wohl unter Gemüt im Gegensatze gegen den Verstand, der die Dinge äußerlich bezieht, ordnet, benutzt, ein sinniges Eingehen in das Innere, das Wesen. Der Verständige klassifiziert eine Pflanze und untersucht ihre Nutzbarkeit. Der Gemütliche traut ihr eine Seele zu und lebt sich in sie hinein. Der Verständige schlägt seinen Hund, wenn er unartig ist, der Gemütliche, wenn nur die Unart naiv aussieht, gibt sich den komischen Genuß, sich in die Hundsseele hineinzudenken, den menschenähnlichen Vorgang in der träumenden Monade nachzufühlen, und der Hund bleibt ungeprügelt. Der Verständige beurteilt die Menschen nach ihrer Bildung, nach ihrer Brauchbarkeit, und ist mehr beschäftigt, sie zu unterscheiden, als in jedem, was und wie er sein mag, d e n Menschen zu empfinden; der Gemütliche sucht sogleich eine innere und rein menschliche Beziehung teils zwischen sich und anderen anzuknüpfen, teils zwischen den anderen aufzufinden, darüber vergißt er

zu sehr die Schranken der Konvenienz, Stände, Bildung, und wird leicht betrogen.

Nun wäre nichts törichter, als zu sagen, der Norddeutsche habe kein Gemüt. Man kann die Sache etwa so wenden: bei dem Schwaben bewegen sich alle übrigen Formen geistiger Tätigkeit mehr im Elemente des Gemütes, bei dem Norddeutschen in dem des Verstandes. Begegnen sie sich, so fühlt sich der Schwabe zuerst durch die Verstandesschroffheit des Norddeutschen (bei aller Feinheit und Freundlichkeit desselben) abgestoßen, der Norddeutsche durch das substantielle Wesen des Schwaben ironisch gestimmt. Lernen sie aber einander näher kennen und graben tiefer, so findet jener das Gemüt unter der Eisdecke der Verstandesschärfe, dieser den Verstand in dem weichen Stoffe des Gemütes vor, und sie söhnen sich aus, sie lernen von einander.

Der eng geschlossene Familiengeist bringt es natürlich mit sich, daß die Glieder der Familie sehr spät, in gewissem Sinne gar nie der Familie entwachsen. Ein schöner Zug kindlicher Zutraulichkeit bildet sich dadurch in dem Individuum, und es fühlt sich sozusagen immer in seinem Taufnamen. Was unseren Schiller so ungemein beliebt gemacht hat, ist gar nicht bloß die Höhe seiner Ideale, sondern der eigentümliche Zug von Zutraulichkeit, Treuherzigkeit, der spezifisch deutsch und näher schwäbisch ist. Nicht nur die Liebe, wie namentlich zwischen Thekla und Max, spricht diese süße, herzensgute Sprache, sondern selbst der Held: „Max! Bleibe bei mir. — Geh nicht von mir, Max! — Max! Du kannst mich nicht verlassen! Es kann nicht sein, ich mag's und will's nicht glauben, daß mich der Max verlassen kann!" Ein Schwabe ist ein Gemüt, das heute von einer hohen Frau einen freundlichen Blick bekommt und morgen schon hofft, sie werde ihm in schwesterlicher Zutraulichkeit einen abgerissenen Knopf an den Rock annähen.

Nehmen wir zu dieser engen Einfriedigung der Familie die Strenge der Erziehung, den grausam geistlosen Terrorismus hinzu, der noch die Kindheit unserer Väter und Mütter in den Schnürleib der angstvollsten Schüchternheit und Schweigsamkeit bannte, der dem Kinde verwehrte, auf der Straße zu lärmen und zu jodeln, und die Sittsamkeit und Gesetztheit Erwachsener von ihm verlangte, eine Tyrannei, die erst seit einigen Dezennien nachgelassen hat, so haben

wir den Erklärungsgrund für die späte Selbständigkeit unserer Männer: „Ein Schwabe wird vor dem vierzigsten Jahre nicht gescheit." Ganz richtig, nämlich nicht selbständig. Es ist nicht gut, wenn Kinder naseweis sind und überall mitplappern, wenn der Jüngling die gesunde Milch der Bescheidenheit verachtet, und in Norddeutschland mag wohl mitunter dem Unreifen zu frühe Selbständigkeit eingeräumt werden, aber bei uns herrscht das andere Extrem. Behandle den Menschen als frei und selbständig, so wird er es, achte seine Menschenrechte, so lernt er sie selbst achten. Bei uns sollen die Kinder, wenn Fremde da sind, nur hübsch stille sein, da stehen sie im Winkel, nagen am Finger, reiben sich am Simsen ab und bleiben blöde; der Jüngling wird viel zu lange als Knabe behandelt, beaufsichtigt und bewacht, da kommt die Subjektivität nicht zu ihrem Rechte, da bildet sich kein heiteres Freiheitsgefühl, da entsteht jenes unresolute, brütende, skrupulöse, unsichere Wesen der Schwaben. Ein Rezensent hat G. Schlesier vorgeworfen, es sei verkehrt, wenn er den Schwaben mehr Individualität und Charaktertrotz vindiziere als den Norddeutschen, man solle norddeutsche Jünglinge betrachten, ob sie nicht selbständiger und energischer seien. Es kommt hier nur darauf an, was man Individualität heißt. Im Großen, in der Idee, im Politischen ist der Schwabe ungleich mehr von den Rechten der Individualität durchdrungen; aber in der unmittelbaren Wirklichkeit, im Privatleben, in der Sphäre zweckmäßigen Anordnens, schnellen Handelns, Antwortens und Abweisens ist er weit selbstloser und blöder. Ein Schwabe lernt schwer befehlen. Seid mir Zeuge, ihr gelehrten schwäbischen Jünglinge auf Reisen, die ihr in Gasthöfen vernachlässigt, von groben Kellnern verhöhnt und geneckt werdet und sie schier um Verzeihung bittet, wenn ihr etwas von ihnen begehrt! Bis der Schwabe seinen Bedienten hart anläßt, ihm einen straffen und gemessenen Befehl erteilt, muß er schon böse und zornig sein, er alteriert sich erst, aber dann bricht er auch zu derb hervor.

Die Treue, Biederkeit, Keuschheit, Sittenreinheit, die man den Schwaben mit Recht nachrühmt, ist die bessere Seite der Folgen jenes engen und strengen Familiengeistes. Jenes gediegene Schrot und Korn langsam reifender substantieller Charaktere hat hierin seinen Ursprung. Aber hier ist auch einer sehr üblen Seite zu ge-

denken, die man uns neuerdings von immer mehreren Seiten vorwirft. Es ist die gegenseitige moralische Beaufsichtigung, der Tugend-Zelotismus, das schielende, hämische Sichbekümmern um das Privatleben des Nebenmenschen, das Köpfezusammenstoßen, Einanderzupfen und Zusammenflüstern: „So recht! O je! Guck au! Der do!“ Ob du ein träger, gewissenloser Beamter, ein Betrüger, ein Dieb, ein Lügner, ein Barbar, ein Säufer, ein Fresser bist, wird weit nicht mit der Wichtigkeit untersucht, als ob du nicht in einem Punkte menschlich gewesen seiest, in welchem die Lüsternheit sich gerne durch Erforschung fremder Sünden für eigene Entbehrungen entschädigt und so eine viel schlimmere Sinnlichkeit an den Tag legt, als diejenige ist, welcher sie nachforscht. Pharisäismus ist die Springfeder und verstärkte Wirkung dieses Hinschielens nach dem Nachbar. Die Kleinheit des Landes wirkt mit, alles ist Vetter und Base, alles kennt sich und fragt nach einander. Glücklicherweise ist jedoch derjenige, der neuerdings als Kritiker diesen Pharisäismus durch ein heuchlerisches Tugendgeschrei auf die Spitze seiner Schmach getrieben hat, nicht unser Landsmann. Wir verbitten uns, mit ihm konfundiert zu werden, wir haben nichts mit ihm zu tun.

Ich sollte nun vom Staatsleben, von unserer Verfassung, unserem Liberalismus reden. Aber, ich bekenne es, von solchen Dingen zu reden, bin ich besonders ungeschickt; ich habe (man mag dieses Geständnis als Beispiel schwäbischer Naivität ansehen) über die beste Staatsverfassung keine feste Überzeugung, von dem Organismus eines Staates keine klare Anschauung, kurz, ich verstehe die Sache nicht und schweige*). Nur soviel glaube ich sagen zu können, daß dem Tadel, den unsere Liberalen von Norddeutschland aus häufig erfahren, meist ein Mangel an zureichender Kenntnis unserer Geschichte und Konstitution, an konstitutioneller Erfahrung zugrunde liegt, daß die achtungswerten Charaktere, welche die Verteidigung des guten alten Rechtes zur Substanz ihres Lebens gemacht haben, keineswegs mit den von hohlen und atomistischen Staatstheorien ausgehenden modernen Liberalen zu verwechseln sind. Übrigens liegt es, wie schon oben bemerkt, ganz in der Verschiedenheit des Naturells, daß der Schwabe das Moment der be-

*) Sancta simplicitas! (S. darüber S. VI und 95. Anm. d. Herausg.)

rechtigten Subjektivität, der Norddeutsche das der abstrakten Allgemeinheit im Staate in den Vordergrund stellt. Unmittelbar neben die schwäbische Rührigkeit, wenn es die Idee im Großen gilt, drängt sich aber in einzelnen Gebieten des Öffentlichen und Offiziellen ein beispielloser Schlendrian, eine unverzeihliche Schlaffheit und Trägheit, welche mit der großen Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit in den meisten Zweigen der Verwaltung und des Rechts im stärksten Widerspruch steht. In öffentliche Aufzüge ist keine Ordnung zu bringen, da will jeder schlendern, wie es ihm beliebt; es gibt Städte, wo die Unreinlichkeit in den Gassen, die nächtliche Unsicherheit durch Versperrung der Wege, scheußlichen Zustand des Pflasters usw. ins Fabelhafte geht, und kein Mensch denkt daran, gegen eine städtische Verwaltung, die solches duldet, zu klagen. Wie sehnt man sich bei dieser Schlaffheit, bei diesem Mangel an Sinn für das Gemeinsame und offizieller Schärfe nach dem straffen, dezidierten, durchschneidenden nordischen Wesen, nach der Pünktlichkeit und Genauigkeit, die der Preuße im Dienste zeigt!

Ich verlasse diese äußeren Gebiete und steige zu den geistigen auf, um zuerst über den Zustand der Kunst bei uns einiges zu reden.

Daß sich in Schwaben der plastische Genius, der Geist der Anschauung und des Bildes, wie er der süddeutschen Natur besonders eigen ist, nicht verleugnet, zeigt schon Rede und Schrift auch außerhalb des Feldes der eigentlichen Poesie. Der norddeutsche Witz bewegt sich mit besonderer Vorliebe in der Sphäre des satirischen Wortspiels; es fehlt uns an dieser Gattung auch nicht, und wir können manchem politischen Wortwitze der Berliner z. B. den hübschen entgegenhalten: Männdle, zahl bald! f. Mendizabal. Aber es ist dies nicht der Boden, worauf unser Witz heimisch ist, sondern unser Liebling ist der Witz, der den gegebenen Gegenstand durch ein wunderliches, aus der entlegensten Sphäre aufgerafftes Phantasiebild beleuchtet, wobei es rein um den Mutwillen dieses Vergleiches, nicht um eine satirische Nebenbeziehung zu tun ist. „Nur einen Schoppen Wein? Das ist, wie wenn man einen Ochsen ins Horn klemmt!“ Wie anschaulich, wie überzeugend! und wie ganz verkehrt wäre es, den Erfinder des Witzes, weil ein Ochse darin vorkommt, entweder durch die Bemerkung zu ärgern, er habe

sich selbst mit einem Ochsen verglichen, oder gar für einen Satirikus zu erklären, der einen Trinker mit einem Ochsen vergleichen wollte! Frauen und Norddeutsche suchen hinter dem reinen Witze gerne satirischen. Der Humorist macht ein Hanswurstgesicht und sagt etwas Törichtes, einen schlechten Witz; da kommt einer und sucht versteckte Beziehungen dahinter, verspottet ihn, wenn er keine findet, oder beleidigt ihn, wenn er sie gefunden zu haben glaubt. Der Schwabe liebt als Humorist die Selbstpersiflage, er liebt es, die Gutmütigkeit seines Spaßes dadurch zu beweisen, daß er sich selbst nicht schont, und setzt sein eigenes Ich als töricht: indem er dies tut, ist er es allerdings eben nicht, und indem er seine Naivität ins Wissen um dieselbe erhebt, steht er ebenso über, als in dieser. Wie häufig aber war ich in Norddeutschland Zeuge davon, daß man ihm diese Parodie der eigenen Naivität als einfache Naivität aufrechnete oder überhaupt ein Gesicht machte, das sagte: „Was will denn der Mensch? Sonderbar!“ — Einige jüngere norddeutsche Schriftsteller bemühen sich sichtbar um eine bildliche, konkrete Darstellung, Mundt, Laube, Gutzkow u. a. Das Streben in allen Ehren: aber wir haben bei diesen gehäuften Bildern das Gefühl des Gesuchten, Absichtlichen, der Treibhauspflanze. Das Bildliche eines wahrhaft und gesund-sinnlichen Styles besteht gar nicht bloß in den ausdrücklichen Metaphern, noch weniger in ihrer Häufung. Von Hegel nahmen seine Anhänger manche jener fleischigen, körnigen schwäbischen Redensarten auf, beweisen aber durch häufige unzeitige Anwendung, z. B. des „von Hause aus“, daß diese Pflanze nicht auf ihrem Boden gewachsen ist.

Der Norddeutsche redet einmal in vorherrschend abstrakten Ausdrücken, daher namentlich viel in Substantiven; was hilft es nun, wenn er den abstrakten Mittelpunkt an allen Enden mit Blumen umsteckt? Man fühlt ihn nur um so mehr. Zur Erläuterung nur einen Satz von Th. Mundt aus: Kunst der deutschen Prosa: „Der deutsche Gedanke wird mit dem Heimweh nach dem deutschen Worte geboren, und durch alle von den Umständen irgendwie gegebenen Nötigungen in ein fremdes Kleid bricht, wie Schweizertränen beim Alphornruf, die Sehnsucht danach aus ihm hervor.“ Ich will hier nichts von Schweizertränen sagen, in welcher Wortbildung die Träne behandelt wird, wie ein nationales Fabrikat, etwa Schweizer-

käse, sondern nur auf den widerwärtigen Abstand zwischen der Bildlichkeit im Anfange und Ende des Satzes und zwischen der strohdürren Abstraktion der mittleren Wendung: „von den Umständen irgendwie gegebenen Nötigungen in ein“ aufmerksam machen. Warum eifern die Norddeutschen nicht vielmehr ihrem größten Repräsentanten, dem Manne nach, in welchem der reine Verstand durch die Entschiedenheit und Durchsichtigkeit seiner Ausbildung fast die Wirkung der Poesie erreichte? Lessing sucht keine Bilder, er redet einfach, ganz wie ein Mensch ohne besonderen Anspruch auf blühende Sprache zu reden pflegt: aber seine Rede ist dramatisch bewegter Dialog, Frage, Antwort, Einwendung, Schlag auf Schlag, lauter Gestikulation, man sieht immer die Disputierenden persönlich vor sich, sie stehen auf, sie setzen sich, springen wieder auf, geben sich zufrieden — lauter Quecksilber. Rein unerträglich aber ist uns ein Styl wie Gutzkows, der alles pointieren will, von jedem nächsten und einfachsten Ausdrucke zu einem entlegenen abspringt, um den trügerischen Schein einer unendlichen Perspektive auf einen weiteren, nur nicht entwickelten, Ideenzusammenhang zu eröffnen, ein Styl, als griffest du in Brennesseln oder Dornen.

Doch — um auf die Sache zu kommen: in den bildenden Künsten ist Schwaben weit unbedeutender als andere süddeutsche Länder, und neuerdings Rheinpreußen. Wir haben zwar in Scheffauer, Dannecker große Bildhauer, in Schick, Wächter, Hetsch große Maler aufzuweisen, sie gingen meist aus der Karlsakademie hervor; seit jedoch die Regierung dieses Gebiet wenig mehr fördert, sind wir sehr zurückgeblieben, und durch die Erschlaffung des Sinnes und Urteils beim Publikum sind namentlich die genannten Maler um einen großen Teil ihres so wohlverdienten Ruhmes gekommen. Übrigens liegt es auch in der Sache, daß die bildenden Künste als die sinnlicheren samt der Musik in katholischen Ländern weit mehr gedeihen, als in protestantischen. In Düsseldorf hat zwar der protestantische Norden auch nach dieser Seite hin einen bedeutenden Aufschwung genommen, überhaupt dürfen wir hoffen, daß auch diese Künste in neuen, durch das protestantische Prinzip bedingten Formen wieder aufblühen werden, aber hiezu fehlen bei uns weitere äußere Momente, Privatpersonen, die bei großem Reichtum sich für Kunst interessieren, reicher Adel usw. Die geistigste

Kunst, die Poesie, hat dagegen bei uns schöne Blüten getrieben. Und zwar stellt sich auch hier auf eine sehr merkwürdige Weise die Doppelheit der Prinzipien, Reflexion und Naivität, welche in Schwaben zusammentreten, sehr scharf hervor. Schiller, Hölderlin, Gustav Pfizer stehen als Reflexionsdichter auf der einen, Uhland, Kerner, Schwab, Mörike als naive Dichter auf der anderen Seite. Beide Seiten werden neuerdings zum Teil mit verschiedenen, zum Teil mit denselben Vorwürfen angegriffen. Schiller und Pfizer (ich darf sie wegen der Ähnlichkeit der Proportion, in der die Elemente der Poesie bei beiden stehen, zusammenstellen; der unglückliche Hölderlin, dessen wahnsinnige Gestalt noch in Tübingen als Trümmer seiner Vergangenheit zu sehen ist, ist fast vergessen)*) wirft man vor, daß ihre Poesie in der Reflexion und in den Begriffen einer negativen Moral ihren Quellpunkt habe, Uhland und den anderen in moralischer Beziehung etwas Ähnliches, Mangel an freier Entfaltung des sinnlichen Lebens und eine gewisse asketische Trübseligkeit. Auf die Poesien der letzteren kann man dies Urteil nicht wohl begründen; mögen einzelne trübsentimentale Gedichte mitunterlaufen, diese bilden keineswegs den Grundton des Ganzen, am wenigsten bei Uhland, der im Vorworte zu seiner ersten Auflage sich mit so heiterem Bewußtsein über den kläglichen Teil seiner Gedichte ausspricht, am ehesten bei Kerner, der fast nur in den Reiseschatten gezeigt hat, wie heiter seine echt poetische Natur ist, übrigens in einer Grabessehnsucht schwelgt, welche zuletzt ermüdend und prosaisch wird. Man mußte, um jenen Vorwurf zu begründen, hinzunehmen, was man anderwärts privatim von den Urteilen dieser Männer über das Junge Deutschland vernahm. Es hieß von Uhland und seinen Freunden, sie wenden, wie W. Menzel, an poetische Produkte unmittelbar moralische Maßstäbe an. Wenn diese Männer in der Harmlosigkeit poetischer Naturen ihre redlichere Denkart von der Menzelschen nicht scharf genug und durch öffentliche Erklärung zu unterscheiden wissen, so beschuldige man sie der Unklarheit oder Saumseligkeit, aber konfundiere das gediegene Gemüt, das von der Poesie eine ernste sittliche Grundlage mit Recht fordert, übrigens aber allerdings das Sittliche zu einseitig auf ge-

*) Dies hat sich seither verändert. (D. h. in dem Zeitraum von 1838 bis 1844. Anm. d. Herausg.)

wisse einfach naive Zustände beschränkt, nicht mit dem Tugendgeschrei, das, wo die Gründe ausgehen, auf das Privatleben des Beurteilten halb versteckte, giftige Anspielungen macht. Wer Uhland für eine moralisierende Natur halten kann, hat ihn nicht gelesen; er ist eine jener substantiellen, objektiven, in der guten Sitte der Väter fest und ohne Wanken verharrenden Naturen, er ist ein Charakter. Daß die Tendenzen des Jungen Deutschlands, und was dahin einschlägt, einer solchen Individualität nicht zusagen können, daß sie das Richtige in jenen Ansichten samt der großen Summe des damit verknüpften Falschen ganz abweisen wird, leuchtet ein, aber daraus folgt noch kein Puritaner, noch kein Tugendräsoneur. Kann denn ein unfreies Gemüt solche Balladen, solche ewigjunge Lieder, so gesund und voll vom echten Volkstone bilden? Uhland, Schwab, Kerner sind in der Verehrung Goethes aufgewachsen und haben Menzels Polemik gegen diesen nie gebilligt; Beweis genug, daß ihre Denkart himmelweit von der Menzelschen verschieden ist.

Sehen wir aber doch einmal an, was das Junge Deutschland wollte. Man muß es erst erraten, denn die Jungen Deutschen selbst haben es in der großen Konfusion, der sie jedenfalls zu beschuldigen sind, nirgends deutlich gesagt. Das Prinzip, das allen Bewegungen des Geistes zugrunde liegt, ist das der Freiheit, die nach immer vollerer und breiterer Entfaltung ringt. Die Natur ist, der Geist weiß sich. In jeder gegebenen Geschichtsepoche ist aber der Geist noch mit einer Masse solcher Zustände behaftet, worin er bloß ist und sich nicht frei weiß, und die Aufgabe jeder Generation ist, diesen Rest bloßer Natur im Geiste immer mehr in Geist umzuwandeln. So war der Geist in der Religion unfrei, indem er, ohne sich Rechenschaft zu geben, dem Positiven sich unterwarf, bis die Reformation eintrat, und mit ihr — da die Religion der Nilmesser des ganzen Geistes ist — war der Bruch des Geistes mit seinem bloßen Natursein ein für allemal gegeben, aber erst implicite. Das protestantische Prinzip immer weiter, nach allen Seiten hin, auszubilden, war die Aufgabe der Folgezeit, und gewiß haben uns die früheren Generationen hierin noch unendlich Vieles zu tun hinterlassen. Weiße sagte in einer Kritik Gutzkows, es sei genug negiert, man müsse zum Affirmativen zurückkehren. Ich glaube schwerlich; es gibt noch gar manches zu negieren. Hier ist nun für unsere gegenwärtige Frage

vor allem das Verhalten des Subjekts zu den sittlichen Lebensmächten zu betrachten. Es ist ein schöner, poetischer Anblick, wo das Herz, noch ohne zu grübeln, mit der bestehenden guten Sitte verwachsen ist und durch keine Lostrennung des Selbstbewußtseins seine sittlichen Zustände schon aus der Vogelperspektive betrachtet, wo Freundschaft, Treue, Ehe als unantastbare heilige Mächte geachtet werden, ohne daß man fragt warum. Wenn es aber dennoch wahr ist, daß der Geist nur in dem Grade Geist ist, in welchem er weiß, was er tut, so muß auch diese Gestalt des Bewußtseins sich notwendig verändern, alle Blindheit auch in diesen Dingen muß sich zum Sehen erheben. Dieses Sehen beginnt mit dem Zweifel. Fängt man an, das, was man früher heilig hielt, nur weil es die Väter dafür hielten, zu prüfen, ob es wohl auch an sich wirklich heilig sei, so nimmt dies natürlich für denjenigen den Schein der Frivolität an, der übersieht, daß der Zweifel nur ein Durchgangspunkt, daß der Endzweck dieses zersetzenden dialektischen Vorganges nicht Zerstörung, sondern nur festeres Aufbauen sein kann. Der ganze Schritt ist auch wirklich gefährlich, ebenso gefährlich als der uralte Satz des Paulus, daß der Christ frei sei vom Gesetze, welchen, würde er jetzt leben und seinen Satz erst aufstellen, W. Menzel sicherlich in den Verdacht einer geheimen Krankheit würde zu bringen suchen. Macht sich an jenes Geschäft der fortschreitenden Freiheit ein unreiner Geist, dieser bleibt freilich bei der zerstörenden Hälfte stehen und reißt die Grundsäulen der Sittlichkeit, statt sie fester und dauernder zu gründen, nieder, oder richtiger, er läßt sie liegen, während der Gesunde sie nur herausnimmt, um das Fundament zu untersuchen und sie dann tiefer einzusenken, als vorher. Bei jenem zerstörenden Tun stehen zu bleiben, war nun offenbar keineswegs die Absicht der Mehrheit jener neuerungslustigen Schriftsteller. Die Meinung war gut, aber sie waren in ihrem Denken viel zu unreif, um sich die Aufgabe klarmachen zu können, und mußten daher nicht durch eine falsche, sondern durch eine verkehrt begonnene gute Sache scheitern. Luther meinte auch einmal, wo innige Liebe zwei Gemüter verbunden habe, bedürfe es keiner kirchlichen Einweihung; es war wohl ein Jugendirrtum, aber wir sehen doch, daß auch gute Menschen in aller Redlichkeit auf solche Ideen kommen können, und es ist gut, wenn man darauf kommt, denn indem man sie widerlegt oder, richtiger zu reden, er-

gänzt, lernt man erst mit klarem Bewußtsein achten, was man sonst blind achtete. Heine nehme ich von den redlich Strebenden aus, denn er hat seine innere Verwesung zu offenkundig an den Tag gelegt. Auch Gutzkow fehlt es sichbar an Harmonie des Gemüts und innerer Gesundheit, was ich keineswegs aus dem Stoffe, wohl aber aus der Behandlung in seiner „Wally" beweisen möchte. Darzustellen, wie der Geist des Zweifels in einer Zeit wie die unsrige selbst die weibliche Seele ergreift und sie aus dem Geleise der Naivität und schönen Notwendigkeit herausreißt, ist eine der Poesie ganz würdige Aufgabe, und daß der Mensch in seiner Freiheit sich den unverhüllten Anblick der Schönheit gönnen dürfe, kann nur die Frivolität und Unsittlichkeit bestreiten. Unbedingt aber ist die Vorliebe für das Peinliche, Gräßliche, für einen Schluß in schrillendem Mißklange, wie sie Gutzkow in der „Wally" und in der „Seraphine" an den Tag legt, und worin er ganz der neueren französischen Romantik mit ihrer Schinderphantasie folgt, der frivole Ton, in welchem die Religionszweifel in der „Wally" vorgetragen sind, ferner das Zerfahrene, Haltungs- und Einheitslose, Zerhackte, was in seinen Produktionen durchaus sich findet, ein Beweis, daß diese Persönlichkeit keinen Beruf hat, etwas in der Literatur umzugestalten.

Daß aber diese ganze moderne Tendenz an sich, weit entfernt, das Unsittliche zu wollen, vielmehr, wenn sie nur sich recht klar ist, eine haltbarere Gestalt des Sittlichen an die Stelle einer wankenden zu setzen die Absicht hat, läßt sich z. B. an der Frage nachweisen, ob Treue gegen das der Geliebten gegebene Wort unbedingt Pflicht sei. Ist es Frivolität, dies in Zweifel zu ziehen, wenn man sich auf den tausendfach möglichen Konflikt dieser Pflicht mit anderen höheren beruft? Wenn man sagt, es gebe Fälle, und zwar mehr als es scheint, wo in diesem Verhältnisse, was sonst sittlich wäre, unsittlich wird, weil andere Forderungen der Sittlichkeit verletzt werden, Fälle, wo die Treue vielmehr Untreue wäre? Hätte nämlich die Treue zur Folge, daß ein Geist in seiner Entwicklung unterbrochen, seine Tätigkeit auf ein Gebiet hingenötigt würde, wohin sein Talent nicht geht, so wäre dies Untreue dieses Geistes nicht nur gegen sich, sondern gegen ein größeres Ganze, den Staat, die Welt, welche fordern und erwarten können, daß jeder das Vollkommenste möglicher Ausbildung der ihm eigentümlichen Kräfte erstrebe und dem

Ganzen auf dem Punkte diene, wo er ihm am besten dient. Eine solche Unterordnug der genannten Pflicht werden aber Charaktere, die einfach und unkritisch mit der alten Sitte verwachsen sind, nicht zugeben, außer in extremen Fällen, wie Krieg fürs Vaterland u. dgl., wobei aber die Inkonsequenz sogleich hervortritt; denn dann ist zugegeben, die in Frage stehende Pflicht sei kollisionsfähig, und doch wird sie zugleich als absolut behauptet. Daß jede bestimmte sittliche Macht, indem sie auf einem Boden mit allen anderen sittlichen Mächten zusammen ist, einer Dialektik unterliegt, die ihr nur eine bedingte Geltung übrig läßt, diese Behauptung wird einem altdeutschen Charakter immer als ein Ausfluß von Frivolität und Perfidie erscheinen. Und doch, um bei unserem Beispiele zu bleiben, wie viele elende und wahrhaft unsittliche Ehen sind aus jener mißverstandenen Treue hervorgegangen! Wie überzeugend ließe sich nachweisen, daß gerade das abrupte Denken, das die bestimmten und durch ihre Bestimmtheit einer Dialektik unterliegenden sittlichen Potenzen, heute die eine, morgen die andere — denn in einem Atemzuge kann man sie doch nicht alle — absolut nimmt, wenn die Welt sich nach ihm richten würde, unendliche Verstellung und Zerrüttung jeder Art in das Reich der Sittlichkeit einführen würde, — gewiß ohne böse Absicht: aber es könnte an dieser Folge sehen, daß man dem Gegner wenigstens auch keine böse Absicht vorwerfen darf, wie denn überhaupt Ansichten als solche zu beurteilen und nicht unmittelbar auf Absichten zu reduzieren sind.

Es wurde von jenen feuerreitenden jungen Deutschen mit großem Gehetze und Hallo zugleich eine größere Befreiung der Sinnlichkeit verlangt im Leben wie in der Poesie, ohne daß ihre Konfusion zu sagen wußte, ob die Emanzipation in beiden Gebieten gleich weit gehen solle, oder wie denn das Ding überhaupt zu nehmen sei. Die negative Moral ist allerdings im Leben ebenso verderblich, als in der Poesie prosaisch, und der sittliche Standpunkt soll in beiden Sphären ein Verhältnis zwischen Geist und Sinnlichkeit voraussetzen, das, an sich affirmativ, sich zur Negation, zu einem Kampfe beider Prinzipien fortsetzt, der zum Tragischen und Komischen führt, aus welchem aber endlich die Versöhnung beider als sittliches Kunstwerk eines harmonischen Lebens sich herstellt. Die Poesie, die Kunst überhaupt, wird sich nun immer mit Vorliebe auf der ersten dieser

drei Stationen aufhalten und die Sinnlichkeit als unschuldige Schwester des Geistes gewähren lassen, indem sie aus ihrem Umkreise alle Verhältnisse entfernt, wodurch der sinnliche Genuß zu einer Verletzung wesentlicher sittlicher Beziehungen führen würde —

„Unsre Zufriedenheit bringt keine Gefährde der Welt".

Das Leben, weil ein solcher kollisionsloser Raum in seinem Komplex fast nirgends und nur vorübergehend gegeben ist, wird, strenger und mißtrauischer, immer nach der zweiten jener Stationen hindrängen, welche eine Überwindung der Sinnlichkeit fordert, um dann erst, wenn sie im Kampfe gebrochen ist, ihr wieder eine Stimme einzuräumen, wiewohl auch hier stets ein ursprünglich affirmatives Verhältnis vorauszusetzen ist, wenn man nicht z. B. in Beziehung auf die Liebe die blasphemische Meinung hegen will, Gott habe sie, da sie an sich einmal unbedingt verwerflich sei, also im Grunde auch durch keine Einsetzung und Weihe geheiligt werden könne, nur in einer schwachen Stunde den ehelich Verbundenen zugestanden, und wir können nun ins Fäustchen lachen, daß er diese schwache Stunde gehabt: dann sind wir auf dem besten Wege, den Zölibat zu billigen, die bekannte Handlung des Origines zu bewundern usw. usw. Es ist nun, um uns auf die Poesie zu beschränken, nicht zu leugnen, daß, soviel Goethe getan hat, jenen affirmativen Standpunkt geltend zu machen, dennoch die Schillersche Poesie, auf der negativen Kantischen Moral ruhend, auf den Geschmack der Masse bestimmender eingewirkt hat, als die Goethische, daß es daher recht gut ist, wenn von Zeit zu Zeit, wie dies in der Sturm- und Drangperiode geschah, ein neuer Ausfall gegen diesen Standpunkt gewagt und das Recht der Sinnlichkeit nachdrücklich reklamiert wird. Unter unseren Dichtern nun dürfte man einen unüberwundenen Rest negativer Moral vielleicht mit dem meisten Rechte an G. Pfizer tadeln; ich möchte es wenigstens nicht auf mich nehmen, ihn zu rechtfertigen, wenn er die verwegen-schöne Kunst des Akrobaten besingt und sich am Schlusse entschuldigt, daß er einen so niedrigen Gegenstand gewählt habe, wenn er in seinem „Dolce far niente" die Poesie des Müßigganges mit gewohnter herrlicher Farbenpracht der Bilder entfaltet und zuletzt meint, moralischen Einwendungen Rede stehen zu müssen. Bei Uhland wüßte ich von dieser moralischen Befangenheit nichts zu finden; sein Gemüt erscheint, nachdem man die sentimental

elegischen Gedichte des Anfangs hinter sich hat, harmlos heiter und einem weltlichen Behagen, freilich mit Beschränkung auf altertümlich einfache Verhältnisse, keineswegs verschlossen; wer es von Kerner nicht gelten läßt, hat die „Reiseschatten“ nicht gelesen, und bei E. Mörike sprudelt und sprüht auf tragischem Hintergrunde ein ebenso heiterer als tiefer Humor.

Dies aber ist richtig, daß jene Kämpfe der nach höchster Freiheit des Selbstbewußtseins ringenden, durch Zweifel gespaltenen Subjektivität auf der Seite unserer naiven Dichter nicht zu treffen sind, am ehesten bei Mörike („Maler Nolten“). Pfizer aber hat entschieden etwas von Byrons Geiste und ist von dieser Seite eine ganz moderne Erscheinung. Hier entsteht nun freilich vorerst die Frage, ob diese Zustände, diese Kämpfe des durch die Qualen der Zerrissenheit zu höherer Harmonie aufstrebenden Geistes überhaupt ein poetischer Stoff oder nicht besser allein der philosophischen Debatte zu überlassen seien. Gewiß das erstere; oder ist es nicht ein erhabenes Schauspiel, dem Selbstbewußtsein zuzusehen, wie es beginnt, sich als die Angel der Welt zu fühlen, dem nichts Fremdes von außen aufgedrungen werden kann, wie es alles scheinbar Feste und Dingliche flüssig macht und in das Ich resorbiert und in dieser innersten Revolution bald den festen Grund verliert, der Verzweiflung in die Arme stürzt, bald im Gefühle seiner Kraft mutig den Kampf fortsetzt und auf die ferne Friedensinsel hinblickt? Ist Goethes „Faust“ nicht erhaben? Eröffnet sich nicht der Brust des lyrischen Dichters eine neue Welt unendlicher Gefühle, wenn dieser Kampf tausendsaitig in ihr anklingt, sieht der erzählende nicht neue reiche Bahnen vor sich, auf denen er seinen Helden diesen Bildungskampf im modernen Sinne kann kämpfen lassen, und gewinnt nicht der dramatische einen neuen Boden der bedeutendsten Entwicklungen, sei es, daß er diesen Kampf unmittelbar zu seinem Stoffe wählt und „Hamlet“ in neuen Gestalten vorführt, sei es, daß er ein Thema aus einfacher alter Zeit mit der klaren Einsicht des modernen Geistes in die dialektische Kollisionsfähigkeit alles Sittlichen behandelt? So gewiß nun diese Fragen zu bejahen sind, so ist doch bis jetzt die Assimilation dieser modernen Ideen in die Poesie noch nicht vor sich gegangen, und wir besitzen außer dem — nach anderer Seite doch selbst auch poetisch mangelhaften — „Faust“ und „Clavigo“ von Goethe noch

nichts echt Poetisches in dieser Richtung. Unter Heines Liedern sind die schönen ebendiejenigen, wo seine Ironie und Zerrissenheit nicht zum Vorschein kommt. Ironie und Zerrissenheit können ganz wohl einen poetischen Anblick gewähren, aber die seinige nicht, weil es eine kokette und bübische ist. Mundts „Madonna", Laubes „Junges Europa", Kühnes „Guarantaine", Gutzkows „Wally": man mag an diesen Produkten dies und jenes loben, aber poetisch sind sie wahrlich nicht; es sind geistreiche Reflexionen, es sind Debatten mit lose angehängtem poetischem Kleide, oberflächlich personifizierte Begriffe, es sind didaktische Poesien. Es ist auch gar nicht zu verwundern; jede neue Idee, wie sie zunächst als Gedanke aufgefunden und aufgestellt wird, ist eben insofern prosaisch. Soll sie poetisch werden, so muß sie erst in die Gemüter übergegangen, in succum et sanguinem vertiert sein, sie muß gezündet, Leidenschaften erregt haben, dann erst wird sie poetischer Stoff. Dazu muß sie sich aber Zeit nehmen. Haben wir nun in dieser Richtung noch keine Poesie, so sollten wir vorderhand froh sein, wenn wir in Tieck noch einen schönen Nachklang der Romantik, in unseren schwäbischen Lyrikern noch naive Liederdichter haben, und es ist eines der Merkzeichen der verkehrten Art, womit jene Propheten ihre Sache begonnen haben, daß sie mit einem Bildersturme dieser in unsere Zeit hereindauernden guten alten Klänge begannen. „Feuerjo! Es gibt etwas Neues, alles, alles wird anders!" Nun, was denn? Wo denn? Mach' erst etwas Neues, so gibt es etwas Neues: wenn du nur immer schreist, es sei etwas Neues da, soll denn dies Geschrei ebendies sein, worin dies Neue da ist? Das ist ein Laufen, ein Hetzen, ein unmüßiges Wesen, wovon man das Gefühl hat, daß einem zwanzig Stimmen, jede etwas anderes, beständig ins Ohr schreien; gienge es nach den vielen Artikeln, die in norddeutschen Unterhaltungsblättern alle Augenblicke irgendeinen Kaufmannsdiener oder Studenten, der von Börne und Judenemanzipation, von dem großen Weltschmerze, der auch ihm mitten durchs Herz gegangen sei u. dgl., ein aufgedunsenes Kraft- und Saftgedicht produziert, für einen Messias der modernen Poesie ausschreien, so könnten Homer, Shakespeare, Goethe, Schiller nur hübsch ordentlich abziehen, ihr Stündchen wäre gekommen. Du schimpfst auf Uhland; mach' einmal ein echtes Volkslied, wie sein unvergleichliches: „Ich hatt' einen

Kameraden" usw., mach' einmal ein patriotisches, wie sein: „Wenn heut ein Geist" usw., mach' eine Ballade, wie der „Waller"! Du sagst, er sei eintönig, in einem armen Ideenkreise drehe er sich herum; es ist wahr, Uhland ist nicht so beweglich, vielseitig, tausendfältig wie Rückert; seine Leier hat weniger Saiten, aber diese geben einen vollen, runden, urkräftigen Metallklang, oder ich möchte seine Poesie dem Glockentone vergleichen und Rückerts dem vieltastigen Klavier. Ich begreife nicht, wie G. Pfizer in seiner Schrift über Uhland und Rückert unentschieden lassen konnte, welcher von beiden der größere Dichter sei. Entweder man gibt zu, daß das Spezifische der Poesie in einer durch die Phantasie erzeugten unmittelbaren Einheit von Bild und Gedanken liegt, und dann ist Uhlands Poesie intensiv die echtere, unvermischtere, obwohl im Umfange die ärmere, wozu man Rückert noch hundert weitere Vorzüge zugestehen kann; oder man gibt es nicht zu und stellt Rückert, dessen Dichten nachweisbar vom Gedanken ausgeht, um diesem erst nachträglich durch die Phantasie als Dienerin köstliche orientalische Gewänder überzuwerfen, neben oder über Uhland, aber dann ist auch der spezifische Unterschied der Poesie und Prosa verwischt. Uhlands Muse lebt im Mittelalter, er ist Romantiker; aber interessant ist es, wie er und Schwab von der romantischen Schule sich wieder wesentlich unterscheiden. Sie nahmen das phantastisch Mystische, die brennende Farbenglut der Sinnlichkeit und die Ironie nicht auf, welche sonst die romantische Schule bezeichnen, sondern holten sich nur das markig Feste, menschlich Wahre und Biedere aus dem Mittelalter heraus. Dies charakterisiert sie als Schwaben, wiewohl ich das Glänzende und Berauschende jener anderen Ingredienzien der Romantik auch nicht hergeben möchte. Nun — wir sind freilich der Madonnen, Ritter, Edelfräulein, Burgen etwas müde; andere Zeiten, andere Weisen, die Poesie muß wie alles ihre Phasen ändern, aber die neue Phase ist noch nicht da, und die Jugend soll nicht die Pietät gegen edle Vertreter eines älteren Prinzips abwerfen.

Wenn ich nun zu den höchsten Sphären, Religion und Wissenschaft, übergehe und zuerst von jener rede, so muß ich sogleich einer höchst betrübenden Erscheinung gedenken. Der Pietismus, diese Krätze, welche die edelsten Säfte des Geistes in Eiterung setzt, ist von altersher bei uns einheimisch und verbreitet

sich in immer weiteren Kreisen. Hier ist sogleich ein Unterschied zu ziehen zwischen den niederen und höheren Ständen, da die Ursachen der Verbreitung der Endemie in beiden verschieden sind. In den unteren Ständen mögen zwei auf den ersten Anblick sehr heterogene Ursachen diese Krankheit erzeugen. Einerseits mag dasselbe Freiheitsstreben, das in der Politik unter der edleren Gestalt des Liberalismus auftritt, im gemeinen Manne die Lust erzeugen, sich außer dem öffentlichen Gottesdienste und dem gewöhnlichen häuslichen noch seine aparte Religion zu halten. Zugleich mit der Reformation nahm das Sektenwesen in Württemberg sehr stark überhand; der Separatismus, der vor einiger Zeit fanatische Anhänger bei uns hatte, ist insofern mit dem Pietismus verwandt, als auch diesem die kirchlichen Formen nicht genügen und er sich seine besondere religiöse Suppe kochen will. Andererseits aber ist es der Hang zur Innerlichkeit, zum schwermütigen Tiefsinn, der, den Schwaben überhaupt eigentümlich, hier wieder zum Vorschein kommt. Der Pietismus ist gerade dadurch eine so tief krankhafte Erscheinung, daß er nicht eine einfache Unwahrheit, sondern eine verdrehte Wahrheit zur Grundlage hat. Er geht von dem Prinzip aus, das äußerlich gegebene Dogma dem Inneren tiefer zu assimilieren, als die öffentliche Religion dies zu bewirken scheint; insofern ist er mit dem Mystizismus, der den Inhalt des Dogmas zur Intuition und reellen Vermählung mit seinem Innern zu erheben sucht, verwandt. Aber unendlich geistloser als dieser, bleibt er auf halbem Wege stehen und klebt starrer als der verhärtetste Buchstabendienst an der bloß äußerlichen, grobsinnlichen Auffassung der religiösen Wahrheiten, um jeden, der nicht ebenso tut, mit triefendem Geifer seiner Verdammungswut zu bespritzen. Blasphemisch vindiziert er die Wirklichkeit dem Teufel statt Gott, und indem er die Sinnlichkeit, dieses edle Werkzeug, diesen geflügelten Boten des Geistes, verdammt, statt sie im vernünftigen Genusse der Weltfreuden zu bilden, stößt er sie in einen Winkel zurück, von wo sie, verleugnet, unbewacht, nur um so bestialischer als Hochmut, Rachsucht, wilde Wollust ausbricht. Gewissenlose Geistliche, uneingedenk, daß zu erbauen, nicht durch Ärgernis zu verwirren ihre beschworene Pflicht ist, zerren Fragen wie die Straußische vor ein Publikum, vor das sie nicht gehören, und schüren durch ihr Geschrei den Fanatismus bis zur Hundswut

an. Das Widrigste aber am Pietismus ist die Schamlosigkeit der Enthüllung des geheimsten Innern, das Reden von den zartesten inneren Erfahrungen in Gesellschaft, das Einmischen heiliger Namen in jede Bagatelle, das gemeinschaftliche Beten mit Gebärden der Zerknirschung, wobei von dem schönen Spruche: „wenn du beten willst" usw. keine Ahnung mehr zurück ist; von dieser Seite äußert er eine ebenso große Abstumpfung des Schamgefühls, als jede unzarteste Bloßlegung der heiligsten Gefühle.

Eine tröstliche Aussicht eröffnet sich hier nur durch den soeben berührten Umstand, daß gegenwärtig die Notiznahme von wissenschaftlichen Erscheinungen durch die Vermittlung von Geistlichen auch bei den niederen Ständen den Pietismus anschürt. Denn so ist die wachsende Wut des Pietismus zugleich die Probe der wachsenden Freiheit des Geistes auf der anderen Seite. Hierin ist nun die Hauptursache zu suchen, warum der Pietismus auch am Herde der Intelligenz, auf unserer Universität, wo er früher nur sporadisch vorkam, in geschlossenen Massen bei den Studierenden der Theologie sich immer mehr ausbreitet. Zwar ist die Erscheinung der Krankheit auf dieser Stelle nicht unabhängig von ihrer Herrschaft in den niederen Ständen und hienach die obige Distinktion nicht absolut zu nehmen. Jünglinge aus gebildeten Ständen, wo doch gewöhnlich das Kind zur vernünftigen Freiheit und zum Menschlichen erzogen wird, gehen nicht leicht zu dieser Herde über, die meisten bringen den Stoff von Hause aus eingeengten, unfreien Verhältnissen mit. Daß er aber gerade gegenwärtig so sichtbar um sich greift, ist doch wesentlich aus der Opposition zu erklären, die sich teils gegen die Fortschritte der Wissenschaft, teils gegen die religiöse Indifferenz der Honoratiorenstände mit besonderer Schärfe da erzeugen muß, wo Theologie studiert wird. Was den letzteren Punkt betrifft, so ist die Klage über Mangel an kirchlichem Sinn bei unseren gebildeten Ständen im allgemeinen nicht unbegründet. Stuttgart macht noch am ehesten eine Ausnahme; hier hat ein gewisser kirchlicher Sinn sich mehr erhalten als anderswo; sonst aber fragt der württembergische Beamte nicht viel nach Dogma und Gottesdienst, nur am Geburtstage seines Königs zieht er die Uniform aus dem Schranke, sitzt pflichtmäßig in seinem Kirchenstuhle und macht ein Gesicht, als wollte er mit Falstaff sagen: „Wenn ich nicht vergessen habe, wie das Inwendige einer

Kirche aussieht, so bin ich ein Brauerpferd.“ Dies ist eine Nachwirkung des in diesen Sphären noch nicht überwundenen Prinzips der Aufklärung, wie es in Frankreich als Revolution und Atheismus, bei uns als platter Rationalismus und als Auflösung der Religion in Kantische Moral zum Vorschein kam. Man weiß, daß der Kantische Subjektivismus überhaupt im allgemeinen noch die Weltansicht der Juristen und Regiminalisten ist, während die der Naturforscher stark zum Materialismus hinneigt; mit diesen Ansichten werden fortdauernd die Studierenden dieser Fakultäten auf der Universität influiert, und so kann sich natürlich in diesen Ständen kein kirchlicher Sinn erzeugen. Das Übel ist im Grunde so groß nicht; man muß zugeben, daß die Wahrheit auf verschiedenen Wegen gesucht werden kann, der Materialismus des Mediziners ist glücklicherweise gewöhnlich inkonsequent, und derjenige, der das Religiöse in der freilich unvollkommenen Form des Moralischen aufgefaßt hat, darf doch wohl auch getrost vor seinen Gott treten. Unsere Prediger sind über diesen Zustand sehr böse und teilen bei Gelegenheit einen tüchtigen Treff aus, predigen sie erst besser, so wird es schon anders werden. Die Kanzelberedsamkeit ist bei uns, wie die Beredsamkeit überhaupt, wirklich in kläglichem Zustande. Die schwäbische Schüchternheit verklebt dem Kandidaten schon beim ersten Auftreten den Mund und nagelt ihm die Arme an die Hüfte oder ans Kanzelbrett, nachher kommt der schwäbische Eigensinn dazu und macht ihm weis, der Prediger dürfte nur so reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und so hie und da mit der Hand hervorwischen, so sei Vortrag und Aktion in der besten Ordnung; er will nicht begreifen, daß das Predigen eine Kunst ist. Dann die Form der Darstellung: was kann ein Prediger wirken! Wie ungeheuer ist die Macht der Rede! Wie kann sie die Gemüter bis auf den untersten Grund aufwühlen und im Sturme mit sich fortreißen! Aber hier hört man unter zehn Predigten gewiß immer neun, welche ganz demonstrativ, als sollte ein dogmatischer „locus“ ausgeführt werden, ihren Stoff abhaspeln. Endlich das Verhalten zu den verschiedenen Bildungsstufen der Zuhörer: hier eröffnet sich freilich die größte Schwierigkeit für den Prediger. Er soll und muß am Dogma festhalten, der größere Teil seiner Zuhörer, dem schlichten Volke angehörig, erwartet es mit Recht. Nun besteht aber der andere Teil meist aus aufgeklärten,

kantisch redigierten Köpfen, die für die positiven Lehren des Christentums allen Magen verloren haben. Ignorieren darf er, will er gewissenhaft sein, den Standpunkt der letzteren auch nicht, sondern die Aufgabe ist offenbar, an ihn anzuknüpfen und ihn unvermerkt in die höhere Betrachtung der Dinge hinüberzuleiten, welche im kirchlichen Dogma bildlich enthalten ist. Soll ihm dies gelingen, so muß er den Buchstaben und Körper des Dogmas soviel als möglich verstecken und desto mehr seinen flüssig gemachten Geist in die Tiefe des Bewußtseins hineinleiten. Er soll bestimmte Sphären der Wirklichkeit, sittliche Lebensverhältnisse, konkrete Fragen, wie Erziehung, Familienleben usw., zu seinem Thema wählen und den Zuhörer so stimmen, daß er Lust und Liebe bekommt, diese Verhältnisse im Geiste des Evangeliums zu behandeln. Dies ist offenbar die höchste und schönste Aufgabe des Kanzelredners. Er braucht nicht viel heilige Namen zu nennen, heilige Geschichten zu erzählen, er soll wirken, daß der Sohn Gottes in jedem neu geboren werde, in jedem neu sein Erlösungswerk beginne, dann braucht er von ihm als dieser bestimmten einzelnen Person, an welche unsere Honoratioren einmal im kirchlichen Sinne nicht mehr glauben, eben nicht immer zu reden. Der gemeine Mann freilich möchte nur immer mit recht dickem, dogmatischem Stoff die Taschen voll bekommen, aber diesem Gelüste ist nicht nachzugeben, und er wird es endlich auch zufrieden sein, wenn einmal statt dieser stoffartigen Masse der aus dem Körper des Dogmas befreite, flüssig gemachte, ins Bewußtsein hineingeleitete Geist des Christentums sein Herz erquickt; nur in diesem Sinne war es gemeint, wenn ich oben sagte, die Predigt müsse für ihn am Dogma festhalten. Statt dessen premiert nun aber die Mehrzahl unserer Prediger im Sinne des Supranaturalismus den Körper des Dogmas, und macht dem recht tüchtig die Hölle heiß, der an diesen nicht glaubt: was Wunder, wenn unser Kantianer zu Hause bleibt und seine Pfeife raucht? Der Supranaturalismus, wie er dem Rationalismus gegenüber sich gebildet hat, ist bekanntlich etwas ganz anderes als die altkirchliche Orthodoxie. Er vereinigt das Schlimme sowohl von dieser als von seinem Gegner, dem Rationalismus, in sich, und das Gute von beiden fehlt ihm. Von jener hat er das alte Dogma, von diesem die kahle Verstandesmetaphysik und den verstockten Pelagianismus abgenommen, die ihm

den tieferen Sinn jenes Dogmas verhüllen und nun dazu dienen müssen, den dennoch geglaubten Buchstaben desselben mit Verstandesgründen zu stützen, d. h. mit Mitteln, welche vielmehr gegen den Zweck sind. Dieses Stützen und Begründen hat seinen Ursprung in dem Bedürfnisse des modernen Bewußtseins, nicht als wahr anzunehmen, was sich nicht ausweisen kann als ein solches, worin dasselbe bei sich ist: das große Recht des Rationalismus. Von dieser Seite ist der Supranaturalismus so rationalistisch als der dürrste Rationalismus, er ist von dem Prinzip der Aufklärung ganz infiziert, genießt aber seine Früchte nicht, sondern da er nun dennoch an der ausgeweideten Haut des alten Dogmas hält, so ist er eine in dunkler Bewußtlosigkeit sich selbst durch und durch widersprechende Erscheinung wie die lutherische Abendmahlslehre, welche die katholische und die zwinglische zu einem Nest von Widersprüchen vereinigt. Dieser Verstandessupranaturalismus hat unser württembergisches Gesangbuch in den neunziger Jahren „dem heutigen verfeinerten Geschmacke näher gebracht" und unsere Liturgie geschrieben: dort die edelsten alten Lieder unverantwortlich entstellt und neu aufgenommen, wie das:

„Ich sterb' im Tode nicht!
Mich überzeugen Gründe,
Die ich, je mehr ich forsch',
In meinem Wesen finde." usw.

Hier hat er Gebete und Formulare eingesetzt, bei deren Mattigkeit und trostloser Irreligiosität man sich ernstlich nach der scharlachroten Sprache des Fanatismus sehnen könnte. Den ganzen Inhalt dieser Liturgie kann man auf die Worte reduzieren: Lieber Gott, du hast uns durch außerordentliche Veranstaltungen, worunter sogar Wunder vorkamen, belehrt, daß uns jenseits, wenn wir nur recht moralisch sind, die gebratenen Tauben bei übrigens wachsender Vervollkommnung in den Mund fliegen werden: zu dir, zu dir schwingt unser Geist sich empor!

Diesem religiösen Zustande gegenüber ist es kein Wunder, wenn das tiefere religiöse Bedürfnis, das in der Innerlichkeit des schwäbischen Naturells begründet ist und im öffentlichen Gottesdienste zu wenig Nahrung findet, in der kranken Form des Pietismus zum

Vorschein kommt, der übrigens seiner gefährlichsten Feindin, der Spekulation, gegenüber freilich den geschilderten Supranaturalismus auch wieder dankbar als Streitgenossen aufnimmt. Wo ein irreligiöser Verstand sich in der Religion breit macht, muß es notwendig auch eine unverständige Religiosität geben. Könnte man aber von diesem Standpunkte aus geneigt sein, den Pietismus zu entschuldigen, so muß er um so verwerflicher erscheinen, wenn man erwägt, daß die spekulative Theologie, welche sich bei unserer Jugend immer mehr Freunde erwirbt und dem Bedürfnis einer vertieften Auffassung der religiösen Wahrheiten die vollste Befriedigung verspricht, daß gerade diese der Gegenstand des wildesten Hasses der Parteien ist und seine Lager mit immer neuen Rekruten füllt. Ihr steigendes Wachstum ist es, woraus allein hinlänglich zu erklären ist, warum gerade jetzt und gerade unter unserer studierenden Jugend der Pietismus so sehr um sich greift. Denn gerade bei uns hat sie einen entscheidenden neuen Schritt zur tieferen und freieren Entfaltung ihres Prinzips getan, welcher allen denjenigen, die unfähig oder zu träg sind, im Zusammenhange zu denken — und nur ein solcher kann Pietist werden —, die Religion vielmehr zu zerstören, als zu vertiefen scheint.

Ein eigentümliches Gewand hat unser Pietismus durch A. Knapp angetan; er wurde modern, sentimental, er bequemte sich so weit den Kindern der Welt, daß er Almanachsform umnahm und seinen Christus im Frack einführte. A. Knapp hat ein ansehnliches Talent zur Poesie durch seine pietistische Umwendung schimmlicht gemacht. Er läßt Leonidas mit seinen gefallenen Tapferen, das Schwert noch krampfhaft in die Faust gepreßt, in herrlichem Zuge zur Unterwelt wallen, dann stoßen sie aber auf Abraham und Sara und müssen sie küssen. Seine poetische Theorie ist: alles Große und Schöne auch aus der profanen Welt soll Stoff der Poesie sein, aber nur, sofern es durch eine ausdrückliche Beziehung auf das Christliche geheiligt ist, er sagt zu dem Dichter: preise immerhin Griechenland in seiner Herrlichkeit, aber bedauere am Schlusse des Gedichtes lebhaft, daß Athen keinen Stadtpfarrer hatte, daß Homer kein Gesangbuch schrieb und Achilles keinen Konfirmationsunterricht genoß! Nichts soll in sich, in der Grenze und Bestimmtheit seines Wesens teilhaben an Gott, es soll erst dieser Tran priesterlicher Salbung,

dieses Christoterpentinöl darüber gegossen werden. Doch verlassen wir diese feuchten, dumpfen Höhlen und steigen in das Licht der Wissenschaft auf. Um die eigentümliche Weise, in welcher die neuesten Fragen der Spekulation von Strauß behandelt worden sind, aus dem schwäbischen Naturell begreiflich zu machen, werfe ich zuerst einen Blick auf das Gebiet der nicht streng wissenschaftlichen Debatte, auf die Art, wie sich der Schwabe im gewöhnlichen Leben zu gewissen literarischen Zeitfragen von allgemeinem Interesse zu verhalten pflegt.

„Wer da? Rahelist oder Bettinist? Göschel oder Richter? Diesterweg oder Leo?“ Erlauben Sie gütigst, daß ich erst dieses Schöppchen Wein in Ruhe austrinke, dann will ich mich entscheiden, vielleicht aber auch nicht. Spaß beiseite! Der Schwabe verhält sich, mit dem Norddeutschen verglichen, sehr indolent zu solchen Modefragen, mögen sie auch von wirklichem Interesse sein und es ihm an einem solchen im Hintergrunde gar nicht fehlen. Wie eifrig ventiliert man solche Dinge in norddeutschen Zirkeln! Wie schnell machen entgegengesetzte Meinungen Partei! Der norddeutsche Geist hat eine große Neigung zur Disjunktion, zu einem Entweder Oder, zu eifrigem Erfassen des einen von zwei entgegengesetzten Prinzipien, und hängt dann mit einer — dies Resultat haben mir wenigstens meine Beobachtungen gegeben — häufig etwas unfreien und unkritischen Begeisterung an der Autorität, für die er sich entschieden hat, wiewohl gerade durch die Friktion der hieraus entstehenden Polemik sein Interesse immer frisch, beweglich und universell erhalten wird. Unter den Studierenden in Berlin bemerkte ich eine Sektiererei, die in Tübingen unmöglich wäre. Der Schleiermacherianer hielt es für Frevel, bei einem Anhänger Hegels eine theologische Vorlesung zu hören, dem Jünger Neanders durfte man seinen Neander, dem Schüler Marheinekes seinen Marheineke nicht antasten. Ich hörte einmal Schleiermacher mit eigenen Ohren in der Ästhetik die aberwitzige Bemerkung vortragen: Das Relief bilde von der Malerei den Übergang zur Plastik schon deswegen, weil auch bei einem Gemälde, wenn man über dessen Fläche hinsehe, an Stellen, wo die Farbe dicker aufgetragen sei, kleine Erhabenheiten bemerkt werden. Dies erzählte ich nachher zwei Anbetern Schleiermachers, Männern von gesetztem Alter, um ihnen einen Spaß zu

bereiten. Wie schlecht kam ich an! Man begriff gar nicht, wie ich an Schleiermacher etwas lächerlich finden könne! Auch im Hörsaale hatte ich niemand lachen sehen; in Tübingen hätte Schleiermacher auch unter einer Schar der glühendsten Anbeter so etwas nicht sagen können, ohne eine große Heiterkeit zu erregen. Wäre in Norddeutschland nicht wirklich eine solche Neigung zu unkritischer Entschiedenheit für Prinzipien, Autoritäten, wie wäre es möglich, daß unter so vielen anderen selbst der bewegungsreiche, sinnige Rosenkranz dem zweiten Teile von Goethes „Faust", diesem frostigen, allegorischen, didaktischen, totgeborenen Kinde einer welken Phantasie, diesem Produkte, das Goethe der Jüngling und Mann, hätte man es ihm vorweisen und sagen können: dieses wirst du einst in deinem Alter machen, in ungläubigem Zorn an die Wand geschleudert hätte, solche Wichtigkeit beilegte und mit einem Ernste zu entziffern suchte, als könnten wir uns nicht ruhig ins Grab legen, ehe wir wissen, was die Mütter und der Homunkulus sind? Ist denn die Poesie dazu da, daß sie uns harte Nüsse zu knacken gibt? Ich sage: Stiefelwichse, denke mir dabei die Flüssigkeit der dialektischen Methode und schreibe dann meinem Freunde: „Ich habe ein Tüchtiges hineingeheimnisset; sie werden etwas aufzuraten bekommen."

In solchen Dingen verhält sich das schwäbische Urteil total verschieden. Der Schwabe nimmt wohl Notiz, aber er suspendiert sein Urteil und eilt nicht, sich ins Feuer der Debatte zu begeben. Ich will ihm dies gar nicht unmittelbar als Verdienst anrechnen, es ist zunächst die süddeutsche Bequemlichkeit, welche sich nicht beeilen will, aus dem Behagen der Unentschiedenheit herauszutreten. Doch ist dieses behagliche Element der süddeutschen Natur zwar nicht die Wirklichkeit, wohl aber die Möglichkeit der höheren, spekulativen Kritik: es schlummert darin der noch stille und unbewußte Gedanke, daß jede bedeutendste geistige Erscheinung auch ihre Mängel hat, und daß entgegengesetzte Prinzipien erst in einer höheren Einheit ihre Lösung finden. Die Schwaben haben einen guten Schatz von Humor; einer Erscheinung, die sich als unbedingt erhaben ankündigt, ihre Grenze aufzuweisen, ist ihr Witz jederzeit aufgelegt. Gesuchte Sprache, Bombast, forcierte Kraft, jede Renommage wird sehr schnell gefühlt und in das edle Maß des Humors untergetaucht. Einen Dichter wie Grabbe können wir nicht als eine schauderhaft

erhabene Erscheinung ansehen und wegen seiner bekannten moralischen Versunkenheit, als hätte er den fürchterlichen Riß seiner Seele notwendig mit Krambambuli ausfüllen müssen, gar noch bedauern; er ist uns einfacher Schnapslump, der einiges Dichtertalent dadurch verderbte, daß er sich durchaus zu einem Kraft- und Saftgenie aufblähen wollte. Was ist doch z. B. sein „Don Juan und Faust“ für ein rohes Produkt! In der bekannten Szene, wo Don Juan die Polizei in der Oper so zierlich-witzig neckt, gibt er bei Grabbe dem Polizeibeamten einen Faustschlag und prügelt ihn dann zur Tür hinaus: kann ein Mensch, der dieses Einfalls fähig ist, eine Ader reinen poetischen Gefühls haben? Die perfide Ironie eines Heine ist uns zwar eine zeitgeschichtlich merkwürdige, aber nicht die unheimlich große Erscheinung eines energischen Abfalls, sondern die leere Aufspreizung eines ungezogenen Subjektes. (Unter perfider Ironie verstehe ich nicht, was Heine z. B. im zweiten Teile seines „Salon“ über die Tendenz des modernen Geistes, insbesondere der deutschen Philosophie, Tiefblickendes gesagt hat, sondern seinen häßlichen Selbstgenuß in den häßlichen Mißklängen seiner Lieder, das charakterlos böswillige Ineinanderschillern halben Lobes und halben Tadels in seiner Darstellung der deutschen Romantik, überhaupt jenes Ich, dem es mit nichts Ernst ist als mit sich.) So sehr Heines Manier durch das große Talent, das sich von der anderen Seite in ihr offenbart, zur Nachahmung reizt, so hat er doch in Schwaben meines Wissens keinen Nachahmer gefunden, während sie an anderen Orten wie die Pilze aufschossen. Auch Freiligrath — so wenig er übrigens in diese Gesellschaft gehört — stößt durch ein überall sichtbares Haschen nach Kraft und gedrängter Erhabenheit in hohem Grade ab. Wenn jenes Gedicht, worin er den tragischen Vorgang zu Rathcormac in Irland erzählt*), in feierlicher Grandezza beginnt: „Ich lese jetzo wenig Zeitungsblätter“, so ist es ihm bereits gelungen, uns in vollkommene Heiterkeit zu versetzen, wenn er dann seine Erzählung mit den Worten schließt: „Ich bog mich schweigend vor in das Kamin, und eine Träne zischte in die Kohlen“, so wird uns noch vergnüglicher zumute, da ja einer Wendung, welche die Träne darstellt wie gemeines Wasser, nämlich mit einer akustischen Wirkung

*) Das Gedicht stand im Morgenblatte, ich zitiere aus dem Gedächtnisse einzelne Worte vielleicht ungenau, ich stehe aber für das Wesentliche.

desselben, nichts fehlt, um das ganze Wesen des Komischen daran zu deduzieren.

Man kann die echte philosophische Methode humoristisch nennen, da sie von keiner Wahrheit duldet, daß sie sich isoliere und der Ergänzung durch alle anderen entziehe; der Humor ist dialektischer Natur. Ich glaube daher behaupten zu dürfen, daß der schwäbische Humor bereits die spekulative Anlage verrät. Der schwäbische Genius hat es aber an Ort und Stelle bewiesen, daß er spekulativ ist. Wer es zufällig nennen will, daß der Reflexionsdualismus Kants und Fichtes von Norddeutschen, die poetisierende Identitätsphilosophie Schellings und die durch das skeptische Moment, das sie in ihre Methode aufnahm, um es zu überwinden, auch gegen den Verstand gewaffnete dialektische Philosophie Hegels von Schwaben ausgieng, der mag es; er sehe aber zu, daß ihm dann nicht die Geschichte überhaupt, wie sie die Völker und Stämme zu Werkzeugen ihrer Fortschritte gebraucht, zu einer losen Schnur von Zufällen werde.

Hier wird man mich sogleich fragen: wie kommt es denn, daß um die Philosophie so hochverdiente Geister ihr System nicht in der Heimat ausbildeten und in dieser die gesuchte Stätte — Schelling und Hegel bewarben sich um eine Lehrstelle in Tübingen und wurden um ihrer Ansichten willen abgewiesen — nicht fanden? Wenn die Schwaben spekulativ sind, warum haben sie denn ihre spekulativen Köpfe ausgestoßen? Dieser Widerspruch wurde schon oben zugegeben. Der spekulative Geist Schwabens wanderte in das Ausland; ob er Schwaben ursprünglich angehörte, muß sich dadurch bewähren, daß er zurückwandernd wieder daselbst ein Obdach fand. Wo fand er es aber? Bei unseren Staatsdienern nicht; bei unseren Gelehrten nicht; bei unseren Universitätslehrern — einen kräftig freien Geist ausgenommen*) — nicht; er fand es bei einem kleinen Häuflein Studierender, das sich allmählich mehr und mehr ausbreitete, von älteren zu jüngeren Promotionen fortsetzte, aber noch immer isoliert und mit der herrschenden Denkweise des Vaterlandes im Widerspruche steht. Hier kommt es darauf an, wo man die Intelligenz eines

*) S. hierüber, sowie über manches, was in der Zeit von 1838 bis 1844 sich verändert hat, die Berichtigungen im Zusatz, unten S. 105.
Anm. d. Herausg.

Landes repräsentiert, seine geistige Quintessenz findet. Deutschland darf auf seine Universitäten hinweisen und sagen: hier ist mein Mark und mein Stolz. Die Deutschen sind das denkende Volk durch ihre Universitäten, ihnen hat die Weltgeschichte die Reformation zu danken und der Geist jeden bedeutendsten seiner Fortschritte. Das deutsche Philistertum übertrifft in ihnen sich selbst und erkennt sich in diesem besten Auszuge seiner Kräfte staunend selbst nicht wieder. Wenn in einem deutschen Lande das edelste Produkt der heimischen Intelligenz zuerst ausgestoßen, und nachdem es zurückkehrend bei jüngeren Generationen Anerkennung gefunden hat, auch dann noch von der Mehrzahl perhorresziert wird, so ist dies derselbe Fall, wie wenn der Fuß oder Bauch nach dem Kopfe hinaufsähen und fragten: Der Tausend! was sitzt denn da oben für ein Ding?

Es ist bekannt, daß das Mittel, wodurch Schwaben von alters her sich auf der Höhe deutscher Geistesbildung gehalten hat, namentlich in seinen Schulen zu suchen ist und in deren Mittelpunkte, den klösterlichen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, welche wieder rückwärts auf die unteren Gymnasien wirken, namentlich indem sie die Lehrer an denselben anspornen, ihre Schüler dahin zu bringen, daß in diesen die Springfeder unserer Bildung zu suchen ist — was dann auch den übrigen Schülern zugute kommt, die nicht Theologen sind, und auf die höheren Anstalten, indem sie ihnen ihre besten Lehrer zu liefern pflegen. Diese Seminarien sind — ein neuer Beweis, daß in dieser die Springfeder unserer Bildung zu suchen ist — mit der Reformation gegründet und seit einiger Zeit auch von der katholischen Kirche nachgeahmt worden. Ihre Einrichtung setze ich hier als bekannt voraus. Die niederen Seminarien, worin die Zöglinge vier Jahre zubringen, um für die Hochschule herangebildet zu werden, haben ihren vorzüglichsten Wert in den gründlichen klassischen Kenntnissen, welche hier der Zögling als einen Schatz der Humanität für sein ganzes Leben erwirbt, und wozu schon vorher durch den guten Schulsack, der seit alter Zeit ein Ruhm der Württemberger ist, ein tüchtiger Boden gelegt ist. Es gieng ein Sprichwort: aus einem württembergischen Magister kann alles werden, das in Graf Reinhard, Pair von Frankreich, eine glänzende Bestätigung fand und sich namentlich auf diese Humanitätsstudien berief, welche den Geist zu einem allseitig menschlichen Interesse für jede Gestalt des Wissens

und Wirkens ausweiten. Übrigens ist der Württemberger als eigentlicher Philologe nicht mehr so gesucht und berühmt wie früher; solche Erzlateiner und -griechen wie sonst liefern unsere Seminarien nicht mehr. Freilich haben sich in neuer Zeit im übrigen Deutschland die Schulen außerordentlich gehoben und die Einzigkeit Württembergs in dieser Beziehung kann schon deswegen nicht mehr behauptet werden; es kommt aber noch ein wichtiger Grund hinzu. Die Philologie wurde früher zwar sehr gründlich, aber auch großenteils geistlos mechanisch und sehr auf Kosten anderer, namentlich philosophischer, Studien getrieben. Nur daraus, daß der gründlich eingeprägte Stoff vielfach auf vortreffliches Land stieß, sind die edlen Früchte zu erklären, welche oben als Erzeugnis jener klassischen Studien gerühmt wurden: dies kommt aber selbst wieder auf Rechnung unserer Anstalten, indem diesen durch die Konkursprüfungen stets eine Auswahl besserer Köpfe zugeführt wird. Der wissenschaftliche Geist hat sich nun aber seit mehreren Dezennien hierin wesentlich verändert; er dringt nicht mehr auf bloße Kenntnisse, sondern auf Erkenntnis, und so hat auch Württemberg, seit es der Welt einen großen Dichter und zwei große Philosophen gegeben, seinen alten philologischen Ruhm diesem höheren geopfert. Ein Schulmann vom alten Schlage sagte, er begreife nicht, wie dieser Schelling so berühmt geworden, er habe doch immer ein besseres „Argumentle“ gemacht als dieser: noch gibt es — es ist unglaublich, aber ich garantiere — bei uns Philologen, welche meinen, die neue Philosophie könne schon darum nichts taugen, weil man sie nicht ins Lateinische übersetzen könne. Daran läßt sich recht erkennen, welch ein zweideutiges Ding die frühere Höhe unserer philologischen Bildung war. Die Zöglinge unserer Seminarien, wenn sie von dem niederen in das höhere zu Tübingen übertreten, werfen sich gewöhnlich mit Beiseitelegung der Philologie auf Philosophie und Theologie, und dies ist wenigstens gewiß besser, als wenn sie die Philologie in der alten Manier forttreiben würden.

Die großen Mängel unserer Seminarerziehung überhaupt aber, um diese der Betrachtung ihrer höheren Vorzüge voranzuschicken, haben ihre Quelle darin, daß diese Anstalten zu einer Zeit gegründet wurden, als man sich vom Katholizismus zwar im Prinzipe losgesagt hatte, aber der wesentliche Unterschied zwischen den protestantischen und katholischen Geistlichen noch nicht klar war. Der Geistliche sollte

ein Mensch sein, wie andere, dies hatte man eingesehen und den Zölibat aufgehoben, aber bis er zu öffentlicher Wirksamkeit hervortrete, müsse er, meinte man dennoch, ein Mönch bleiben. Man sprach dies, obwohl äußere Gründe zur Wahl dieses Lokals die nächsten waren, schon dadurch aus, daß man die Seminarien in eben ausgeleerte Klöster verlegte und die Klausur, ja die Kutte einführte. Noch unsere Väter giengen als vierzehnjährige Knaben in langen rauhhaarigen Kutten, in Tübingen saßen noch vor etwa fünfzehn Jahren die Seminaristen mit Überschlägchen, welche jederzeit scharfe Ordonnanz waren, hinter dem Bierspiele und befeuchteten die heiligen Läppchen mit profanem Naß. — So war denn der vierzehnjährige Knabe der Familie entrissen, hinter Schloß und Riegel mit zwei bis drei Dutzend Kameraden eingepfercht und von der argen Welt mit ihrer Lust abgeschlossen. Eben in diesem Alter soll in dem bildsamen Gemüte der erste Grund nicht nur zur höheren geistigen, sondern auch zur Weltbildung gelegt, namentlich der Körper zu einem beweglichen, formgewandten Werkzeuge der Seele herangezogen werden, diese soll sich in den Besitz ihres Leibes setzen, damit derselbe nicht störrisch sich weigere, ihr als Ausdruck ihrer Empfindungen, als Hand ihrer Entschlüsse zu dienen. Die Mutter namentlich ist gerade jetzt unentbehrlich, sie soll dem Knaben sagen: Das und jenes ist schicklich oder unschicklich, so und so verbeugt man sich, damit man keine lächerliche, holperige Figur macht; der werdende Jüngling soll in Gesellschaften gebracht werden, soll die Bildungsschule im Umgange mit dem anderen Geschlechte beginnen; soll lernen die Zerstreuungen und Vergnügungen der Welt mit vernünftiger Freiheit genießen, soll durch eigene Erfahrung frühe einsehen, daß in diesen Genüssen der unendliche Reiz nicht zu finden sei, den die unerfahrene Phantasie hinter ihnen sucht, damit nicht spät der reife Mann diese Erfahrung unendlich mühsamer nachzuholen habe. Dabei bedarf er Aufsicht und Anleitung, diese wird ihm eben im Schoße der Familie. Was tut nicht allein der Umgang mit einer Schwester, um einen Menschen zu bilden! Wird er aber auch der eigenen Familie oder sie ihm entrissen, die Form der Erziehung, die er auswärts findet, muß notwendig derjenigen so nahe als möglich kommen, die in der Familie stattfindet, er muß womöglich wieder einer Familie übergeben werden. Die Aufsicht im Seminar kann den Verlust dieser

Form der Erziehung keineswegs ersetzen. Mögen die Vorsteher ihre Zöglinge so scharf als möglich bewachen, so oft als möglich ermahnen, hier und da in ihre Familie ziehen, wie wenig ist damit getan, da den größeren Teil der Zeit über der Rohere mit dem Bessern, derjenige, der edlere und feinere Sitten hat, mit dem Unbeholfenen und Rüpelhaften zusammengesperrt ist und so diese unreifen Menschen ihrer gegenseitigen Erziehung überlassen sind! Wenn sie hie und da ins Städtchen zu einer Familie kommen, wenn sie in den Ferien alle Halbjahre die Ihrigen wiedersehen, wie unzureichende Mittel gegen die aus dieser Zusammensperrung entspringende Verwilderung wenigstens im Formellen, Verschüchterung und Verrumpfung! Dr. Steudel sagte zur Verteidigung unserer Seminarien in dieser Beziehung: Haben wir erst einen Edelstein, zum Schleifen ist immer noch Zeit! Hier liegt eine falsche Trennung des Inneren und des Äußeren zugrunde. Zu einem Edelsteine gehört von vornherein Menschenkenntnis, Weltbildung, Sicherheit in der Form, Ablegung knabenhafter Schüchternheit, Humanität. Dieses scheinbar bloß Äußere ist gar nichts Unwesentliches, das so nachträglich auch noch könnte mitgenommen werden. Oder, wenn man will: weil es unwesentlich ist, ist es wesentlich, das heißt: weil es nicht der Mühe wert ist, lange Zeit auf die Form zu verwenden, soll man die Sache frühe abmachen, um nicht als alter Mann mit Verlegenheiten und Ängsten sich herumzuquälen, worüber der sechzehnjährige junge Mensch hinaus sein sollte. Weil der Körper bloßer Körper ist, weil er zum Mittel des Geistes herabgesetzt werden soll, muß man ihm seinen Eigensinn sobald als möglich nehmen, damit es nicht zu spät werde und er so verknöchere und verknorre, daß nichts mehr mit dem steifen alten Knechte anzufangen ist. Ist die rechte Zeit, wo das Wachs noch weich ist, versäumt, so nützen nachher Reisen, Umgang mit der Welt nichts mehr, man bleibt zeitlebens ein halber, ungelenker, blöder, unfreier, gebannter Mensch. Ich habe hier nur vom Körper gesprochen, aber man vergesse nicht, daß unvollendete Bildung dieses Organs, wie sie im Innern ihren Sitz hat, von außen wieder nach innen schleicht, um ein Gefühl der Unsicherheit und Zweckwidrigkeit in der Seele selbst zu erzeugen. Einer, der da sitzt und nicht weiß, wohin mit den Händen, ist nicht bloß mit den Händen, sondern mit der ganzen Seele in Verlegenheit, und diese Verlegenheit

hindert ihn vielleicht, seine besten Gedanken herauszusagen, er hat also, indem er das Äußere versäumte, auch das Innere versäumt —: kurz, die Versäumnis formeller Bildung ist ein sittliches Übel, und es gehört dieser Punkt, wie die Pflicht der Reinlichkeit und manche von manchem Tugendhelden oder Gottesmanne verachtete ähnliche Pflicht in das System der Moral.

Im Seminar zu Tübingen haben die Zöglinge etwas mehr Luft, aber das Übel ist doch nicht gehoben, und man kennt den Seminaristen leicht an einem blöden und unfreien Zuge, der ihm bleibt. Seine innere Bildung steht in einem großen Mißverhältnisse zu seiner äußeren; im Gefühle dieses Mangels zieht er sich auf den Wert seiner Bildung zurück, und hieraus entsteht nun ein ganz eigenes Geschmäckchen gegenüber dem Studierenden in der Stadt. Er ist sich bewußt, daß dieser den abgesperrten, strenge bewachten, immer noch in mehreren Beziehungen mönchisch gehaltenen Kommilitonen etwas über die Achsel ansieht, er sucht dafür eine Satisfaktion darin, daß er ihn seine durch die viele wissenschaftliche Anleitung, die er genießt, meist gediegenere und umfassendere geistige Bildung fühlen läßt, und so entsteht eine eigene Mischung von Barbarei, von einem Gefühle des Gedrücktseins und von Bildungsstolz, wohlweisem Wesen, welche den Seminaristen seinen Kameraden außer dem Seminar schwer umgänglich macht. Zu allem kommt noch die angeborene Schwerfälligkeit schwäbischer Natur, und so bleibt von dieser Erziehung lebenslang ein Rest von Verschüchterung, der Geist ist bei allem Reichtume wie mit eisernen Reifen gebunden, er kann, wo es sich nicht um wissenschaftliche Mitteilung handelt, nicht heraus, nicht über die Schwelle, er stottert und stolpert. Ich weiß dies alles aus eigener Erfahrung, denn ich bin selbst durch diese Anstalten gegangen, und man mag aus diesem Geständnisse sehen, daß ich auch hier niemand verletzen will.

Inzwischen, es ist freilich leicht, diese Mängel unserer Anstalten zu bemerken, aber schwer zu sagen, wie die unverkennbaren Vorzüge derselben ohne diese Mängel bestehen könnten. Die Einrichtung derselben, nachdem sie vieles von ihrer früheren Härte nachgelassen, nachdem sie sogar bunte Kleider gestattet hat, verharrt im übrigen bei ihrer Strenge aus dem Grundsatze, daß der Jüngling auch in den Jahren, die er auf der Universität zubringt, noch keineswegs selb-

ständig genug ist, um sich ganz überlassen zu sein, sondern einer Leitung und Aufsicht bedarf. Wie dieses ohne einige Klausur und andere Legalitätsgesetze durchzuführen wäre, ist schwer zu bestimmen, aber es wäre sehr der Mühe wert, daß unsere Universitäten sich mit einer gründlichen Erörterung der Frage beschäftigten: wie können wir die Studierenden einer näheren Aufsicht und Anleitung unterwerfen, ohne doch ihre Freiheit zu sehr einzuengen? Die Seminareinrichtungen haben manchen vor Trägheit und Leichtsinn bewahrt, aber auch manchen aufgeweckten Kopf zugrunde gerichtet, dessen Freiheitsgefühl den Käfig nicht ertragen konnte, der aus Trotz die Gesetze zu Boden trat und in wildem Übermaße die lange vorenthaltenen Genüsse des Lebens nachholte. Freilich hängt die ganze Einrichtung mit den ursprünglichen Stiftungen zusammen, welche ein Zusammenleben der Zöglinge fordern und nur unter dieser Bedingung ihre Wohltaten reichen können, übrigens durch die reelle Unterstützung, die hier so mancher Unbemitteltere genießt, zu den schönsten und ruhmvollsten Erscheinungen in Schwaben gehören.

Es war bisher von den mangelhaften Seiten dieser Anstalten die Rede; ihre großen Vorzüge und Wirkungen sollen nicht verkannt werden. Noch abgesehen von den schönen Früchten der wissenschaftlichen Anleitung, welche hier der Studierende genießt, müssen wir auch das Schöne anerkennen, was die Strenge der Aufsicht, die Enge des Zusammenlebens in dem geistigen Leben der Zöglinge, freilich ohne das Verdienst ihrer Absicht zuschreiben zu dürfen, bewirkt. Das enggemeinschaftliche Heranwachsen jugendlicher Naturen bildet Freundschaften für das Leben, gestützt auf den festen Grund gemeinsam durchwanderter Bildungswege des Geistes; man sieht sich gegenseitig werden, man teilte sich die Ansichten frisch, wie sie gewonnen sind, mit, bekämpft sich, spornt sich an, tauscht sich aus, und alles dies so innig, wie es nur zwischen Zimmer-, Schlaf- und Tischgenossen möglich ist. Ich möchte die Erinnerung an dies Zusammenleben, ich möchte die geistige Verbindung mit einer enggeschlossenen Zahl von Freunden, die eine gemeinschaftliche Überzeugung zusammenhält, worunter ich sogleich Strauß nenne, ich möchte diesen fürs Leben gewonnenen Schatz des Geistes um keinen Preis der Welt hergeben. Einer größeren Anzahl junger Leute, die sich in diesen Anstalten zusammenfinden, fehlt es nie an originellen Individualitäten, die

entweder selbst witzig oder Ursache sind, daß andere witzig werden; ein eigentümlicher Lokalhumor, ein komischer Sagenkreis, ein Lexikon von Spitznamen, eine Reibung erfinderischer Neckereien bildet sich, eine Jugendlust, die mancher hinter den grauen Klostermauern nicht gesucht hätte. Hier wirkt die Friktion mit dem bitter empfundenen Zwange als mächtiger Hebel mit, die List umgeht in heiteren Maskeraden das Gesetz und parodiert den bitteren Ernst grämlicher Vorgesetzter durch joviale Satire.

Das wichtigste ist jedoch die Anleitung in den Studien, die der Seminarist genießt. Die niederen Seminarien sind Schulen, der Zögling empfängt allen Unterricht von seinen Vorgesetzten; der Seminarist in Tübingen hört Vorlesungen der Universitätslehrer, wie die anderen Studierenden, aber die Folge der Vorlesungen, die Zweige der Wissenschaft, die er je in einem Semester vorzunehmen hat, sind durch einen Studienplan gesetzmäßig bestimmt, und er ist der Frage, wie er seine Studien sukzessive ordnen soll, überhoben, ohne daß jedoch der einzelne, der ein Lieblingsfach hat, allzusehr beschränkt würde. Außerdem aber wird sein Studium durch Repetitionen, loci, Aufsätze und Examina aufs wirksamste gefördert. Die Repetitionen und loci über Philosophie und Dogmatik werden von den Repetenten in examinatorischer Form gehalten; hier zeigt sich, ob der Zögling seine Vorlesungen repetiert und durch selbständiges Privatstudium ergänzt, hier lernt er fühlen, in welchem Punkte er noch schwach und unsicher ist, hier wird ihm im Dialog mit dem Repetenten vieles licht, was ihm unklar war, die Pointe in einer Sache, in einer philosophischen, dogmengeschichtlichen Streitigkeit usw. kommt ihm zum Bewußtsein. Das wichtigste sind die Aufsätze. Jeder Zögling muß halbjährlich einen größeren Aufsatz über eine durchgreifende Hauptfrage in der Wissenschaft, der das jeweilige Semester gewidmet ist, abliefern; dieser wird vom Repetenten korrigiert, genau mit ihm durchgesprochen und dann ein Zeugnis darüber ausgestellt; am Ende des Semesters wird ein kleinerer Aufsatz über einen Nebenzweig, wobei freiere Wahl ist, eingegeben und ebenso behandelt. Man wende gegen diese Arbeiten nicht ein, daß sie gezwungen sind. Mancher beginnt vielleicht die Arbeit nur aus Zwang, der Gegenstand hat ihm noch kein Interesse abgewonnen, weil er den Zusammenhang, das Moment in demselben noch nicht

kennt; aber er arbeitet sich in den Stoff hinein, es setzt sich ein Interesse in ihm an, es wächst, und er vollendet mit Eifer und Lust die ungern begonnene Arbeit. Nun hat ihm das tief eingreifende Thema in die ganze Wissenschaft einen Blick eröffnet, er hat für das Ganze ein Interesse gewonnen und arbeitet mit frischem Mute weiter. Man mag an den Seminarien tadeln, was man will, der Wert dieser Einrichtung ist unbestreitbar und hat Hunderte für die Wissenschaft gewonnen. Unbegreiflicherweise ist ganz neuerdings hierin eine Änderung getroffen, nach welcher statt des umfassenderen Aufsatzes neben dem kleineren drei kurze in jedem Semester eingeliefert werden sollen, zu deren Ausarbeitung nur ganz wenig Zeit gegeben ist; hoffentlich wird diese Maßregel, die das Beste an der ganzen Anstalt zerstört, nicht von Dauer sein. — Erwägt man nun, daß in der neueren Zeit in fast alle positiven Wissenschaften, in die Theologie namentlich, der Geist der Philosophie eingedrungen, daß dadurch jede einzelne in das Licht eines neuen Zusammenhanges mit allem Wissenswerten getreten ist, nimmt man dazu, wie durch das enge Zusammenleben ein beständiger lebendiger Ideenaustausch zwischen den Zöglingen besteht, bedenkt man endlich, daß diese von vornherein eine durch Prüfungen gewonnene Auswahl der fähigeren Köpfe sind, so wird man sich nicht wundern, wenn man unter den Seminaristen das universellste Interesse für allgemeine Bildung, wenn man sie am häufigsten in solchen Vorlesungen trifft, die man nicht gehört haben muß, um ein Fakultätsexamen zu machen. Bei den übrigen Studierenden findet sich im Durchschnitt mehr bloßes Brotstudium, doch kann gerade neuerlich über Mangel an allgemeinerem Interesse weniger geklagt werden als je, und man findet in Tübingen vielleicht mehr als auf irgendeiner anderen kleineren Universität Studierende aller Fakultäten in Vorlesungen allgemeineren Inhaltes; so daß auch von dieser Seite her der Zweifel sich begründet, ob eine so abgeschlossene Anstalt, wie dieses Seminar, ein unentbehrliches Mittel geistiger Erziehung sei, ob nicht die fortgeschrittene Zeit wünschen müsse, jene Vorteile, die der Seminarist in der systematischen Leitung seiner Studien besitzt, ohne den Mechanismus der übrigen Einrichtungen realisiert zu sehen. — Auch im katholischen Seminar, das in seiner Einrichtung ganz das protestantische zum Muster genommen, nur die Strenge der Gesetze gemäß der kon-

fessionellen Differenz verstärkt hat, regt sich auf erfreuliche Weise der Sinn für Philosophie und allgemeine Wissenschaften, der aber von den Oberen soviel als möglich eingegrenzt wird, da namentlich der Geist des Möhlerschen Wirkens, der sehr markierte Spuren zurückgelassen hat, eben nicht geeignet war, hierin einen liberalen Sinn aufkommen zu lassen.

Ein weiterer Vorteil, den der Seminarist genießt, sind die halbjährlichen Examina, welche die Anstalt mit ihm vornimmt. Außer dem Gewinne an Stoff des Wissens, den diese mittelbar durch die Notwendigkeit der Vorbereitung zuführen, zieht er aus ihnen den weiteren, daß er eine Fertigkeit in schneller, durch eine vorgeschriebene Zeit gedrängter Darstellung seines Wissens bekommt und die Examinandenangst ablegt, wodurch er in der Fakultäts- und Dienstprüfung einen wesentlichen Vorsprung gewinnt. — Ob die auf die Resultate der Aufsätze, loci, Semestralprüfungen gegründete Lokation, welche von Alters her ein bedeutendes Moment im württembergischen Erziehungswesen bildet, mehr Gutes oder mehr Übles stifte, greift in eine Streitfrage ein, die hier nicht untersucht werden kann.

Ich hätte nun den Zustand unserer Universität im großen zu schildern und von dem Geiste der Studierenden auf den der Lehrer überzugehen. Da ich jedoch durch die Natur meines Gegenstandes angewiesen bin, hier nur vom Zustande der höchsten Wissenschaften, der Philosophie und Theologie zu reden, dieser aber zur Sprache kommen muß, wenn wir der geistigen Entwicklung der Persönlichkeit folgen, welche das letzte Augenmerk dieser Charakteristik ist, so breche ich hier ab, um Wiederholungen zu vermeiden. Was wir im Gebiete der übrigen Wissenschaften an vortrefflichen Lehrern besitzen, müßte eine Darstellung unserer Universität, die nicht an sich mein Zweck ist, aufzeigen. Meine Aufgabe ist, darzutun, wie sich das schwäbische Naturell zu den wesentlichsten Fortschritten in denjenigen Gebieten der Wissenschaft verhielt, in welchen das Mark aller Intelligenz zutage kommt, und welche durch die Art, wie sie behandelt werden, unmittelbar einen Maßstab für den innersten Geist des Behandelnden abgeben. — Daß der Lebensgeist der neueren Philosophie auf unserer Universität geringen oder keinen Einfluß auf die Behandlung der Natur-, der Staats- und der Rechtswissenschaft ge-

wonnen hat, darüber mag man sich immerhin mit dem Gedanken beruhigen, daß diese vorherrschend positiven Gebiete noch am ehesten ihren Weg für sich fortgehen können, bis endlich Empirie und Philosophie bis dahin vorgeschritten sein werden, wo sie sich durchdringen müssen.

Gehen wir nun zu der Persönlichkeit über, die wir mit beständigem Rückblick auf dem bisher geschilderten provinziellen Boden, in dem sie wurzelt, zu charakterisieren gedenken, so ist freilich sogleich auszusprechen, daß diese Charakteristik nicht für Leser ist, welche zum voraus beschlossen haben, zweierlei nicht zuzugeben und anzuerkennen.

Das eine: daß der Schritt, welchen nicht nur die Theologie, sondern der Geist überhaupt durch Strauß getan hat, von universell historischer Bedeutung sei. Ich weiß recht wohl, daß Strauß kein Hegel, kein Kant, kein Luther, noch viel weniger gar ein Christus ist. Das Wirken dieser sämtlichen Heroen des Geistes hatte eine doppelte Seite, eine positive oder produktive und eine negative oder zerstörende; die produktive aber überwog, und die negative war nur eine Kehrseite derselben. Die religiösen Heroen, die ich hier nannte, unterscheiden sich von den philosophischen dadurch, daß jene ein zwar im Keime vorbereitetes, aber ebensosehr dennoch spezifisch neues Prinzip in die Welt einführten, ohne es systematisch zu entwickeln, sondern so, daß es als unmittelbare Macht in die Gemüter eindrang; wobei wir zunächst davon absehen können, daß der eine eine neue Religion, der andere nur innerhalb dieser eine spezifisch neue Vertiefung ihres Prinzips realisierte. Die Philosophen dagegen systematisierten ein in den Geistern ihrer Zeit bereits objektiv ausgebildetes Prinzip zu einem Gebäude des begreifenden Gedankens. Strauß hat das seiner Kritik zugrunde liegende Prinzip, welches allerdings sehr positiver Natur ist, das der Immanenz Gottes in der Welt, weder auf die erste, noch auf die zweite der genannten Weisen produziert, sondern er hat es ausgebildet vorgefunden, und das Neue, was er tat, bestand darin, daß er es nach einer Seite hin, nach welcher es noch nicht seine ganze Entwicklung und Vertiefung erreicht hatte, flüssig machte, so daß, was in diesem Gebiete noch geistig unverarbeitet, unvermittelt lag, von diesem flüssigen Geiste absorbiert wurde. So verhielt er sich also zum Positiven aufnehmend

und die negative Tätigkeit überwog. Strauß ist kein schöpferischer, sondern ein kritischer Geist. Aber darum darf man das Gemeinsame, was er mit jenen Heroen hat, nicht verkennen, denn weder tritt bei ihm die positive, noch bei jenen die negative Seite so weit zurück, als es scheint. Oder was war denn der Stifter unserer Religion anders, als der erste große und durchdringende Rationalist, der erste große von Sokrates vorgebildete Ketzer, den die Orthodoxen seiner Zeit ans Kreuz schlugen? Die damaligen Schriftgelehrten meinten gerade ebenso ohne das Positive in ihrer Religion nicht bestehen zu können, wie die jetzigen. Die Katholiken hielten Luther gerade ebenso für einen reinen Zerstörer, wie die jetzigen katholischen Protestanten die neue Kritik für rein demolierend halten. Man sagt gegen Strauß, was Jahrhunderte und Jahrtausende heiliggehalten, sollte nicht mit frevelhafter Hand eingerissen werden; ganz eben dasselbe wurde gegen Jesus und Luther vorgebracht, ganz ebendasselbe gegen jeden Fortschritt des menschlichen Geistes nicht nur in den höheren, sondern auch in den niederen, die äußere Kulturgeschichte betreffenden Sphären; so hat man die Entdeckung des Kopernikus, so die Buchdruckerkunst als etwas Teuflisches bekämpft, und der Bauer urteilt über einen neuen einfacheren Pflug ganz ebenso, wie der Supranaturalist über das „Leben Jesu" von Strauß. Von jeher hat sich die Menschheit gegen ihre Wohltäter, am meisten gegen die Befreier des Geistes, mit Händen und Füßen gesträubt und ist mit Spießen und Stangen auf den Geist losgegangen; denn „aus Gemeinem ist der Mensch gemacht, und die Gewohnheit nennt er seine Amme".

Umgekehrt ist in einem Unternehmen, wie das Straußische, weit mehr Positives, als es scheint. Die zugrunde liegende Metaphysik ist zwar nicht von Strauß aufgebaut, aber mehr als in irgendeiner Sphäre ist in der Philosophie die Aneignung des Fremden ein eigenes Produzieren, und wenn ich das Beste, was deutsche Philosophie erzeugt hat, frei in mich aufnehme, so darf ich sagen: Ich habe es miterzeugt. Strauß hat den Stoff seiner neutestamentlichen Kritik zum Teile aus den früheren Leistungen dieser Wissenschaft aufgenommen; aber die Konzentrierung des vereinzelten Stoffes in den Brennpunkt einer durchgreifenden Einheit ist wahrlich kein bloß formelles Verdienst, sondern war nur durch einen sehr positiven Akt der Intelligenz möglich. Dies bestätigt sich schon dadurch, daß man

es mit den Einwürfen der Kritik, solange sie vereinzelt waren, leicht nahm, als sie aber in dieser geschlossenen Phalanx vordrangen, ihr Gewicht einen so erschütternden Eindruck machte. Dieser Eindruck ist eine Tatsache, an welcher gemessen die erkünstelt vornehme Geringschätzung einiger kleiner Geister, welche in bettelhafter Armut an besseren Mitteln die ganze Erscheinung für unbedeutend erklären, eine mehr als lächerliche Rolle spielt. Die Hauptsache aber ist, daß jenes erste und dieses zweite Moment in Strauß ihre Wirkung vereinigen. Die Macht seiner negativen Kritik ruht auf der Macht seiner positiven Metaphysik. Mit der Kritik eines platten Rationalisten oder eines Frivolen kann man leicht fertig werden, weil sie keine Basis hat, aber wenn eine Kritik anrückt, die auf dem festen Boden einer echt religiösen Weltanschauung ruht, dann wird es ernst.

Ich möchte Strauß mit einem scharfen Winde vergleichen; die dicken Dünste, die dieser zerstreut, erscheinen dem äußerlichen Anblicke freilich konkreter und reeller, als seine reinigende Kraft, aber in den Wirkungen fühlt man, daß die neue gesunde Luft das Reellere ist gegen den Qualm der Atmosphäre und die glänzenden Wolkengestalten.

Das *andere*, was ich als anerkannt voraussetze, ist der richtige Begriff der Entwicklung. Wer diesen nicht kennt, wird große Augen machen, wenn es zunächst den Anschein haben wird, als erzähle ich die geistige Geschichte nicht eines Kritikers, sondern eines Dichters, eines Mystikers. Wenn er liest, daß Strauß einst ein enthusiastischer Freund der Romantik, Schellings und J. Böhmes war, daß er für die Erscheinungen des Somnambulismus schwärmte, so wird er sagen: nun, da haben wir's: ein haltloses Subjekt, das unstät von einem Standpunkt auf den anderen überspringt und wohl auch seinen jetzigen bälder oder später mit dem anderen Extreme vertauschen wird! Einen solchen zu belehren, wie gerade der starke und gesunde Geist durch eine Stufenfolge einseitiger Richtungen sich so entwickelt, daß je in der folgenden reiferen das Wahre aus der vorhergehenden unreiferen als verarbeiteter Nahrungsstoff enthalten bleibt, dazu ist hier nicht der Ort. Wenn ich ihn an Goethes Biographie verweise, wird er mir den Rücken kehren, und wenn ich sage, eben jener frühere Mystizismus unseres Freundes, dessen gesunder Kern in seinem jetzigen klareren Standpunkte

fortlebt, mache schon zum voraus wahrscheinlich, daß auch seiner Kritik keine zerstörende Metaphysik zugrunde liege, so wird er sich wieder umdrehen und mir ins Gesicht lachen.

Lassen wir ihn stehen und wandern nach der Stadt Ludwigsburg mit ihren breiten menschenleeren Straßen, ihrem verfallenden großartigen Parke, auf deren melancholischen Plätzen die Kinderwelt weiten Raum für ihre Spiele und für ihre Phantasie hat, um manche unheimliche Sage, die sich besonders an die Hallen des öden Schlosses knüpft, mit romantischem Schauder zu hegen. Hier wurde Strauß 1808 geboren, das Kind eines wohlhabenden Kaufmanns, in dessen Hause schlichte bürgerliche Sitte und altprotestantisch religiöser Sinn, doch ohne düstere Strenge, herrschte. Ob in einer Familie ein guter Geist, der Geist der Humanität lebt, will ich daran erkennen, wenn in ihr dasjenige Raum hat, was ich Familienhumor nennen möchte: ein Verhältnis, worin die Familienglieder, der gegenseitigen Achtung und Liebe sicher, sich nichts zu vergeben fürchten, wenn eins dem anderen gestattet, seine unschädlichen Schwächen mit gutmütiger Neckerei aufzuziehen. Dieser freundliche Geist gieng hier besonders von der Mutter aus, einer einfachen, naiven Frau von kerngesundem Gemüte und vielem Talente des Bildes und der Anschauung, streng zur rechten Zeit, aber stets bereit, das Originelle an den Ihrigen, wo es sich komisch darbot, mit Heiterkeit zu dulden und umgekehrt selbst den Kindern den Scherz zu gönnen, den ihnen diese oder jene ihr selbst entschlüpfte Naivität bereitete, ohne die halbgelehrte Bildung, die jetzt Honoratiorentöchtern gegeben wird, mit ihrer ganzen Denkweise im volkstümlichen Elemente wurzelnd, voll Sinn für Naturschönheit, eine Freundin von Volkssagen, Volkswitz, Märchen, aber wohlbegabt, um auch solche Erscheinungen, die aus dem Kreise einer reflektierteren Bildung hervorgehen, zu verstehen und zurechtzulegen, daher keineswegs ohne Ironie und ohne mancherlei skeptische Ansichten über orthodoxe Begriffe. Strauß hat von ihr sein Talent, wie denn gewöhnlich bedeutende Naturen dieses von der Mutter erben; sein Talent, d. h. zunächst namentlich die Gabe der klaren Anschauung, woraus sowohl die poetische Kraft, als auch nach einer Seite hin, sofern sie nämlich durch den Versuch, eine Sache in ihrem Detail sich anschaulich zu machen, auf ihre Zweifel geführt wird, die Spürkraft der Kritik fließt.

Vom Vater, einem etwas herb auftretenden, zum Jähzorn geneigten, übrigens dem Zarten und Lieblichen, wo es sich in der Natur und Poesie darbeut, keineswegs verschlossenen Manne, hat er seine Schärfe, das mutige Eingreifen, das Eiferartige, was sich besonders in den Streitschriften hervorgetan hat, zugleich Bestimmtheit und praktischen Sinn im Gebiete des Zweckmäßigen, welcher den Kaufmannssohn verrät und wodurch Strauß eine seinen Kameraden überlegene Sicherheit auch in äußerlichen Verhältnissen früh entwickelte. Doch auch unter seinen theoretischen Gaben verdankt er ihm eine gewisse Liebe für Bilder des Stillebens, wie denn der Vater, ein großer Bienenfreund, das Leben dieser Tiere mit wirklich poetischem Sinne belauschte, und Leichtigkeit in stilistischer Darstellung. In dem zartgebauten Kinde, dessen Schwächlichkeit Ursache einiger Verzärtelung war, ließ sich freilich die künftige Charakterschärfe noch nicht erkennen. In der Schule verriet sich früh an der leichten Fassungskraft, dem soliden Gedächtnisse, dem gewissenhaften Fleiße die Bestimmung zum Gelehrten, im Spiele die Originalität. Von den gewöhnlichen Knabenspielen, worin sich ein kräftiger Mutwille kriegerisch austobt, war das Kind durch seinen schwächlichen Körperbau, dessen enge Brust und hinaufgezogene Schultern eine hektische Anlage befürchten ließen, ausgeschlossen; es bildete sich durch das Gefühl physischer Schwäche, durch diese Absonderung in dem zart organisierten Geiste jene Schüchternheit, Verschämtheit, Jungfräulichkeit, die wir häufig in der Kindheit solcher Naturen bemerken, welche mehr für die Geistes- als für die Körperwelt bestimmt sind. Desto munterer übte sich der junge Geist im vertraulichen Scherze mit Eltern und Bruder, im sinnigen Spiele mit näher befreundeten Kameraden. Hier tat sich früh ein poetisches Talent in bunter Erfindung, in Anordnung dramatischer Szenen, in komödischem Improvisieren kund, und ich weiß nicht leicht einen Knaben, der lieber und besser spielte. Wir jagten uns oft im Mondscheine auf der breiten Staffel vor dem Hause und spielten den geizigen Mann, den geprügelten Juden, um dann mit der Mutter oder Tante auf der Sitzbank auszuruhen und unter dem Säuseln, das von den nahen Linden heimlich herüberwehte, manche drollige Anekdote, manches Märchen zu erzählen oder anzuhören.

Der Knabe hatte mit entschiedener Neigung den geistlichen Stand

erwählt, die Prüfung zur Aufnahme ins niedere Kloster glänzend bestanden, und im Herbst 1821 reisten wir, er von seinem Vater, ich von meiner Mutter begleitet, nach Blaubeuren in der Nähe von Ulm, einem Städtchen, dessen eigentümliche Landschaft mit ihren grotesken Felsen, Burgruinen, ihrem Flüßchen und seiner berühmten himmelblauen Quelle schon bei dem ersten Eintritt poetisch auf uns, einer solchen wildschönen Natur ungewohnte Knaben, wirkte. Ein eigentümlicher Zufall hatte diesmal unter der Zahl der aufgenommenen Zöglinge eine Menge begabter, aufgeweckter, subjektiv und objektiv origineller Naturen in die grauen Mauern des ehemaligen Augustinerklosters zusammengeweht, und schon in den ersten Wochen zeigten sich die Wirkungen der bunten Mischung im mutwilligen Knabenscherze und unendlicher Ausgelassenheit kindischen Witzes. Hier war nun Strauß anfangs in einer beklemmten Situation; das Toben, der Lärm, die Balgereien machten die ohnedies schüchterne Natur noch scheuer, und ein heftiges Heimweh befiel ihn, wiewohl er an stilleren Scherzen und Witzspielen von Anfang an einen munteren und sehr produktiven Anteil nahm. Der oberste Vorgesetzte, bei nicht unliberalen Ansichten über Jugenderziehung ein höchst wunderlicher Mann, gab der Lachlust und Parodie immer neuen Stoff, und so fehlte nichts, um jene heiteren Zustände, die ich oben als eine Folge des Zusammenlebens im Seminar schilderte, hier in der vollsten Lebendigkeit hervorzurufen. Von der anderen Seite genossen wir im Unterrichte einen großen Vorteil vor anderen Seminarien. Während an diesen großenteils noch Männer von altem Style, Freunde alter mönchischer Strenge und philologischen Buchstabendienstes als Lehrer angestellt waren, wurden wir von zwei jugendlichen Professoren, Kern und Baur — beide jetzt Doktoren der Theologie zu Tübingen — früh zu höheren Anschauungen, zu idealer Auffassung der alten Geschichts- und Dichtwerke geführt und ein Schwung der Betrachtung in die jugendlichen Gemüter gepflanzt, der dieser Promotion, solange sie zusammen war, einen prägnanten Charakter lieh. In den späteren Jahren, als Professor Kern den „Sophokles", Baur den „Thucydides" und „Plato" mit uns las, reifte diese Richtung zu einer entschiedenen Idealität des Standpunktes, und es ließ sich voraussehen, daß die begabteren Zöglinge spekulative und poetische Tendenzen zu ihrem Lebenszwecke erwählen würden.

Strauß verband mit dem reichen Geiste, der sich frühzeitig durch tiefes Eindringen in die alten Sprachen und Geisteswerke kund tat, den strengsten Fleiß und überflügelte die meisten seiner Kameraden. Zugleich regte sich ein Talent zur Poesie in ihm, das namentlich durch eine eigentümliche Erscheinung in Tätigkeit gesetzt wurde, der ich hier gedenken muß. Es wird in unseren niederen Seminarien häufig bemerkt, daß unter den Zöglingen mit dem Eintritt in die Jünglingsjahre ein sentimentaler Freundschaftskultus mit entschieden verliebter Färbung, übrigens höchst unschuldiger Art, sich ausbildet. Es ist wohl das erste Keimen der Liebe, die ihren Gegenstand bei noch unreifem Schönheitssinne in dem Bilde der unentwickelten männlichen Gestalt sucht. Der Körper des werdenden Jünglings hat in den weichen Formen, der elastischen Bewegung, dem zarten Teint, dem duftigen Rot der Wangen und Lippen, dem hohen Klange der Stimme etwas Weibliches; da nun hier das Weibliche am Männlichen ist, so ist sein Reiz stärker, als wenn es da begegnet, wo man es ohnedies erwartet, und erregt bei dem unreifen Jünglinge ein um so stärkeres Wohlgefallen, als er in seiner Unschuld das Geschlechtliche am Weibe als solches nicht bemerkt und nicht sucht. Zugleich quillt eben jetzt die erste Fülle höherer geistiger Gefühle und wirft sich nun in diese Strömung; so entsteht jene schwärmerische Knabenliebe, deren Erinnerung mir jetzt noch unendlich rührend ist. Es wurden völlige Romane abgespielt, man herzte, küßte sich, schrieb sich Billets, trennte und versöhnte sich, und ich erinnere mich, wie ich zur Zeit, da ich mit meinem Auserwählten schmollte, in der Abenddämmerung einen Baumknorren an der Quelle der Blau von weitem für dessen Gestalt hielt und nichts Geringeres befürchtete, als der trauernde Jüngling sei eben im Begriffe, in der Verzweiflung über unsere Trennung sich in die himmelblaue Welle zu stürzen. Von einer anderen Promotion weiß ich, daß diese Knabenliebe vollkommen zu einem Systeme ausgebildet war, so daß in dem Kreise von Verehrern, der sich um die Schönheiten des Seminars gesammelt, Ober- und Unterfreunde mit streng logischer Distinktion unterschieden wurden. Eine eifersüchtige Leidenschaft dieser Art war meines Wissens die Springwurzel, welche dem poetischen Talente unseres Freundes zuerst die Riegel löste, das sich nun aber nach verschiedenen Seiten hin, namentlich auch in humoristischer Richtung, vielfach kund

tat. Mit besonderem Vergnügen erinnere ich mich einer Leichenrede von Strauß auf den Tod eines jungen Hundes, den unser Ephorus zufällig niedergeritten, mit dem Motto:

„Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde —
Das ist das Los des Schönen auf der Erde!"

Der Besitzer des Hundes spielte bei der Abhaltung dieser Rede eine vortreffliche Rolle, ein Zögling, der das Talent der Mimik mit solcher Leidenschaft ausbildete, daß sein Bettnachbar des Nachts, wenn das Licht gelöscht war, ihm mit der Hand über das Gesicht gleiten und auf dem Wege plastischer Prüfung erraten mußte, wen er eben nachahme. Eine ganz heitere Welt gestaltete sich innerhalb unserer Klostermauern, wir spielten Theater, hielten Maskeraden, mit glänzender Ausstattung, komische Umzüge u. dgl. Bei den Familien im Städtchen waren wir aufs beste aufgenommen, man war allmählich älter geworden und lernte weibliche Schönheit schätzen, an hübschen Mädchen fehlte es nicht, die Sentimentalität erster Jugendliebe fand ein unendliches Feld, man spielte, tanzte, die Schreiber des Städtchens wurden mit übermütiger Siegerkraft auf die Seite gedrängt, und die Abende, die ich mit Strauß in einem vertraulichen Familienzirkel zubrachte, sind mir durch die schäumende Fülle von Humor und Gemüt, die er hier entwickelte, unvergeßlich. Man hätte in der zwar hageren, aber stolz aufgeschossenen Jünglingsgestalt mit dem dunkeln großen Auge und den schönen altdeutschen Haaren den schüchternen, blöden Knaben kaum mehr erkannt, aber ebensowenig in diesem Johanneskopfe den künftigen Kritiker vermutet. Inzwischen hatten sich in der Promotion andere Richtungen entwickelt, die er nicht teilte. Das Deutschtum feierte damals seine letzten Bacchanalien, man turnte eifrig, und wir fühlten uns als künftige Vaterlandsbefreier. Ich korrespondierte damals mit einem Gymnasiasten in Stuttgart, der sich nicht anders als „Tyrannenmolch" unterschrieb, und lebhaft ist mir im Gedächtnisse, wie ich in meinen Briefen über die Zersprengung Deutschlands in viele Territorien lamentierte, ohne von dem politischen Zustande des Vaterlandes, oder auch nur vom Geographischen — denn hierin waren wir im Gymnasium zu Stuttgart grenzenlos vernachlässigt worden — den geringsten Begriff zu haben. Strauß nahm von

dieser Erscheinung nichts an als den altdeutschen Rock und das altdeutsche Haar, er verhielt sich im Übrigen zu dieser Richtung, sowie zu unserer kindischen Nachahmung burschikoser Sitte ganz ironisch. Während wir anderen uns unendlich groß fühlten, wenn wir mit der kolossalen Tabakspfeife in der Hand nach den verbotenen Wirtshäusern stürzten und kommersierten, so lachte er uns aus und zog einen einsamen Spaziergang vor.

Unsere vier Jahre waren um, wir zogen, von den Mädchen des Städtchens mit Sträußchen bunt geschmückt, ab; manches Schnupftuch winkte aus den Fenstern, die gedrängt voll von Zuschauern standen, und an reichlichen Tränen von beiden Seiten fehlte es nicht. Wir traten 1825 in das Seminar zu Tübingen ein; unser Kursus war auf fünf Jahre festgesetzt, deren die zwei ersten für Philologie, Philosophie und was dazu gerechnet wird, bestimmt waren. Hier fand sich nun für die Bedürfnisse des jugendlichen Geistes auf eigentlich wissenschaftlichem Boden zunächst kein Bett, wohin er seine Strömung hätte nehmen können, und man mußte daher, solange man nicht durch das Privatstudium an tiefere Quellen geführt wurde, sein Interesse an andere Dinge heften, um dem jugendlichen Geiste Luft zu machen. In der Philosophie waren Schott, Eschenmayer und Sigwart unsere Lehrer; der erste, eines jener akademischen Petrefakte, jener alten, abgängigen Universitätsexemplare, ließ uns vor seinen Vorlesungen zunächst bequeme Zeit, auf den Trottoirs vor seinem Hause zu schlendern, endlich öffnete sich die Türe, und er fiel — denn anders war das Gehen des gebrechlichen Mannes nicht zu nennen — aus derselben heraus. Auf dem Katheder angelangt, zog er vorerst eine große Brille hervor, die er mit einer Hand emporhielt und mit der Nase auffing, wie man wohl im Spiele die beinerne Kugel im Becher auffaßt. Nun begann er zu lesen, aber was — das konnte jedermann besser erfahren als seine Zuhörer, denn es war, ebenso wie bei seinem Kollega Conz, rein unmöglich, von den Tönen, die sein schwaches, mit unendlichen Hindernissen im Schlunde kämpfendes Organ hervorbrachte, etwas zu verstehen. Einige nur, die durch glaubwürdige Quellen zu einer tieferen Kenntnis seiner vergilbten beschnupftabakten Manuskripte und dem Zustande seiner Philosophie gelangt waren, wollten wissen, daß es Berkeley, Leibnitz und Wolf seien, die den hauptsächlichsten Mittelpunkt seiner skep-

tischen Kleinkrämerei bildeten, daß er von Kant noch Notiz genommen, Fichtes Werke aber unaufgeschnitten in seiner Wohnung lägen. Eschenmayer hatte auf dem Katheder etwas Ehrwürdiges, der milde, ruhige Ton der Stimme wirkte wohltuend auf das Gemüt; doch gab uns früh der gesunde Verstand ein, daß dieses äußerliche Schematisieren nach gewissen fixen Kategorien, die nur immer anders gemischt werden wie ein Kartenspiel, nicht das Rechte sein könne, und wir wußten ihn täuschend nachzuahmen, wie er das Recht konstruierte: „Meine Herren! Hier habe ich das Gute, hier das Wahre, hier das Schöne: nun nehme ich das Gute und Wahre zusammen, so habe ich das Recht." Die sentimentalen Bilder, welche häufig die Stelle von Definitionen vertreten sollten, konnten unsere, obwohl poetisch gestimmten, Naturen nicht bestechen; kurz, man fühlte, daß man einen guten, aber schwachen Mann vor sich habe, der von Schärfe des Denkens nie eine Ahnung gehabt. In dieser Schwäche hat er sich neuerdings nun auch einem finsteren Aberglauben hingegeben, dessen Fanatismus auch die ersteren der obigen Eigenschaften anbrüchig gemacht hat. Bei Sigwart lernten wir ungleich mehr, wir brachten namentlich von den Reflexionsphilosophien eine klare Darstellung nach Hause. Die spekulative Philosophie kam freilich sehr mager weg, und es war ganz nach dem Eindrucke geredet, den mir seine Vorlesung über Geschichte der Philosophie zurückgelassen hatte, als ich einmal, wie ich mich noch mit vieler Heiterkeit erinnere, zu einem Freunde sagte, es sei doch schön, wie vollständig und organisch die neuere Philosophie mit Jakobi sich abschließe. Doch war dies eigentlich nicht aus Herzensgrunde gesprochen; ich für meinen Teil war an der Erkenntnis der Wahrheit völlig verzweifelt und vollendeter Skeptiker mit all jener schwarzen Melancholie, die in jener Krisis um das zwanzigste Lebensjahr Jünglinge von innerlicher und kontemplativer Natur häufig befällt, und beschäftigte mich angelegentlich mit dem Vorhaben des Selbstmords. Ich erwähne hier meine Person, weil solche Erscheinungen einer auf metaphysischen Kämpfen beruhenden Melancholie und Lust zum Selbstmorde nicht selten bei unseren jungen Leuten sind und einen neuen Beweis für den schwäbischen Hang zum Tiefsinn liefern. Daneben machte sich aber natürlich die Lebenslust dennoch in ihrer Frische geltend, und wir warfen uns begierig in das rauschende

Studentenleben mit seinen enthusiastischen und selbstgefälligen Illusionen. Strauß nahm auch jetzt an dieser Richtung durchaus keinen Anteil, ja er verfolgte unsere Täuschungen mit einer beißenden Ironie. Die charakteristischen Illusionen dieses Alters, die kriegerischen möchte ich sie nennen, hat er nie gehabt, er war in dieser Beziehung niemals jung und stets eine kritische Natur. Wenn wir von Duellen sprachen, von Burschenschaft, von Fechten und Reiten, so lachte er uns aus, wenn wir uns freuten, in der ersehnten Vakanz den verbotenen Schnurrbart stehen zu lassen und mit Sporen zu gehen, so begriff er es nicht. Die Jugendtäuschungen, an denen es auch ihm natürlich nicht fehlen konnte, waren theoretischer Art und zunächst durch den geselligen Kreis vermittelt, dem er sich anschloß. Es war dies ein geistreicher Klub von eifrigen Verehrern der romantischen Schule, dessen genialstes Mitglied Ed. Mörike war. Auch Waiblinger zählte sich dazu, hatte aber im Grunde eine andere, oder vielmehr keine Richtung, er war damals schon verkommen. Tieck wurde vergöttert, das Schöne im Mystischen und Wunderbaren, in dem musikalischen Verklingen unsagbarer, unendlicher Gefühle und der Auflösung der festen Gestalten der sichtbaren Welt in einem phantastischen Taumel gesucht, das Volkstümliche, die Volkssage, das Volksbuch unbedingt über alles Reflektierte erhoben. Wer erkennt nicht das Wahre in dieser Anschauungsweise, wie es gerade durch seine Vermischung mit dem Falschen für einen jugendlichen Geist zum wonneberauschenden Tranke wird? Nun hatte der Geist einen Anhaltspunkt gefunden, eine Weltansicht, man war entschieden. Es war ein erquicklicher Anblick, Strauß in diesem enthusiastischen Zustande, in dieser unbedingten Überzeugung vor der alleinseligmachenden Kraft seines Glaubens zu sehen. Die Knospe war aufgebrochen, das eigene Talent äußerte sich unter anderen poetischen Produkten namentlich in einer Komödie, worein ein sprudelnder phantastischer Humor alle heiteren Reminiszenzen aus den schönen Jahren unseres Aufenthalts im niederen Kloster verwoben hatte. Mit dieser Krisis war nun auch der Charakter zum Durchbruch gekommen; an dem jugendlichen Grimme der Verachtung, womit von dem neuen Standpunkte der Kontemplation auf alles, was als Nachwuchs Nicolais erscheinen konnte, herabgesehen wurde, schliff sich auch die Schärfe des Willens. Wo war nun der wehrlose, scheue

Knabe? Ein zweischneidiger, überlegener, energisch durchgreifender, jähzornig aufbrausender und im Jähzorne oft harter und ungerechter Charakter stand in unserer Mitte und verbreitete von nun an in seinen Umgebungen jene eigentümliche Scheu zugleich und Hingebung an ihn, jenen bannenden Zauber, welcher Naturen zu umgeben pflegt, die man im antiken Sinne dämonisch nennen kann.

Inzwischen waren wir in die Philosophie tiefer eingedrungen; die Aufsätze, die wir ausarbeiten mußten, führten uns zu selbständigen Studien; und hier war es denn Schelling, der das von den Engen des Reflexionsdualismus abgestoßene Gemüt in eine neue Lebensluft versetzte und der Romantik unseres Freundes die philosophische Basis lieh. Nun wurde Jakob Böhme ergriffen, daneben ließ Franz v. Baader die mystischen Lichter seiner aphoristischen Konfusion brennen, merkwürdige Erscheinungen des Magnetismus schienen einen unmittelbaren Blick durch den gelüfteten Vorhang hinunter in den dunkeln Urgrund, in unendliche Geisterwelten zu eröffnen; man glaubte das alte Rätsel, von dem die Blumen träumen, die Wellen plaudern, die Bäume säuseln, am Tageslichte gelöst, man wandelte wach im hellen Traume. Ich traf Strauß, wie er vom ersten Besuche bei Kerner soeben zurück war, in seinem elterlichen Hause; er war wie elektrisiert, eine tiefe Sehnsucht nach dem Mohne der Geisterdämmerung durchdrang ihn; wo er in der Debatte nur die leiseste Spur von Rationalismus, der von der platten Aufklärung nicht unterschieden wurde, zu bemerken glaubte, war er heftig absprechend, und alles hieß Heide und Türke, was ihm nicht in seine mondbeglänzten Zaubergärten folgte. Wir näher befreundeten Studiengenossen, von Schelling jugendlich begeistert, ließen uns von dieser Richtung gern mit hinreißen, ohne uns speziell für die Seherin von Prevorst ebensosehr zu interessieren. Die verklärte Schönheit dieser Frau, mit dem feinen Lächeln der Ironie über das Alltagsleben und die Verstandeswelt um die zartgeschnittenen Lippen, machte auch auf mich einen Eindruck, den ich nicht vergesse, ich hatte aber nie Gelegenheit, sie im magnetischen Schlafe zu sehen.

Wir traten 1827 in die Theologie ein und trugen den gewonnenen poetisierend spekulativen Standpunkt um so begeisterter auf dieses Feld über, als derselbe schon an sich mehr Theosophie als Spekulation, mehr Theologie als Philosophie war. In dieser Richtung wurden

wir natürlich durch den öffentlichen Unterricht, den wir genossen, nichts weniger als gefördert. Die Theologie stand damals bei den älteren Lehrern noch auf dem Standpunkte des alten Storrischen, mit rationalistischen Elementen versetzten, aber den Erbfeind, den er doch selbst im Busen trug, heftig bekämpfenden Supranaturalismus. Noch vor kurzem hatte man auf dem Katheder sich vornehmlich mit Eckermann und Wegscheider herumgestritten, Bretschneiders dünne Brühe galt den Studierenden als die vortrefflichste Grundsuppe fürs Privatstudium. Erst allmählich erhob sich das Gespenst Schleiermachers, Grausen verbreitend, und wie eine dunkle Sage schwoll es auf, daß von einem gewissen Marheineke eine ganz sonderbar exzentrische Dogmatik, in Hegelscher Philosophie geschrieben, existiere. Es war bis dahin eine so gute Zeit gewesen; man hatte so bequem unterschieden zwischen Philosophie als dem Produkte der natürlichen Vernunft und Theologie als der Wissenschaft des Geoffenbarten, und nun drängt sich auf einmal die Philosophie mit diesen neuen, unbescheidenen Ansprüchen auf das theologische Feld ein.

Zuerst galt es nun, sich in Schleiermacher zu orientieren und ihn zu bekämpfen — bei den Lehrern nämlich, denn wir steckten noch in unserem Schelling. Noch erinnere ich mich aus Steudels Vorlesung über Dogmatik, wie er eines Tages gegen Schleiermacher, den Freiheitsleugner, in solchen Eifer geriet, daß es stark im Katheder rumpelte; der eifrige Mann hatte irgendeine Leiste oder ein Brettchen in Stücke getreten. Wie hätte man erst geeifert, wäre man dem listigen, hinter dem Berge haltenden Manne auf seine wahren Schliche gekommen! Aber dazu fehlten noch die Bedingungen und Mittel; der Gedanke, daß man bei Schleiermacher auf Spinozischem Grund und Boden sei, lag jener Zeit, wo der Theologe die Philosophie längst hinter sich zu haben meinte und von Spinoza nur noch die Reminiszenz hatte, daß er ein abjekter Ketzer gewesen, wo man daher für die heimliche Philosophie in der Theologie dieses Mannes das Witterungsorgan gar nicht ausgebildet hatte, viel zu fern; haben wir doch jetzt noch das komische Schauspiel vor uns, daß mancher rechtgläubige, biblische, pektorale Theolog, Lücke z.B., von der Gefühlsbasis, die Schleiermacher als die alleinige seiner Theologie vorgibt, getäuscht, sich ernstlich für einen Anhänger dieses dialektischen, das Positive bis auf die Inkonsequenz eines historischen Christus

auflösenden Geistes halten kann*)! Bei Steudel hörten wir Einleitung in das Alte Testament und Dogmatik. Es war aber wirklich in diesen Vorlesungen nicht auszuhalten. Steudels schleppender, marternder und gemarterter Styl ist bekannt, und wir übten uns oft, ihm den Satz nachzusprechen: „o du, der du den die das Menschengeschlecht beglückende Religion verkündigenden Jesum in die Welt gesandt hast!"; nun denke man sich dazu eine geisterhohle, mit der Intention des innersten Gemütes jede gleichgültigste Notiz, als hienge an ihr die Ewigkeit, herausquetschende Stimme, das immerwährende angstvoll fanatische Polemisieren, ein Hängen und Kleben bei jedem Schritte, so daß die Vorlesung gar nicht von der Stelle rückte: es war peinlich bis zum physischen Schmerze, ich hatte ein Gefühl, als heule ein Unglücklicher geknebelt mir in die Ohren, und ich könne nicht helfen; ich hielt es über einen Monat aus, packte aber dann mein Manuskript zusammen und blieb weg. Steudel war auf rein menschlichen Gebieten ein vortrefflicher Charakter, aufrichtig, fest, zuverlässig, sogar in manchen Beziehungen liberal, gesellig und heiter. Jede Woche war eine Anzahl Studierender zu einem theologischen Kränzchen in sein Haus geladen, wo wir zwar durch unsere theologischen Gespräche zu nichts Erklecklichem kamen, da der in einem bestimmten, gegensätzlichen Standpunkte festgerannte Lehrer die Freiheit des Geistes nicht haben konnte, die Debatte von überlegener Höhe zu leiten, und sich vergebens zerarbeitete, wir aber dem gastfreundlichen Manne um so mehr Tee wegtranken und Zigarren verrauchten. In diesen Kränzchen trug Strauß mit großer Parrhesie, mit lauter, herrischer Beredsamkeit seine damaligen Überzeugungen vor, mit welchen Steudel, obwohl sie das Positive keineswegs umstoßen, sondern vielmehr neu begründen und vertiefen sollten, als verständiger Supranaturalist natürlich nicht zufrieden sein konnte. Es ist mir eine recht kluge Bemerkung von ihm im Gedächtnisse; als Strauß bei dem Kapitel der Wunder mit rhetorischem Feuer entwickelte, wie die Natur, da sie selbst nur starrer Geist sei, durch den Geist mehr und mehr erlöst werden müsse und diese Erlösung eben durch das christliche Prinzip und seine wundertätige

---

*) Den Teufel spürt das Völkchen nie,
Und wenn er sie beim Kragen hätte.
Mephistopheles.

Kraft bewerkstelligt werde, so warf er ihm ganz trocken hin: da müßte ja aber, da das Christentum schon so lange bestehe, die Natur schon ganz erstaunlich erlöst sein, wovon er nichts bemerke.

Strauß hat in der Charakteristik Just. Kerners, die diese Jahrbücher*) enthielten, über die hier besprochene Phase seiner Geistesentwicklung selbst näheren Aufschluß gegeben, so daß wir dieselbe hier nicht sowohl ausführlicher zu schildern, als vielmehr nur den Faden nachzuweisen haben, wodurch sie mit dem später gewonnenen reiferen Standpunkte zusammenhängt.

Schon an sich, ohne näheren Hinblick auf den Inhalt wird jeder Kenner des menschlichen Geistes diese Entschiedenheit einer jugendlich feurigen Natur im Irrtum als einen Beweis von Kraft und Gesundheit erkennen. „Wer seinen Irrtum nur kostet, hält lange damit Haus, und freut sich dessen als eines seltenen Glücks, aber wer ihn ganz erschöpft, der muß ihn kennen lernen, wenn er nicht wahnsinnig ist," sagt Goethe, der Mann, der immer den Mut hatte, das, was er eben war, ganz zu sein, dadurch seine Irrtümer vollständig durchkostete, durchprüfte, auslebte, und verjüngt dastand, wenn er die Schlangenhaut abgeworfen. „Eine katholische Preisaufgabe, schreibt mir Strauß, die ich im Jahre 1828 ausarbeitete, war vielleicht der erste Wendepunkt (zur kritischen Richtung). Ich bewies exegetisch und naturphilosophisch mit voller Überzeugung die Auferstehung der Toten, und als ich das letzte Punktum machte, war mir's klar, daß an der ganzen Sache nichts sei." Hieraus sieht man ganz die Heilmethode einer gesunden Natur, sie leert den Kelch des Irrtums und ist mit dem letzten Tropfen geheilt. Um aber auf den Inhalt zu kommen, so wird insbesondere in dem Entwicklungsgange eines für ideale Gebiete, namentlich für die Philosophie bestimmten Geistes die Phase des poetisierenden Mystizismus nicht leicht fehlen, selbst Goethe hatte einmal diese Weltansicht, und sie ergibt sich von selbst, wenn ein jugendlicher Geist den Banden der Reflexionskategorien sich entreißt und eine Einheit sucht, in der er alles begreifen kann. Im Feuer der Empfindung und Phantasie wird er über der Einheit die festen Grenzen, Gegensätze und Gesetze des Mannigfaltigen aus den Augen verlieren und geneigt sein,

*) Die Hallischen Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst, worin a. 1838 dieser Aufsatz Fr. Vischers erschien. Anm. d. Herausg.

diese Einheit, statt daß er sie in der Totalität des geordneten Weltzusammenhanges findet, sich so vorzustellen, als könne sie beliebig an einzelnen Stellen diesen Zusammenhang durchbrechen und seine Gesetze aufheben. Dies führt uns unmittelbar zur näheren Lösung unserer oben gestellten Aufgabe.

Wie verhält sich denn jener Mystizismus zu der spekulativen Weltansicht, welche der Straußischen Kritik zugrunde liegt? Gemeinsam ist beiden das Prinzip der Immanenz im Verhältnisse Gottes zur Welt. Die Welt soll nicht neben Gott eine eigene in ihrem Kern selbständige Substanz und von Gott nur äußerlich geleitet (eine ganz unsinnige Vorstellung), sondern in allen ihren Adern vom göttlichen Geiste durchdrungen sein. So wollen beide dem Gehalte nach dasselbe, aber verschieden ist ihre Form. Der Mystiker gelangt zu seinem Prinzip nicht auf dem Wege des vermittelnden Denkens, sondern aus der Verzückung des Gefühls entwickeln sich in ihm Phantasiebilder, in denen er sich jenes Prinzips gewaltsam zu bemächtigen und es bis zur geheimnisvollen Vermählung in sich herüberzuziehen glaubt. Auch der Philosoph ist überzeugt, daß, wenn er die Idee denkt, sie sich selbst in ihm denkt, aber bei dem Mystiker nimmt die Überzeugung, daß das Absolute im subjektiven Geiste dadurch eben, daß er es zu fassen fähig ist, gegenwärtig sei, sogleich eine sinnliche Färbung, weil er von vornherein seinen Gegenstand mit dem schwelgerischen Gefühle und der traumartigen Phantasie anfaßt. Hieraus fließt nun sogleich eine falsche Weise, sich jene Immanenz Gottes in der Welt vorzustellen. Sinnlich, wie er ist, stellt er sich die höchste Idee selbst und ihre Momente in anthropomorphischen Formen vor; so aufgefaßt wird aber ihr Verhältnis zur Welt im Widerspruch mit der Voraussetzung wieder ein Äußerliches, die Scheidewand der Materie ist, da Gott selbst mit Materie behaftet ist, zwischen beiden, und wo sie zusammengehen sollen, braucht es daher eine ausdrückliche Durchbrechung dieser Scheidewand. Statt daß die Welt ganz und immer in Gott aufgehoben wäre, wird nun die Einheit derselben mit Gott wieder zu vereinzelten Tatsachen: auf einzelnen Punkten, in einzelnen Zeiten bricht die ganze Idee auf einmal in den Weltzusammenhang herein, so daß dessen feste Gesetze aufgelöst werden, dessen allseitig bedingter Nexus zerreißt. Es soll Stellen geben, wo sich Gott spezifisch anders, als auf allen anderen

und so, daß eine einzelne begrenzte Erscheinung zugleich ganz das Absolute ist, in der Welt offenbart. Ein solcher Punkt war der Eintritt des Christentums in die Welt. Der Supranaturalismus, eine seltsame Versetzung mystischer Überbleibsel mit dem platten Verstande der Aufklärung, beschränkt die außerordentliche Offenbarung Gottes fast allein auf diesen Punkt. Der konsequente Mystiker aber kann nie wissen, ob nicht im nächsten Augenblicke etwas Ähnliches geschieht, und so gibt es für diese Weltbetrachtung in der natürlichen Ordnung der Dinge eigentlich nichts Festes; der Weltzusammenhang ist nur eine durchsichtige Hülle, die jeden Augenblick einsinken kann, ein dünner Vorhang, durch dessen blöde Stellen man geisterhafte Lichter wandeln sieht, eine Verlarvung, die jeden Moment ihre Puppe sprengen kann, alles taumelt, alles geht ineinander über. Der Mystiker würde sich nicht wundern, wenn heute Tannenzapfen an einer Rebe, Trauben auf einer Tanne wüchsen, alles ist möglich, die Natur ist ein verwünschter Prinz, der jede Sekunde sein Zaubergewand abzuwerfen im Begriffe steht: kurz die ganze Weltansicht ist phantastisch. Nun ist leicht einzusehen: Strauß durfte diese mystische und ebendaher phantastische Form, die spekulative Wahrheit aufzufassen, nur fallen lassen, und den reinen Kern der Wahrheit, der in der grotesken Schale liegt, mit klarem Denken auffassen, so war er — zunächst spekulativer Philosoph. Hat man denn vergessen, daß die neue Philosophie bei alten Mystikern, bei Jak. Böhme namentlich, in die Schule gegangen ist? Aber nicht nur dies; Strauß hatte dann für seinen späteren kritischen Standpunkt das Feld bereits gewonnen. Denn wenn die spekulative Philosophie den Begriff der Immanenz auf den Weltzusammenhang offenbar nur so anwenden darf, daß das G a n z e desselben in Gott ruht, so ist ja eben hiemit gegeben, daß kein einzelner Punkt in diesem Ganzen sich bis zu einer solchen u n m i t t e l b a r e n Identität mit dem Absoluten von allen übrigen Punkten isolieren darf, durch welche die allseitige Bedingtheit und Vermittelung des Weltzusammenhanges abgerissen wird. Nur was n i e m a l s war, kann i m m e r sein. Dies ist nun freilich die Streitfrage zwischen Strauß und den norddeutschen Schülern Hegels, denen eben hiemit vorgeworfen wird, daß in ihre Spekulation ein Stück Supranaturalismus sich verirrt habe. Das mag denn Strauß durchkämpfen, diese Charakteristik soll keine Ab-

handlung sein. Ich kann es hier nur als Behauptung hinstellen: die Straußische Kritik ist so wenig nur negativ, daß sie vielmehr nichts als eine konsequente Durchführung des echt positiven Prinzips der Immanenz Gottes in der Welt ist. Strauß sagt: Je fester behauptet wird, daß Gott an einzelnen Punkten auf absonderliche Weise in der Welt sich gegenwärtig zeigt, desto äußerlicher ist das Verhältnis der ganzen Welt zu ihm aufgefaßt, desto mehr entzieht er sich ihr auf allen anderen Punkten. Gerade ein innigeres Verhältnis zwischen Gott und Welt will seine Kritik beweisen, als welches seine Gegner behaupten. Der Ansicht, daß Gott in dem Grade vollkommener sich offenbare, in welchem er den Weltzusammenhang durchlöchert (und eine Durchlöcherung ist und bleibt es, wenn ein Individuum zugleich unmittelbar das Absolute sein, wenn Wasser in Wein verwandelt werden, der Tote nicht tot, der Körper ohne die Gesetze der Dichtigkeit und Schwere sein soll, mag man von beschleunigten Naturprozessen, von Durchbruch des absoluten Naturgesetzes durch das bestimmte Naturgesetz, d. h. von der Möglichkeit, daß Gott außer Birnen, Äpfeln und allem anderen Obste auch einmal den reinen Gattungsbegriff Obst könnte wachsen lassen, u. dgl. reden soviel man will), — dieser Ansicht liegt die stille Voraussetzung zugrunde, daß die göttliche Einwirkung und der gewöhnliche Lauf der Dinge nicht zusammen bestehen könne. Die Welt wird also für gottverlassen in allen den Zeiten erklärt, wo keine solche Durchlöcherung zu bemerken ist, und es wäre leicht, den Vorwurf der Irreligiosität auf die Gegner der Kritik zurückzuschleudern, wenn man so unedel sein wollte, den Kampf in das Gebiet der Gewissensfragen hinüberzuspielen, wie sie es tun. Strauß kämpft nicht gegen, sondern für die wohlverstandenen Interessen der Religion; Strauß will nicht weniger, sondern mehr Gott, als das supranaturalistische (nebst dem supranaturalistisch-Hegelschen) und das rationalistische Christentum hat; er will Gott im Geiste und der Wahrheit verehrt wissen, nicht im Buchstaben, nicht im einzelnen Faktum und Individuum.

Inzwischen so gewiß nach meiner Überzeugung die spekulative Philosophie diese kritische Konsequenz in sich schließt, so wenig hatte

damals noch irgend jemand dieselbe gezogen. Wirklich scheint die Erfahrung zu beweisen, daß, um sie zu ziehen, außer dem philosophischen Höhesinn noch ein weiteres Organ erforderlich sei, ein Talent des Zweifels, eine Stimmung, die Dinge gesund realistisch anzusehen und mit hellem Auge ihren einfach gesetzmäßigen Bedingungen zu folgen und sich keinen Hokuspokus vormachen zu lassen oder selbst vorzumachen. Dieses Talent, diese Stimmung liegt, wie ich oben dargetan zu haben glaube, im schwäbischen Naturell mehr als in dem zur abstrakten Formel hinneigenden nordischen, und so bin ich denn der Meinung, daß die spekulative Philosophie in ihrer Wanderung von Süden (wo ihre Schöpfer geboren sind) nach Norden und von da zurück nach Süden einen glücklichen Entwicklungsgang zeige. Ohne die Pflege der nordischen Vielseitigkeit und Beweglichkeit hätte sie ihr Prinzip auszusprechen gar nicht den gehörigen Raum gefunden, ihre Rückwanderung nach Süden aber ist ein wesentliches Moment für die freie, unbefangene Anwendung ihres Prinzips und Hineinführung in positive Gebiete, wie sie denn diese durch Strauß zunächst in der Theologie gefunden hat. Ich kann von ihm gerade aus derjenigen Zeit, wo er noch bis über die Ohren in Schelling, Böhme, dem Somnambulismus stak, einen Zug anführen, worin jenes Talent sich aussprach. Wir hören Synopse bei D. Kern, der von Blaubeuren, wo er früher unser Lehrer war, zugleich mit seinem Kollegen Baur inzwischen nach Tübingen berufen worden war. Er hatte seinen früheren Kantischen Standpunkt verlassen und aus der neueren Spekulation sich vieles zu eigen gemacht, doch ohne sich für die Prinzipien und eine kühnere Anwendung derselben zu entscheiden. Als wir eines Abends von seinen Bemühungen sprachen, in eine neutestamentliche Erzählung, die offenbar einer kritischen Sichtung bedurfte, exegetisch einen Sinn zu bringen, sagte Strauß, er habe nicht begriffen, wie er sich so viele Mühe habe geben können, die Sache sei offenbar falsch erzählt. Mich frappierte diese Bemerkung, ich schlug mich in Gedanken vor die Stirn und sagte mir: das ist doch so einfach, und du bist nicht darauf gekommen. Ich war eben kein Anhänger des strengen Inspirationsbegriffes, aber so zwingend und betäubend ist der Bann verbreiteter Vorurteile, daß ich eben auch meinte, in jedem anderen Kodex sei eine offenbar sinnwidrige Stelle aus menschlichem Versehen abzuleiten, hier aber sei

der Buchstabe fest, es stehe einmal da, und man müsse anders helfen. Aber Strauß, der Enthusiast, der Mystiker, war nun doch auf den Sprung gekommen.

Um jedoch dieses kritische Talent sich selbst zum Bewußtsein und zur konsequenten Ausbildung zu bringen, bedurfte es freilich ganz neuer Fermente, die seine bisherige Weltansicht erst an der Wurzel auflockern sollten. Hegel konnte nicht das nächste sein, auf ihn aufmerksam zu werden, fehlten noch die Bedingungen; wir wußten von Marheineke, aber der stand noch so hieroglyphisch vor uns, daß ihm keine Handhabe abzugewinnen war, und hätten wir ihn gelesen, so war von ihm, der die kritischen Konsequenzen der Spekulation nur auf wenigen Nebenpunkten geltend gemacht hat, nicht zu erwarten, daß er den skeptischen Funken in die jugendlichen Illusionen werfe. Aber der Rationalismus? Röhr? Wegscheider? Paulus? Diese Richtung verachteten wir ganz unendlich, sie war uns der Inbegriff aller abgetretenen Plattheit, etwas Geist- und Gottverlassenes. Wie konnte es auch anders sein? Wir hatten volles Recht, die Metaphysik des Rationalismus, der das Verhältnis Gottes zur Welt zu dem hohlen Begriffe einer Lenkung und Leitung verdünnt und hiemit keine bessere Gotteslehre als Epikur aufzuweisen hat, total zu verwerfen. Daß er aber auf dem Felde der Empirie und überall, wo es sich darum handelt, den Kausalitätszusammenhang innerhalb seiner selbst, nicht die Beziehung seiner Totalität auf das Absolute zu betrachten, sein gutes Recht habe, dies einzusehen lag uns erfahrungslosen Menschen, die keine Einsicht von dem Werte des Verstandes hatten, sondern ihn neben seiner höheren Schwester, der Vernunft, gar nicht zu Worte kommen ließen, allzu fern.

Wir hörten nun auch bei unserem früheren Lehrer Baur theologische Vorlesungen, zunächst Dogmengeschichte, Kirchengeschichte, Symbolik. In diesen Gebieten war es jedoch nicht sowohl Aufgabe, über das erste Glied als vielmehr über den Zusammenhang der weiteren Glieder in der Kette der Geschichtsentwicklung des Dogmas und der Kirche uns aufzuklären; wir erhielten den wohlgeordneten Stoff in geistvollen philosophischen Perspektiven, ohne über den Anfangspunkt geschichtlich klar zu werden: auch wüßte ich nicht zu sagen, ob unser Lehrer sich damals selbst schon den unbefangenen kritischen Standpunkt zu voller Klarheit gebracht hatte, durch den er jetzt als

ein Kleinod geistiger Freiheit an unserer Universität glänzt. Erst später, als wir Apostelgeschichte und Korintherbriefe bei ihm hörten, erhielten wir die ersten Proben kritischer Schärfe von einem Katheder.

Den ersten Anstoß, aus jener enthusiastisch unkritischen Stimmung den Schritt zur Vermittelung der Vernunftideen durch verständige Dialektik zu tun, gab vielmehr Schleiermacher. Ihm konnte man sich mit Vertrauen nähern, denn man kannte seine metaphysischen Prinzipien, man wußte, daß man hier keinem Reflexionsdualismus begegne; man hatte diejenigen Schriften, in denen Schleiermachers Weltansicht sich rhetorisch ausspricht, die Reden und die Monologen, noch bona fide mit Schellingschem Enthusiasmus gelesen; aber nun ging es an die Dogmatik, und Strauß widmete zugleich der Kritik der Sittenlehre ein fleißiges Studium. In beiden Werken tritt das dialektisch-kritische Element, obwohl dort mit bedeutendem Hange zu listiger Verheimlichung, hier offenbarer und wissenschaftlicher, scharf genug hervor, um einem hellen Kopfe auch in die festeste Verschanzung seiner Illusionen ein für allemal die Bresche des Zweifels zu schießen. Mag Schleiermacher das Resultat aus seinen dialektischen Schlußketten ziehen oder nicht, mag der Leser sogleich merken, wo hinaus es bei ihm mit dem Positiven in der Religion will oder nicht: der Keil der Kritik, der Pfeil des Zweifels steckt einmal mit doppeltem Widerhaken im Herzen. Nun ist es aber höchst interessant, Schleiermachers Dialektik mit der Hegelschen zu vergleichen; das dialektische Moment verhält sich bei beiden zu den Prinzipien sowohl, als zu den Resultaten auf eine total verschiedene Weise, ein Unterschied, der am klarsten vorliegt, wenn man Schleiermachers Dogmatik mit Hegel vergleicht.

Während bei Hegel die Dialektik ein wesentlich eingreifendes Moment ist, ohne welches die philosophischen Resultate gar nicht gefunden werden, verhält sie sich bei Schleiermacher so, daß die philosophischen Grundansichten, von dem Verfasser selbst offenbar auf einem anderen Wege gefunden, durch eine Art Sokratischer Katechisation, die er mit dem Leser vornimmt, diesem beigebracht und auf das Positive der christlichen Lehre bis zur teilweisen, jedoch immer wieder koboldartig verheimlichten, Auflösung desselben in allgemeine Wahrheiten angewandt werden; dort ist die Dialektik die Seele des ganzen Prozesses, hier der Prozeß, durch den die Grundansicht ge-

funden wurde, verschwiegen, und die Dialektik kommt dann als Lehrmittel hinzu, um dem Lernenden, dem man eigentlich gar nicht gesteht, daß hier Philosophie getrieben werde, dem vielmehr das bloße Gefühl als der einzige Überzeugungsgrund genannt wird, die dem Ganzen zugrunde liegende philosophische Weltanschauung zuzuführen. Darum ist auch die Art dieser Dialektik eine ganz andere, als die der Hegelschen. Die Hegelsche Dialektik ist die Negation des verständigen Moments, das die Begriffe entzweit, fixiert und isoliert; sie beweist, daß die Entgegengesetzten identisch seien und sich in eine höhere Einheit auflösen. Schleiermacher verfährt auf ähnliche Weise; er setzt ein Dilemma, ein Entweder-Oder, und beweist, daß weder die These, noch die Antithese ohne Widerspruch denkbar sei, wodurch er zur Annahme eines Dritten zu nötigen sucht. Nun ist aber jenes Dilemma selbst ein ganz anderes, als ein auf dem Wege logischer Entwicklung gefundener Gegensatz verständig abstrakter Momente, wie z. B. Kraft und Äußerung, Ursache und Wirkung bei Hegel; es werden vielmehr ohne eigentliche innere Notwendigkeit zwei Fälle angenommen und dann nachgewiesen, daß beide nicht denkbar seien, sondern nur ein dritter. Der Leser wird dadurch nicht überzeugt, weil er sich auch noch andere Fälle denken kann, er schlüpft aus dem Dilemma hinaus und läßt den Lehrer stehen; er hat das Gefühl, daß er wie ein Schüler behandelt sei, den der Meister, der das Letzte seiner Überzeugung und das Erste — den Weg nämlich, worauf er sie gewonnen — in petto behält, seine irrigen Vorstellungen auszusprechen veranlaßt, dann, an den gesetzten Irrtum anknüpfend, ihn dahin führt, wo er schon vorher auf kürzerer Linie angekommen war. Dies reizt den Leser, der schon philosophische Bildung und offenen Kopf genug hat, um zu merken, wo alles hinaus will, er will nicht in der Kinderlehre stehen; den Eigensinn des harten Kopfes vermag es aber auch nicht zu brechen, dieser sagt ebenfalls: da ich jene dilemmatisch gesetzten Fälle doch nicht selbst ausgesprochen habe, sondern du mir sie präsentierst, so brauche ich deiner Beweisführung auch nicht zu folgen. Man lese z. B. die Lehre von den Eigenschaften Gottes; es ist nichts anderes, als ein Sokratischer Versuch, den Leser auf den Standpunkt Spinozas zu führen, der aber ohne alle überzeugende Kraft für denjenigen ist, dem dieser Standpunkt vorher ganz fremd

war. Ist nun dieser Weg der List offenbar da nicht der rechte, wo es sich um philosophische Begriffe handelt, so ist er dagegen ganz am rechten Platze, wo es darauf ankommt, eine positive religiöse Vorstellung, die sich vor der Vernunft nicht halten läßt, sei ihr Inhalt nun eine Person, oder ein Ding, oder ein Faktum, ad absurdum zu führen. Z. B. der Leser glaubt an einen Teufel; jetzt ist nicht die Zeit, aus den Tiefen der Metaphysik zu deduzieren, wie diese Vorstellung mit dem richtigen Begriffe Gottes und seiner Weltregierung, sowie der menschlichen Subjektivität unvereinbar sei; denn der Leser ist kein Philosoph, er ist ein Kind. Man knüpft also unmittelbar an die einmal gegebene Vorstellung an, nötigt ihn zu dem Versuche, sie zu vollziehen, und beweist ihm, daß dieser mißlingen muß, weil er auf Widersprüche führt. Wer freilich gar kein Talent zum Zweifel hat, wer einmal entschlossen ist, zu glauben, daß Gott ein silbernes Eisen machen könne, der wird sich auch auf solchen Punkten nicht durch jene Methode belehren lassen, wer aber jenes Talent hat, auf den wird sie sicher wirken, wenn auch nur so, daß er denkt: wenn ich Vorstellungen, die mir hier als so sehr sich selbst widersprechend nachgewiesen werden, überhaupt hegen konnte, so muß das Übel tieferliegen, und ich muß meine ganze Metaphysik umbilden.

Diese Dialektik war es denn, welche Strauß, noch ehe er die Hegelsche kannte, auf den Weg der Kritik, der Skepsis führte und eine große Revolution in ihm hervorbrachte. Man wird finden, daß sie die Methode ist, womit er in seinem „Leben Jesu" zu Werke geht. Wie Schleiermacher verschweigt er (bis zur Schlußabhandlung) seine metaphysischen Prinzipien, wie aus denselben die Verwerfung des Wunders folgt und wie sie die treibende Seele seiner ganzen Kritik sind. Er setzt je zwei Fälle, er sagt zu dem Leser: denke dir die Sache supranaturalistisch — es geht nicht, rationalistisch — es geht nicht, also wird keine Begebenheit, sondern ein Mythus erzählt. Nur vorübergehend berührt er, wenn er die supranaturalistische Erklärung in ihren Widersprüchen nachgewiesen hat, den letzten Grund, er sagt: dies oder das wird aber jeder, der sich gegen die philosophischen Fortschritte seiner Zeit nicht verschlossen hat, undenkbar finden, u. dgl. Eben darum überzeugt er diejenigen nicht, die im Supranaturalismus oder Rationalismus festgerannt sind, am

wenigsten die ersteren, denen das Talent des Zweifels am meisten abgeht; sie denken eben: wo steht denn geschrieben, daß jene Zeitphilosophie die wahre ist? Um die ihrer Ansicht nachgewiesenen Widersprüche kümmern sie sich nicht, sie hören den Gegner gar nicht an, denn ihnen fehlt das logische Trommelfell, sie sind dickhörig, taub, taubstumm oder staubdumm; hast du ihnen bewiesen, daß dieses oder jenes sich nicht denken lasse, daß es also auch nicht sein könne, so sagen sie: ja, wie es ist, weiß ich nicht, ich kann es nicht deutlich denken, darum kann es aber doch sein; alles, weil sie kein Zutrauen zur Logik, zum Denken haben. Das ist nun einmal ihr Geschmack, man kann ihnen denselben nicht nehmen, nur sollten sie dann überhaupt auch alles Reden aufgeben, denn sie haben noch keine Silbe gesprochen, so haben sie doch schon faktisch anerkannt, daß sie zum Denken ein Zutrauen haben. Ist demnach mit diesem Publikum schlechterdings nichts anzufangen, so ist darum jene Methode keineswegs zu verwerfen, sondern vielmehr die einzig mögliche auf dem Felde religiöser Geschichte. Überzeugt sie den Tauben nicht, so ist damit nichts gegen sie bewiesen, denn dieser hat ihre Gründe nicht angehört; aber sie überzeugt denjenigen, der philosophischen Kopf hat und nur noch nicht klar, noch in der Form des Vorstellens befangen ist. Er darf nicht zurückgeschreckt werden, denn er hängt noch an Autoritäten, an Voraussetzungen, die ihm heilig sind. Hätte Schleiermacher von vornherein gestanden: Hier wird philosophiert, hier geht es dem Positiven ans Leben, so hätten die Theologen gesagt: Gut, wir lassen dich stehen, dann philosophiere immerhin zu. Er mußte die List gebrauchen, seine Prinzipien zu verhüllen, er mußte schmuggeln und wahrlich, er hat brav geschmuggelt: Wie mancher theologische Zollbeamte der Orthodoxie macht nun, ohne daß er's weiß und merkt, den eigenen Salat mit geschmuggeltem Schleiermacherschem Essig an und heilt sich seine Warzen mit seinem Höllensteine weg! Ebenso hätte man Strauß geradezu stehen lassen, hätte er mit dem offenen Bekenntnisse angefangen, daß es ein Mißtrauen der Vernunft gegen das Wunderbare sei, was seine Kritik als bewegende Seele leite.*) Ich glaube jedoch nicht, daß dies Verfahren aus einer vollkommen deutlichen Absicht listigen Verbergens hervor-

*) Die Witzigen, welche Strauß durch „Beweise, daß D. Luther nie existiert habe" u. dgl. zu parodieren glauben, vergessen, daß von D. Luther

gieng, ebensowenig als bei Schleiermacher. Es ist, was Goethe seinen realistischen Tick nannte, als Schiller meinte, er sollte am Schlusse seiner Lehrjahre Meisters die Grundidee des Ganzen andeuten, und er sich hiezu ganz ungeschickt zu fühlen gestand. Strauß tritt freilich ganz anders und weit freier als Schleiermacher auf, das Ganze ist kühn genug, aber in der Ausführung leitet ihn doch auch dieser Instinkt der List, die ihre Absichten nicht ganz gesteht.

Auch in den Kritiken, welche Strauß in den Berliner Jahrbüchern gebracht hat, wo sie zum Gegenstande hatten, außerordentliche Erscheinungen von dem Phantastischen, womit sie das Vorurteil umgeben hat, zu reinigen, wie namentlich Tatsachen des Somnambulismus und Besessenseins, wird man die Schleiermachersche Dialektik wiedererkennen. Die erste Arbeit aber, in welcher sich der Wendepunkt in seiner Weltansicht zu erkennen gab, und welche ebenfalls bereits jene dilemmatische Taktik ganz am rechten Orte anwandte, war eine Kritik der Seherin von Prevorst im Hesperus, worin die wichtigsten psychischen Fakta des Somnambulismus keineswegs geläugnet, aber die Geistererscheinungen als objektive dialektisch aufgelöst und auf traumartig dramatisierende Vision reduziert wurden (vgl. seine eigenen Äußerungen in diesen Jahrbüchern*) Nr. 4, S. 261.)

So vorbereitet trat Strauß an die Hegelsche Philosophie. Hier mußte das Privatstudium alles tun, denn vom öffentlichen Unterrichte hatte man keine Anleitung und Hilfe zu erwarten. Ein entschiedener Anhänger des Systems war Repetent Schneckenburger, jetzt Professor in Bern, damals vor kurzem von Berlin zurückgekehrt. Allein der hastig vorgetragene Auszug aus Hegel, den er in seiner Vorlesung über die Geschichte des Verhältnisses zwischen der neueren Philosophie und der Theologie gab, half uns eben wenig vom Orte. Hegels Formeln waren uns nicht neu mehr, wir wollten sie aber im

---

nirgends erzählt wird, er habe Wein aus Wasser, d. h. er habe ein hölzernes Eisen gemacht, und daß Strauß nicht die Existenz Jesu, sondern nur das hölzerne Eisen bezweifelt. Ält. Anm.

(Mit dem Zusatz „Ält. Anm." konstatiert Fr. Vischer, daß er dies vor 7 Jahren, im Jahrgang 1838 der Hallischen Jahrbücher hinzugesetzt hat. Anm. d. Herausg.)

*) S. die Fußnote auf S. 69. Anm. d. Herausg.

Zusammenhange begreifen lernen. Strauß war, kann man sagen, dieser Philosophie entgegengereift, und es ergieng uns übrigen, die wir mehr oder minder denselben Bildungsgang gemacht hatten, ebenso. Ich erinnere mich noch genau jener Zeit, und wie mir zumute war; ich hatte durch das, was ich vereinzelt von Hegels Systeme gehört und gelesen, eine Ahnung seines Inhaltes und dabei das Gefühl, diese Philosophie müsse meinen geistigen Bedürfnissen entsprechen; sie versprach mir alles, was Schelling hatte, in tiefer begründeter Form zu geben, wodurch der absolute Zweifel, der, nicht so widersprechend als es vielleicht scheint, neben der Begeisterung für Schelling fortdauerte, in sein Recht eingesetzt und eben dadurch über sich selbst erhoben werden sollte. Strauß begann die Phänomenologie gemeinschaftlich mit einigen Freunden zu lesen und setzte diese Lektüre bis zum Abgange von der Universität im Herbst 1830 fort. Im Sommer 1830 ward Marheinekes Dogmatik vorgenommen; aber hier zeigte sich bereits, daß man den Meister mit ganz anderen Augen lese, als dieser und andere norddeutsche Schüler. Diejenigen Stellen in der Phänomenologie, welche die Person Jesu betreffen, hatte Strauß — so sehr war ihm durch die Schleiermachersche Dialektik, obwohl sie gerade in diesem Punkte den eigenen Prinzipien ungetreu ist, das Auge geschärft worden — im liberalen Sinne verstanden. Strauß hat nach den Äußerungen seiner dritten Streitschrift hierüber seine Ansicht geändert; ich glaube aber noch jetzt, daß mehreres namentlich in dem Abschnitte vom unglücklichen Bewußtsein deutlich genug für die mythische Auffassung spricht, während allerdings in der Religionsphilosophie ein sichtbares, bis zur Konfusion gehendes Schwanken, das vielleicht zum Teil auf Rechnung der Komposition des Buches aus nachgeschriebenen Heften kommt, zu bemerken ist. — Übrigens hat sich Strauß an derselben Stelle (dritte Streitschrift S. 57 ff.) selbst darüber ausgesprochen, wie ihm von Anfang an der von Hegel festgesetzte Unterschied zwischen Vorstellung und Begriff eine ganz andere Behandlung der Lebensgeschichte Jesu, des Positiven überhaupt zu bedingen schien, als welche Marheineke, Göschel und andere für notwendig halten. Mit Marheineke, so hoch wir die großen Verdienste dieses achtungswerten Theologen schätzten, konnten wir in diesen Punkten gar nicht übereinstimmen. Ein Verfahren, wie das seinige, war ganz gegen unsere schwäbische Natur.

Statt daß in die überlieferten schweren Massen der Dogmatik der Begriff als ein flüssiger Geist schonend eingeführt wird, rückt er in geschlossenen Keilen schwerer Kavallerie an und haut geradezu ein; alles oben herunter aus metaphysischer Höhe, nirgends der Stoff durchdrungen, ein kolbiger, gestiefelter Formalismus, eine klappernde Begriffsmühle, bei der einem Hören und Sehen vergeht.

Es handelt sich hier überhaupt um einen wichtigen Punkt, nämlich um die Art, auf die sich der Philosoph in Gebieten, wo gewisse Vorurteile durch die Autorität der Zeiten sich befestigt haben, verhalten soll. Der philosophische Begriff ist, als „die ungeheuere Abbreviatur der Dinge", von einer solchen Weite und Allgemeinheit, daß man mit seiner Anwendung auf ein bestimmtes Gegebene sehr behutsam sein muß, wenn man nicht Gefahr laufen will, sich die Blöße zu geben, daß man etwas als wahr und vernünftig deduziere, was sich nachher auf empirischem Wege als unwahr ergeben kann. Ich wünschte solchen, wie H. Lic. Baur, daß einmal die Kunde von einem wunderbaren Vorgange sich verbreitete, der in ihre Wundertheorie vortrefflich zu passen schiene, daß sie dann mit ihrer ganzen formalistischen Fertigkeit denselben als absolut vernünftig und notwendig deduzierten, nachher aber erführen, es sei nichts an der Sache. Doch eine solche Beschämung haben sie nicht zu befürchten, sie verhalten sich zur Gegenwart kritisch wie andere Kinder des Jahrhunderts, sie reden nur von Wundern, die vor Olims Zeiten geschehen sein sollen; da lebt freilich keiner, der zugesehen hätte und ihnen beweisen könnte, daß sie in den Wind sprechen. Um sich aber den Rücken besser zu decken, wird der Behutsame in solchen Gebieten einen anderen Weg gehen. Der Spekulation muß hier offenbar ein gesunder Realismus, eine unbefangene Anschauungsgabe zur Seite gehen, die sich zunächst von dem behaupteten sinnlichen Vorgange ein deutliches Bild zu machen sucht, das sich ohne Widersprüche vollziehen läßt. Es mag sich z. B. mit der philosophischen Deduzierbarkeit der wunderbaren Speisung verhalten wie es will, es wird doch behauptet, die Sache sei geschehen. Ist sie geschehen, so muß man sich von dem Vorgange eine detaillierte Vorstellung machen können, und läßt sich diese nicht ohne Widerspruch gegen alle Gesetze des Geschehens vollziehen, so hebt sie sich auf. Hebt sich die Vorstellung auf, so hebt sich auch die Sache auf (als Geschichte nämlich; die darin nieder-

gelegte Idee ist auf anderem Wege zu retten). Dieser Realismus setzt freilich, wenn einer den Mut haben soll, ihn auf verjährte religiöse Vorstellungen anzuwenden, eine tiefere Skepsis voraus, den Mut der Wahrheit, der sich von vornherein nicht durch Autoritäten und althergebrachte Kategorien imponieren läßt; dieser tiefere Skeptizismus und jener sinnlich frische Realismus müssen zusammenwirken, und sie wirken in Strauß zusammen.

Im Herbst 1830 verließen wir die Universität; Strauß wurde Vikar und setzte die Hegelschen Studien eifrig fort. Wie fest bereits damals seine Überzeugung im Hauptpunkte war, beweist eine höchst interessante Korrespondenz zwischen ihm und einem Freunde, die durch seine Güte mir mitgeteilt eben vor mir liegt. Rührend ist es, zu lesen, mit welchem heiteren Vertrauen in die alleinseligmachende Kraft der Wahrheit hier Strauß die Besorgnisse und Skrupel des Freundes beschwichtigt, der sich durch die Kluft, die seine wissenschaftliche Überzeugung zwischen ihm und dem Glauben der Gemeinde zieht, bekümmert fühlt, wie klar er ihm dartut, daß es keine Unredlichkeit sei, wenn der Geistliche in der Sprache der Vorstellung rede und unvermerkt in die Bilder, die dem bloß Glaubenden vorschweben, die tieferen Ideen des Wissenden hineinleite. Wie bitter ist dieses Vertrauen auf eine allmähliche Versöhnung beider Standpunkte getäuscht worden!

Im Sommer 1831 wurde Strauß als Verweser eines Professorats am Seminar zu Maulbronn angestellt, und die Behörde bewies durch die Berufung eines so jungen Mannes auf diesen Posten, wieviel sie auf ihn baute. Inzwischen vermochte er dem Verlangen, Hegel selbst zu hören und seine wissenschaftliche Bildung überhaupt von Amtsgeschäften frei an einem großen Sammelplatze der Wissenschaft zu vollenden, nicht länger zu widerstehen, und reiste im November desselben Jahres trotz der Cholera nach Berlin. Sein innigster Wunsch sollte ihm nicht erfüllt werden; er hatte eben die ersten Vorlesungen von ihm gehört und die persönliche Bekanntschaft des großen Mannes gemacht, als er aus Schleiermachers Munde die schmerzliche Nachricht erhielt, daß der verehrte Meister ein Opfer der Cholera geworden. Sprachlos entfernte er sich: „der große Schleiermacher," schreibt er einem Freunde, „war mir in diesem Augenblicke unbedeutend, wenn ich ihn an diesem Verluste maß", und bald stand

er im Innersten erschüttert, unschlüssig, ob er nun länger in Berlin weilen solle, an seinem Grabe. Doch überwand die Erwägung, daß Hegel in Berlin zwar gestorben, aber nicht ausgestorben sei, seine Unschlüssigkeit, und nun sammelte er mit brennendem Wissensdurste die Schätze der Intelligenz ein, die diese blühende Universität, damals noch der wissenschaftliche Stolz Deutschlands, in näherem oder entfernterem Zusammenhange mit seiner Richtung ihm darbot. Welchen Eindruck Schleiermacher auf ihn machte, wie der schon früher gefaßte Gedanke, das Leben Jesu im Geiste der Stellung, die er sich zur Hegelschen Philosophie gegeben, zunächst für eine Vorlesung zu bearbeiten, zum bestimmten Plane wurde, und worin dieser Plan von der späteren Ausführung abwich, hat Strauß selbst (dritte Streitschrift S. 59 und 60) erzählt. Das Bedenkliche der Unternehmung verhehlte er sich schon damals nicht. „Aber, sagst du," schreibt er aus Berlin an seinen Freund, nachdem er ihm seinen Plan auseinandergesetzt hat, „dies willst du in Tübingen lesen? Und du glaubst nicht, daß dir der Hörsaal geschlossen wird? Ja, es ist wohl so etwas möglich, und ich bin oft recht traurig, daß alles, was ich in der Theologie tun möchte, solche halsbrechende Arbeit ist. Aber ich kann es nicht ändern; auf irgend eine Weise muß dieser Stoff aus mir herausgestaltet werden. Wir wollen es einstweilen Gott befehlen, der uns doch irgendwie eine Türe für so etwas öffnen wird." Ich führe diese Stelle wörtlich an, weil es so viele gibt, welche der Meinung sind, man dürfe Strauß zwar wegen seiner subjektiven Ansicht nicht verdammen, aber er hätte sie nicht öffentlich aussprechen, oder etwa lateinisch schreiben sollen. Ach ja wohl! Warum nicht lieber malayisch, chinesisch? Diese haben entweder keinen Begriff vom Geiste, sie wissen nur von Subjekten und nicht von einem Entwicklungsgange der Idee, dem das einzelne Subjekt als Organ dient, und begreifen daher nicht, daß es von Strauß vielmehr schlecht und niederträchtig gewesen wäre, wenn er dem inneren Rufe sich entzogen hätte; oder aber — und dies ist wohl bei der Mehrzahl der Fall — sie sind im Grunde doch Feinde der Straußischen Sache und geben ihren Liberalismus nur vor, sie haben wenigstens keine feste Ansicht und wollen sich ein Schwanken, einen Indifferentismus reservieren, worin sie der Entschiedene stört, den sie eben darum nicht leiden können.

Nach seiner Rückkehr wurde Strauß im Mai 1832 als Repetent zu Tübingen angestellt und las in demselben Sommer Logik und Metaphysik mit großem Beifall im überfüllten Hörsaale. Zum ersten Male wurde die Hegelsche Philosophie weder mit polemischer Entstellung, noch mit blinder Anerkennung vorgetragen und von einem philosophischen Katheder aus der Same der Spekulation unter die Studierenden gestreut. Auf diese Vorlesung ließ Strauß die Geschichte der neueren Philosophie von Kant an und Platons Symposion, dann Geschichte der Moral folgen. Im Sommer 1833 kam ich, ebenfalls als Repetent nach Tübingen berufen, wieder mit ihm und mehreren Kompromotionalen zusammen. Es war eine schöne Zeit; wissenschaftlich fühlte man sich durch die gleiche Überzeugung und das gleiche Streben, in den Zöglingen, die man zu leiten berufen war, den Geist echter Philosophie zu nähren, vereinigt, und die Geselligkeit der Amtsgenossen wurde besonders durch den Straußischen Humor und Geist verschönert.

Dieser Humor zeigte sich besonders in einer heiteren Fertigkeit, die unschuldigen Schwächen der Kollegen zu entdecken und durch leise Wendungen des Gespräches unvermerkt sie zu veranlassen, daß sie sich in naiver Weise aussprachen. Darin zeigte sich denn freilich eine Überlegenheit, ein in der Vogelperspektive genommener Standpunkt, wogegen man sich hin und wieder beschwerte, wie denn ein Freund einst zu Strauß sagte: du hast gut lustig sein, wir wollen dir nur immer aufspielen! Jene Autorität, die sich ein scharfer und überlegener Geist unwillkürlich in seinen Umgebungen verschafft, machte sich auch jetzt schon durch sein praktisches Geschick und seine Entschiedenheit in äußerlichen Sphären geltend. Niemand wußte so determiniert die Aufsicht über Untergebene zu führen, die Seminarordnung zu handhaben, niemand offizielle Berichte und Eingaben über diffizile Punkte mit solcher Gewandtheit zu fertigen.

Inzwischen hatte er aufgehört, Vorlesungen zu halten und in verhältnismäßig erstaunlich kurzer Zeit sein Werk über das Leben Jesu vollendet, dessen erster Band im Juli 1835 erschien. So hatte er denn die Summe seiner bisherigen Entwicklung in diesem Denkmale seines Geistes niedergelegt. Was ich bisher über das schwäbische Naturell und die Straußische Individualität gesagt habe, kann ich nur dahin zusammenfassen: Der Tiefsinn des schwäbischen Geistes

war in der Metaphysik enthalten, die diesem Werke zugrunde liegt; die Kraft des Zweifels und der Kritik, verbunden mit jenem unbefangenen Realismus, der erst die Anwendung jenes Zweifels auf gegebene positive Gebiete möglich macht, entwickelte ihre ganze Fülle in der Auflösung des bloß Positiven, was die inkonsequente Spekulation vieler anderen Schüler Hegels mit jener Metaphysik vereinigen zu können glaubt, ohne zu bemerken, daß sie vielmehr dadurch im Prinzipe aufgehoben wird —: so steht dieses Werk als die reichste Probe des schwäbischen Tiefsinnes zugleich und Scharfsinnes vor den Augen der Welt. Fragt man sich nun, warum denn im Publikum die meisten nur den Scharfsinn, die wenigsten den Tiefsinn bemerkten, so ist allerdings zuzugeben, daß die Abweichung von dem ursprünglichen Plane den letzteren in den Hintergrund drückte. Nach diesem Plane sollte der letzte Teil der trichotomisch angelegten Arbeit eine Rekonstruktion des von der Kritik Aufgelösten durch die philosophische Idee enthalten. In der Ausführung schwoll, was den zweiten Teil bilden sollte, zum Ganzen an; der erste, der bestimmt war, die biblische und kirchliche Lehre zu referieren, konnte immerhin wegfallen, da die kritische Entwicklung, indem sie das Positive stets bekämpft, es mittelbar auch darstellt und als Bekanntes überhaupt voraussetzen darf. Daß aber der dritte Teil zum bloßen Anhange, daß eben daher die spekulative Rettung des kritisch Zerstörten etwas zu flüchtig und nur mit halber Liebe vorgenommen wurde, ist zwar im Namen derjenigen zu beklagen, denen die Vorkenntnisse fehlen, um die bejahende Seele der verneinenden Kritik zu erkennen, und für welche aus manchen Stellen der dritten Streitschrift, welche sich über das Herrliche der Erscheinung Christi mit Feuer aussprechen, der Schein einer Zurücknahme des Früheren entsteht, — erklärt sich aber leicht aus der Stimmung des Kritikers, dem es widerlich sein mußte, auch nur von weitem sich den Schein zuzuziehen, als bitte er zum Schlusse für seine Kühnheit um Verzeihung. Auch so konnte man jedoch allerdings erwarten, daß der Verfasser an mehreren wesentlichen Punkten die Idee, welche einen Mythus aus sich hervortrieb, vollständiger auszuführen sich Zeit genommen hätte. So entstand z. B., indem gewissen Erfindungen der Technik ein größerer Wert beigelegt wird als Wundern, der Schein, als behaupte der Verfasser, daß die religiöse Phantasie, indem sie die Wundermythen

bildete, den praktischen Wert der Wunder premiert habe, während sie doch nur die Macht des sittlich religiösen Geistes sich in poetischer Form zur Anschauung zu bringen suchte. Strauß war müde, als er diesen Anhang ausarbeitete; aber in der Tat, die Geduld ist auch zu bewundern, womit er den Augiasstall der sublimsten exegetischen Absurditäten gemistet, womit er sich auf die Widerlegung der aberwitzigsten Bemühungen, offenbare Mythe als Geschichte zu retten, eingelassen hatte. Diese fast mehr als menschliche Geduld, wer hat sie anerkannt? Mit sehendem Auge ist man absichtlich blind gewesen und hat diesen unendlichen Ameisenfleiß, diesen Schweiß durchwachter Nächte, dieses redlich getreue Ausharren für Trägheit, Obenhinfahren, für den Mutwillen eines frivolen jungen Menschen erklärt. Doch behält auch die Schlußabhandlung den Wert großer Präzision bei gedrungener Kürze.

Bald darauf folgte die Entlassung; Strauß, um nicht untätig zu sein, entschloß sich, das ihm wenigstens indirekt aufgedrungene Amt eines Rektoratsverwesers am Lyzeum zu Ludwigsburg zu übernehmen, verließ das Seminar und brachte bis zum Antritte der neuen Stelle noch ein paar Monate als Privatmann in Tübingen zu. Der Schlag hatte ihn schwer getroffen, er wird ihn nie verschmerzen. Wenn irgend jemand, so hat er vermöge seiner altbürgerlich soliden Erziehung und Denkart das Bedürfnis einer festen Unterlage seiner Tätigkeit, eines öffentlichen Wirkungskreises, kurz eines Amtes; das aufgedrungene aber war seinen Neigungen, der Richtung seiner Studien, der Bestimmung seiner Kräfte zuwider. Er fühlte sich entwurzelt, jenes Ketzergefühl kam über ihn, das Gefühl, ausgestoßen, exkommuniziert, mit dem Geruche der Pest umgeben zu sein; es ist daher sehr unrichtig, wenn man seine Entlassung nur als eine Privation darstellt, sie hatte auf ihn die volle Wirkung einer grausamen positiven Strafe.

Strauß trat sein Amt an und verwaltete es zur ausgezeichneten Zufriedenheit der höheren Behörde. Aber in der Länge ertrug er es nicht. Der Widerspruch zwischen der Art seiner Geschäfte und den Studien, zu denen ihn Neigung und innerer Beruf zog, die Entfernung von literarischen Hilfsmitteln, der Mangel an Erholung und Zerstreuung in der menschenleeren, melancholischen Stadt, dies alles und dazu noch jenes Gefühl des verstoßenen, verabscheuten

Ketzers einem Gemüte eingebohrt, dem Humanität, Gemeinsamkeit des Bewußtseins mit anderen, Freundschaft und Mitteilung das höchste Bedürfnis war, übte allmählich einen solchen Druck auf seinen Geist aus, daß er sich entschließen mußte, seine Lage zu verändern; er verließ im Herbste 1836 Ludwigsburg und zog nach Stuttgart. Nun gieng er an die Ausarbeitung der schon länger beschlossenen Streitschriften. Daß diese offensive Defensive vielen Tadel erfahren werde, wußten er und seine Freunde wohl; von verschiedenen Seiten hörte man zum voraus, da die Kunde von dem Unternehmen seiner Ausführung vorangieng, verdammende Stimmen, auch aus dem Munde solcher, die sich übrigens den Schein der Liberalität gaben. Nun werde, hieß es, die bisher von Strauß rein wissenschaftlich gehaltene Sache in Persönlichkeiten ausarten. Hiegegen aber mußte jeder aufrichtige Freund des Rechts und der Wissenschaft sogleich mit allem Ernste sich erklären. Des Rechts: denn warum soll doch das alte Schauspiel, daß der wilde Fanatismus mit giftigen oder polternden Persönlichkeiten ungestraft die Vorkämpfer der geistigen Freiheit verfolgt, sich ewig wiederholen? Von Strauß verlangen, daß er schweige, hieß nichts anderes, als verlangen, er solle nur auf sich herumtreten lassen, wie es den Gegnern beliebe. Der Wissenschaft: denn Strauß hatte seinen Standpunkt thetisch ausgeführt, derselbe sollte nun durch Polemik gegen die abweichenden Ansichten an Begründung und Licht gewinnen. Als nun die erste Streitschrift den Dr. Steudel eben nicht schonend angriff, hieß es, nun sei ein Heruntersinken vom wissenschaftlichen Standpunkte auf den der Persönlichkeiten, wie man solches vorausgesehen, wirklich eingetreten, und man wollte von diesem Vorwurfe um so weniger abstehen, als hier ein allgemein geachteter Charakter mit allen Waffen eines kräftigen, offenen Hasses angegriffen war. Hier kommt es, will man richtig urteilen, darauf an, zwischen erlaubten und unerlaubten Persönlichkeiten so zu unterscheiden, wie es Strauß selbst in der Vorrede zur ersten und in der zweiten Streitschrift (S. 95 ff.) getan hat. Die unerlaubte, niederträchtige Persönlichkeit besteht in Seitenhieben auf das Privatleben des Gegners, auf sein Herz, auf sein sittliches Verhalten überhaupt: *solche* Persönlichkeiten hat sich gegen Strauß die Mehrzahl seiner *Gegner* erlaubt. Wenn nun der so Angegriffene dem Gegner nicht nur die

Schwäche seiner wissenschaftlichen Gründe, sondern eben diese Persönlichkeiten, die er einmengte, im Tone gerechter Entrüstung vorwirft, so kann man dies um so mehr, als auch die wissenschaftlichen Gründe, die der Gegner braucht, dessen Persönlichkeit charakterisieren, eine persönliche Kritik nennen, aber keine im unedlen und unerlaubten Sinne. Einen Ton hat jede Schrift; in jeder spielt neben dem Wissenschaftlichen etwas Subjektives her; eine ganz unpersönliche Gegenschrift ist daher etwas, was weder existieren kann noch soll. Oder war denn Lessing gegen den Herrn Pastor Göze nicht persönlich? Und wer freut sich nicht über diese Persönlichkeit? Es ist wahr, Steudel war ein höchst achtungswerter Mann, aber in Religionssachen verdunkelte der Fanatismus der Zionswächterei vorübergehend seinen Charakter, so daß jeder Freund des rechtschaffenen Mannes wünschen mußte, daß Fremde nicht aus diesen Zügen sein Charakterbild sich zusammensetzen. Seinem Einflusse schrieb Strauß die tiefste Wunde zu, die ihm geschlagen worden, seine Entlassung, und haßte ihn mit jener ganzen Entschiedenheit, die starke Naturen im Hasse wie in der Liebe zeigen, und mit welcher einst Luther gegen den König von England in einer ganz ähnlichen Streitsache so göttlich grob gewesen ist. Dennoch ist in dieser trefflichen Streitschrift, worin Strauß ein neues Talent entwickelte, das der geflügelten Polemik, die Hände und Füße hat, nicht ein Iota von Persönlichkeiten im unerlaubten Sinne zu lesen; nicht die rein moralische, sondern die wissenschaftliche Persönlichkeit Steudels, sofern in ihr allerdings auch moralische Mängel sich zeigen, ward zermalmt.

Auch an Eschenmayer, meinte man, habe sich Strauß versündigt, als er in der zweiten Streitschrift sein Altweibergeträtsche und den boshaften Galimathias seiner Ignoranz in ihrer Blöße an den Pranger stelle. Der ehrwürdige Eschenmayer! Er war so lange ehrwürdig gewesen! Im Ernste: nur dies könnte man sich einen Augenblick fragen, ob es sich denn auch der Mühe gelohnt habe, über einen solchen Gegner den leichten Sieg zu feiern. Allein so wenig Wirkung ein solches Geschrei haben mag, so ist es doch von Polizei wegen nötig, daß man bisweilen abstrafe; der Unfug, wenn auch ungefährlich, soll nicht geduldet werden. Ungleich wichtiger war die Kritik Menzels. Hier galt es, einen Standpunkt

in seiner Nichtigkeit aufzuweisen, der das Schöne geradezu im Prinzipe zerstören würde, wenn er Geltung gewönne, und der durch einen Schein von Wahrheit, durch den er Unmündige bestach, wirklich gefährlich war; es galt, das wahre Verhältnis zwischen dem Guten und Schönen festzustellen, dessen Auffassung dieser Kritiker dadurch ganz verrückt hatte, daß er moralische Maßstäbe direkt auf Produkte der Kunst und Poesie anwandte, und indem er verkannte, daß das Gute im Schönen als ein aufgehobenes Moment von vornherein enthalten ist, die Selbständigkeit des Schönen geradezu aufhob, eben damit aber auch des Guten; denn wenn dieses sich nur dadurch soll erhalten können, daß es als solches ausdrücklich und unmittelbar, d. h. namentlich als Gegensatz und Kampf gegen die Entfaltung des Sinnlichen, sich geltend macht, so sind wir in eine formalistische Moral zurückgeworfen, auf die moralische Weltanschauung, deren Widersprüche und Heuchelei Hegel ein für allemal aufgedeckt hat. Hiemit hieng unmittelbar ein weiteres zeitgeschichtliches Interesse zusammen. Menzel hauste mit seinem Ideenkreise in dem Prinzipe der naiven Sittlichkeit des Mittelalters, in welcher die Subjektivität, einfach und instinktmäßig mit dem Glauben und der Sitte der Väter verwachsen, nicht zu ihrem vollen Rechte kam. Freilich derselbe Menzel hatte früher gegen moralische Pedanterie, Prüderie usw. gepredigt, ja er hatte Wieland, den wirklich frivolen Wieland, dessen Gelüste es war, die Bestrebungen der Tugend im Kampfe mit der Sinnlichkeit graziös unterliegen zu lassen, und dem daher das Ideal (des Schönen und eben daher des Guten) geradezu abzusprechen ist, in den Vordergrund gestellt, während er Goethe, der stets von einem affirmativen Verhältnisse des Geistigen und Sinnlichen, also auch vom Prinzipe wahrer Sittlichkeit ausgeht, verlästerte. Schon dies war ein Beweis, daß hier nicht einfacher Irrtum, nicht die ehrliche Zeitenverwechslung eines substantiellen Charakters zu bekämpfen war. Nahm man aber vollends die Brutalität der Ignoranz hinzu, mit welcher Menzel auf den verschiedensten Gebieten, namentlich dem philosophischen, das Pathos seiner abgerissenen fixen Ideen herausstieß und, was ihm in den Weg kam, nach seinen fertig liegenden, unflüssigen, allem Begriffe einer Entwicklung total fremden Maximen übers Knie abbrach, erwog man, daß Menzel seine eigene, aller Welt offenbare Ignoranz in diesen Gebieten not-

wendig wissen mußte, daß er es z. B. wissen mußte, ob er das Leben Jesu, ehe er darüber aburteilte, gelesen habe oder nicht, daß hiemit also, indem er ein Urteil, wie es nur der aufstellen kann, der es nicht gelesen hat, mit der Miene aussprach, als hätte er es gelesen, sein Verfahren das eines frechen Lügners zu nennen war: so lag hier offenbar ein Unfug vor, der nicht länger geduldet werden konnte. Menzel hat Witz und Talent, dem ermüdend langweiligen Einerlei seiner monoton wiederholten starren Grundsätze hatte er durch witzige Wendungen im einzelnen eine gewisse Abwechslung gegeben und dadurch die Schwachen um so mehr bestochen, als sein neuester Kampf gegen gewisse Tendenzen in der Literatur den vollen Schein des Rechts hatte; denn es galt allerdings, die unwürdigen Propheten einer in sich und ihrem wohlverstandenen Prinzipe ganz wahren und guten Sache in ihrer Blöße hinzustellen. Aber Menzel schüttete natürlich das Kind mit dem Bade aus und verlor sich in einen Schmutz von Persönlichkeiten, der, von den Gegnern ebenso heimgegeben, eine Schandszene in unserer Literatur herbeiführte, die ihresgleichen sucht. Jene gute Sache ist das tiefere Bewußtsein seiner Freiheit, das der moderne Geist sich zu geben ringt, das Prinzip des Fortschrittes. Für dieses auch auf anderem, als dem theologischen Gebiete gegen den verstocktesten Stabilismus zu kämpfen, war eine der Stellung, welche Strauß einnimmt, vollkommen entsprechende Aufgabe. Es war Zeit, das Schwert des Geistes gegen den frechsten Gegner zu ziehen, Strauß zog es, tat einen guten Schwabenstreich und hieb durch bis auf den Sattelknopf. Seine Streitschrift gegen Menzel ist durch die gewissenhafte Gründlichkeit im Bunde mit der geflügelten Gedanken- und Sprachbewegung Lessings ein Meisterwerk neuerer Polemik. Der Gegner wird Schritt für Schritt durch alle Kanäle, die er sich gegraben, unerbittlich weitergetrieben, bis er endlich in den Abgrund seiner Nichtigkeit versinkt. Wir verwunderten uns über die Lauheit, mit der diese treffliche Streitschrift aufgenommen wurde. Namentlich aus Norddeutschland hatte man sich von allen den Geistern, die dem Prinzipe der Freiheit und Bewegung zugetan sind, freudigen und baldigen Gruß versprochen, aber nach langem Schweigen ließen sich wenige, vereinzelte Stimmen hören. Die Schrift wird auch, abgesehen von ihrem Zeitinteresse, für die Ästhetik als Wissenschaft eine

Fundgrube vortrefflicher Bemerkungen bleiben. Das poetische Talent, mit welchem Strauß ausgestattet ist, mußte, da seine Natur sich für die Spekulation entschied, naturgemäß aus der Frische der Produktion auf das philosophische Interesse für die Erscheinungen auf diesem Gebiete sich zurückziehen, wie es denn im Charakter unserer Zeit liegt, daß, während in einem vorzugsweise künstlerisch und poetisch gestimmten Zeitalter nicht nur die Genies, sondern auch die bloßen Talente es zu einem Reichtum von Produktion bringen, ein reflektierendes, wie das unsrige, die bloßen ästhetischen Talente mehr und mehr der Produktion entzieht und auf die Seite der Reflexion über das Produzieren herübernötigt. Wie umfassend und gründlich jenes Interesse bei Strauß ist, beweist jene Streitschrift. Die echte Humanität, welche die Freunde in seiner Persönlichkeit lieben, und welche auch einzelne Härten und Schroffheiten in seinem Charakter mit schnell wirkender Heilkraft zur Harmonie und Versöhnung zurücklenkt, hat ihre schönste Nahrung aus jenem Interesse gezogen.

Nur ein paar Worte noch über die Art, wie Menzel den Angriff aufnahm. Auf den eigentlichen Streitpunkt ging er gar nicht ein, die theologische Angelegenheit seines Gegners nannte er mit erkünstelter Verachtung einen Handel, seine groben Irrtümer über die eigentliche Stellung und Absicht des Straußischen Werkes, das er mit völliger Unkenntnis sowohl der zugrunde liegenden Metaphysik, als auch der ganzen Ausführung zum platten Rationalismus rechnet, wiederholte er in noch roherer Sprache, und endlich brauchte er den unreinen Kunstgriff, die Tendenzen des Feindes mit den frivolen des jungen Deutschlands zusammenzuwerfen. Schon bei dem ersten Ausfalle gegen Strauß hatte er sich diese Wendung erlaubt, er hatte gesagt, man ziehe jetzt nicht mehr bloß gegen das Wunderbare in den Erzählungen der Heiligen Schrift zu Felde, sondern suche sogar die rein sittliche Grundlage des Christentums zu demolieren, und in diesem Zusammenhange war er unmittelbar auf das Leben Jesu von Strauß übergegangen. Einen triftigeren Beleg für den Abscheu, den ich gegen diesen Mann auszusprechen für meine Pflicht hielt, wird niemand erwarten. Nachdem nun Strauß in seiner Streitschrift selbst bestimmt hatte, inwieweit er den Tendenzen moderner Schriftsteller beipflichte, nachdem aus den trefflichen

Stellen über diesen Punkt (namentlich S. 185) leichtlich zu ersehen war, in welchem Sinne Strauß eine Zusammenstellung mit der neuen Bewegung keineswegs, in welchem aber allerdings ablehne, — was tat Menzel? Er sagte, Strauß habe sich immer noch nicht erklärt, ob er nicht mit dem jungen Deutschland konspiriere, er müsse sich also gefallen lassen, solange dies nicht geschehen sei, zu jenen Unreinen gezählt zu werden. Eine Menzels ganz würdige Taktik, die durch die Bemerkung über einige von Strauß gebrauchte Ausdrücke (die Menzel nach Tholuck, der sie bereits entstellt und verkehrt gedeutet hatte, zitiert), daß dieselben auf eine Gemeinheit der Gesinnung schließen lassen, der man wahrscheinlich noch mehr zu verzeihen habe, — weg von diesem Bilde der Schmach!

Die bedeutendste der bisher erschienenen Streitschriften ist jedoch unleugbar die dritte, namentlich in demjenigen Teile, worin sich Strauß über seine Stellung zur Hegelschen Schule ausspricht; denn hier wird auf das Prinzip, auf den Sitz der ganzen Frage, auf den Begriff des Verhältnisses zwischen der Idee und der Wirklichkeit eingegangen und hiedurch das Mangelhafte der Schlußabhandlung im Leben Jesu ergänzt. Nachdem ich in dieser Charakteristik unumwunden ausgesprochen habe, wie ich dieser Auffassung oder Weiterbildung des Hegelschen Prinzips mit der innigsten Überzeugung beipflichte, habe ich hierüber nichs Weiteres zu sagen, denn es ist nicht dieses Orts, die Sache wissenschaftlich zu untersuchen. Der Kontroverspunkt ist nun durch diese Streitschrift in seiner Schärfe hingestellt, und die spekulative Theologie mag die Kontroverse fortführen und beendigen. Ich ziehe den Gesamtinhalt dieser Charakteristik in die Bemerkung zusammen, daß hier das Naturell der schwäbischen Intelligenz, durch die Persönlichkeit, die ich zu charakterisieren versuchte, repräsentiert in seiner Differenz vom Norddeutschen, das nach meiner Meinung bei seinen übrigen großen Vorzügen in diesen Dingen zum Formalismus hinneigt, sich auf eine Weise ausgesprochen hat, welche sowohl für die Wissenschaft, als für den geistigen Austausch zwischen Süden und Norden von den fruchtbarsten Folgen sein kann.

Ich wünsche zum Schlusse, den Verfasser des Lebens Jesu besser getroffen zu haben als das Porträt, das in der Europa erschien. Die unteren Partien des Kopfes sind zu breit und fleischig geraten,

wodurch die oberen, namentlich das große dunkle Auge, das den ganzen Kopf beherrscht und eine entschiedene Präponderanz des Geistigen ausspricht, viel zu sehr zurücktreten. Der ganze Kopf hat dadurch ein ältliches und philisterhaftes Aussehen bekommen, der Kopf eines Mannes, der wahrlich nicht zu den Philistern zu zählen ist.

(In den Hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst, Jahrg. 1838, zuerst erschienen, dann in den Kritischen Gängen, 1844, I, S. 3—130, abgedruckt mit dem folgenden)

Zusatz.

Als ich diesen Aufsatz, das Erste, was ich für ein Journal verfaßte, im Jahre 1838 in die Hallischen Jahrbücher gab, wie sehr anders war damals noch die Stellung dieser Zeitschrift und unsere zu ihr! Wie sehr anders stand es noch mit dem öffentlichen Urteile überhaupt! Die Redaktion der Jahrbücher meinte in der Lehre von der Person Christi noch ihre Rechtgläubigkeit durch eine falsch angewandte Kategorie retten zu können, Bruno Bauer bewies noch Wunder und was er wollte durch spekulativen Hokuspokus, Strauß war noch neu und die schwäbischen Mitarbeiter an kritischer Freiheit dem Blatte voraus. Die Zeitschrift trug aber ein lebendiges Bewegungsprinzip, freilich auch ein Übereilungsprinzip in sich, in welchem sie sich zuletzt so überstürzte, daß sie untergegangen wäre, wenn sie auch nicht ein Gewaltstreich gemordet hätte. Bruno Bauer wollte ohne Schöpfungskraft in aufgeblasener Eitelkeit Strauß überbieten, die Jahrbücher riefen ihn als den neuen Weltheiland aus und mißhandelten Strauß, dem sie so viel verdankten; die Verbindung mit den schwäbischen Mitarbeitern löste sich, der abstrakte Geist, der nun in diesen Blättern herrschte, konnte mit dem schwäbischen Provinzialcharakter nicht länger Freundschaft halten. Auch das Publikum ist anders geworden; man lebt in jetziger Zeit entsetzlich schnell; Strauß gilt schon für so gut wie antiquiert, den einen, weil sie glauben, er sei widerlegt, da er doch nur mißhandelt und verläumdet ist, den andern, weil sie glauben, er sei überschritten, weil man sein großes, organisch vereinigtes Material benutzt und Spiritus, auch manchen betäubenden, daraus gemacht

hat. Damals war die ganze Erscheinung noch frisch, und frisch wie sie selbst war, schrieb ich von ihr. Ich denke, meine Charakteristik dürfe am Leben bleiben, wie der Mann, dem sie galt, lebt und leben wird mit allen jugendlichen Geistern, den Befreiern der Menschheit. Ich gieng auf den Stammescharakter zurück und versuchte eine Vergleichung der süddeutschen Art, wie sie sich am gedrängtesten im schwäbischen Volke ausspricht, mit der norddeutschen*). Ich gestehe, daß ich an diesem Versuche keinen sonderlichen Geschmack mehr habe. Es ist immerhin gut, wenn ein Volk sich Rechenschaft über die Verteilung seiner Kräfte an seine verschiedenen Stämme gibt, aber ich dächte, wir haben dazu noch lange Zeit, wenn wir nur erst ein Volk sein werden. Den Gegensatz der Stämme im Großen habe ich nicht mit gehöriger Schärfe zusammenzufassen gewußt. Statt: Verstand, wo ich diesen als das Element bezeichne, in welchem der norddeutsche Stammesgeist sich bewegt, hätte ich jedenfalls: Reflektiertheit setzen sollen; von dem Vorwiegen der einen oder anderen Kraft zu reden, ist flach, es handelt sich um eine Form, worein alle Kräfte gefaßt sind. Diese Form ist im Süden Naivität, im Norden Reflektiertheit. Die Verständigkeit büßt im südlichen Charakter durch die Gemütlichkeit so wenig ein, daß vielmehr von der fein ausgebildeten List und Pfiffigkeit, welche der Schwabe mit dem Schweizer gemein hat und welche besonders seiner großen Erwerblust dient, ausdrücklich hätte die Rede sein müssen, was nicht geschehen ist. Mit dem Vorwurf eines unpraktischen Sinnes in manchen Sphären der Zweckmäßigkeit wäre die Hervorhebung dieses Zuges leicht vereinbar gewesen. Die Schilderung des norddeutschen Wesens ist deswegen namentlich, zwar nicht falsch, aber doch gewiß sehr mangelhaft ausgefallen, weil ich teils zu einseitig bloß die großen Städte, und von diesen eigentlich nur Berlin im Auge hatte, teils das Familienleben und die engere Gesellschaft im Norden zu wenig kannte. Von dem trockenen, aber strengen, körnigen, männlichen Charakter, dem gediegenen Gemeinsinn, den der echt altdeutsche Schlag von Bewohnern der

*) Vgl. Fr. Vischer, Altes und Neues, Stuttgart 1882, 3. Heft, S. 255 und S. 343 f., sowie seinen Auch Einer, in der Gesamtausgabe seiner dichterischen Werke, Berlin, Meyer & Jessen, 1913, Bd. II, S. 234—239. Anm. d. Herausg.

nördlichsten Küstenstrecken unseres Vaterlandes bewahrt, von den Bauern in Hadeln, von den Dithmarsen habe ich nichts gesagt; daß das Familienleben sich enger und wärmer zusammenziehen, die mittlere Sphäre der Gesellschaft sich geschlossener zusammenhalten muß, wo eine ungünstige Natur den Menschen nach innen und ins Zimmer weist, habe ich übersehen, an die Vossischen Pfarrhäuser und Kartoffelfeste mich nicht erinnert, der norddeutschen Hausfrau zu wenig Fleiß zuerkannt und überhaupt diese Tugenden der stillen Sitte zu einseitig meinen Landsleuten vindiziert, weil mich die naivere Form, die sie hier tragen, gegen das Fremde verblendete. Ebendaher habe ich eine schlimme Seite des schwäbischen Wesens übersehen: die rohe Wildheit, welche periodisch da hervorbricht, wo die innere Lebendigkeit durch Schwerfälligkeit und Hang zum Tiefsinn gehemmt nicht flüssig mit der Objektivität sich vermitteln, nicht unbefangen heraustreten und genießen kann. Es ist leider wahr, daß die Württembergischen Truppen durch ihre Rohheit und Grausamkeit überall berüchtigt und der Schrecken von Freund und Feind waren. Die Schwaben sind auch hierin die potenzierten Deutschen, wie man sie schon genannt hat, sie gleichen dem alten Dieterich von Berne, den man mit Stößen und Schlägen aufreizen muß, dem aber dann vor Wut Feuerflammen aus dem Munde fahren; den altdeutschen Riesen, welche gut und blöd sind, bis die Furie der Kampfwut über sie kommt, aber dann auch einem losgelassenen Bären gleichen. In der Sphäre des öffentlichen Lebens ist das wenige, was ich über Staatsverfassung sagte, so dürftig als meine ganze damalige Kenntnis der Sache. Ich gebe diese schwache Partie willig preis und bitte nur, mir zu glauben, daß ich über den Zustand und die Entwicklung des politischen Lebens in den deutschen Staaten jetzt anders schreiben würde als damals. Viel zu wenig habe ich aber auch über Verwaltung, Rechtspflege, den Beamtenstand, den Geist der Behörden im Kleinen und Großen gesagt. Es hätte nicht unterlassen werden sollen, die Gewissenhaftigkeit, die Unbestechlichkeit, die ängstliche Pünktlichkeit im Gange der Geschäfte zu schildern, welche trotz der Fahrlässigkeit in manchen Zweigen, die sich mit dem Bequemen und Reinlichen befassen, den Schwaben nachzurühmen ist, aber freilich auch den Charakter des Philisterhaften und Schreibermäßigen begründet, der mit den

jugendlichen und poetischen Kräften desselben Landes sich so widersprechend zusammenpaart. Die Schwaben treten auch dadurch aus der Mitte der umgebenden süddeutschen Stämme heraus und vereinigen die Tugend der Präzision und Straffheit, die den Norddeutschen eigen ist, mit der südlichen Behaglichkeit. Wer z. B. die schreckliche Bestechlichkeit, die gewissenlose Zögerung, die Unterschlagungen, die völlige Unsicherheit des Briefgeheimnisses in dem glänzenden Österreich kennt, wird mit Freuden das bescheidene Schwabenland in dieser Beziehung preisen. Freilich wenn man die Verdorbenheit der romanischen Länder und Rußlands ins Auge faßt, so muß dagegen jedes deutsche Land himmlisch erscheinen. Als Beweis der Moralität unserer Regierung muß ich noch anführen, daß sie die entsittlichenden Mittel der Staatslotterie, wo eine Regierung nicht errötet, die Armen und Reichen zu einem Gewinn ohne Arbeit zu locken und die Groschen einzustreichen, an denen der Blutschweiß und die Träne der Verzweiflung hängt, des Tabaksmonopols, dieses unwürdigen Wuchers, die Duldung von Spielbänken, dieser Hauptquelle der Korruption, verschmäht. Nur eines der in diese Klasse gehörigen perfiden Mittel, das Oktroi, hängt gegenwärtig drohend über unserer Hauptstadt.

Auch die Bemerkungen über das Verhältnis des schwäbischen Charakters zum Formtalente dürften vollkommener sein. Schon was über die äußere Erscheinung gesagt wird, ist unzureichend, ja falsch. Man ist in Stuttgart, so groß die Not mit den Schneidern ist, moderner als in den norddeutschen Städten, und gute Kleiderkünstler bringt in ganz Deutschland nur Wien hervor. Der Mangel an Beredsamkeit dürfte stärker dargestellt sein; er hat seinen negativen Grund in dem Mangel eines großen öffentlichen Lebens, seinen positiven in dem falschen Schamgefühle der Schwaben, welches jede erhöhte Form, die sich an der eigenen Persönlichkeit darstellen soll, für Affektation hält und eine Scheu davor hat, wie vor einem unheiligen Enthüllen höherer Stimmung. Es ist kaum zu sagen, wie weit dies geht und kann nicht stark genug hervorgehoben werden, daß diese falsche Scham zum Gegenteile ihrer Absicht führt, denn ein beständiges Sehenlassen der lieben Natur ist doch gewiß nicht schamhaft. Dagegen hat diese Schamhaftigkeit ihr tiefes Recht, wo sie sich vor dem Eingehen in ein unwahres

öffentliches Pathos scheut. Über den Enthusiasmus, den man mit dem Beckerschen Rheinlied trieb, ist bei uns nur gelacht worden. Das Orchester des Theaters in Stuttgart studierte eine Melodie ein und erwartete an mehreren Abenden, daß das Lied stürmisch gefordert werde. Endlich wollte man nicht länger warten und legte die Melodie in eine Oper ein: ein allgemeines Gelächter erfolgte. Herwegh hat bei uns sehr wenig Anklang gefunden, nicht aus Mangel an politischem Sinn, auch nicht, weil wir sein Pathos für unwahr hielten, wohl aber, weil er nur pathetisch ist. Hier war auch über den Dialekt mehr zu sagen, als die im Aufsatze vorgebrachte allgemeine Bemerkung, daß der schwäbische Dialekt zwischen den nördlichen und dem fränkischen die Mitte halte. Sein Charakter ist im Unterschied von den andern süddeutschen Dialekten ein Sichgehenlassen und eine Neigung zu Nasentönen, welche besonders vor m und n die Vokale trübt. Was nun aber das Gebiet der eigentlich schönen Form, die Kunst, betrifft, so habe ich den Schwaben unrecht getan, wenn ich ihnen nur ein geringes Talent für bildende Kunst zuerkannte. Ich widerspreche mir selbst, wenn ich gleich darauf Schick und Wächter erwähne, welche neben Karstens als die Väter der modernen Malerei dastehen; Dannecker nimmt seinen Platz immerhin würdig zwischen Canova und Thorwaldsen, neuere wackere Talente, einen Rist, Neher, Gegenbauer und andere habe ich gar nicht gezählt. Das Richtige ist, daß hier dasselbe Mißverhältnis, derselbe Widerspruch unserer Provinz mit sich selbst zu beobachten ist wie in anderen Gebieten. Ebenso wie wir große Philosophen, Kritiker, Dichter erzeugen, um sie zu mißhandeln und fortzuschicken, ist bisher dem Kunsttalente von oben gar keine Pflege geworden und darüber ist es verkümmert, verborgen geblieben oder ausgewandert. Am schlechtesten steht es mit der Baukunst; auch hier fehlt aber wohl weniger das Talent, als Glanz, große Verhältnisse, großer Sinn und Liberalität, um es auszubilden. An unseren Dichtern hätte ich als gemeinschaftlichen Grundzug die Sentimentalität aus Mangel an Weltsinn hervorheben sollen. Schiller ist zwar ein ganz kosmopolitischer Geist, aber von der Welt, deren Durchdringung durch den Atem der Freiheit sein höchstes Interesse ist, hat er kein reales Bild. Herwegh — si parva licet componere magnis — ist in seinem politischen

Pathos ganz abstrakt. Bei unseren romantischen Lyrikern äußert sich dieselbe Weltlosigkeit in der Beschränkung des Ideals auf altertümlich einfache Zustände, stilles Gemütsleben, Eingrenzung der ganzen Skala von Empfindungen auf wenige Haupttöne. Es versteht sich, daß ihnen dies wieder zugute kommt, sofern es sie abhielt, die Ironie aufzunehmen, welche die nördlichen Meister und Jünger der Schule ausbildeten, und daß es auch in eng gesteckten Grenzen eine Größe, eine Erweiterung zum Welt- und Menschheitsgefühle gibt, wie denn diese dem Meister Uhland nicht bestritten werden kann und darf. Die Angriffe, welche von seiten des jungen Deutschlands zur Zeit der Abfassung dieser Charakteristik auf die schwäbischen Dichter gemacht wurden, führten mich auf die Poesie der modernen Zerrissenheit und der sozialen Emanzipation. Ich hielt damals die Stimmungen des modernen unzufriedenen Subjekts für poetisch traktabler als jetzt, wo ich mich überzeugt habe, daß unsere wirkliche Welt erst eine andere geworden sein muß, ehe wir wieder eine große Poesie haben können. Einiges in diesem Zusammenhang Gesagte hat allerdings bloßes Zeitinteresse. Von Menzels Polemik wird jetzt niemand mehr sprechen, Gutzkow habe ich zu hart beurteilt, er hat sich als eine lebendige, fortschreitende Natur erwiesen.

Ich stieg zu den höchsten Sphären auf, zur Religion und Wissenschaft, sprach zuerst von jener und beklagte die Verbreitung des Pietismus in Schwaben. Der Pietismus im eigentlichen gewöhnlichen Sinne wuchs jedoch nicht in dem Grade fort, als es damals zu befürchten war, und hat sich namentlich unter den Studierenden vermindert; er hat aber um so stärker in der Form einer Akzeptation seiner Grundsätze bei übrigens völliger Gesinnungslosigkeit oder völliger Schlechtigkeit der Gesinnung in der ganzen Partei der Reaktion um sich gegriffen.

Ich habe den Pietismus eine Krätze, eine Eiterung der besten Säfte des Geistes genannt, und bin darüber mit jener Wut verfolgt worden, welche ich kenne, aber nicht fürchte. Ich bedaure, auch jetzt mit keinem besseren Namen dienen zu können. Der jetzige Pietismus unterscheidet sich zwar bekanntlich von dem ursprünglichen Spenerschen durch sein ganz verändertes Verhältnis zur Zeitbildung, insbesondere zur Wissenschaft. Dieser stand in Opposition

gegen eine völlig verknöcherte Wissenschaft, gegen den Buchstabendienst der damaligen Theologie, und wollte die Religion zu neuem innerem Leben erheben, er war jugendlich und stemmte sich gegen das Greisenhafte der Zeit; der jetzige sträubt sich gegen eine jugendliche Wissenschaft, welche dem Buchstabendienste ernstlich ein Ende macht, gegen die ganze Zeitbildung, welche den inneren Kern der Religion aus seiner Fixierung zu befreien, als sittlichen Geist in die Wirklichkeit einzuführen strebt, und wütet für das Greisenhafte gegen die Jugend des Jahrhunderts. Darum sind ihm alle diejenigen, welche die wesentlichen Bewegungen der Zeit nicht begreifen können, zugefallen, sie sind Spießgesellen des Pietismus geworden, die Gedankenträgheit, der Verstandesfanatismus, der Haß gegen den Genius hat sie als willkommene Bundesgenossen seines schwülen Grimmes ihm in sein Lager geführt. Der unschädlichen alten Pietisten, der Stillen im Lande, die ich von den giftigen sehr wohl zu unterscheiden weiß, sind wenige mehr, sie sind verhetzt von den gelehrten Pietisten und teilen ihren durchaus negativen Geist. So unterschieden übrigens diese zwei geschichtlichen Formen des Pietismus sind, sie sind doch in Einer Wiege gelegen. Die ältere Art des Pietismus konnte nur die Opposition gegen die Bildung, welche dieser Form des Bewußtseins wesentlich innewohnt, noch nicht hervorkehren. Ihre Bedeutung lag in dem Gegensatze gegen die Theologie und Kirche, welche in rohe Geistlosigkeit versunken waren, und in solchen Zeiten muß sich die geistige Lebendigkeit in die verschlossene Innigkeit der Religion zurückziehen. Es liegt aber auch in dieser Form der Religiosität schon der Keim der Negation. Sie ist nicht unbefangene, nicht Volksreligion, sie ist durch Opposition und Spannung entstanden: die Bildung tritt ein und es kommt an Tag, was sie eigentlich ist. Aller Pietismus ist, wie dies Märklin in seiner Schrift über den modernen Pietismus gründlich nachgewiesen hat, die unnatürliche Abstraktion, den Geist, der das ganze Leben flüssig als lebendige Kontinuität durchdringen soll, zu einem besonderen machen zu wollen. Er fordert, daß das Dogma inneres Leben werde, aber hier bleibt er stehen; im inneren Bewußtsein soll ers nun aufs neue fixiert stocken und gegen jede Aufweichung zu einem unbefangenen praktischen Geiste sich sträuben. Daher ist dieser in seinen Anfängen schöne Versuch einer Belebung

der Religion viel schlimmer als gar keiner, die katholische Kirche in ihrer festen Objektivität und kristallischen Versteinerung etwas ungleich Unschuldigeres, als diese pikierte Halbbelebung des Versteinerten, dieser zurückgetretene Fanatismus. Der Pietismus ist daher der geborene und geschworene Feind der wahren Wissenschaft, welche die Allgemeinheit und kontinuierliche Lebendigkeit zu ihrem Prinzip hat, und der Bildung, welche dieses Prinzip durchführt. Das Wahnsinnige im Pietismus ist die Besonderheit seines Interesses für die Religion und die Ausdrücklichkeit der Beziehung, die er zur Bedingung der Religiosität macht. Der Pietist ist Religiöser von Metier, der Pietist ist der Professionist der Religion, Pietist ist, wer nach Religion riecht. Der Pietist behauptet, wie der wahrhaft Religiöse oder richtiger wie der wahrhaft Gute, daß alle weltlichen Kräfte verklärt werden sollen, indem sie sich mit dem Geiste der Unendlichkeit durchdringen; aber er hebt in demselben Atemzuge die Durchdringung und alle Möglichkeit derselben vielmehr auf, indem er jene als undurchdringlich setzt. Denn sein Gott ist so materiell vorgestellt, daß er sich mit den weltlichen Existenzen im Raume stößt und nicht beide, Welt und Gott, mit- und ineinander bestehen können. Daher kennt er an der Stelle der wahren Durchdringung nur ein Nebeneinander der ausdrücklichen Beziehung einer weltlichen Tätigkeit und einer Zurückführung derselben auf Gott, und hiedurch entsteht der Aberwitz eines völligen Widerspruchs, welcher einerseits fordert, daß das Weltliche nicht sowohl in das Göttliche aufgenommen, als vielmehr von demselben ganz verzehrt werden müsse, andererseits aber trotz dieser Meinung das Weltliche noch festhält und den heimlichen Stachel der Begierde danach bewahrt. Du sagst zu einem Pietisten: es regnet, ich will einen Schirm nehmen, und er antwortet: gut, aber der wahre Schirm ist Gott. Du sagst: ich trage gern einen Stock, und er versetzt: gut, aber der Herr allein ist der wahre Stecken und Stab. Du sagst: dies Licht brennt hell oder dunkel, und er bemerkt: gut, aber die Religion ist das wahre Licht usw. Gott, Christus, der heilige Geist usw. muß immer *genannt* werden, wenn etwas im Geiste der Religion geschehen soll; die geistige Weihe jedes Tuns muß sich als Gebet *neben* dasselbe stellen. Mit einem Pietisten ist daher schlechterdings nicht fortzukommen, zu sprechen, zu leben, er nimmt

nichts, wie es ist, er sieht alles gebrochen wie im Wasser, ist absolut geschmacklos, aberwitzig, pervers, er ist wahnsinnig.

Eine Durchdringung der weltlichen Kräfte durch den ewigen Geist fordert also der Pietist und meint vielmehr eine Aufhebung, daher seine Verdammung der sinnlichen Kräfte, in welchen er das Material der sittlichen erkennen sollte, aber nicht erkennt. Die Veredlung der sinnlichen Kräfte zu sittlichen wird in verschiedenen Formen vollzogen. Noch ehe die eigentlich sittliche Bildung beginnt, ergreift die schöne Kunst und das Gefühl der Schönheit überhaupt den sinnlichen Menschen auf seinem eigenen Boden, befreit die Sinnlichkeit im Elemente der Sinnlichkeit durch den Adel der Form von ihrer Naturroheit, das Gute naht sich dem Menschen in der heiteren Form des Schönen. Auch wo die sittliche Bildung längst ins Werk gesetzt ist, bleibt die Grazie ihre anmutige Begleiterin. Es ist bekanntlich der edle Schiller, der diese Wahrheit mit hundert beredten Wendungen, am erschöpfendsten in seinem Aufsatz über die ästhetische Erziehung des Menschen ausgesprochen hat. Diese ganze Welt, die Welt der Schönheit, der Humanität verschließt sich der Pietist, indem er eine Möglichkeit künstlerischer Veredlung der Sinnlichkeit, nachdem er sie in ihrer Wurzel für bös erklärt hat, natürlich leugnen muß. Aber dies ist nicht richtig gesagt, er verschließt sich ihr nicht, er schielt auf sie hinüber und wirft das Bild seiner eigenen, durch Entgegensetzung gereizten, verdorbenen Phantasie hinter jeden unschuldigen Genuß, Tanz, weltliche Musik, Schauspiel usw. Denn verdorben ist und muß sein seine Phantasie. Die Sinnlichkeit hat ihr Recht; wird es ihr weggestritten, so tritt sie wie eine Krankheit auf die edleren Teile zurück und es entsteht die Phantasie-Sinnlichkeit, die heimliche Sinnlichkeit, die Sinnlichkeit mit bösem Gewissen, die unschöne, die versessene, zurückgeschluckte Sinnlichkeit. Die Sünden der verheimlichten inneren Sinnlichkeit sind überhaupt eines der größten Übel, welche die christliche Bildung als Kehrseite ihrer tieferen Geistigkeit mit sich brachte; im Pietismus muß natürlich dies alles verstärkt zum Ausbruch kommen. Die Muckerei und was ihr verwandt, ist keine zufällige, sondern eine wesentliche Geburt des Pietismus. Wenn die unschöne, heimlich durch den Reiz einer beständigen Polemik entzündete Sinnlichkeit des Pietisten zum Ausbruch kommt, so ist dies ein bezeichnender Zug,

der zu seinem Charakter als Pietist gehört. Überhaupt hat ein Pietist als Pietist keine der Entschuldigungen für sich, auf welche die gewöhnliche menschliche Schwachheit Anspruch machen darf; denn er selbst verzeiht keinen Fehler, sucht sie auf, erfindet und lügt, wo er keine erlauern kann, ist sicher im Hochmute seines Monopols; und wo er sündigt, rächt sich an ihm die verleumdete, verfolgte, verfluchte, mißhandelte Natur, und die begangene Sünde beschönigt er mit seiner Heuchelei. Ein Pietist muß ein Heuchler sein, denn die beständige ausdrückliche Beziehung jeder Stimmung und Tätigkeit auf das getrennt vorgestellte Göttliche, der beständige heilige Zorn gegen die Natur im Menschen kann der Seele nicht ernst sein; sie ist zu gesund, sie arbeitet, in der Erkrankung noch stark, unter der Decke des heiligen Mantels fort, und das Umschlagen dieses Mantels wird zum Mechanismus, zur Gewohnheit des Scheins, zur Heuchelei. Wer alles und jedes mit Salbung tun zu müssen meint, der muß ja ein Heuchler werden.

Das eigentlich sittliche Gebiet nun entfaltet die geistig umgebildeten Kräfte zu dem Organismus der weltlichen Tätigkeiten. Alle diese Tätigkeiten läßt der Pietist nur gelten, wenn und soweit sie in dem Sinne seiner stets geforderten ausdrücklichen Beziehung geheiligt sind. Wo daher diese Ausdrücklichkeit nicht ist, da hat er keine Achtung und kein Interesse. Wer fleißig ist, ist noch kein rechter Pietist. Der rechte Pietist tut nichts, wo es nichts zu salben, zu bekehren, zu verdammen gibt. Was er aber tut, dem nimmt er jede Schönheit durch die Art, wie er es tut. Er ist z. B. wohltätig, er schenkt, aber dabei müssen ihm die Beschenkten so viel beten, daß ihnen die Freude vergeht; er betreibt die Mission, aber es ist dabei nicht sowohl auf Bekehrung der Heiden, als vielmehr auf eine Demonstration gegen die Ketzer im Christenlande, auf fanatische, hochmütig bescheidene Missionspredigten abgesehen. Der Pietist achtet aber auch an anderen keine sittliche Tätigkeit, nicht deine Amtstreue, nicht deinen Fleiß, nicht dein männliches Wirken; er findet überall nur so viel Wert, als er Heuchelei findet; wenn du nicht heuchelst, so tue Gutes, was du immer kannst, er wird es verdrehen, weglügen, mit seinem giftigen Schaum bespritzen. Dem Pietisten ist nichts heilig. Er hat beschlossen, das Heilige anderswo zu suchen als im Guten, daher kann ihm nichts heilig sein. Es gibt

auch nichts Ungläubigeres als einen Pietisten. Wo er keine Heuchelei sieht, und besonders wo er selbst nicht seine Salbung dazu gibt, meint er, die Welt krache in ihren Achsen.

Wodurch dieses unheimliche Bild sich erweitert, dies ist der tiefe Haß und Grimm, die Lebensluft des Pietisten. Das Streben des Pietisten nach Seligkeit ist innere Hölle. Gegen den Unbezwinglichen, gegen den Siegreichen, gegen den wolkenlos Heitern, gegen den fortschreitenden Lichtgeist unmächtig verzweifelnd zu kämpfen ist sein Pathos; das Gefühl der Unmöglichkeit, ihn zu bezwingen, und die Wut, mit ihm dennoch zu ringen, dieses Wollen und Nichtkönnen, dieser Wahnsinn, die Geschichte zu negieren, dies ist das verbissene Zähnefletschen des Pietismus. Die Welt soll nicht tanzen, nicht singen, nicht ins Theater gehen, nicht denken, nicht ohne Gebet arbeiten; sie soll es nicht, und soll es nicht und soll es wieder nicht; aber die Welt tanzt, singt, geht ins Theater, denkt, arbeitet — und wenn du berstest, sie tut es. Wer sich ein rechtes Bild von den verdammten bösen Geistern machen will nach der kirchlichen Vorstellung, von ihrem Grimm, ihrer Wut im Gefühle ihrer Unmacht und Verdammnis, der muß einen Pietisten ansehen. Wir kämpfen auch, wir ringen auch, wir leiden, wir leiden Verleumdung, Verrat, Verfolgung, Zurücksetzung, Bosheit aller Art, aber wir sind hell und heiter und ziehen nach jedem Kampfe weiter und pfeifen unser Lied so unbekümmert, wie einer, der sich des ewigen Sieges seiner guten Sache bewußt ist. Doch die Pietisten sind auch glücklich; wenn andere von Licht und Liebe leben, so ist Haß, Grimm, Schadenfreude, Vernichtungswut ihr Element, worin sie mit Zufriedenheit wühlen. Jeder sucht Speise nach seiner Weise. Als Mittel für seine Wut ist dem Pietisten alles erlaubt, denn der Zweck heiligt die Mittel*). Das einzige offene Mittel des Pietismus ist Schimpfen, Fluchen, er hat aber um so mehr heimliche. Der Pietismus ist sehr listig; während die Tätigkeit der Vernunft in ihm erkrankt ist, bilden sich die unteren Kräfte des Geistes, die Verständigkeit ins-

*) Kranich.
In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fischen;
Darum seht ihr den frommen Herren
Sich auch mit Teufeln mischen.

Weltkind.
Ja für die Frommen, glaubet mir,
Ist Alles ein Vehikel;
Sie bilden auf dem Blocksberg hier
Gar manches Konventikel.

besondere im Dienste des bösen Willens, zu unverhältnismäßiger Fertigkeit aus. Wir haben die Prinzipien des Pietismus offen und ehrlich vor aller Welt angegriffen. Wir haben ihn bitter gereizt, es ist ihm nicht übelzunehmen, wenn er sich wehrt. Er wehre sich offen, wie wir; gegen Gründe kämpfe er mit Gründen. Aber der Pietismus hat uns nicht widerlegt, nicht einmal zu widerlegen versucht; wir haben ihn von vorn mit dem Schwerte angegriffen, er fällt uns von hinten mit dem Stilett an; wir haben uns an die Sache gehalten, er hält sich an die Person, er belauert, umschleicht, er legt Sammlungen von Stellen aus unseren Schriften an, um sie, aus ihrem Zusammenhang gerissen, gegen uns zu benützen, er verleumdet uns bei den höchsten Behörden, er operiert gegen unsere Laufbahn, er vergiftet uns durch moralische Verdächtigung, und am liebsten möchte er uns ganz und eigentlich vergiften. Es ist durchaus etwas Mörderisches im Charakter des Pietismus.

Dieses Gemälde vollendet sich durch den geistlichen Hochmut des Pietisten. Er verdammt das erlaubte Selbstgefühl jeder gesunden Natur und rühmt sich in häßlichstolzer Demut als das auserlesene Rüstzeug der göttlichen Gnade, ohne dessen Eifer Gott selbst sterben müßte. Es arbeiten alle edlen Kräfte der menschlichen Natur im Pietismus, aber auf einen falschen Mittelpunkt bezogen, daher entstellt, gegen ihren Zweck verdreht, daher im Zustande giftiger Eiterung. Die schönsten und höchsten Gefühle des Gemüts liegen ihm zugrunde und schlagen in ihr Gegenteil um, Religion wird Gottlosigkeit, Glaube Unglaube, Wahrheit wird Lüge, Eifer wird moralische Mordsucht. Dieser Eiter ist ansteckend, der Pietismus ist durch die schillernden Farben, die seinen gärenden Sumpf bedecken, für Menschen von mehr Einbildungskraft als Denkfähigkeit, mehr gutem Willen als Verstand, am meisten aber für Menschen, welche sich durch Ausschweifungen geschwächt haben und, da sie an ihrem Willen verzweifeln, sich den Willen als Gnade, die von außen kommt, vorzustellen ein Bedürfnis fühlen, durchaus kontagiös. Darum habe ich den Pietismus eine Eiterung, eine Krätze genannt.

Über den Rest dieses Aufsatzes habe ich wenig Bemerkungen nachzutragen. Wo von dem Zurückwandern der modernen Philo-

sophie nach Schwaben die Rede ist, sage ich, sie habe bei den Universitätslehrern, einen kräftig freien Geist ausgenommen, keinen Eingang gefunden. Dies hat sich seither verändert. In der theologischen Fakultät steht neben dem würdigen, verehrten Baur der scharfsinnige, klare, gelehrte Zeller; in der philosophischen zeichnet sich durch ebenso große Bestimmtheit als Gründlichkeit Schwegler aus, auch Zeller liest philosophische Kollegien und versammelt eine große Anzahl von Zuhörern um sich; durch Reifs Anstellung hat die Lehrfreiheit einen Sieg errungen; in der philologischen Fakultät ist es der Orientalist Meyer, der die philosophische Idee in dieses Material einführt; in der juridischen sind Bruns und Köstlin als talentvolle Repräsentanten der philosophischen Richtung aufgetreten; in der staatswirtschaftlichen hat sich Fallati die Gedanken der Spekulation auf klare, geschmackvolle Weise angeeignet.

Da ich den Bildungsgang des Dr. Strauß zu verfolgen hatte, so wurde von unseren Seminarien die Rede. Es kann jetzt niemand mehr im Zweifel sein, wie ich es damals noch war, daß diese Anstalten vor dem jetzigen Begriffe von Bildung und Erziehung eines Jünglings fallen müssen und werden; denn sie ruhen auf der mönchischen Vorstellung, daß der Geistliche nicht Mensch sei. Was an ihnen unleugbar Gutes ist, ließe sich unter zweckmäßigerer Form beibehalten, wenn die Stiftungen, auf welche sie gegründet sind, in Stipendien für Studierende aller Fakultäten verwandelt würden, welche als Bedingung der Teilnahme eine strenge Konkursprüfung zu bestehen hätten, nicht zusammenwohnten, keiner besonderen Legalaufsicht unterworfen wären, wohl aber eine speziellere Leitung ihrer Privatstudien, die wohltätige Verpflichtung der wöchentlichen sogenannten Loci, der Ausarbeitung von Aufsätzen, der halbjährigen Prüfungen genössen. Das Institut der Repetenten könnte dabei in der Weise wohl beibehalten werden, daß für die Studierenden der verschiedenen Fakultäten je einer oder nach Maßgabe der Anzahl mehrere Repetenten aufgestellt wären, welchen alle Pflichten der bisherigen, außer der Disziplinaraufsicht, welche mit dem Zusammenwohnen steht und fällt, oblägen. Wenn man nur das eine erwägt, wie viele Eltern, durch die großen Erleichterungen verführt, welche hier ausschließlich die Theologen ge-

nießen, ihre Söhne ohne alle Prüfung ihrer persönlichen Neigung und Talente dem geistlichen Stande widmen, so müßte man sich von der Notwendigkeit einer solchen Veränderung überzeugen.

Zu leicht habe ich es mit der Hintansetzung der philologischen und anderen positiven Studien gegen die philosophischen genommen, welche zurzeit der Verfassung dieses Aufsatzes im hiesigen Seminar herrschte. Dies hat sich inzwischen angefangen zu verändern. Die Philosophie selbst wird jetzt in mehr historischem Geiste studiert, die Theologie ebenfalls.

Die wahre Stellung der Straußschen Ansicht zur Religion habe ich milder angegeben, als ich es jetzt tun würde. Man dachte damals über Vereinbarkeit der Vorstellung und des Begriffs auf philosophischer Seite anders als jetzt; teils weil die Spekulation selbst in diesem Punkte ungründlich war, teils weil man noch wenig Erfahrungen gemacht hatte. Ich könnte zwar in einem gewissen Sinne noch heute sagen: Strauß kämpft nicht gegen, sondern für die wohlverstandenen Interessen der Religion usw.; es liegt mir aber nichts daran, wenn mir jemand streitig macht, daß, was nach der Kritik der Mythen zurückbleibt, noch Religion zu nennen sei. Es gehört zwar auch zum Guten ein Glaube, und zwar ein viel höherer und stärkerer, als zu der eigentlich sogenannten Religion; mir ist es aber höchst gleichgültig, ob man mich, wenn ich das Gute will und tue, darum gläubig und religiös nennt oder nicht; oder richtiger, es ist mit diesem Titel, wie sich jetzt die Sachen gestaltet haben, eben nicht viel Ehre abzuheben, und man kann leicht darauf verzichten. Eine Ehre ist es jetzt, wenn man von jemand sagen kann: Er wird verdächtigt, verleumdet, seine Treue mit Undank belohnt, er wird verfolgt, zurückgesetzt, entlassen; und diese Ehre hat Strauß genossen.

(Kritische Gänge, 1844, I, S. XII—XXXIII.)

Über allerhand Verlegenheiten bei Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle in der gegenwärtigen Zeit.

I. Lage der Sache.

Unsere Zeit rückt einer Krisis des kirchlichen Lebens durch die steigende Spannung zwischen der modernen Wissenschaft und der Volksreligion, oder richtiger: den Anstrengungen der Gelehrten, sowie der Staats- und Kirchendiener, die letztere auch im Bewußtsein der Gebildeten zu retten, mit starken Schritten näher. Die Züricher Auftritte waren der erste Vorbote, und seitdem bricht da und dort der Zündstoff in kleinen, doch bedenklichen Flammen aus. Auf unserer Universität rief die Erledigung eines Lehrstuhls der Dogmatik durch Abgang des Prof. Dorner schon bei der ersten Besetzung lebhafte Diskussionen im Senate hervor. Diakonus Märklin, dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft zugetan, bekannt durch seine Darstellung und Kritik des modernen Pietismus, war im Vorschlag, hatte aber nicht nur die Anhänger des Kirchenglaubens, sondern auch mehrere über Religionserkenntnis ganz liberal denkende Männer gegen sich, welche den exoterischen Grund geltend machten, daß durch die Wahl eines Mannes, der soeben in seiner Schrift über den Pietismus mit diesem zugleich den Kirchenglauben als eine unreine und widersprechende Mischung von Ideen und mythischen Zutaten hingestellt hatte, das Volk beunruhigt, und dadurch das Mißfallen der Regierung erregt werden würde. Man kannte den freisinnigen Geist unserer Regierung, aber man befürchtete Züricher Szenen, und sie selbst schien solche Besorgnisse zu hegen. Die letztere ergriff den Ausweg, dem Prof. Dr. Elwert, der wegen angegriffener Gesundheit von Zürich seine Entlassung genommen und eine Pfarrei in Württemberg bezogen hatte, einem Manne von der gemäßigten mittleren Partei, die Stelle anzutragen. Er wollte, da seine Gesundheit noch nicht hergestellt war, nicht eingehen, auf wiederholtes Zureden jedoch gab er nach und bezog die Universität. Bald zeigte sich, daß seine physischen Kräfte der neuen Anstrengung

nicht gewachsen waren, und die Vorlesung über Dogmatik wurde für das gegenwärtige Semester dem Privatdozenten Dr. Zeller, einem unserer talentvollsten jungen Männer, rühmlich bekannt durch seine Schrift: „Platonische Studien", übertragen.

Aber nun hebt die Not von vorn wieder an. Zeller liest im Sinne der modernen Theologie, und so gehalten und würdig er seine Überzeugung vorträgt, so friedliebend er jeden Anknüpfungspunkt zur Versöhnung des Glaubens und Wissens ergreift, es konnte nicht fehlen, daß die unzusammenhängende Kunde von diesen Vorträgen, die ins Publikum drang, alle diejenigen, welche nur die destruktive Seite der modernen Religionsphilosophie erkennen, in nicht geringe Verstimmung setzte. Aber nicht nur diese; viele Männer, welche Freiheit des Gedankens achten und sogar nicht abgeneigt sind, dem Inhalte der jetzigen Theologie selbst, soweit er Laien bekannt ist, Wahrheit zuzugestehen, sind durch verworrene Berichte über diese Vorlesung beunruhigt. Solange es ein freies, wissenschaftliches Denken gab, sagen sie, fand eine Differenz zwischen der Dogmatik der Theologen und dem Volksglauben statt, aber niemals hat man darum die Indiskretion begangen, diese esoterischen Abweichungen von dem öffentlich Geltenden ohne Hehl systematisch auf ganze Generationen von künftigen Geistlichen zu übertragen. Der Lehrstuhl ist von Kirche und Staat für die kirchliche Dogmatik gegründet; man besteige ihn, wie man auch für seine Person denken mag, nicht, um sie zu destruieren. Wer von den jungen Theologen ein Bedürfnis hat, sich vom Kirchenglauben zu emanzipieren, dem überlasse man, sich innerlich selbständig die abweichende Ansicht zu bilden und eine Vermittlung derselben mit dem Glauben der Gemeinde auf die schonendste Weise zu versuchen, nicht aber schütte man unmittelbar das Ganze einer unkirchlichen Theologie vor einer Schar von Jünglingen aus, die bald als ebensoviele Apostel der neuen Lehre zu den Gemeinden ausgehen werden, um von der Kanzel herab so unvorsichtig, wie ihr akademischer Meister vom Lehrstuhl, zu predigen, was die Gemüter beunruhigt, die nun einmal ohne den historischen Glauben nicht bestehen können. So war es nicht in der guten alten Zeit; es gab Rationalisten, es gab Kantianer, Reinholdianer usw., aber man predigte den Widerspruch gegen die symbolische Lehre nicht von den Dächern.

Dr. Elwert wurde veranlaßt, in Bälde zu erklären, ob er sich der Beibehaltung seines Amtes gewachsen fühle; er hat bereits verneinend geantwortet. Dem Privatdozenten Zeller ist die Dogmatik durch Konsens des Ministeriums zu dem Vorschlage des Senats einmal übertragen; die Frage, ob er für die Lehrstelle in Vorschlag zu bringen sei, ist dadurch von selbst gegeben, und es läßt sich eine sehr schwierige Verhandlung im Senate leicht vorhersehen. Fällt, wie sich erwarten läßt, die Mehrzahl der Stimmen gegen ihn aus, so ist dadurch der Verlegenheit noch lange nicht abgeholfen. Ein anderer ist vorzuschlagen. Tatsache ist es, daß die talentvollsten Köpfe unserer theologischen Jugend dem modernen Standpunkte des Gedankens zugetan sind. Diesem Kerne steht eine nicht dünne Partei von pietistisch oder wenigstens zelotisch Gesinnten gegenüber, in welcher sich ebenfalls junge Leute von nicht geringen Kenntnissen und Gaben befinden, hingerissen von dem halben Tiefsinn, der Entschlossenheit, der Kompaktheit, der Phantasie, die in dieser Gestalt des Bewußtseins liegen. Die zahme Mitte aber zwischen dem freien Denken und dem gebundenen, die den Pelz wäscht und nicht naß macht, hat sich die Masse der gewöhnlichen Intelligenzen vorbehalten, die wegen unzureichender Begabung nicht zu akademischen Lehrern berufen werden können. Es ist vielfach bemerkt und begreift sich leicht, daß neuerdings eine scharfe chemische Scheidung in die theologische Welt eingetreten ist. Einst gab es Rationalisten, Supranaturalisten, rationale Supranaturalisten, streng Orthodoxe, biblische Theologen, Pietisten, Mystiker, und zwischen allen, so entbrannt sie sich auch zuzeiten befehden mochten, friedliche Verträge. Denn keine dieser Parteien hatte die Konsequenz des eigenen Prinzips mit Schärfe durchschaut. Jetzt ist der ganze Gedanke gekommen und hat nicht Frieden gebracht, sondern das Schwert, zu scheiden. Es gibt nur noch Mythiker (man erlaube das Wort, da noch kein anderes für den modernen Standpunkt eingeführt ist) und Pietisten (gleichviel, ob sie Stunden besuchen oder nicht). Mittelwesen existieren, aber leben nicht. Ehrenwerte gemäßigte Männer aus älteren Generationen will ich mit diesem Worte nicht beleidigen; wessen Jugend unter großen Kämpfen aufwächst, an den macht man andere Forderungen, als an den, der den Geist einer vergangenen Zeit mit der Muttermilch eingesogen hat, und den der Frühling des

Gedankens schon als fertigen Mann fand; ein anderer ist, wer mit jungen Kräften am Tage der Hauptschlacht unentschlossen zurückbleibt, als wer nach ehrenvollem Vortreffen müde ist am Tage der Entscheidung. Man hat Märklin vorgeworfen, daß er Pietismus und Kirchenglauben zusammenschütte. Aber man muß die Religion der unbefangenen Volksmasse von der Religion der Sekten und von der Theologie unterscheiden. Der harmlose gemeine Mann kann heute wie immer kirchengläubig sein, ohne in Pietismus zu verfallen. Das leugnet auch Märklin nicht, denn er weist den Fanatismus als wesentliches Unterscheidungsmerkmal nach. Aber wer nicht harmlos glaubt, sondern pikiert glaubt, wie die Sektierer, oder dogmatisch, wie die Theologen, der kann jetzt nicht mehr stehen ohne das Interesse des Fanatismus. Sonst war es anders; man hielt ein Stück oder einige von der symbolischen Lehre fest und wickelte sie vergnüglich in einen oder einige Bogen Philosophie oder Vernunft u. dgl., denn das zerfloß ins Unklare, ob vernünftiges Denken gerade Philosophie sein und auf ein Ganzes dringen müsse. Jetzt hat der Gedanke seine Konsequenzen eingesehen und kühn gestanden, er hat gerufen: wer nicht mit mir ist, der ist wider mich! Dadurch ist die Scheidung gekommen und sind alle, die in einem Stück oder im ganzen das Stoffartige der Vorstellung in ihrem Geiste zu ertragen fähig sind, ins Lager des Glaubens gegangen, und der gemeinsame Feind hat die Zerstreuten durch das Interesse der Opposition, durch den Zorn der Negation, mag er im einen milder, im anderen wilder brennen, zu einem eifrigen Heere verbunden, dessen Eifer eben hiedurch ein fanatischer ist. So schlummerte einst der Protestantismus in den Lenden des Katholizismus, er begann hervorzutreten, brach stellenweise durch, und man hielt Verträge für möglich, aber der neue Glaube wurde konsequent, die Scheidung kam, und die alte Mutter haßte fanatisch den Sohn.

Was also tun? Aus der vaterländischen Jugend einen Lehrer wählen, der dem einen oder dem andern Lager angehört? Man will aber „keine Extreme“. So drückt man es aus. Aber die wahre Vermittlung ist eben das, was man als eines der Extreme ansieht. Die Extreme sind subjektiver Idealismus der sogenannten reinen Vernunftlehre und objektiver Realismus des kirchlichen Glaubens. Die Vermittlung. d. h. die wahre, welche die Extreme vertilgt und, was beide

Wahres haben, in sich zu höherer Einheit verbindet, ist die spekulative Theologie. Aber darüber werden eben die Extreme bitterböse, wenn man so, sprichwörtlich zu reden, den einen nimmt und den andern mit herumschlägt; sie machen gemeinschaftliche Sache, und der wahre Vermittler erscheint als das andere Extrem. Was man dagegen jetzt Vermittlung nennt, ist entweder vielmehr gar keine irgend einer Art, sondern eben selbst nur wissenschaftlich vermummter Fanatismus, oder wenn eine Mitte, so ist es die der Schwäche, nämlich des Eklektizismus, der die Kunst versteht und die beneidenswerte Geduld hat, Katze und Maus in einem Käfig aufzuziehen. Doch das gibt die Welt nicht zu, also zur Sache zurück. Gut; also im Auslande einen Lehrer suchen? — Wen? Da ist es ja nicht anders. Aber es gibt ja doch noch Männer der guten gemäßigten Schule. Gesetzt, es findet sich ein solcher, über dessen Wahl man sich einigen könnte, was wird seine Stellung zur akademischen Jugend sein? Es wird zwischen dem Lehrer und dem Kerne der Zuhörer ein Jahrhundert liegen. Die den feurigen Wein der jungen Zeit gekostet haben, sie werden das zusammengeschüttete und in säuerliche Gärung übergegangene Getränk früherer Fehljahre nicht ertragen können. Mancher mag zu schnell getrunken haben; wenn der junge Wein braust, gibt es Trunkene; soll man darum die Gottesgabe verbannen? Nein, man soll lehren, sie mit Verstand trinken. Kann das ein Lehrer, der sie ganz vorenthält? Da ist der üble Punkt. Von keinem weisen Manne geleitet wird die Jugend den verpönten Trank heimlich hinuntergießen und betrunken auf den Markt stürzen, um dem Volke von dieser Nahrung auf eine Weise vorzulallen, die für die Unmündigen Gift ist. Der reife Geist des Lehrers hätte sie unterwiesen, dies gefährliche neue Werkzeug handzuhaben und schonend jeden Rest der Vermittlung mit dem Volksbewußtsein festzuhalten. Aber, höre ich einwenden, nicht verpönt, nicht durch Machtspruch verboten soll diese jetzige Philosophie sein; der neue Lehrer wird auf sie eingehen, sie widerlegen. Wenn man aber das kann, warum hat es denn noch niemand getan? Wenn irgendwo jemand lebt, der das petto hat, wie man die neue Irrlehre so geschwind widerlegt, warum hat er es nicht verlauten lassen? Oder soll für Widerlegung gelten, was bis jetzt erschienen ist? Ich meine, die Jugend habe ein Recht, zu erwarten, daß sie in ihrem Lehrer den Standpunkt vertreten sehe,

welchen nach zwei Jahrtausenden, als den für unsere Zeit erkennbar vollkommensten, die Religionserkenntnis erstiegen hat. „Das hat man zu Kants, Fichtes, Schellings Zeit auch gemeint; es ist eine neue Mode, sie wird verschwinden wie jene." Aber was ihr für euch anführt, das stimmt ja eben für mich. Der sogenannte Wechsel der Systeme ist jedesmal nur ein Beweis, daß ihr das vorhergehende nicht zu töten gewußt habt. Weil ihr Spinoza, weil ihr Kant nicht totzumachen wußtet, so stehen sie immer aufs neue auf, und die Geister wachsen am Ende so an, daß sie euch erdrücken. Und meint nur nicht, daß ein frischer und entschiedener Mensch sich im geringsten bange machen lasse durch die unfehlbare Gewißheit, daß auch die jetzige Geistesgestalt eine vorübergehende sein, daß die Zukunft neue, vollkommenere Verwandlungen bringen müsse. Der Lebende hat recht; die Zukunft kennen wir nicht; wir sind an das gewiesen, was bis jetzt erreicht ist, was bis heute als die höchste Leistung, die ihr möglich war, auf den Schultern der Vorzeit die Zeit zu erringen vermochte. So lange es offene Köpfe gab und starke Menschen, haben sie ohne Scheu das Jetzt ergriffen, haben sie in der Wissenschaft dem neuesten Systeme gehuldigt. Und die anderen, die das nicht wagten, was haben sie erzielt? Sich außer der Mode-Philosophie erhalten! Machen Sie mir, Schneider, einen Rock, aber nicht nach der jetzigen Mode; ich will die Mode nicht mitmachen. So bringt er mir einen Rock, der ist aber nicht über und außer der Mode (gibt es denn einen Rock an sich?), sondern er ist auch nach einer, nur nach einer alten, und ich habe gewonnen, daß ich die Mode des verwichenen Jahrzehnts an meinem Leibe als meine Mode aufstelle, was ja lächerlich ist und in sich widersprechend, denn ich trage einen neuen alten Rock. Das Beispiel ist höchst unwürdig, ich rede die Sprache und in dem Bilderkreise der Gegner.

Aber die Gefahr! die Gefahr! Diese Jünglinge sollen auf die Kanzel! Wohin soll es mit der Kirche kommen? Hier sind wir denn am Sitze der Frage.

II. Reflexion.

Was ist denn überhaupt die Stellung der Wissenschaft zum Leben? Will sie unmittelbar aus ihrer Begriffswelt in dieses eingreifen,

um es zu reformieren? Diejenigen Zweige der Wissenschaft haben allerdings diese Absicht, die sich unmittelbar mit einem bestimmten empirischen Stoffe beschäftigten, wie Medizin, Rechts- und Staatswissenschaft. Zwar auch sie haben einen esoterischen Teil, die erste den Begriff des Organismus als höchstes Produkt der Natur, die beiden anderen die Idee des Staats. Dies ist die leitende Seele, die der verworrenen oder formalistisch redigierten Masse der historischen Kenntnisse, der unmittelbar empirisch anwendbaren Sätze und Erfahrungen eine letzte innere Einheit gibt. In der Anwendung selbst aber wird diese höchste Idee nur in seltenen Fällen direkt hervortreten können. Denn abgesehen davon, daß der Handelnde selbst, bei einem gewöhnlichen Maße von Intelligenz, es schwerlich immer vermag, den vorliegenden Stoff mit seinem Ballast historischer und anderer scheinbar zufälliger Bedingungen unter den Begriff zu subsumieren, wird sich in den meisten Fällen schon die Natur des Stoffs gegen ein Geltendmachen der letzten und tiefsten Gründe sträuben. Zum Beispiel es handelt sich um ein Strafgesetzbuch; welch' schlechten Beifall pflegen bei der Debatte über die obersten Grundsätze, nach denen die einzelnen Gesetze bestimmt werden sollen, Redner zu finden, die nicht allerhand exoterische Standpunkte, sondern den wahren Begriff des Verbrechens und der Strafe geltend zu machen suchen! Wie wenige Kranke könnten es ertragen, wenn ihnen der Arzt Rechenschaft geben wollte über die Natur des Organismus, den Zustand des ihrigen, sein Heilverfahren! Vielmehr täuschen muß er sie oft genug, nicht nur im Dunkel lassen, um ihnen nicht Grauen zu erregen und dadurch seine Kur zu stören. Unter den Wissenschaften, die sich geradezu mit dem Höchsten beschäftigen, scheint die Theologie die Stellung der eben genannten Disziplinen zum Leben, die unmittelbar praktische Bestimmung nämlich, zu teilen, da ihre Schüler bestimmt sind, in der geistlichen Erziehung des Volkes sofort in Anwendung zu bringen, was sie erlernt haben. Worin besteht nun aber diese Anwendung? Soll der Stoff des Glaubens im Bewußtsein des Geistlichen und der Gemeinde ganz derselbe sein und die Tätigkeit des ersteren etwa nur darin bestehen, daß er ihn stets neu beleuchtet und ans Herz legt? Man gibt etwa zu, er müsse eine vollständigere Kenntnis seines Umfangs, klarere Einsicht in seine Gründe, seinen Zusammenhang, seine Konsequenzen haben, und wie

sonst diese unklaren Komparative lauten mögen. Aber schon damit ist eingeräumt, daß der Stoff in seinem Bewußtsein nicht ganz derselbe ist; hat er eine „klarere“ Einsicht in seine Gründe usw., so hat sich ihm bereits auch der Inhalt in einen anderen verwandelt. Nur wer die wunderbare Gabe hat, sich einzubilden, daß in geistigen Dingen eine Tätigkeit in Beziehung auf einen bestimmten Inhalt denkbar sei, die um ihn herumgehe, seine Außenwerke verändere usw., ohne daß dadurch das Innere der Sache irgendwie berührt werde, wie man ein Buch neu einbindet, wird das glauben können. Ein rationell gestützter und entwickelter Glaube ist schon kein reiner Glaube mehr. Damit ist zwischen Volk und Volkslehrer schon ein spezifischer Unterschied des Bewußtseins eingetreten, mag dieser sich dessen bewußt sein oder nicht. Nun haben wir aber noch gar nicht in Berechnung genommen, daß das theologische Studium in die Länge unmöglich den Einflüssen nicht bloß des begründenden Verstandes überhaupt, sondern auch der eigentlichen Philosophie sich entziehen konnte, wie ja dies gemäß ihrem Verhältnis zu einer Wissenschaft, mit der sie den wichtigsten Teil ihres Inhalts gemein hat, gar nicht anders sein konnte.

Die Philosophie, dies Gehirn und Rückenmark aller akademischen Studien, ist es nun, deren Stellung zum Leben überhaupt zu betrachten ist, um in unserer Sache Licht zu bekommen. Sie will das Sein, was vor ihr und ohne sie da ist, in ein Wissen verwandeln. Die Vernunft, dieselbe, die in der Natur bewußtlos, in der Menschenwelt mit einem Bewußtsein, aber einem unvollkommenen, dunkel suchenden und über Prinzip und Ziel unklaren, baut und wirkt, will in ihr mit vollem Bewußtsein sich die Anschauung ihrer selbst geben. Die Welt kann am Ende ohne Philosophen bestehen und hat sie nie leiden können. Sie fristet ihr Leben hinreichend in dem Dämmerscheine zwischen dem dunkeln Wahrheitstriebe mit seinem gefälligeren Bruder, dem Irrtum, und den vereinzelten, gebrochenen Strahlen wirklichen Wissens, die man Maximen, Grundsätze, Blicke in usw. nennt, und braucht sie je zuweilen eine hellere Leuchte, so trägt sie der Genius, der Held oder Dichter, dem auch ein Instinkt, obwohl ein höherer und von Gott gegebener, den Weg weist. Ist aber dem Philosophen wirklich ein Raum gegönnt, zu bauen, zu wirken, zu erziehen: darf er denn jemals mit der Tür ins Haus fallen? Muß

er mit seinem Besten und Klarsten nicht hinter dem Berge halten und ironisch verfahren wie Sokrates? Darf er denn auf dem Markt stehen und schreien: eure Welt steht auf dem Kopfe, der gemeine Verstand sieht die Dinge verkehrt? Muß er sich nicht vielmehr den Schein geben, als sei er eines Glaubens mit der Welt, und langsam, unvermerkt aus dem Irrtum die Wahrheit entbinden? Ich rede nicht von dem Gebiete der Wissenschaft, da muß Freiheit sein und unumwundene Aufrichtigkeit, sondern von irgend einem praktischen Eingreifen. Wer ein Kind erzieht, muß ihm doch gewiß viel verschweigen, ja er muß es in manchen Dingen wirklich täuschen; der Philosoph kann aber der Menschheit alle Ehre geben, ganz demütig seine Schranken anerkennen, dabei bleibt gegenüber seinem Denken über die letzten Gründe, diesem höchsten Tun des Geistes, der Nichtphilosoph immer ein Kind, ein Unmündiger, man sage, was man will. Man spreche mir nur nichts von Übermut, ich könnte sonst von der Frechheit etwas sagen, über die Philosophie reden zu wollen, ohne sie systematisch in ihrer ganzen Entwicklung studiert zu haben. Es kann sich sogar treffen, daß ein Philosoph im Praktischen wie ein Kind ist, und jenes Verhältnis bleibt doch dasselbe. Die Gabe der Applikation, der Vermittlung zwischen dem reinen Denken und dem Leben ist eine persönliche und darf dem Theologen allerdings so wenig, als jedem zu einer bestimmten Lebenstätigkeit Berufenen fehlen.

Um nun auf die Theologie zurückzukommen, so muß ich als anerkannt voraussetzen, daß die Zeit gekommen ist, wo diese sich einer bis ins Mark eindringenden Sättigung mit der Philosophie nicht länger erwehren kann, wo man endlich einsehen muß, daß es nicht zwei Wahrheiten gibt, eine natürliche und eine geoffenbarte. Ich bin es ja nicht, der es behauptet, sondern die Geschichte. Wer mit ihr streiten mag, den beneide ich nicht um seine Siege. Der Theolog nun als Philosoph will zunächst offenbar nichts anderes, als was die Philosophie an sich will: ins Licht des Gedankens erheben, was ohne ihn da ist. Sein Gegenstand ist der religiöse Volksglaube, er wandelt ihn in ein Wissen, das ist *sein* geistiges Bedürfnis. Wem der Glaube als Glaube genügt, wer das Wissen nicht will, nicht ertragen kann, dem will er es nicht aufdrängen, dem läßt er den Glauben. Aber wie? Er hat ja eine ganz andere Aufgabe als der

Philosoph; er soll ja nicht in dieser abstrakten Einsamkeit sich abschließen, er soll lehren, erbauen, er steht mit seinem Wissen zu dem Glauben der Masse in einem gegebenen praktischen Verhältnisse. Jetzt könnten wir einfach sagen, er läßt der Masse den Glauben, für sich behält er das Wissen und sucht, daß so viele Strahlen des letzteren in den ersteren eindringen, als möglich ist, ohne seine Natur aufzuheben. Er sucht den toten Glauben zum inneren Leben in den Gemütern zu gestalten, das ist auch Philosophie, das ist die Form, in welcher er ihm das Stoffartige nehmen kann, ohne ihn zu dem Übergang in eigentliche Philosophie, wo solcher einmal nicht möglich ist, zu nötigen; nur sagt er es nicht heraus, daß die Wahrheit gar nicht im Stoffe liegt, sondern er läßt dem vorstellenden Bewußtsein die Meinung, daß ihm beides bleibe, der Stoff als Wahrheit und die Umwandlung desselben in inneres Leben. Nur damit es in seiner Verwechslung der Idee mit Stoffen nicht zu kraß werde, hält er es an einem gelinden Zügel und führt es leise, unvermerkt, wo und soweit es angeht, in das Wissen, wenigstens in eine Ahnung des Wissens hinüber. Er predigt nicht: es gibt keinen Teufel, denn das Volk hat sich einmal in dieser Figur die Idee des Bösen hypostasiert; er legt ihm nur ans Herz, daß der wahre Sitz dieses Teufels im Innern eines jeden ist. Da mag denn außerdem sich noch extra einen Teufel an die Wand malen, wer das Bedürfnis hat. Er predigt nicht: es gab keine Wunder, er leitet nur darauf hin, daß die wahren Wunder die geistigen sind. Da mag denn außerdem noch extra glauben, daß Trauben auf Tannen wachsen können, wer das Bedürfnis hat. Er predigt nicht: es lebte kein historisches Individuum, das von den wesentlichen Schranken der Individualität frei gewesen wäre, sondern er sagt nur:

> Ist Christus tausendmal in Bethlehem geboren,
> Und nicht in dir, du bleibst doch ewiglich verloren.

Man erklärt dieses Fürsichbehalten der Idee für Heuchelei, man behauptet, das Verhältnis zur Gemeinde sei dadurch aufgehoben. Vielmehr wahrhaft begründet ist es erst dadurch. Der Pädagog steht zu seinem Zögling im Verhältnis einer sittlichen List; wie kann er ihn erziehen, wenn er seine Kindervorstellungen teilt? Er wickelt ihm die Wahrheit darein. Ist denn aber das Volk mündig in der Ansicht von

metaphysischen Dingen? Wem kann es im Ernste einfallen, das zu behaupten? So gestellt ist der Geistliche erst wahrer Prediger und Volkserzieher, da er nicht mehr im Stoffe verstrickt ist mit denen, die er erziehen soll, sondern frei darüber steht. Wie kann z. B. der Geistliche, der an einen Teufel glaubt und Wunder für möglich hält, mit irgend einigem Erfolg gegen den Aberglauben an Zauberei predigen? Er mag hundertmal sagen, Gottes Weisheit und Güte könne so etwas nicht zulassen: er gibt zu, daß die Naturgesetze nicht fest sind, daß es eine böse Macht gibt, die sie zu verderblichen Zwecken durchbrechen kann, da ist das Prinzip und die Möglichkeit eingeräumt, und die guten Gründchen, die er gegen die Wirklichkeit vorbringt, wiegen keinen Strohhalm. Mindestens seit Kant aufgetreten ist, wird man nicht leicht einen Theologen finden, der sich nicht in irgendeiner Differenz mit dem kirchlichen Volksglauben befände, und eine schließt alle in sich. Ausgesprochene Rationalisten aller Sorten, landkundige Kantianer sind von allen deutschen Regierungen ohne Bedenken auf Kanzeln, in Konsistorien, in jedes geistliche Amt zugelassen worden. Es ist aber bekannt, daß der Kantianismus, der Rationalismus überhaupt ganz anders als die spekulative Theologie mit dem religiösen Volksglauben umsprang, daß er ihm ganz unsanft wesentliche Dogmen geradezu wegnahm, die übrigen ebenfalls ohne Komplimente für bloße Vehikel einiger moralischen Lehren erklärte. Man hat darüber geschrien, ich weiß es, aber nur eine Partei, nicht freisinnige Laien, nicht erleuchtete Staatsmänner. Verlegenheit freilich, Not gab es immer, daß es mit der Wissenschaft nie recht ins Geleise kommen wolle in ihrem Verhältnisse zum Kirchenglauben. Nun kommt endlich eine Philosophie, die findet das edelste und zugleich gelindeste Mittel, der Not abzuhelfen, die erkennt den ganzen schönen Gehalt des Glaubens an und weiß Aushilfe, nicht heuchlerische, nein wahre, aufrichtige, liebevolle Aushilfe für die Differenz des Bewußtseins, das sich zu diesem Gehalte eine andere Stellung gibt,*) und nun — steht die halbe Welt in Flammen und schreit die Kirche um Hilfe, als läge sie in den letzten Zügen! Wie ist das zu erklären? Man muß den Beunruhigten den eigentlichen Grund ihrer Aufregung, den sie nicht zu sagen gewußt haben, — denn was sie bis jetzt vorgebracht haben, soll doch nicht von Gewicht sein — erst leihen. Der Rationa-

*) S. darüber das Vorwort S. VII. A. d. H.

lismus schien weit unschuldiger, denn die Dogmen, d. h. die durch eine Mischung mit historischem Stoffe zu Glaubenssätzen gewordenen Ideen, galten ihm noch immer für feste Dinge und Sachen, die allerdings historisch gewiß bleiben, nur neu zu erklären seien. Dieses Stoffartige hatte er mit dem Volksglauben gemein. Jetzt aber hat das durchgedrungene Prinzip des freien Denkens alle diese festen Pflöcke flüssig gemacht und herausgeschwemmt, und das so befreite Bewußtsein, das den ganzen Stoff vor sich nimmt und als solchen, als bloßen Stoff nirgends mehr gelten läßt, sondern auf reinen Gedankengehalt reduziert, gilt jedem, der nicht auf dem Wege zusammenhängender strenger philosophischer und historischer Studien dieses Resultat selbst hat entstehen sehen und selbst für sich erzeugt, für ein frevelhaftes, vom Volke, vom Glauben abgefallenes. Es war ja vor allem mit dem Begriffe Gottes so; dieser auf Lenken und Leiten beschränkte Gott war so gut als keiner, wohl aber gerade durch diese Versetzung in ein Jenseits ein fester, handgreiflicher Stoff. Die Wissenschaft fordert einen Gott, der wirklich unsichtbar, allgegenwärtig ist, und man schreit, sie habe keinen mehr, denn das gemeine Bewußtsein will etwas Festes und Solides, eine rechte Hand voll, wie die Bauern im Schwarzwald das Kupfergeld dem Silbergeld vorziehen, weil sie jenes in ihren schweren Händen nicht fühlen. Mit dem Supranaturalismus war es um kein Haar anders, er forderte einen mirakulös hereinbrechenden Gott, weil er keine andere Gegenwart kannte, und ihn für den ganzen übrigen Weltverlauf ebenso in ein Jenseits verwiesen hatte, wie einen Stoff, ein Stück Materie, das mit einem anderen Stück Materie nicht zugleich in demselben Raum sein kann, sondern diesem erst einen derben Puff geben muß, wenn es sich Platz machen will. Kurz es war der grobe Materialismus, die Sinnlichkeit in beiden Standpunkten, was der geistigen Ansicht einen Krieg auf Tod und Leben erklärte, vor der Welt aber, wie sie einmal ist, als Glaubenstreue und echter Gehalt erschien.

Da nun aber gerade das philosophische Denken, das mit diesem Stoffe nicht mehr verwickelt ist, sondern ihn frei vor sich hat, erst seinen wahren Wert und seine Notwendigkeit für das sinnlich bestimmte Bewußtsein unbefangen erkennt, so war vielmehr wirklich alle Aussicht auf ein ganz friedliches Verhältnis dieser neuen Theologie

zur Kirche vorhanden. Daß junge Leute vorlaut und taktlos da und dort den Unmündigen den starken Geist des Denkens einzuschütten versuchen, ist doch gewiß nicht Schuld der Philosophie, auf keinen Fall dieser Philosophie, denn sie gerade will das Gegenteil. Allein aus anderen Gründen ist es ganz richtig, daß jenes Verhältnis bereits ein ganz gestörtes und getrübtes ist.

Strauß wollte kein Volksbuch schreiben, man weiß es, und er hat auch keines geschrieben. Dem Volke sind seine Untersuchungen böhmische Dörfer, kein Mensch dachte daran, diesem seinen harmlosen Glauben zu nehmen. Aber der Pietismus hat das Volk aufgestört, die Frage vor das inkompetente Publikum gezerrt, die Gewissen beunruhigt und Mißtrauen gesät. Bei einem Geistlichen in Stuttgart soll eine Waschfrau sich zum Nachtmahl angemeldet haben, er fragt nach ihrem Namen, es ist eine Frau Strauß. „Doch nicht verwandt mit dem berüchtigten Irrlehrer?“ Die gute Frau hatte von dem fatalen Namensvetter kein Wort gewußt und mußte jetzt hören, welch schlimmer Makel an ihrem ehrlichen Namen hänge. So verbreitet der Pietismus das Reich des Herrn. Bekannt ist und vielfach mit gerechtem Abscheu gezeichnet, welchen delatorischen Charakter derselbe neuerdings wieder (denn es ist eine alte Liebe von ihm) angenommen hat. So und nicht anders ist das Verschleppen unzusammenhängender Kunde über geistige Tendenzen aus dem Kreise wissenschaftlicher Bildung vor einen Richter, der über ihren wahren Inhalt durchaus kein kompetentes Urteil haben und nur Böses, zur Verfolgung Reizendes in ihnen sehen kann, zu nennen. Dieser Richter ist das Volk, Traktätchen und eine Art von Journalen sind seine Organe, die mit großer Popularität namentlich in den unteren Kreisen zirkulieren und Verwirrung und Verhetzung in die friedlichen Hütten tragen. Eine solche Kreuzspinne webt bei uns unter dem Namen Christenbote. Sie hat sich, so wie sie schon Märklins Werk über den Pietismus mit der gewohnten Taktik anzukündigen wußte, auch beeilt, die Dogmatik von Strauß ihren Leinewebern, Weingärtnern, Bauern anzugeben. In kurzen, nackt abgerissenen Sätzchen ist das Buch hier exzerpiert, wie folgende: „§§ 7—19. Eine Offenbarung im eigentlichen Sinne gibt es nicht, sondern der menschliche Geist hat seine religiösen Erzeugnisse früher irrtümlicherweise einer höheren Einwirkung zugeschrieben, jetzt aber erkannt, daß dies seine

eigenen Erzeugnisse sind. — § 14. Die göttliche Eingebung der Heiligen Schrift ist ein purer Irrtum, die Heilige Schrift ist vielmehr um nichts besser, als andere menschliche Schriften. — § 15. Ein Gotteswort gibt es nicht, sondern der Mensch ist auf seine Vernunft angewiesen. — §§ 34—41. Es lassen sich Gott überall keine Eigenschaften beilegen usw." Daß diese Sätze so hingeschleudert, herausgezerrt aus der Weltanschauung, der sie angehören, und worin ihr negativer Charakter seine positive Ergänzung hat, in ein fremdes Bewußtsein hineingeworfen, dem jede Handhabe fehlt, sie in dem Sinne zu begreifen, den sie in einer auf der Arbeit von Jahrtausenden wurzelnden Gedankenwelt haben, Entsetzen, Verstörung, Grimm erregen müssen, ist von dem Verfasser sehr wohl erwogen und berechnet. Märklin, der in seiner Diözese zu Calw durch Humanität, unermüdlichen Eifer für die Pflege des allseitigen geistigen Wohls der Gemeinde, durch Hervorrufung und aufopfernde Unterstützung verschiedener wohltätiger Anstalten, durch wahre Vatersorge für die ihm anvertrauten Gemüter sich das Vertrauen und den Dank aller Unbefangenen erworben hatte, wurde durch die unablässigen Operationen der Pietisten gegen ihn in eine solche Kette von Verstimmungen hineingezogen, daß er seine Aussaat verlassen mußte, da sie eben Früchte versprach. Was anders? Es mag ja einer den letzten Blutstropfen hinzugeben bereit sein für das Gute und Rechte, aber er glaubt nicht, daß Wein aus Wasser geworden, so ist er eben des Teufels. Demselben Schicksale sieht jetzt jeder entgegen, den ernste Studien auf den gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft geführt haben. Er kommt als Geistlicher zu einer Gemeinde, erwirbt sich Liebe und Vertrauen der Gemüter und führt sie sachte zur Wahrheit, wie sie dieselbe bedürfen und ertragen können. Nun will er aber nicht verbauern, er setzt seine Studien fort, schreibt vielleicht etwas, seien es nur Aufsätze in Zeitschriften: so schleichen die Pietisten und ihre Organe herbei und rufen: traut eurem Pfarrer nicht, er glaubt keinen Gott, keinen Christus usf. Der giftige Same geht auf, und der Pfarrer kann abgehen oder, wenn er bleiben muß, bei einer Gemeinde bleiben, die ihm ihr Vertrauen entzogen hat. — Dies sind die Früchte des Pietismus.

Die Regierungen sehen in dem Kirchenglauben die festeste Stütze der öffentlichen Ordnung. Wie freisinnig sein Standpunkt sein mag,

der Staatsmann hat die nötigen Studien nicht gemacht, den wahren Bestand der Sache, der aus der Vogelperspektive gar nicht entdeckt werden kann, einzusehen, und leiht leicht den Besorgnissen derjenigen sein Ohr, welche, wenn nicht gefährliche Aufregung des Volks, doch Skandal als die unvermeidliche Folge der Anstellung von Theologen der modernen Denkart darstellen. Sein nächster Anstoß jedoch ist der Widerspruch, der für den verständigen Standpunkt darin liegt, daß jemand Diener einer Kirche bleiben solle, deren Fundamentalsätze er nicht anzuerkennen öffentlich bekannt hat. Daß er sie nicht anerkennt, würde an sich nicht hinreichen, ihn zu entfernen, denn jede billige Regierung wird sich erinnern, wie viele hundert notorische Rationalisten sie angestellt hat und noch heute anstellt. Daß er diese Abweichung öffentlich ausgesprochen hat, dies würde ihn auch noch nicht stürzen, denn Hunderte der notorischen Rationalisten haben in hundert Journalen, Archiven, Magazinen usw. noch viel unkirchlichere Dinge gesagt. Was stürzt ihn denn? Das Geschrei, das von der Sache gemacht wurde und das dem Staatsmann Rücksichten aufnötigt. Also wer hat ihn gestürzt? Die Schreier. Und wer sind die Schreier? Nun, wir wissen es ja, es sind die Kinder Gottes, es sind die Jünger der Liebe und des Friedens.

In Preußen hat der Pietismus sich direkter an die politische Seite gehalten und ist mit Waffen hervorgetreten, denen gegenüber es nur erlaubte Notwehr ist, wenn man einmal hervorhebt, daß vielmehr der Pietismus in seinem innersten Wesen revolutionär ist. Wie ihm die ganze weltliche Ausbreitung menschlicher Kräfte nur so viel Geltung und Erlaubnis der Existenz hat, als sie direkt und buchstäblich sich auf das jenseits vorgestellte Göttliche bezieht, so ist ihm auch der Staat, wie er nach schweren Kämpfen mit der Hierarchie als rein menschliche Anstalt aus der Vernunft sich gegliedert hat, konsequenterweise eine ungöttliche und unheilige, substanzlose Existenz. Man läßt ihn sich gefallen, da man zufällig in ihm geboren ist, ungefähr wie die Kunst, die einmal da ist und sich die Freiheit genommen hat, auch die Schönheit dieser sündigen Welt zu ihrem Stoffe zu erheben, ohne die Pietisten lange zu fragen. Freilich kann man sich gegen die letztere leichter auflehnen, da sie über keine Bajonette zu disponieren hat. Wahrhaft aber berechtigt zum Herrschen kann konsequent nur diejenige weltliche Existenz sein, die

in der ausdrücklichen Weise, welche der Pietismus fordert, Gott allein die Ehre gibt. Was aus der Welt und Sünde ist, wie soll dem das Zepter gebühren, das weitgreifende Instrument, das trotz aller Verschanzung durch Verträge auch über die Kirche so große Macht hat? Ich verwahre mich dagegen, daß ich behaupte, der Pietismus habe diese Konsequenzen bereits gezogen; aber man beweise, daß sie nicht im Prinzip liegen. Der Staat ist aus dem freien Gedanken, eine Gliederung der durch den Verstand vermittelten Vernunft, derselben, aus welcher die Wissenschaft wächst. Ihm scheint die Wissenschaft gefährlich, weil sie an allem zweifelt; aber sie zweifelt, um desto fester zu begründen. Man kann etwa sagen, zwar nicht der Pietismus, wohl aber der unbefangene Volksglaube sei eine Stütze der Throne. Allein es ist bekannt, wie weniges und ungenügendes die Heilige Schrift über den bürgerlichen Gehorsam sagt, wie sie ihre abrupten Sätze hierüber ohne alle Begründung und Entwicklung hinstellt. Der wahre Gehorsam aber beruht auf der Einsicht in die Notwendigkeit des Staatsorganismus, welche allerdings in ihren wesentlichen Argumenten auch dem gemeinen Manne beigebracht werden kann. Wo steht denn aber geschrieben, daß ein der modernen Wissenschaft zugetaner Geistlicher dies nicht ebenso gut, ja besser als ein Autoritätsgläubiger zu tun vermöge? Ganz anders freilich steht es mit dem Kunstglauben (man erlaube das Wort, wie man eine Kunst- und Volkspoesie unterscheidet). Hat dieser etwa den französischen Thron gestützt? Nein; zugleich mit den politischen Greueln waren es die unerträglichen Anmaßungen der Kirche, welche als notwendige Reaktion des unbefriedigten Geistes die schlechte Philosophie, wie der abstrakten Freiheit und Gleichheit, so des Atheismus hervorriefen. Vor dem Sklaven (dem Autoritätsgläubigen), wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittre nicht. Auch erinnere ich mich nicht, je gehört zu haben, daß Cromwell ein Hegelianer war.

Ist nun durch das ewige Geschrei, die ewigen Delationen das Vertrauen des Volks zu Geistlichen, deren esoterische Bildung die philosophische ist, gestört, so muß freilich auch der Wissenschaft die Lust und Liebe zu jenem Kreise von Vorstellungen vergehen, die ihr sonst die vertraute Unterlage ihrer Ideen darbot. Wir wollten Frieden, wir haben nicht herausgefordert, die Gegner durften nur die Verschiedenheit der Bedürfnisse anerkennen, wie wir; aber sie ruhten nicht, bis

die Sache verderbt und verhetzt war, denn ohne Negation hat der Zelot keine Lebensluft. Der Philosoph kann nicht mehr die harmlos schöne Bilderwelt des Glaubens, den Traum seiner eigenen Kindheit lieben; er muß diesen Boden hassen, denn er ist der Schoß des Fanatismus, er ist die Höhle, worin die Wölfin der Unduldsamkeit mit dem scheußlichen Geifer der Verfolgung vor dem gefletschten Gebiß auf Beute für sich und die gefräßigen Jungen lauert. Das Gefühl der Gemeinschaft mit der giftig aufgestörten Masse ist ihm aus der Seele gerissen, er kann nur wünschen, daß eine Scheidung je bälder, je lieber erfolge und muß sich glücklich fühlen, wenn ihm seine Lage gestattet, aus dem Dienste der Gemeinschaft zu treten, die seine edelsten Bemühungen mit Undank und Mißtrauen belohnt.

Schluß.

Man sieht, es sind nicht nur die Keime einer Krisis da, sondern sie ist schon im vollen Werden begriffen. Kann man denn aber untätig zusehen? Was soll denn nun geschehen? Wie raten und helfen? Die Pietisten heben? Keine erleuchtete Regierung wird das wollen. Jene gemäßigte Mitte zwischen Glauben und Wissen zu halten suchen? Aber sie ist ein Unding und im Aussterben begriffen. Die Mythiker zu keinem Kirchendienst zulassen? Ich will nicht von der Unbarmherzigkeit reden, welche dadurch dem Jüngling jede Aussicht abschneidet, der sich zum Studium der Theologie entschlossen hat, ehe er diese Kämpfe der Zeit kannte, dem die Mittel fehlen, eine neue Laufbahn zu betreten, nicht von der Versuchung zur wirklichen Heuchelei, welche dadurch dem Schwachen bereitet wird, sondern vom Bedürfnis der Gemeinde selbst.

Ist es denn wirklich das ganze Volk, das noch fest im alten Kirchenglauben wurzelt? Unbedingt wird man es nur vom Bauernstand behaupten können. Der Stand der Handwerker, dessen Arbeit schon an sich mehr Vermittlungen des Verkehrs voraussetzt, mehr Bewußtsein der Selbsttätigkeit mit sich bringt und mehr Umgang mit den gebildeten Ständen, hat längst begonnen, sich vom heteronomischen Glauben zu emanzipieren. Er ist rechtlich, nicht aus Furcht vor Höllenstrafen, oder weil es geschrieben steht, daß Unrecht Sünde ist, sondern schlechtweg, weil es moralische Maxime ist, von

der er sich gelegentlich selbst die inneren Gründe anzugeben sucht. Allgemeine Grundsätze, sprichwörtlich zusammengefaßt, sind sein sittlicher Kompaß; weil es an sich verwerflich ist, verwirft er das Böse; weil es an sich gut, billigt er das Gute. Damit vereinigt er beiläufig, ohne die Inkonsequenz einzusehen, Reminiszenzen aus dem Autoritätsglauben. Der Kaufmann ist längst darüber weg, nur zu sehr, indem er im allgemeinen die abgetretenen Grundsätze der seichten Aufklärung und des französischen gesunden Menschenverstandes in der Meinung, daß dies das Neueste sei, noch vorzubringen liebt. Aber der Beamtenstand, der Stand aller derjenigen, die studiert haben, wo ist denn sein Kirchenglaube? Ich weiß nicht, wie es anderswo ist. In Preußen z. B. soll man noch sehr kirchlich sein. In Hamburg und Bremen interessiert sich das ganze Publikum für den tragischen Kampf eines Supranaturalisten und Rationalisten. In Österreich und Bayern habe ich diesen Stand im Durchschnitt der Aufklärung zugetan gesehen, die längst mit der Kirche gebrochen hat. Für Württemberg aber wette ich mit Bestimmtheit, daß es sehr schwer sein wird, unter hundert einen zu zählen, der die Kirche besucht, der zum Abendmahl geht, der zum Tische betet. Ich frage z. B. meine verehrungswürdigen Herren Kollegen in Tübingen, Hand auf die Brust, wieweit sich bei der Mehrzahl von ihnen die Lokalkenntnis von den Bänken erstreckt, welche in der hiesigen Kirche den Professoren zugewiesen sind. „Verderbnis der Zeit". Ist leicht gesagt. Kann man denn wirklich glauben, daß diese Tausende, da sie d i e s en Trost der Seele und d i e s e Quelle der Sittlichkeit nicht mehr haben, darum von Gott und allem Guten und Heilsamen verlassen seien? Hat man denn gar nicht auch nur eine Ahnung, daß, da sie es ohne Halt und Stab ihrer Seele nicht aushalten könnten, da doch anerkannt so viele treffliche und verdiente Männer unter ihnen sind, sie offenbar etwas anderes haben müssen, was ihnen für jene aufgegebene Stütze Ersatz gibt? Wird man denn auch nie einsehen, daß eben das Abweichen des größten, des gebildetsten Teils der Völker von dem kirchlichen Glauben schon an sich ein Beweis seiner Unzulänglichkeit für den Geist der Menschheit ist? Und nun soll diese große Anzahl achtungswerter Menschen erleben, daß die Kirche diejenigen ihrer Diener ausstößt, welche, wie sie, rationell denken und Kinder des Jahrhunderts sind. Gewiß sind nicht wenige

unter ihnen, die ihre Zweifel am Kirchenglauben noch nicht klar in sich verarbeitet haben, und denen es zur Beruhigung dient, in der Kirche Männer angestellt zu sehen, die das Element ihrer Bildung innerhalb dieser religiösen Gemeinschaft selbst vertreten, und bei denen Rat zu holen ist über die schwere Frage, wie man im Grunde des Gemüts das wahre Wesen des Christentums treu hegen könne, ohne seinen Formen zugetan zu sein. Nun wird ihnen diese Beruhigung entzogen, und sie fühlen sich derjenigen Gemeinschaft vollends entfremdet, welche die Gestalt einer Bildung nicht in ihrem Schoße ertragen will, die mehr oder minder entwickelt auch die ihrige ist; und so hat die Kirche mit diesen ihren Dienern zugleich einen großen und achtungswerten Teil ihrer Gemeinde vollends von sich gestoßen. Es wird ihr gehen wie der katholischen Kirche, welche die Reformation, die ja anfangs nur eine Verbesserung innerhalb derselben bezweckte, nicht zu ertragen vermochte und sich dadurch um nichts weniger als die sinnreichsten Völker ärmer machte.

Was aber dann? Man wäre dann doch darauf reduziert, durch Anstellung von akademischen Lehrern, welche die gerühmte Mitte halten (nicht von Pietisten, wiederhole ich, denn ich rede ja immer von einer billigen und liberalen Regierung), der schlimmen Richtung in der Jugend zu steuern? Aber da müssen wir eben wieder sagen und noch einmal sagen, daß bei aller Überzeugung von der anderweitigen Tüchtigkeit, Gelehrsamkeit usw. des Lehrers seinem Verhältnisse zur Jugend der wahre Nerv der inneren Einstimmung fehlen wird, das Gefühl, in einem geistigen Boden zu wurzeln, daß der Kern derselben den nun ohne Führer erst gefährlichen Weg allein gehen wird.

Und was folgt denn aus dem allem? Das folgt, daß es gegen die große Strömung der Zeit kein Mittel gibt. Damm und Wehr nimmt sie mit sich, und es ist keine Hilfe gegen sie, als mit ihr zu schwimmen. Die Lage ist für die leitenden Kirchenbehörden schwierig genug, das ist außer Zweifel. Die Kirche ist ein historisches Institut, als solches auf positive Lehrsätze gegründet, und nun wird der größere, wenigstens der talentvollere Teil der Jugend diesen Lehrsätzen untreu. Wie diesen Widerspruch nieten und zusammenschweißen? Die württembergische Synode hat neuerlich ein Mittel versucht. Sie hat an die evangelische Geistlichkeit Württembergs eine

vertrauensvolle Ansprache erlassen, welche durch ihren würdigen und humanen Ton alle Achtung verdient. Daß auf geistigem Gebiete nicht durch Gewalt, sondern nur durch geistige Mittel zu kämpfen sei, wird als Grundsatz vorangestellt und in der Form freundlicher Ermahnung aufgefordert, an dem Geschichtlichen und Positiven des Christentums, der Person und Geschichte Christi, als der Summe des Glaubens festzuhalten. Allein, wenn dies nicht der Predigtweise, sondern der Überzeugung selbst gelten soll, wie kann derjenige, der solche durch Gründe, durch ernstliche Studien sich gebildet hat, einer auch noch so achtungswürdigen Ermahnung sie opfern? Er kann ja nichts dafür, es ist eben so. Es gäbe ein Mittel, ja. Man widerlege seine Überzeugung, man widerlege Hegel, Schleiermacher, Strauß. Aber da sitzt eben wieder der üble Knoten. Das ist der schlimme Kasus, daß man keinen findet, der gründlich und unbefangen die Entwicklungsgeschichte der neueren Philosophie in ihrem Eindringen in die Theologie studiert hätte, ohne für sie gewonnen zu sein! Wogegen die Widersacher diese Dinge gar nicht oder halb studiert haben und vom Hörensagen urteilen. Es ist dies hundertmal gesagt, aber wie sich versteht, immer in den Wind gesprochen; denn das Publikum läßt sich nicht nehmen, über Dinge zu reden, die es nicht kennt. Der Trost aber bleibt uns immer, daß wir nicht in Rußland, nicht in Österreich sind. Da wäre schnell geholfen: laßt keines dieser Bücher ins Land, verbietet die Vorlesungen und in den Aufsätzen der Studierenden jede Erwähnung dieser Ideen, leget Lehrern, die schon vom Übel angesteckt sind, die ihnen anvertrauten Vorlesungen nieder, Punktum. Aber wir sind nicht in Rußland, nicht in Österreich.

Wohin arbeitet denn aber die bevorstehende Krise? Zu einer Trennung in eine sichtbare Kirche von Glaubenden und eine unsichtbare von Wissenden? Allein wirbt die letztere nicht beständig aus der ersteren, so daß also dies noch gar kein Resultat, sondern erst der Anfang der Krise wäre? Stehen nicht die mittleren Stände erweislich bereits mit dem einen Fuße in jener, mit dem anderen in dieser? Noch bleibt der Bauernstand, überhaupt das Volk im engeren Sinne. Hier konzentrieren sich am Ende alle Fragen: Kann und wird eine Zeit kommen, wo auch dieser Stand der Naivität des

Glaubens entwächst oder nicht? Das liegt im dunklen Schoße der Zukunft. Und diese lasse man werden und wachsen in organischer Entwicklung, und hoffe nicht, mit retardierenden Mitteln in die Räder ihres gewaltigen Schwunges greifen zu können. Gewiß aber bleibt nur eines: den gerechten Unwillen aller guten Menschen verdienen diejenigen, welche gewaltsam und frevelhaft die stille Säftegärung dieser Pflanze, deren Krone wir noch nicht kennen, sei es durch übereilte Beschleunigung, sei es durch bösartige Zerstörungsversuche, zu verwirren und zu vernichten gehen. Es ist aber ein Unterschied zwischen beiden. Die ersteren, ich meine diejenigen, welche den Unmündigen vorlaut das Wissen statt des Glaubens aufdrängen wollen, verdienen Unwillen und Zurechtweisung wegen jugendlicher Raschheit und Mutwillens (von eigentlicher Frivolität ist weder hier, noch überall in dieser Darstellung die Rede; sie ist gar keine Gestalt des Geistes, welche ein Glied in den großen Gegensätzen des Bewußtseins bildet); aber den tiefsten sittlichen Unwillen verdienen diejenigen, welche böswillig durch gehässige und schiefe Berichte von der jetzigen Gestalt des theologischen Wissens unter den Unbefangenen Mißtrauen, Zwietracht, Unruhe der Gewissen und den Geist der Verfolgung säen; sie verdienen die eigentümliche Art von Abscheu, die auf dem Baumverderber lastet.

Ob wohl eine Zeit denkbar ist, wo es eine Kirche im jetzigen Sinne nicht mehr gibt, sondern der Staat diesen Bestandteil, den er bis jetzt nur äußerlich in sich aufgenommen hat, ganz zur Identität mit sich auflöst? Die Gefahr, daß der Staat die Gewissensfreiheit beeinträchtigen möchte, würde wegfallen, denn es ist vorausgesetzt, daß bis dahin der symbolische Stoff in rein geistige Gedanken, in Maximen aufgelöst wäre, deren beliebige Fassung in diese oder jene Definition keinen Streit mehr erregen könnte. Vereinigungspunkt könnte nur der Satz sein, daß der Geist und nicht die Materie das Wahre, nur in ihm das sittliche Leben sei. Oder kann man denn nur über einen biblischen Text und positive Dogmen predigen? Soll es gar kein Institut der Erziehung des Volks zum Ewigen mehr geben können, wenn keine Kirche im jetzigen Sinne?

(Zuerst erschienen in den Hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst, Jahrg. 1841, dann abgedruckt in den Kritischen Gängen, 1844, I, S. 131—159, mit dem folgenden)

Zusatz.

Diese kleine Expektoration macht auf neue Gedanken und tiefere Begründung vorhandener keinen Anspruch. Ich hoffte damals*), sie könnte vielleicht für ein freisinniges Urteil, das nur durch den Nebel, welchen die Leidenschaft und die schiefe Reflexion auf solche praktische Fragen werfen, hindurchzudringen nicht genugsam orientiert sei, einiges Moment haben und so nicht ohne alle Wirkung bleiben. Sie erschien zu spät, und auch ohnedies hätte ich wohl zu erfahren bekommen, was ich in dem Aufsatze selbst einräume: daß die Philosophie unmittelbar praktisch nicht zu wirken berufen sei. Nur ist dazu sogleich hinzuzusetzen und es ist ein Mangel der Darstellung, daß es nicht geschehen ist: die Philosophie hat unmittelbar allerdings keinen praktischen Beruf, wohl aber wird sie, wenn sie als allgemeine Bildung in die Masse zurückgeströmt ist, eine ungeheuere Macht, von welcher man gar nicht mehr fragen kann, ob sie auch praktisch wirken könne und dürfe, weil sie die Praxis selbst ist. Eine solche Macht wurde z. B. die Kantische Ansicht der Dinge, sie besetzte beinahe ein halbes Jahrhundert lang die meisten Staatsdienerstellen und liegt noch dem Denken der Masse der Gebildeten zugrunde. Die Zeit, wo die Hegelsche Philosophie, d. h. nicht ihr Buchstabe, sondern ihr Geist in seiner unendlichen Entwicklungsfähigkeit, eine solche Macht werden wird, wird so sicher kommen als der künftige Tag. Die Stärke der Reaktion verkündigt ihren Sieg, denn wenn eine Lampe verlöschen will, stinkt sie. Übrigens war mir auch bei dieser Arbeit die Frage über Vereinbarkeit oder Unvereinbarkeit des Begriffs und der Vorstellung noch nicht so klar, wie jetzt. Durchschneiden läßt sich zwar, wie ehrlich man hierüber denken mag, nicht. Mögen die philosophisch Gebildeten über ihren Widerspruch mit der Kirche so aufrichtig sein, als sie wollen, ein Austritt aus ihr wäre nichts als ein kindischer Skandal; und Theologen, welche in diesen Widerspruch geraten, wird nach wie vor die Notwendigkeit treiben, geistliche Ämter zu bekleiden. Hier ist durchaus keine Hilfe, als daß man vorderhand begreift, wie der Protestantismus selbst der

*) 1841, dem Jahr der Publikation in den Hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst. Anm. d. Herausg.

lebendige Widerspruch ist, eine Kirche zu sein und doch die Bedingungen einer über alle kirchliche Begrenzung hinausgehenden Bildung in sich zu tragen. Wer aber dies begreift, — und es ist nicht schwer zu begreifen, denn es liegt auf flacher Hand — der wird sich auch überzeugen, daß es die Plattheit aller Plattheiten ist, wenn man so destingiert: freie Ansichten sind zu dulden, aber wer als Kirchenlehrer angestellt werden soll, darf sich nicht von der kirchlichen Lehre entfernt haben. Unsere Abweichungen von der Kirchenlehre haben sich nicht neben und außer dem Protestantismus, sondern in seinem Schoße gebildet, der protestantische Geist ist kein starrer Stein, sondern eine lebendige Kraft, welche fortwächst und sicher noch mit ihren Wurzeln den Stein, an den sie freilich noch gebunden ist, Kirche und Autorität nämlich, in Stücke sprengen wird.

(Kritische Gänge, 1844, I, S. XXXIII—XXXV.)

Akademische Rede zum Antritte des Ordinariats am 21. November 1844 zu Tübingen gehalten.

Vorwort.

Einige Geistliche in Stuttgart haben in folgender Weise gehandelt: Sie erklären im „Schwäbischen Merkur“ vom 3. Januar, aus Veranlassung meiner Antrittsrede gegen die Tendenzen des Unglaubens gepredigt zu haben, und hierauf fordern sie, daß ich meine Rede „mit all der meinem Prinzip, meiner amtlichen Stellung und meiner akademischen Zuhörerschaft schuldigen Genauigkeit und Treue“ veröffentliche. Sie haben also zuerst gegen meine Rede (oder durch sie bewogen gegen den Unglauben: dies kommt auf eines hinaus) gepredigt und die Gemüter des Volkes beunruhigt, und nachher verlangen sie das Objekt, worüber und wogegen sie gepredigt haben, kennen zu lernen. Ich will hier nicht von der gemeinen Pflicht der Behutsamkeit reden, welche jedem besonnenen Manne vorschreibt, daß er sein Urteil über einen Gegenstand nicht nach unsicheren Gerüchten bilde, und daß er es nicht öffentlich ausspreche, ehe er es durch genaue Kenntnis des Objekts begründet hat. Ich will davon nicht sprechen, denn jeder kann sich einmal übereilen. Aber ein anderes ist: urteilen, ein anderes: von der Kanzel das Volk aufregen, jene blinde, dunkle Beunruhigung in den Gemütern entzünden, welche so leicht in wilde und gefährliche Flammen ausbricht. Dies zuerst tun, und nachher den Gegenstand kennen lernen wollen, welcher das Objekt dieses Tuns war! Die Namen, die diese Handlungsweise verdient, mag sie sich selbst nennen. Dies ist aber nicht nur in unserer Hauptstadt geschehen; in Landstädten und auf Dörfern ist das Volk über diesen Gegenstand in einem Grade aufgeregt, der nicht durch bloße Gerüchte entstanden sein kann, sondern offenbar von beunruhigenden und aufstachelnden Kanzelreden herrührt.

Jene Geistlichen fordern nun, daß ich meine Rede im Druck veröffentliche. Wer gibt ihnen das Recht dazu? Vor allem hätte i ch zu fordern, daß s i e ihre Predigten veröffentlichen, damit ich sie mit den Bestimmungen unseres Strafgesetzes über öffentliche Angriffe gegen Personen und Ämter zusammenhalten könnte. Meine Rede war eine akademische, ausschließlich bestimmt für ein wissenschaftliches Publikum, sie handelte am Schlusse von einem offenen, ehrlichen Kampfe, sie griff niemand an als die unbestimmte Vielheit derjenigen, welche mir mein Wirken verlästern, und niemand als die mir vorgesetzte Behörde kann mir sie abfordern. Die Beleidigung, welche in dem offenbar einen Zweifel andeutenden Zusatze von der schuldigen Genauigkeit und Treue liegt, will ich übergehen. Aber noch zwei Punkte habe ich hervorzuheben. Meine Rede soll, wie die Gerüchte sagen und wie jene Geistlichen voraussetzen, eine kecke Proklamation zerstörenden Unglaubens gewesen sein. Wird eine Rede veröffentlicht, so kommt sie in die Hände eines großen Publikums; jeder Bürger, jeder Landmann kann sie lesen. — Nun wirft man uns immer vor, daß wir unsere „zerstörenden" Ansichten nicht wenigstens durchaus in den Schranken des Esoterischen halten; man hat z. B. gemeint, Strauß hätte, um die gefährliche Wirkung auf das Volk zu vermeiden, sein „Leben Jesu" lateinisch schreiben sollen. Gesetzt nun, meine Rede sei so schlimm, wie jene Personen voraussetzen, so fordern sie mich, indem sie ihre Veröffentlichung verlangen, eben auf, das zu tun, was sie selbst für das verderblichste ansehen, nämlich den besonderen Kreis, für den meine Rede bestimmt war, zu überschreiten und das Gift in die Hände des Volkes zu geben. — Den Schlußsatz dieser Vordersätze mag jeder sich selbst sagen. Der wahre Zweck jener aufregenden Predigten hat sich dadurch selbst verraten. Endlich, welche Beurteilung meiner Rede, wenn sie nun veröffentlicht ist, habe ich da zu erwarten, wo man urteilt (und das Volk aufregt), e h e man sie kennt? Wo man dies öffentlich eingesteht und dadurch laut vor aller Welt den Grundsatz ausspricht, daß man sich ein Urteil über eine Sache bilden und gemäß diesem Urteile schwere und folgenreiche Schritte tun dürfe, ganz u n a b h ä n g i g von der wirklichen Kenntnis dieser Sache? Was für eine Behandlung selbst die orthodoxeste Schrift von einer solchen Gesinnung zu erfahren hätte, liegt am Tage.

Dennoch gebe ich hiemit meine Rede dem Publikum in die Hände. Ich tue es, weil ich in den Augen derjenigen, welche nicht vor, sondern nach der Kenntnis des Gegenstandes zu urteilen pflegen, mich von der Last einer Verleumdung reinigen muß, welche mich mit dämonischen Netzen umstrickt hat; ich tue es, weil ich es denjenigen, die mir allein zu befehlen haben, schuldig bin. Ich tue es mit reinem Gewissen, aber mit einer geistigen Qual und Folter, welche derjenige begreifen wird, der folgende Umstände erwägt.

Ich habe diese Rede nicht geschrieben, sondern nach einer bloßen Disposition frei gehalten, weil ich überzeugt bin, daß völliges Niederschreiben einer Rede, wie pünktlich sie auch auswendig gelernt werden mag, in den Vortrag immer einen gewissen mechanischen und unfreien Ton bringt. Jetzt, sieben Wochen nach dem Vortrage, soll ich sie diplomatisch genau niederschreiben, soll bei jedem Wörtchen, selbst in den unverfänglichsten Stellen, mein Gedächtnis abquälen, ob es mir auch das Richtige wiederhole, damit mir nicht Mißtrauen und böser Wille eine Untreue vorwerfe. Meine ich nun auf den Buchstaben der gebrauchten Worte mich endlich zu besinnen, so drängt sich mir der natürliche Wunsch auf, manche Nachlässigkeiten, manche naiveren Wendungen, wie die lebendige Rede sich solche erlauben darf, besser zu stylisieren, manche Lücken auszufüllen, manches bei der Abhaltung Vergessene nachzutragen, dem wahren Sinn meiner Worte durch Zusätze aufzuhelfen, überhaupt das Ganze nicht nach dem Buchstaben, sondern nach dem Sinne so zu redigieren, wie dies der große Unterschied der Darstellung, welche für den Druck bestimmt ist, von derjenigen, welche der mündliche Vortrag fordert, offenbar erheischt. Vergeblich! Ich soll urkundlich genau beim Buchstaben bleiben, kein Wort des Zusatzes soll mir erlaubt sein, um einem nicht wissenschaftlichen, nicht akademischen Publikum auch nur die Handhabe zur richtigen Auslegung zu geben! Ich soll für den Druck schreiben, wie ich niemals für den Druck schreiben würde, ich soll — es ist nicht anders, denn der Geist und nicht der Buchstabe ist die Wahrheit — ich soll nicht meine wahre Rede, wie sie im Druck lauten müßte, sondern eine andere geben! Nun ist aber eine absolute Durchführung sowohl der einen als der anderen dieser Vorschriften schlechthin nicht möglich; da wird mir jener, dort dieser ein Wörtchen, ein Sätzchen aufbringen, das anders lautete; daß ich

an den wichtigsten Stellen, welche der Mißdeutung am meisten ausgesetzt sind, mir mit Wissen keinen Zusatz, um das Unverfängliche des Sinnes aufzudecken, erlaubte, dies wird mir niemand danken; kurz, man wird mich nach wie vor richten, als hätte man die Rede nicht in Händen! Die Stellen, welche, schief gedeutet, mir am meisten schaden könnten, wird man aus dem Zusammenhang zerren, und die anderen, welche unzweifelhaft meinen redlichen und guten Sinn beweisen und zur Ergänzung der ersteren dienen sollten, wird man weglassen. Hat man ja auch Blumenlesen aus meinen Büchern zusammengestellt, jedes scharfe Wort ausgezogen, das unantastbar Gute weggelassen, und diese schändliche Karikatur da niedergelegt, wo das wahre Bild meines Wollens und Strebens augenblicklich alle Wolken zerstreuen müßte, die sich verderblich auf mich gelagert haben. — So schweres Unrecht begeht man, solche moralische Folter übt man aus, wenn man das, was für einen Kreis des Lebens bestimmt war, gewaltsam in fremde Kreise hinausreißt, wo es gegen Mißverstehen und Mißverstehenwollen wehrlos ist.

Die Hetze, welche vorher das blöde, tausendzüngige Recht mit meiner Rede trieb, wird nun, ich sage es vorher, über der Auslegung und Kritik derselben neu angehen, und am Ende wird geschehen, was, wenn ich die Rede nicht veröffentlicht hätte, ebenso auch geschehen wäre.

Nehmt sie nun hin, diese Blätter, woraus von den Feinden die Waffe gegen mich geschmiedet werden soll! Und ihr, die ihr Kopf und Herz noch frei habt, entschuldigt mich, wenn sie schlecht ist. Gesprochen mag sie passabel gewesen sein, gedruckt — ist sie schlecht. Es ist eine Art der Darstellung, welche durchaus auf die unmittelbare Lebendigkeit des mündlichen Vortrags berechnet ist. Eine Rede soll nicht zu tief, nicht schwierig, nicht gelehrt sein; die Einfachheit wird jetzt als Trivialität, die Anschaulichkeit als Plattheit erscheinen. Ein wirklicher Fehler, die zu große Länge, wird dagegen in der jetzigen Form weniger beschwerlich sein als im mündlichen Vortrag. Das geflügelte Wort aber ist jetzt gefesselt und muß jeder Mißdeutung stillehalten. Es mag sein; ich werde zwar in diesem Vorwort noch einige Bemerkungen zur wahren Auslegung folgen lassen; sie werden fruchtlos sein, denn gegen das, womit man mich umsponnen hat, ist nicht aufzukommen. Ich schicke nur noch voraus,

daß ich für den Buchstaben größtenteils und gerade an den angefochtenen Stellen, für den Sinn, d. h. dafür, daß ich, wo mein Gedächtnis mich verließ, nur die wahre ursprüngliche Meinung niedergeschrieben habe, ganz einstehe. An der Stelle, wo ich der Unduldsamkeit meinen vollen Haß verspreche, behaupten einige, ich hätte gesagt: glühenden Haß. Es ist zwar gleichgültig, denn es ist an dieser Stelle nichts ausgesprochen, als der ganz klare, jedem schlichten Ehrenmann heilige Grundsatz, daß die Entschiedenheit der Gesinnung den Haß gegen das entgegengesetzte Prinzip in sich schließt, und der Zusatz „glühend" ist, weil aller Haß glüht, nur ein Pleonasmus. Aber ebendeswegen ist dieser Zusatz gegen meinen Geschmack, und ich weiß nicht anders, als daß ich an einer anderen Stelle den Ausdruck: Glut, hier aber die Prädikate: voll und offen, gebraucht habe.

Und nun zur Verteidigung meiner Rede zuerst ein Wort für die Wohlgesinnten, welche wissen und verstehen, daß meine Begeisterung eine Begeisterung für das Gute ist. Sie haben mir Unklugheit, unzeitiges Herausfordern der Feinde vorgeworfen, sie haben mich beschuldigt, daß ich dadurch der guten Sache selbst notwendig schaden mußte. Jetzt werden sie finden, daß sie selbst von den entstellenden Gerüchten getäuscht waren, und daß der letzte Teil meiner Rede zwar warm und frisch, aber nichts weniger als so unverträglich, leidenschaftlich und unbesonnen lautet, wie sie vernommen. Ist er ihnen aber auch so noch zu direkt, zu scharf, so muß ich sie bitten, einige Worte über die Grundansicht zu hören, von der ich ausgieng. Daß ich die Klugheit als ein relatives Lebensgesetz anerkenne, werden sie mir gerne glauben; es kommt aber darauf an, was in einem besonderen Falle Klugheit ist. Nun hatte ich eine Antrittsrede zu halten. Eine Rede ohne tiefere Erregung der Persönlichkeit, ohne Pathos, ohne Polemik ist keine Rede. Wollte ich also dem Gesetze der Klugheit im gewöhnlichen Sinne folgen, die Spitzen abstumpfen, die Ecken schonend umgehen, alles ebnen und zurechtlegen, so hielt ich eine schlechte Rede. Aber noch mehr: man konnte mir Bemäntelung vorwerfen, und da man mich kennt und weiß, daß ich eine ganze und volle Überzeugung habe, so war zu befürchten, daß man hinter dem halb Verhüllten versteckte Anspielungen, Stiche suchte, welche noch mehr verletzten als offener Angriff. Dies alles konnte man zusammentragen und so ein sehr gehässiges Charakter-

bild von mir aufstellen. Dagegen wenn ich nichts verhüllte, wenn ich durchaus offen war, so gewann ich nicht nur den Ton und die Haltung einer Rede, die eine Rede ist, sondern ich hoffte auch, daß Feind und Freund nun sagen werden: der ist doch ehrlich, der wird doch nicht intrigieren, mit dem wird am Ende besser fortzukommen sein als mit einem halben Feinde.

Es gibt Fälle, wo Offenheit Klugheit ist; ich meinte, einen solchen Fall vor mir zu haben. Als ich meine Rede geschlossen hatte, war ich getrost; ich hatte mir die Last eines alten, tiefen Schmerzes von der Brust geredet, ich meinte, daß auch der Gegner meine Geradheit achten müsse. Nun ist es freilich anders gekommen. Allein die Wohlgesinnten mögen erwägen: nachher ist gut reden. Die Frage ist nicht, ob ich diesen Erfolg vermeiden sollte, wenn ich ihn voraus-sah, sondern ob ich ihn voraussehen konnte. Eines nun konnte ich freilich voraussehen: daß diejenigen, die mich beständig verleumden und mir mein Streben als frivol ausdeuten, wenn sie auch meine Offenheit achten müssen, eben keine Freude an meiner Rede haben können. Es wird jedoch niemand von mir fordern, daß ich mit diesen mild und beschönigend rede. Nun bedenke man aber: anfangs und in dem Kreise, für welchen die Rede allein bestimmt war, nahm man mir von einigen Seiten zwar gewisse Äußerungen in dieser Richtung übel, übrigens auch diese nur infolge völliger Überhörung einer stark betonten Stelle, wo ich den Grundsatz persönlicher Verträglichkeit laut und deutlich aussprach, und infolge einer zu engen Beziehung, die man ihnen gab; niemand aber hielt die Stellen, welche die Religion und den Theismus berühren, irgend für bedenklich und gefährlich. Erst die böswilligste Verleumdung hat diesen Teil meiner Äußerungen entstellt und in lügenhafter Verdrehung denunziert. Hätte ich dies vorausgesehen, so hätte es mich, ohne daß ich meinen Grundsätzen im geringsten widersprach, nur einige Worte gekostet, um zu zeigen, daß es *sich hier nicht um einen Kampf gegen die Volksreligion, sondern gegen den Fanatismus handelt, der diejenigen zu vergiften und zu vernichten sucht, welche die Volksreligion auf dem Boden der Wissenschaft wissenschaftlich behandeln.* Aber konnte ich dies voraussehen? Kann irgend jemand noch irgend etwas reden und tun,

wenn er die Möglichkeit dabei in Rechnung nehmen soll, daß die absolute Lüge ihm das Wort im Munde verdrehen wird? Nein, die gespenstische Macht, die mich erfaßt hat, hätte mich gepackt, was ich auch hätte sprechen mögen; wenn nicht heute, um so gewisser morgen. Es handelt sich hier um eine Sache, die in größerem Zusammenhange zu fassen ist. Der Kampf zwischen Kirche und Wissenschaft ist ein Zeichen unserer Zeit. Der innere Genius dieses welthistorischen Kampfes, in welchem mehr als ein edler Geist sich verblutet hat, und welcher jetzt heftiger als je entbrannt ist, drängt durch einen gelegentlichen Anstoß eine Individualität, welche nur die Klugheit der entschiedenen Gesinnung hat, in den Vordergrund des Streits, wirft sie unter die Dolche ihrer Gegner und entzündet ein Feuer, das weit über das Individuum und den einzelnen Fall hinausgeht, und dessen Ende der Sieg der Bildung sein wird, ein Sieg, der mit dem Falle des einzelnen nicht zu teuer erkauft sein, aber vielleicht mit einiger Wehmut und einigem Danke auf das Leiden zurücksehen wird, das dieser fest und männlich getragen hat.

Was ich weiter zu meiner Verteidigung zu sagen habe, ist größtenteils in einem Schreiben enthalten, das ich dem Königlichen Rektoramt vorzulegen hatte und nach eingeholter Erlaubnis in diesem Vorwort abdrucken lasse. Es beschäftigt sich allein mit dem letzten Teile meiner Rede, weil dieser alle bis jetzt ernstlich angefochtenen Stellen enthält. Über die vorhergehenden Teile habe ich wenige Bemerkungen vorauszuschicken.

Ein Artikel im „Schwäbischen Merkur“, der mir anfangs halb billig erschien, in Wahrheit aber bissig zu nennen ist, gab das Losungswort zu den öffentlichen Angriffen und schleppte zuerst meine Rede aus ihrer Sphäre heraus vor das große Publikum, für das sie nicht bestimmt war. Dieser Artikel machte mir unter anderem auch „nicht genug gezügelten Humor“ zum Vorwurf. Nun muß ich also wohl auch die paar unschuldigen Späße in den ersten Teilen der Rede entschuldigen, muß am Ende gar noch erst sagen, daß ich durch den gleichgültigen Scherz über ein Gesicht, auf dem oben und unten nichts geschrieben stehe als: Oberregierungsrat, weder die Oberregierungsräte noch ihr Amt beleidigen wollte! Wer es mit dem Fanatismus zu tun hat, der hat es ja immer auch mit der Pedanterie zu tun.

Es fehlt jetzt nichts mehr, als daß man meine Rede auch als demagogisch darstellt. Daß ich vom Standpunkte der Ästhetik überall auf frischere, konkretere Lebensformen dringe, dies wird man am Ende zum Jakobinismus verdrehen. Daß ich von keiner sonderlichen Sympathie der Ästhetik mit der Polizei erzählen kann, wird man als Verbrechen deuten. Daß ich sage, die staatswirtschaftliche Fakultät werde in der Sache des Pauperismus mit der juristischen seiner Zeit ein Wort zu sprechen haben, wird man als Kommunismus auslegen, obwohl ich diesen gerade vorher eine extreme, wilde Theorie nenne. Was wird man nicht alles tun!

Ich lasse nun meine offizielle Erklärung an das Königliche Rektoramt folgen.

Eure Magnifizenz

haben mich infolge Erlasses des Königlichen Ministeriums des Innern, des Kirchen- und Schulwesens aufgefordert, von meiner Antrittsrede in der besonderen Richtung Rechenschaft abzulegen, daß ich mich über den Sinn gewisser Stellen ausspreche, welche teils als Verletzungen der Religion, teils als Verletzungen kollegialischer Verhältnisse beurteilt worden sind.

Ich würde dieser Aufforderung gern in der Form Folge leisten, daß ich meine ganze Rede vorlegte. Allein ich habe dieselbe nur als Disposition niedergeschrieben, und daß ich dies nicht in der Absicht einer Ausflucht anführe, dafür mag die Gewissenhaftigkeit zeugen, womit ich gerade die von dem öffentlichen Urteil angegriffenen Stellen, möglichst streng nach dem Buchstaben im Gedächtnis erneuert, hier vorlege. Der Teil, welcher diese Stellen enthält, beginnt auf dem Punkte, wo ich das Verhältnis der Ästhetik zur Theologie und Philosophie ins Auge faßte. Die Einteilung, welcher dieser Abschnitt meiner Rede folgte, bringt es von selbst mit sich, daß ich zuerst die vom religiösen, hierauf die vom kollegialischen Standpunkte angegriffenen Stellen aufführe.

Als ich dann in diesem Teile meiner Rede auf das Verhältnis der Ästhetik zur theologischen Fakultät übergieng, so sprach ich, einer der ganzen Rede zugrunde liegenden Distinktion folgend, zuerst von dem

Stoffe der Theologie, hierauf von der wissenschaftlichen Behandlung dieses Stoffs. Ich hob zunächst die Tatsache hervor, daß die Kunst in einem innigen geschichtlichen Bunde mit der Religion stehe und machte nun sogleich bemerklich, daß dieser Bund nicht als ein abgeschlossenes, keinem Wechsel unterworfenes Verhältnis gedacht werden dürfe. Eigentlich dienstbar sei die Kunst der Religion nur im Orient gewesen, in Griechenland und im Mittelalter haben beide zueinander sich in das Verhältnis freier Wechselwirkung gestellt, und in der neueren Zeit habe sich der Bund aufgelöst. Ehe ich den letzteren Satz weiter ausführte, hatte ich aber den Gegensatz der katholischen und protestantischen Konfession ins Auge zu fassen. Um nun die kunstgeschichtlichen Bemerkungen, die ich hierüber vorzubringen hatte, durch ein versöhnendes Wort zum voraus gegen Mißverständisse zu verwahren, sagte ich:

> „Es wird mir vergönnt sein, freimütig zu sprechen, da man mir wohl zutrauen wird, daß ich mich nicht auf den konfessionellen Standpunkt stelle."

Der anderweitige Standpunkt, welcher hier als derjenige subintelligiert war, den man mir als den meinigen zutrauen werde, ist natürlich kein anderer als der historische. „Der historische Standpunkt begreift die christliche Religion selbst als ein Glied in der Entwicklungsgeschichte der Religionen; so wird es ihm wohl auch erlaubt sein, zu erwägen, daß es eine Zeit gab, wo der konfessionelle Gegensatz nicht bestand, und daß es eine Hoffnung gibt, er werde sich in einem höheren Dritten, in der allgemeinen Aufklärung der christlichen Völker, einst wieder lösen. Dieser historische Standpunkt ist zugleich kein anderer, als der des Staats: des Staats, sofern er Bekenner beider Konfessionen in sich vereinigt und ebendadurch faktisch ausspricht, daß er eine Form der Bildung zu seinem Prinzip macht, welche duldsam über diesem Gegensatze steht.

Ich gab nun zuerst zu, daß die katholische Kirche mit ihrem reichen Legendenkreis, mit dem malerischen Gebäude der Hierarchie, mit dem ganzen romantischen Zwielicht ihrer Weltanschauung als ein höchst fruchtbarer Stoff für die Kunst erscheine. Ich fügte jedoch sogleich bei, man solle erwägen, daß der große Reichtum von Objekten für die Kunst, welcher aus dieser Quelle fließe, auf der anderen Seite einen großen Verlust mit sich geführt habe. Man solle erwägen,

sagte ich, daß die Landschaftsmalerei, die Genremalerei, das Drama ihre höchste Entwicklung nicht im Mittelalter, sondern nur in einem geistigen Boden haben finden können, der sich erst nach der Reformation ausbilden konnte; und hiemit leitete ich die Bemerkungen über das Verhältnis der Ästhetik zu der protestantischen Kirche ein. Zugegeben wurde sogleich, daß die protestantische Kirche als Kirche sowohl durch den Rigorismus ihres ersten Auftretens, als auch durch die große Reduktion des religiösen Bilderkreises und die Unscheinbarkeit ihres Kultus allerdings der Kunst weit weniger entgegenkomme als der Katholizismus. Um nun aber zu zeigen, daß dieser Gegenstand noch eine ganz andere Seite der Auffassung darbiete, gieng ich nunmehr über zu der wissenschaftlichen Behandlung des religiösen Stoffes in der Theologie. Mit dieser als solcher habe, so mußte natürlich zunächst gesagt werden, die Ästhetik nichts zu tun. Allein, so fuhr ich fort, im Schoße des Protestantismus habe sich die neuere kritische Theologie ausgebildet. Zunächst erscheine diese als ein völlig negatives Verfahren; tiefer und gerechter betrachtet aber liege ihr eine Metaphysik zugrunde, welche eine wahrhaft bejahende, positive Weltanschauung enthalte. Diese Metaphysik sei aber nichts anderes, als der philosophische Ausdruck für die der modernen Bildung überhaupt zugrunde liegende Weltansicht. Diese, im weiteren Sinne protestantische Anschauungsweise nun sei der Kunst im höchsten Grade günstig und berechtige zu der Hoffnung neuer Kunstblüte.

Ich muß sogleich an einem Beispiele erläutern, um was es sich hier handelt. Man stelle sich eine rein weltliche, aber große und bedeutende Begebenheit vor, z. B. einen Helden, der für sein Vaterland fällt, einen Regulus, im Begriffe, sich von den Seinigen zu trennen, um als Opfer im Dienste seines Staates grausamen Qualen entgegenzugehen, oder einen geistigen Heros, einen Sokrates, der Verletzung der Volksreligion angeklagt, weil er Selbsterkenntnis über äußere Verehrung der Götter setzte, einen Huß vor der Versammlung zu Konstanz und ähnliche. Wenn der Künstler diese Helden so darzustellen weiß, daß durchaus in seinem Werke eine unendliche geistige Kraft ihren Ausdruck findet, welche, in dem sterblichen Individuum mächtig, alle sinnlichen Triebfedern der Selbsterhaltung usw. überwindet, so hat er offenbar die Welt in der

innigsten Beziehung zum Übersinnlichen dargestellt, er hat einen reinen sittlichen Gottesdienst der Tat uns vor Augen geführt. In diesem Sinne könnte man eine solche weltlich historische Darstellung religiös nennen. Nun könnte aber ein Künstler oder Kunstkenner auftreten, der die bekannten Ansichten eines Overbeck, Schadow u. a. teilte, und uns entgegnen: „nein, diese Darstellung ist nicht religiös, religiös darf nur eine Darstellung genannt werden, deren Gegenstand wirklich ein Stoff aus der heiligen Geschichte ist, eine heilige Familie, eine Madonna usw.; nur wenn der Künstler buchstäblich religiöse Stoffe wählt, ist sein Werk religiös zu nennen, und wirklich dient auch die Kunst nur unter dieser Bedingung ihrer göttlichen Bestimmung."

Wenn ich nun sage: dies ist ein Streitpunkt, der sich in der Schnelligkeit nicht schlichten läßt, aber streiten läßt sich darüber: habe ich dann durch diese Wendung einfacher Billigkeit die Religion verhöhnt? Dies aber und nichts anderes habe ich in meiner Rede gesagt, natürlich mit der Anwendung — denn es handelt sich hier nicht um einen Wortstreit, sondern um eine ganze Weltansicht — nicht nur auf die Kunst, sondern auf diejenige Denkweise überhaupt, welche überzeugt ist, daß das ganze Leben im Lichte des Unendlichen betrachtet und im Geiste der Unendlichkeit behandelt werden könne und müsse, auch ohne daß das Unendliche in den positiven Formen der kirchlichen Vorstellungsweise aufgefaßt werde; welche überzeugt ist, daß, wenn man in den kirchlichen Dogmen einen rein geistigen Kern und ein sinnliches, der Forschung frei zu gebendes Gewand unterscheidet, von allem Großen und Erhabenen, was in der Welt waltet, nicht nur nichts verloren geht, sondern vielmehr mit einem Begriffe, der auf anderen Standpunkten seine Bedeutung völlig verloren hat, dem Begriffe der göttlichen Allgegenwart erst eigentlich ernst gemacht wird. Diese Art der Lebensansicht oder Stufe der Bildung nannte ich: „freie weltliche Bildung auf rein sittlichen Grundlagen", und setzte hinzu: „Ob dies dann noch Religion zu nennen sei, darüber läßt sich streiten."

Dies war nichts als eine der Anerkennung werte Wendung der Billigkeit, welche einen neuerdings so vielbestrittenen Punkt der weiteren Erwägung und Erörterung überläßt. Es heißt gerade

soviel, als z. B.: ob dies noch Religion zu nennen sei, wenn jemand glaubt, daß die göttliche Weltregierung keiner Engel bedarf, darüber läßt sich streiten. — Und diesen Satz hat mir ein Bericht in der „Augsb. Allg. Zeitung“ vom 18. Dezember 1844 zu dem Wortlaute verdreht: Für mich gebe es keine Religion mehr. Hätte ich weniger billig, weniger versöhnlich gesprochen, so hätte ich gesagt: die wahre und reine Religion fängt erst da an, wo man nicht mehr glaubt, daß zur Vermittlung zwischen dem göttlichen und menschlichen Geist besondere (in Wahrheit vielmehr trennende, als vereinigende), körperliche, den Zusammenhang der Naturgesetze zerreißende Erscheinungen notwendig seien. Ich kann auch den Glauben an die Vorsehung hier als Beispiel benützen. Jener Journalartikel hat mir mit barer, nackter Lüge „Leugnung der Vorsehung mit dürren Worten“ vorgeworfen. In der Rede habe ich den Begriff der Vorsehung gar nicht erwähnt. Hier aber sei es mir erlaubt, denselben zur Verdeutlichung der Frage herbeizuziehen. Seit Kant in seiner Kritik der Urteilskraft den tiefsinnigen Begriff der inneren Zweckmäßigkeit in der Natur aufgestellt und dadurch Ideen erneuert hat, welche schon von Aristoteles und Spinoza ausgesprochen waren, gelangte die Wissenschaft weiter zu der Erkentnis, daß die Vorsehung nicht vorgestellt werden dürfe als eine Leitung der Welt durch die göttliche Macht von außen, sondern als eine im Innern derselben wirkende Kraft, als die innere Plastik in den physikalischen und organischen Körpern, als der tiefe Drang zum Göttlichen im menschlichen Gemüte, als das große den Völkern innewohnende Gesetz, das ihnen ihre Rolle im lebendigen Drama der Menschheit anweist. Ist nun dieser Begriff von der Vorsehung eine Erweiterung und Läuterung des populären Begriffs, oder geht er wirklich über diesen schlechtweg hinaus? — Darüber läßt sich streiten: dies war die klare Meinung meiner Worte, in welchen gewiß selbst der strengste Richter keine Verhöhnung der Religion erblicken kann. Im letzten Abschnitte gieng ich über auf das Verhältnis der Ästhetik zur Philosophie. Nach einigen Bemerkungen, welche hier unwesentlich sind, weil sie dem Angriffe nirgends einen Punkt darboten, erklärte ich, daß die Ästhetik sich den gegenwärtigen Prinzipienkämpfen der Metaphysik keineswegs entziehen könne. Ohne Metaphysik lasse sich das Schöne

nicht erklären, und ohne die auf jene Grundwissenschaft sich stützende Philosophie der Geschichte lasse sich in der Kunstgeschichte kein Standpunkt gewinnen. Indem ich mich nun verpflichtet fühlte, anzugeben, welche Überzeugung die meinige sei, hatte ich ein kurzes Wort vonnöten; denn der Redner muß sich bündig ausdrücken. Nun läßt sich derjenige metaphysische Standpunkt, welcher in Gott als einem absoluten Geiste keine sinnlichen Schranken aufzufinden weiß, die ein Hindernis sein sollten, daß er sich der Welt wahrhaft und allgegenwärtig mitteile, durch verschiedene terminos bezeichnen. Der eigentliche jetzt gangbare terminus ist: Immanenz. Ein anderer terminus für diese Ansicht, der des Pantheismus, ist in neuerer Zeit verrufen; er ist es mit Recht, sofern man unter Pantheismus eine Ansicht versteht, welche die einzelnen Existenzen schlechthin für identisch mit dem Göttlichen ausgibt, den Gegensatz zwischen Gut und Bös verwischt usw.; er ist es mit Unrecht, sofern man behaupten kann, dies sei nur eine unreine und oberflächliche Form des Pantheismus. Nun bedienen sich aber des Ausdrucks „Immanenz“ auch solche Philosophen, welche daneben zugleich Lehren vortragen, die ich für eine, den Begriff eines reinen Geistes trübende, sinnliche Vorstellungsweise ansehe, und welchen ich im Verlauf der Rede auch vorwarf, daß sie der Gottheit, wenn man es genau nehme, einen sinnlichen Leib zuschreiben. Daher entschloß ich mich, den Namen Pantheismus, jedoch mit drei Zusätzen, zu gebrauchen.

1) sagte ich: Ich bekenne mich zu derjenigen Metaphysik, welche mit dem verrufenen Namen des Pantheismus belegt werde, wodurch ich sogleich andeutete, daß ich mich zu dieser Ansicht nicht in dem mißverstandenen Sinne des Wortes bekenne. Denn wenn ich nicht überzeugt wäre, es gebe eine Form des sogenannten Pantheismus, welche mit Unrecht verrufen sei, so hätte ich gewiß keinen Grund gehabt, mich öffentlich dazu zu bekennen.

2) fügte ich mit starker Betonung hinzu, daß ich mit den gleich Denkenden keineswegs eine einfache Identität des Einzelwesens mit der Gottheit lehre, daß vielmehr nach unserer Ansicht der reine, schrankenlose Geist in keinem Einzelwesen, in keinem Volke, in keinem Momente der Weltgeschichte so zur Offenbarung komme, daß er darin gleichsam erschöpft wäre; daß also jedes Individuum usf. diesen Geist, wie er ihm einesteils innewohne, noch unendlich über

sich erkennen müsse. — Ich hatte weder als Redner die Zeit, mich auf diesem Punkte über die ganze Metaphysik zu verbreiten, noch steht es mir zu, dies jetzt zu tun, sonst hätte ich leicht dartun können, oder könnte es jetzt, daß der Mensch nach dieser Ansicht nicht göttlich ist, wie er aus den Händen der Natur kommt, sondern daß das wahrhaft Göttliche in ihm der Geist der Selbstüberwindung ist, daß mit dieser Ansicht die strengsten Forderungen des Sittengesetzes sich nicht nur vereinigen lassen, sondern mit Notwendigkeit vereinigen.

3) Da mit dem Standpunkte des sogenannten Pantheismus sich neuerdings praktische, politische Tendenzen verknüpft haben, welche, die festen historischen Bedingungen des Staatslebens überspringend, mit unreifer Hast die Wirklichkeit nach abstrakten Begriffen umbilden möchten, so erklärte ich mich ausdrücklich hiegegen und sagte:

> „Man weiß auch, daß wir nicht die Wirklichkeit nach abstrakten Maßstäben übers Knie abbrechen wollen, daß wir alles demagogische Wesen hassen, daß wir mit Ruge wegen der Art, wie er ‚die Praxis mit der Idee' faßte, gebrochen haben, und daß es unsere Ansicht ist, man müsse in besonnenem Gange die Geister reifen, damit seinerzeit die Frucht der Zukunft von selbst vom Baume falle."

Sind diese Erklärungen Verhöhnung der Religion, sind diese einfachen Bekenntnisse eines rein wissenschaftlichen Standpunkts, die ich noch durch ausdrückliche Bemerkungen gegen Mißverständnisse schützte, strafwürdig, so durfte ich niemals zum akademischen Lehrer berufen werden, denn ich habe eben dies weit stärker vielfach in meinen Schriften gesagt*).

Bis hieher habe ich nun diejenigen Stellen erwähnt, welche den Gerüchten von Verhöhnung der Religion zugrunde zu liegen scheinen. Der hochpreisliche Senat hat mich unmittelbar nach dieser Rede unter seine Mitglieder aufgenommen, das Königliche Rektoramt hat mich beeidigt, und dadurch war ausgesprochen, daß man nichts in meiner

*) Diese Äußerung, welche ebenso ein Befreundeter in einem Zeitungsartikel ausgesprochen hat, ist von meinen Feinden gierig aufgegriffen worden. Der Redliche wird diejenige Klugheit niemals lernen, welche auf der Voraussetzung durchtriebener Arglist im Gegner ruht. Meine Schriften mögen es selbst bezeugen, daß ich zwar oft stärker, aber nie anders als im Geiste ernster Männlichkeit und redlichen Strebens meine Ansichten ausgesprochen habe.

Rede gefunden, was mich der Bekleidung des öffentlichen Lehramts als ordentlicher Professor unwürdig machen könnte. Das Gewebe der Verleumdung, wodurch die bis hieher erwähnten Äußerungen entstellt wurden, kann nur mit seinen äußersten Spitzen auf der Universität angezettelt sein und scheint sich sofort in einer anderen Stadt weitergebildet zu haben.

Ich gehe nunmehr zu denjenigen Stellen meiner Rede über, welche von einem Teile des Publikums als Verletzung persönlicher und kollegialischer Verhältnisse betrachtet worden sind. Diese Stellen knüpften sich unmittelbar an die vorhergehenden in meiner Rede.

Es steht derjenigen philosophischen Ansicht, welche ich als die meinige bezeichnet hatte, eine andere gegenüber, welche sich verschieden modifiziert, im allgemeinen aber gegenwärtig als der Standpunkt der Transzendenz bezeichnet zu werden pflegt. Der Gegensatz beider Ansichten darf keineswegs schlechthin so gefaßt werden, daß diese Ansicht einen persönlichen Gott lehre, wir aber ihn verwerfen. Die dunkle Vorstellung von der Persönlichkeit Gottes suchen beide Ansichten dem wissenschaftlichen Begriffe näherzubringen, beide haben dieselbe untersucht und untersuchen sie noch, und der Gegensatz und Kampf, um den dieser ganze Teil meiner Rede sich drehte, ist keineswegs der Gegensatz zwischen Wissenschaft und Volksreligion. Mit den Vorstellungen der letzteren sind auch meine wissenschaftlichen Gegner keineswegs schlechthin einverstanden, sondern legen auch von ihrer Seite den kritischen Maßstab daran. Was aber insbesondere die Lehre von der Persönlichkeit Gottes betrifft, so werfen wir den Gegnern vor, daß sie diesen Begriff in einem Sinne zu halten suchen, welchem — obwohl nicht zugegebener Maßen — doch immer noch sinnliche Formen des Raums und der Zeit zugrunde liegen, und daß sie daher sinnliche Schranken auf Gott übertragen. Dagegen werfen sie uns vor, daß, wenn wir als die eigentliche Personwerdung Gottes die reine Gattungsidee der Menschheit fassen, dies so viel heiße, als: Gott von den Menschen abhängig machen. Wie sich nun an diesen Gegensatz und an die Kette der Gründe und Gegengründe eine Reihe unendlicher Abweichungen im einzelnen und in den obersten Prinzipien der besonderen Disziplinen knüpft,

wodurch die ganze Differenz erst zu einem klaren Bilde wird, steht mir hier nicht zu auszuführen. Ich habe hier nur darum diesen Punkt noch einmal in seiner Allgemeinheit aufgefaßt, um sogleich weiteres daran zu knüpfen, wodurch sich meine Äußerungen motivieren. Indem ich mich nämlich der Erwähnung des Unterschieds zwischen wissenschaftlichen und persönlichen Beziehungen näherte, mußte ich zuerst noch einmal hervorheben, daß im wissenschaftlichen Prinzip keine Vermittlung der Gegensätze möglich sei. Daher, fuhr ich fort, müsse wohl unterschieden werden zwischen dem Prinzip und dem persönlichen Verhältnis.

Ich sprach nun zuerst von meiner Stellung gegenüber den anders Denkenden — (und solche befinden sich natürlich nicht nur im Akademischen Senate) — in Beziehung auf das Prinzip. Hier forderte ich nun aufrichtigen geraden Kampf und volle Teilnahme der ganzen Gesinnung, des ganzen Empfindungslebens an dem, was einer einmal zu seiner Überzeugung gemacht hat. So wie ich selbst dies von meiner Partei aufs strengste fordere, daß eine Überzeugung zugleich Gesinnung sein soll, so fordere ich es auch von dem Gegner. Wenn ich aber ebendarum die reine Energie der Gesinnung auch im Gegner anerkennen muß, so ist es leider auch Tatsache der Erfahrung, daß diese Gesinnung bei vielen in die trübe Leidenschaft der Unduldsamkeit, des Verfolgungsgeistes übergeht, welcher jeden Versuch, die Religionslehren zu läutern und geistiger zu fassen, als Frivolität verdächtigt, als Gottlosigkeit brandmarkt. Diesen Geist der Unduldsamkeit hatte ich im Auge, wenn ich nunmehr mit dem ganzen Nachdruck lebhafter Bewegung auftrat. Ich hatte mir vorbehalten (wie ich dies auch getan habe), in allen persönlichen Verhältnissen den Grundsatz der gegenseitigen Achtung als den meinigen auszusprechen, aber auch beschlossen, hier, wo es sich nicht vom Persönlichen, sondern vom Prinzip handelte, ganz aufrichtig zu sein. So versprach ich denn:

> „Den Entgegenstehenden — was das Prinzip betreffe — meine volle ungeteilte Feindschaft", versprach ihnen — „was das Prinzip betreffe" — (ausdrücklich, laut und deutlich wurde diese Limitation wiederholt!) — „meinen vollen und herzlichen Haß."

In dieser Äußerung lag schlechtweg nichts Persönliches, sondern der laut und wiederholt ausgesprochene Gegensatz des Persönlichen. Es lag aber auch abgesehen von einem solchen, entfernt nicht möglichen Mißverständnis, gar nichts Besonderes, nichts Ungewöhnliches darin. Wenn ich ein Prinzip mit der ganzen Kraft der Persönlichkeit umfasse, muß ich das entgegengesetzte hassen. Soll der Whig das Prinzip des Tory nicht hassen, soll der Soldat die Absicht, sein Vaterland zu verletzen, im Feinde nicht hassen? Soll die Toleranz nicht mit Haß gegen die Intoleranz verbunden sein?

Nun erst gieng ich mit ausdrücklicher Unterscheidung auf das persönliche Verhältnis über, worin ungleich Denkende sich befinden; und in der Tat, ich muß mich wundern, daß die nun folgende Äußerung nicht hinreichte, zu beweisen, daß ich bei prinzipiellem Kampfe persönliche Achtung und Verträglichkeit als meinen Grundsatz aussprach.

„Ganz anders aber verhält es sich, wenn man das persönliche Verhältnis ins Auge faßt. Wie sehr ich überzeugt sein mag, daß mein Gegner nicht nur unrichtig denkt, sondern daß auch die praktischen Konsequenzen seines Denkens zum Übel führen, wie sehr er von mir dieselbe Überzeugung haben mag, so dürfen wir uns dennoch die gegenseitige moralische Achtung nicht versagen. Jeder muß vom andern annehmen, daß er durch ein Zusammenwirken von bestimmenden Verhältnissen (Konfession, frühen Einflüssen der Erziehung u. dgl.), welche über das Individuum hinausliegen, in seiner Denkart sich befestigt hat, sozusagen mit derselben zusammengewachsen ist. Man kann ja auch nicht immer disputieren, man muß sich zusammen vertragen, ehe man sich gegenseitig überzeugt hat."

Konnte ich den Grundsatz der persönlichen Verträglichkeit deutlicher aussprechen? Oder war dies etwa nicht genug, verlangt man vielleicht, ich sollte sagen, man müsse den Gegner deswegen persönlich achten, weil man denken müsse, der Gegner habe vielleicht in seinen Ansichten wirklich recht? Welche klägliche Gesinnungslosigkeit wäre aber das, wenn ich zu der eigenen Sache und Überzeugung nicht das volle Zutrauen hätte, daß sie Wahrheit sei! Mehr als ich hier zugab, kann niemand zugeben, der eine Gesinnung hat.

Und trotz diesen deutlichen, in verschiedenen Wendungen wiederholten Äußerungen konnte man meinen, ich habe die Absicht ausgesprochen, in kollegialische Verhältnisse, wo Person der Person gegenübersteht, Leidenschaft hineinzutragen, die ruhige, gehaltene Form der Verhandlung durch Roheit und Maßlosigkeit zu stören! Kann die Sprache des Charakters so sehr verkannt werden, daß selbst der so einfache und klare Unterschied zwischen den Grundsätzen, welche in betreff des Prinzipienkampfs, und denen, welche in betreff des persönlichen Verhältnisses geltend gemacht werden, nicht aufgefaßt wird?

Ich kann mir nicht anders denken, als daß diese Trübung des Verständnisses aus dem Eindrucke einer folgenden Stelle hervorgieng, welche vielleicht die Erinnerung an die vorhergehenden Äußerungen in den Hintergrund drängte. Bis dahin hatte ich, wie die gegenwärtige Ausführung zeigt, jede oppositionelle Äußerung durch Restriktionen und versöhnende Zusätze wieder gemildert; warum ich nun aber auch nach der letzten Äußerung, welche deutlich und bestimmt den Geist der Verträglichkeit ausspricht, zu einer solchen übergieng, in welcher sich das Gefühl schmerzlicher Verstimmung ausdrückte, dies sei mir vergönnt etwas weiter ausholend zu motivieren, indem ich erkläre, wie es kam, daß noch ein Gewicht schmerzlicher Erinnerung auf dem Gemüte lag und sich Luft zu machen suchte.

Der Kampf der rationellen Denkart und der entgegengesetzten ist so alt als die Bildung. Gegenwärtig hat er sich in seiner ganzen Schärfe aufs neue entzündet. In diesem heftigen Kampfe ist es nun keineswegs die Wissenschaft, welche die Reihe *persönlicher* Angriffe und leidenschaftlicher Verfolgungen eröffnet hat. Sie gieng ruhig ihren Weg. Sie entdeckte z. B., daß die Evangelien später verfaßt sind, als man bisher glaubte, daß bis zu ihrer Abfassung die fromme Sagenbildung bereits Zeit gehabt hatte, das Haupt des großen Stifters unserer Religion mit einer von tiefsinniger Phantasie gewobenen Glorie des Wunders zu umgeben. Was kann die Wissenschaft dafür, wenn sie dies entdeckt? Die Wissenschaft ist autonomisch; dies heißt zunächst in theoretischer Bedeutung: sie kann keinem anderen Gesetze folgen, als dem festen Gange der *Gründe*. Man hat aber der neueren Spekulation vorgeworfen,

daß sie in ihren Ansichten über das Praktische, das Sittliche und Politische, die Autonomie im Sinne der Willkür als höchstes Gesetz aufstelle. Autonomie heißt aber, in praktischer Bedeutung, nicht die Willkür des gesetzlosen Subjekts, sondern nur der Anspruch, jede Macht, welcher das Subjekt gehorcht, als eine vernünftige zu begreifen, und daraus geht doch nichts weniger hervor als ein Geist gedankenloser Zerstörung, jähen Umsturzes; davon hat weder die Sittlichkeit noch ein wohlgeordneter Staat das geringste zu besorgen. Autonomie im theoretischen Sinne spricht aber nicht nur die kritische Theologie und die Philosophie, sondern jede Wissenschaft an. Die Naturwissenschaft kann z. B. als Geologie keinen Schritt gehen, ohne von den Erzählungen des ersten Buchs Mosis abzuweichen, die Astronomie kann dadurch, daß in der Heiligen Schrift noch der kindliche Glaube herrscht, daß die Sonne um die Erde laufe, sich in ihren Forschungen nicht für gebunden erachten. Die juristische und kameralistische Wissenschaft begreift das Staatsgebäude als ein Werk vernünftiger Gedanken und verständiger Kombinationen und kann sich von der Kirche gewiß nicht die Überzeugung aufdrängen lassen, daß der moderne Staat ein theokratischer oder hierarchischer sein solle. In der kritischen Theologie und noch mehr in der Philosophie findet dieses, allen Wissenschaften gemeinsame Prinzip der Autonomie nur seinen höchsten und unverhülltesten Ausdruck, und diese sind daher mit der Kirche in die härteste Kollision geraten. Die anderen Wissenschaften sind aber bei diesem Kampfe mit beteiligt, die Philosophie kämpft *für sie*, indem sie für sich kämpft, und was man *so häufig als Unvorsichtigkeit der Philosophie von seiten anderer wissenschaftlicher Zweige angreift, ist nichts anderes als die notwendige Konzentrierung dessen, was nur weniger eklatant auch ihnen zugrunde liegt, in bestimmte und schlagende Worte*.

Hätte nun der Klerus und alle diejenigen, welche den Volksglauben in seiner ganzen Einfachheit gegen jedes Eindringen der Kritik in Schutz nehmen zu müssen glauben, nur mit Gründen gegen Gründe gekämpft, so wäre freilich die Aufregung der Leidenschaften, welche wir jetzt auf dem Kampfplatze sehen, nicht losgebrochen.

Allein statt dessen spielten die Gegner den Kampf alsbald in ein anderes Gebiet. Sie griffen

1. die Personen moralisch an, sie schoben den Vertretern der freien Forschung Frivolität unter, sie vermengten wider besseres Wissen und Gewissen die moderne Wissenschaft mit anerkannt unsittlichen Tendenzen. Weil Kant in gewissen Punkten mit Voltaire zusammentraf, darf dem ernsten deutschen Philosophen darum die Frivolität des witzigen, aber oberflächlichen und eitlen Franzosen vorgeworfen werden? Weil der edle Lessing in seinem Nathan, diesem Drama der Humanität, die Tugend und Sittlichkeit für unabhängig vom positiven Dogmenglauben erklärte, weil er in seiner Kunstkritik manches von Diderot aufnahm, war er darum Materialist, wie die Mitarbeiter der Enzyklopädie? Kaum hatte die neuere kritische Theologie ihr erstes bedeutendes Werk veröffentlicht, als im Literaturblatt des Morgenblatts mit genauer Verkehrung der Wahrheit in ihr Gegenteil ausgerufen wurde, die Kritik greife jetzt auch den sittlichen Kern des Christentums an. In derselben Weise stellt der obengenannte Artikel der „Allg. Zeitung" meine Ansichten und Bestrebungen mit der um ihres schamlos frechen Charakters willen mit Recht verachteten Zeitschrift „Vorwärts" zusammen. Jeder Zug aus meinen Schriften, jedes Wort aus meinem Munde widerlegt die entfernteste Möglichkeit einer solchen Vergleichung, und wenn ich nur z. B. anführen wollte, wie streng ich in meinen Vorlesungen über die Schlüpfrigkeit eines Wieland und Thümmel mich auszusprechen pflege, so würde man eher begreiflich finden, wenn mir moralische Pedanterie vorgeworfen würde.

Ist nun eine solche Verdächtigung nicht empörend?

Ich halte zwar unter Umständen auch die Kraft des Lächerlichen für eine berechtigte Waffe gegen grasse Vorstellungen und sprach dies an einer anderen Stelle meiner Rede aus. Unter Umständen, d. h. wenn die Grundlage der Polemik ernster philosophischer Art ist, und wenn jene Waffe nur in Gegenwart solcher angewandt wird, deren Geist Bildung genug hat, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Wenn ich z. B. in aufgeklärter Gesellschaft ein komisches Licht auf die Vorstellung unserer symbolischen Bücher

werfe, als sei Hagel, Sturm, Seuche eine Wirkung des Teufels, ist dies frivol?

2. Wir suchen die Gegner um ihre Beweisgründe zu bringen, dafür suchen sie die Vertreter der freien Forschung um ihr Brot zu bringen. Dies ist zweierlei. Ein Beispiel aus früherer Zeit ist die bekannte Tatsache, wie man den Philosophen Wolf bei seinem Staatsoberhaupt anschwärzte, als beschönige und befördere er durch seine Lehre von der Freiheit die Desertion, infolge welcher Verdächtigung er sein Amt verlor.

3. Die Gegner verhetzen das Volk. Der kritischen Theologie und Philosophie der neueren Zeit ist es nicht eingefallen, die Masse des Volks, welche zu wenig im Denken geübt ist, um zwischen einem geistig sittlichen Kerne und einem sinnlichen Gewande in den Dogmen zu unterscheiden, in ihrer rührenden und jeder Schonung würdigen Einfalt zu stören. Haben dies einige unbesonnene junge Menschen getan, so trägt die besonnene Wissenschaft nicht die Schuld. Es ist möglich, daß noch eine Zeit kommt, wo auch der Bauer erkennt, daß man z. B. das Böse um des Bösen willen und nicht aus Furcht vor Höllenstrafen lassen, das Gute um des Guten willen und nicht aus Hoffnung auf Lohn tun soll; wir wollten aber niemals mit übereilter Hast diese Zeit herbeirufen. Der Klerus ist es, der die Sache vor das Volk gezogen hat; auf Kanzeln, in religiösen Volksschriften hat er dem Volke ein völlig entstelltes Bild der Wissenschaft vor Augen geführt, entstellt, weil die Sätze derselben, in die unterscheidungsunfähige Volkssprache übersetzt, notwendig allen Sinn verlieren müssen. So erscheint nun die Wissenschaft dem Volke als ein gespenstisches Ungeheuer, von dem es dunkle, entsetzliche, dämonische Träume ausbrütet. Die Absicht der Gegner gieng allerdings nicht unmittelbar auf die Hervorrufung einer solchen gefährlichen Stimmung im Volke. Diese soll nur ein Mittel sein, um darauf hinzeigen und ausrufen zu können: „Darf man einem Treiben der Wissenschaft länger zusehen, welches eine so bedenkliche Beunruhigung im Volke hervorbringt?“ Aber wie, wenn das, was nur Mittel sein sollte, einmal denjenigen, die dieses Mittel heraufbeschwören, unter der Hand bis zu der furchtbaren Kraft einer blinden Naturmacht anschwillt, wenn der schrecklichste der Schrecken, der Wahn über sein Ufer schäumt, wenn der

Fanatismus die Brandfackel schwingt, die in Beispielen des Entsetzens am Horizonte der Geschichte leuchtet? — Wer wird dann die Schuld tragen, die verleumdete Wissenschaft oder ihre Verleumder?

Für die obige Behauptung fehlen die beweisenden Tatsachen nicht. Seit Jahren wird z. B. auf Kanzeln der Hauptstadt gegen den Standpunkt der modernen Wissenschaft gepredigt. Ein Geistlicher ebendaselbst hat vor einigen Jahren am Schlusse einer Neujahrspredigt die Bitte, daß der Herr die Gemeinde von der gottlosen Philosophie bewahren möge, in das Vaterunser aufgenommen. Aus Veranlassung der Gerüchte über meine Inauguralrede haben mehrere Geistliche zu Stuttgart aufs neue gegen gewisse Tendenzen der Universität, d. h. da diese Tendenzen der einfache Ausdruck der Autonomie der Wissenschaft sind, gegen die Universität als die Schule der Wissenschaft gepredigt.

Ich bin zwar ein Angeklagter und habe mich nur zu verteidigen, aber ich kann und darf es nicht verhehlen, daß nach meiner innigsten Überzeugung ein vom Staate gegründetes und gepflegtes Institut, die Universität, durch ein anderes, die Kirche, in seinem Prinzip, der reinen Forschung, angegriffen, verdächtigt und eben dadurch in seiner organischen Geltung als Glied des Ganzen beeinträchtigt ist.

Erst nach solchen Erfahrungen hat nun die Wissenschaft auch ihrerseits mit der Energie gerechten Unwillens in ihrem Kampfe sich nicht mehr bloß an das Theoretische in den Ansichten der Gegner gehalten, sondern sie hat das moralische Bild der ihr entgegenstehenden Partei mit starken Farben gezeichnet. Ich selbst habe an verschiedenen Stellen meiner Schriften den Fanatismus mit Zügen gemalt, die ihm nicht erfreulich sein können. Aber ich habe nicht die Personen als Personen angegriffen, ich habe keine Artikel in Journalen verfaßt, welche auf die Bewirkung persönlicher Nachteile für meine Gegner berechnet waren.

Diese Zeitfolge der einzelnen Momente in dem Kampfe für und gegen die Wissenschaft habe ich aufführen zu müssen geglaubt, um eine weitere Stelle meiner Rede zu motivieren, worin ein tiefer, alter Schmerz zum Ausbruch kam. Es ist für ein gesundes Gemüt nicht leicht, es zu verschmerzen, daß seinen aufrichtigen Bestrebungen beständig Frivolität untergeschoben, daß ihm seine Begeisterung für das Gute beständig in Schlechtigkeit und Nieder-

trächtigkeit umgedeutet wird. Dieses Gewicht lag auf meiner Seele, diese Last machte sich in folgenden Worten Luft:

„Nur da wird es schwer sein, das“ (vorher bezeichnete) „Verhältnis“ (persönlicher gegenseitiger Achtung) „zu begründen, wo man mir die Achtung verweigert hat, die ich, wie ich sie den Gegnern zolle, auch für mich fordere, die mir gehört, von der meine Gegner auch wissen, daß sie mir gehört, die ich mir erzwingen kann, erzwingen will, und die ich mir auch erzwungen habe.“

Zuerst habe ich ein schweres Mißverständnis zu beseitigen, welches die letzte dieser Wendungen erfahren hat. Weil ich in der Form des Perfektum mich ausdrückte, so meinte ein Teil der Zuhörer, diese Wendung wolle etwas Besonderes und etwas anderes, als die vorhergehende, besagen. Durch ein künstliches Gebäude der Argumentation brachte man sofort heraus, daß ich hier von meiner Ernennung zum Ordinarius gesprochen habe. Ich befinde mich gegen diese Hypothese in dem begreiflichen Fall, daß ich nicht mit ihren eigenen Waffen gegen sie kämpfen kann. Sie argumentiert diplomatisch, und ich sprach in pathetischer Erhebung mit den kühneren Wendungen der Sprache, welche nicht mit dem Zollstabe gemessen werden können. Vergeblich protestiere ich, vergeblich berufe ich mich auf den einfachen Wortsinn, vergeblich auf die sehr einfache Kühnheit der Sprache, welche, um die Gewißheit auszusprechen, dies in der Form der vergangenen Zeit tat, vergeblich gebe ich mein nie entheiligtes Wort, daß dies nicht meine Meinung war, nicht sein k o n n t e, weil ich ja sehr wohl wußte, daß meine Ernennung ein freier Akt des Wohlwollens war. Aber ich werde nie einräumen, daß zu dieser Auslegung irgendein berechtigender objektiver Grund in meiner Rede lag, ich werde nie aufhören, gegen diese Deutung als gegen ein schweres Unrecht zu protestieren.

Wenn nun aber auch dieses Mißverständnis, wodurch bewiesen werden könnte, daß ich den Akademischen Senat als Ganzes angetastet habe, entfernt ist, so treten noch andere Vorwürfe auf, gegen welche ich mich zu verwahren habe.

Der Hauptvorwurf nimmt die Wendung, daß ich unter den Gegnern, welche mir bei dieser Stelle vorschwebten, einen Teil des Akademischen Senats und etwa einen besonderen Akt desselben

verstanden haben müsse. Allein die ganze Versammlung wußte, daß ich es mit einer unbestimmten Menge von Gegnern zu tun habe, welche in verschiedenen Formen der Äußerung, z. B. durch mündliche Urteile, durch literarische Veröffentlichungen die Achtung verletzen, die ich in Anspruch nahm, und der ganze Zusammenhang meiner Rede bewies, daß ich, da ich immer im ganzen und großen sprach, auch hier ein unbestimmtes Konvolut von Personen im Auge habe, welche erst eine nachträgliche Deutung nun abzählt. Sollte man dieser Bemerkung entgegenhalten, daß ich ja mit anderen Gegnern nicht, sondern nur mit Senatsmitgliedern in ein persönliches Verhältnis zu treten habe, so antworte ich darauf: allerdings habe ich mit verschiedenen Personen verschiedenen Standes in persönlichen Verhältnissen zu leben, welche meinen Bestrebungen die Achtung verweigern, die ich anspreche, und die Ausschließlichkeit jener besonderen Anwendung ist daher völlig unbegründet.

Auch dies warf man mir vor, es sei nicht ehrenhaft, Gegner bei einer Veranlassung anzugreifen, wo sie nicht antworten können. Allein wo hat man je gefordert, daß Angriffe — (und meine Worte waren ja nicht einmal eigentlicher Angriff, sondern eine Klage über Erfahrungen, die ich zu machen habe) — sich auf solche Veranlassungen oder Mitteilungsformen beschränken sollen, wo der Gegner im Augenblick auch antworten kann? Dadurch würde jede Rede außerhalb der Form der Disputation und der parlamentarischen Debatte ihrer eigentlichen Kraft beraubt, denn zu einer Rede — ich unterscheide eine *Rede* von einer *Abhandlung* — gehört Polemik.

Und dies führt mich an die Quelle aller Mißdeutungen, welche meine Rede erfahren hat. Der größte Vorwurf gegen sie ist, daß man von einer Bühne, von welcher man *Abhandlungen* zu vernehmen gewohnt ist (ich will damit niemand verletzen, aber ich bin ein Angeklagter und darf nichts verschweigen, was ich zu meiner Verteidigung zu sagen habe), eine *Rede* vernahm, welche die Bestandteile in sich enthielt, welche die wahre Rhetorik fordert: tiefe Erregung der ganzen Persönlichkeit, kühnere Wendungen durch die Beimischung der Phantasie, welche der rhetorische Schwung fordert, streng ausgeprägte, die Polemik mit sich führende Energie der Überzeugung.

Entschuldigen Eure Magnifizenz meine Wärme! Ich bin, wenn ich alles zusammenstelle, was man meiner Rede zum Vorwurf macht, schwer angegriffen, und fühle mich von einer Last der Mißdeutungen gedrückt, gegen welche ich doppelt mühsam ringe, weil ich gegenüber dem berechnenden Verstande, dessen Kritik eine aus tiefbewegter Empfindung hervorgegangene Rede nun aushalten soll, keine juristischen Beweise aufbringen kann; diese Schwierigkeit meiner Stellung möge für die Lebhaftigkeit meiner Selbstverteidigung Nachsicht erbitten.

Indem ich Eure Magnifizenz bitte, diese meine Verteidigung dem Hochpreislichen Akademischen Senate und sofort dem Königlichen Ministerium des Innern und des Kirchen- und Schulwesens vorzulegen, bleibe ich mit vollkommenster Ehrerbietung

Eurer Magnifizenz
gehorsamster Diener

Fr. Vischer.

Tübingen, den 2. Januar 1844.

Erst bei der Niederschreibung der ganzen Rede bemerkte ich, daß ich den Schluß von den Worten an: „das Schlimmste" usw. in der obigen Erklärung auch noch hätte anführen sollen,*) und zwar aus zwei Gründen. Zuerst deswegen, weil der erste Satz beweist, daß der vorhergehende die ausschließliche Beziehung nicht hatte, deren man ihn bezichtigt. Denn wenn ich meine Klage über Verweigerung der mir gebührenden Achtung darauf begründe, daß man mir und den

*) Die Worte: „Ich begann arglos — Menschheit bewahrt" hatte ich im Niederschreiben der Rede für den Druck rein vergessen und konnte sie eben noch einfügen, ehe gesetzt wurde. Der letzten Wendung: „und hat sich den Glauben an die Menschheit bewahrt" erinnere ich mich nicht mehr genau. Ich weiß, daß ich hier noch einmal versöhnende Worte sprach, aber wie sie lauteten, ist mir nicht mehr im Gedächtnis, und nur um den Schein zu vermeiden, als redigiere ich den Wortlaut zu meinem Vorteil, habe ich den ebengenannten unbestimmt allgemeinen Ausdruck hier aufgenommen.

mit mir Strebenden („uns“) beständig ein Wollen des Schlechten mit Absicht und Bewußtsein unterschiebt, so leuchtet klar ein, daß mein Vorwurf in weiter Ausdehnung gegen eine verbreitete Partei und Literatur gerichtet ist. Zweitens deswegen, weil man mir nun, da man mir jedes Wort im Munde zu einem Stilett gegen mich selbst umdreht, die letzten Worte, wo ich mich für fähig erkläre, für den Genius auch mein Blut zu lassen, voraussichtlich geradezu revolutionär deuten wird. So muß ich es denn noch sagen, was sich so sehr von selbst versteht, daß der Genius, von dem ich sprach, die Vernunft ist, oder der Geist oder das Gute oder in Gottes Namen die Freiheit, aber nicht die mißverstandene und zerstörende, sondern die wahre, die bauende. Und wenn ich mich bereit erkläre, mein Blut für sie zu lassen, so ist es, weil ich auf der Seite des Gesetzes stehen will, wenn einmal die wahren Konsequenzen, welche (ihm selbst vielleicht unbewußt) im Fanatismus liegen, in ihrer ganzen zerstörenden Natur ausbrechen werden, wenn einmal der Aufruhr der Ignoranz gegen die Bildung ins Werk gesetzt sein wird. Und wenn jemand meinen sollte, ich träume, so betrachte er nur die Mittel, mit denen der Fanatismus eben jetzt gegen die Wissenschaft tätig ist:

> In wohlberechneten anonymen Zeitungsartikeln, deren besonders der letzte vom 7. Januar in der Augsburger Allgemeinen Zeitung sich durch diabolische Arglist auszeichnet, spielt er die Rolle des Jago, träufelt in feinen Andeutungen ätzende Gifttropfen in die Seele und wartet die unheilvolle Wirkung ab.
>
> Petitionen läßt er umgehen und bietet dadurch eine Macht auf, welche Erwägungen und Beschlüsse, die der Intelligenz der gesetzlichen Behörde anvertraut sind, auf Seitenwegen umgehen soll.
>
> Eine blinde Volkswut regt er auf, deren Grenzen, wenn sie erst ausbricht, niemand kennt. Bei allen diesen Operationen gilt ihm Wahrheit und Lüge gleich, die urkundliche Darlegung des Tatbestandes wartet er nicht ab, die unsinnigsten Gerüchte beutet er aus, die Widerlegung der Lüge ignoriert er; kurz es scheint ihm völlig unbekannt, daß es auch gegen den Feind ein Gewissen gibt.

Man kann aber für seinen Lebenszweck noch ganz anders und schmerzlicher leiden als dadurch, daß man in offenem Kampfe sein

Blut dafür läßt. Es gibt ein moralisches Arsenik, dessen Eingriffe in das Leben schneidender sind als Schwert und Kugel. Dieses Arsenik, die verdächtigende Lüge, mischt man mir in meine Speisen, und alle Guten werden es sehr begreiflich finden, wenn ich gestehe, daß mir in diesen Tagen mehr als einmal das Wort eingefallen ist, daß eine Giftmörderin, deren Verbrechen der Zufall zu gleicher Zeit mit meinem ehrlichen Namen von Mund zu Munde trug, vor Gericht gesprochen hat: „ich hielt es auch deswegen für keine Sünde, meinen Mann zu vergiften, weil er ein Freigeist war." Der Vergiftete war, wie es nach seinem Tode öffentlich von Freunden bezeugt wurde, ein Ehrenmann, der über religiöse Dinge rationell dachte wie jeder Gebildete.

Tübingen, den 10. Januar 1845.

Fr. Vischer.

Hochansehnliche Versammlung!

Ein ordentlicher Lehrstuhl ist für die Wissenschaft der Ästhetik errichtet und dadurch ausgesprochen worden, daß sie ein integrierendes Glied im Kreise der akademischen Wissenschaften bildet. Was schon längst die Zeitbildung gefordert hatte, das Ende der scholastischen Bildungsweise, ist hiemit tatsächlich und offiziell anerkannt. Scholastisch nenne ich in diesem Zusammenhange alle Wissenschaft, welche nur auf einseitige Fachbildung hinarbeitet, der Bildung des künftigen Beamten und Gelehrten die Bildung des Menschen opfert und daher dasjenige Element, worin die sonst getrennten Kräfte am reinsten harmonisch zusammengehen, das Schöne nämlich, entweder mit Mißtrauen ausschließt oder mit Geringschätzung duldet. Zwar ist seit alter Zeit die klassische Philologie als wesentlicher Lehrzweig in die philosophische Fakultät aufgenommen. Allein lange war sie ein bloßer Wortdienst, der seinen Gegenstand nur als gelehrten Stoff behandelte. Was diese Wissenschaft in neuerer Zeit verjüngt und auf die Stufe erhoben hat, auf welcher sie ihre Aufgabe begreift, in einem lebensfrischen Gesamtbilde das Altertum aus dem Grabe zurück-

zurufen, das ist neben anderen erfrischenden Einflüssen vor allem die Archäologie der Kunst, die sich mit ihr verschwistert hat. Einen großen Zuwachs erhielt die Philologie durch die deutschen und romanischen Sprach- und Literaturstudien, welche seit kurzem erst zu dem Range selbständiger Wissenschaften sich erhoben haben. War nun hiedurch eine neue Welt von Stoffen unter die akademischen Wissenschaften aufgenommen, so durfte dieser Masse, wie jedem anderen positiven Studium, die ideale Einheit, der konzentrierende philosophische Reflex, nicht fehlen, sie mußte sich in einer Wissenschaft des Schönen zusammenfassen. Hiedurch entstand ein Ganzes, eine philosophische Wissenschaft mit dem unter ihr befaßten realen Stoffe: Kunst und Poesie des Altertums, des Mittelalters, der neueren Zeit. Eine Teilung an verschiedene Kräfte wurde notwendig; die strengen klassischen Studien, sowie die strenge deutsche und romanische Philologie fordern einen ganzen Mann, wogegen der Philosophie des Schönen, welche ebenfalls eine strenge Vertiefung des Geistes und möglichst wenig Zersplitterung der Kräfte fordert, nur ein geringerer Teil des historischen Stoffes, nämlich neuere deutsche Literatur, ein Zweig der Kunstgeschichte (Geschichte der Malerei) und mehr ästhetische als exegetische Behandlung älterer Dichter zufiel.

Nachdem sich dies also gestaltet und die Ästhetik den ihr angewiesenen Platz einer selbständigen Wissenschaft eingenommen hat, ist es Zeit, daß sie sich orientiert und sich über ihr Verhältnis zu den übrigen akademischen Fakultätswissenschaften Rechenschaft gibt.

Indem sie sich nun zu diesem Zwecke nach ihren Schwestern umsieht, so fällt, da sie freilich bekennen muß, daß sie nicht so recht ordentlich ist und wenig sogenannte Haltung hat, ihr Blick sogleich auf gewisse, von den anderen, obligaten Wissenschaften über die Achsel angesehene Stiefkinder der Universität, welche im Katalog immer zuletzt stehen und in Prozessionen zuletzt gehen. Es sind dies gewisse K ü n s t e , welche an der Universität gelehrt werden.

Unter diesen nenne ich zuerst diejenigen, welche ich mit einem Ausdrucke Kants anhängende Künste nennen möchte, weil sie nicht ein freies, vom Künstler unabhängiges Gebilde hinstellen, sondern den eigenen Körper für persönliche Zwecke zu stärken und zu bilden bemüht sind, wobei die Schönheit, welche hiedurch erreicht wird, nicht unmittelbar Zweck ist. Die Ästhetik hat eine besondere Vorliebe

für sie, weil sie, bestrebt, die äußere Erscheinung der inneren geistigen Lebendigkeit entsprechend durchzubilden, aus einem geteilten einen ganzen Menschen herstellen. Es sind zunächst die gewöhnlich so genannten gymnastischen Künste, Reiten, Fechten, Turnen. Früher wurde auch das schöne Ballspiel an der Universität gelehrt; in der edlen Schwimmkunst kann kein Unterricht erteilt werden, weil unsere gute Stadt Tübingen, so wie für einiges andere, auch für einen Schwimmplatz nicht gesorgt hat. Namentlich aber fehlt das Exerzieren, was allen gymnastischen Übungen erst höheren Reiz gibt, weil es mit dem Gefühle eines wesentlichen und objektiven Zweckes, der Vaterlandsverteidigung, sich verbindet. Die Tanzkunst, welche ebenfalls auf der Universität gelehrt wird, steht, so könnte es scheinen, in einem näheren Verhältnisse zur Ästhetik, als die übrige Gymnastik, weil Bildung des Körpers zur Schönheit der Form und Bewegung für sie in unmittelbarerem Sinne Zweck ist, als für diese, welche zunächst Stärkung beabsichtigt. Allein die Ästhetik neigt sich aus begreiflichen Gründen gerade mehr zu derjenigen Art der Körperbildung hin, welche die Grazie nicht als solche sucht, sondern als Zugabe zur Stärke von selbst erreicht. Es entsteht daraus jene männlichere Grazie, welche natürlich da, wo es sich um die Erziehung männlicher Jugend handelt, einen höheren Wert hat. Diese männlichere Grazie zierte früher auch den Tanz, als er noch Volkstanz war; unsere Voreltern liebten z. B. den Schwertertanz, der auf unseren Bällen jetzt freilich weniger mehr am Platze wäre. Die Orchestik ist aber überhaupt in hohem Grade gesunken. Der jetzige Tanz besteht aus lauter beschnittenen, ihres Feuers, ihrer volkstümlichen Frische, selbst ihres lyrischen und epischen Ausdrucks beraubten Resten früherer Volkstänze, und während in südlichen Ländern im Volke noch ein Gefühl ist, daß der Tanz eine reine, ihren künstlerischen Zweck in sich selbst tragende Darstellung sein müsse, so ist er in unserer modernen Gesellschaft ein bloßes Mittel gegenseitigen Gefallens und momentaner Unterhaltung unter beiden Geschlechtern geworden. Doch auch so bleibt der Tanz eine ganz gute und notwendige Sache und eine wesentliche akademische Beschäftigung.

Man muß nicht meinen, es sei eine bloße Grille der Ästhetik, diese Sympathie mit den Künsten der Körperbildung. Sie sind vom Standpunkte der anderen akademischen Wissenschaften nicht weniger

wichtig, und indem ich dies mit einigen Bemerkungen auseinandersetze, so erziele ich dadurch zugleich eine einleuchtende Vorbereitung auf den weiteren Hauptinhalt meiner Rede, denn an dem gemeinschaftlichen Interesse, wodurch alle Wissenschaften auf diese Künste bezogen sind, wird auch bereits die gemeinsame Beziehung derselben auf das Schöne deutlich, da jene Künste allerdings ästhetischer Art sind.

Nur mit ein paar Worten will ich andeuten, welche Wichtigkeit die gymnastischen Künste für die Medizin haben. Wie mancher Rheumatismus, wie manche Indigestion, die jetzt mit Tee, Schwitzen, Rhabarber verfolgt wird, wurde sonst auf der Palästra geheilt! Schönheit aus Stärkung ist zugleich Hebung der Gesundheit und mit den Gelehrtenkrankheiten, diesem Kreuz der Ärzte, würde es wohl auch anders werden, wenn die Gelehrten nur erst lernten, aufrecht, die Brust heraus, gehen!

Von dem größten Interesse müssen die gymnastischen Künste auch für die juristische und staatswirtschaftliche Fakultät sein. Der Staat braucht starke Männer; dem Staate ist nicht mit Männern gedient, welche, wie man zu sagen pflegt, den Finger im Reisbrei abbrechen. Gesunde und blühende Kräfte verlangen die Geschäfte der Produktion und Bearbeitung, Landbau und Gewerbe. Der jetzige Zustand des Lebens dringt ferner auf immer größere Trennung und Teilung der Arbeit; um so mehr sollten jene Übungen gepflegt werden, welche zur Herstellung des ganzen Menschen aus dem geteilten so wesentlich beitragen. Das Volk soll heiter und glücklich sein; es soll seine Kraft, seinen Wohlstand, sich selbst in öffentlichen Festen zeigen. Kriegerische, selbst gefährliche, nationale Spiele haben von jeher den Mittelpunkt wahrer Volksfeste gebildet, und wäre dieser schöne Brauch nicht so sehr abgekommen, so würden wir auch auf unseren Märkten und sonstigen Voksversammlungen nicht mehr die häßlichen Gestalten sehen, aus welchen jeder Adel der Form verschwunden ist. In früheren Zeiten war es dem Volke selbst anvertraut, sich zu schützen und Waffen zur Notwehr zu tragen: ein Geschäft, das uns jetzt von Polizeidienern und Landjägern gütig abgenommen ist; aber um auch nur solche, um taugliche Gefängniswärter usw. zu erhalten, braucht man tüchtige Leute. Diese werden daher aus dem Soldatenstande genommen. Aber dies eben führt mich auf einen Hauptpunkt. Jeder

Bürger sollte auch Krieger sein; es gehört zum Manne, Krieger zu sein. Unsere Zeit hat eingesehen, daß die Monopolisierung der Tapferkeit in einem bestimmten Stande gegen den Begriff derselben als eines kardinalen Attributs der Mannheit überhaupt ist, und daß der wahre Begriff des Staates notwendig auf die Idee einer allgemeinen Landwehr führt.

In den Verhandlungen unserer letzten Ständeversammlung wurde die Frage aufgeworfen, ob der Staat die Befugnis habe, den Schulzwang auch auf die gymnastischen Übungen auszudehnen, welche mit den Schulen verbunden werden sollen; und da mußte man die wunderbare Bemerkung vernehmen, daß auf diese Weise unser Staat am Ende gar dem spartanischen oder platonischen ähnlich würde. Als ob ihm nichts Übleres begegnen könnte! Was am meisten zwingt, ist die Freiheit. Sie zwingt den trägen, weichlichen Willen und entbindet den wahren, hebt ihn in Luft und Licht. Zu dem, was ihm wahrhaft heilsam ist, hat der Mensch von jeher gezwungen werden müssen.

Von äußerster Wichtigkeit muß aber die gymnastische Bildung für die Theologie und Philosophie sein. Ich nenne diese beiden hier zusammen und so, daß ich die erstere durch die letztere ergänze, denn die Religion in ihrer getrennten Stellung ergreift den Menschen nur auf einem Punkte, sie fordert innerste Heiligung des Gemüts, zeigt aber nicht, wie diese als Bildung durch die ganze Persönlichkeit durchzuführen ist. Zwar könnte aus der religiösen Forderung, daß unser Leib der Tempel des heiligen Geistes sein soll, die Bedeutung und Wichtigkeit jener Übungen leicht abgeleitet werden; aber die Religion auf ihrem spezifischen Standpunkte zieht solche Folgerungen nicht, sondern gibt sich leicht der Täuschung hin, als sei es genug, wenn verborgen auf dem innersten Herde ein heiliges Feuer brenne, während Mauern und Wände dunkel und schmutzig bleiben. Dann läßt der Geist seinen Leib fallen, welcher nun, seinen eigenen Launen preisgegeben, jede seltsame Figur annimmt. Ja es verbindet sich mit diesem Standpunkte gewöhnlich jene negative Moral, welche die Bildung der Sinnlichkeit in ihrem eigenen Elemente mit Verdacht und Mißtrauen beurteilt als etwas, was nicht sein soll. Dies heißt, bei dem Gegenteil der Wahrheit ankommen; diese formelle Körperbildung ist vielmehr ein Sollen, eine Pflicht.

Anerkannt wird dies freilich nicht von der Religion als Religion, sondern nur von der in Philosophie erhobenen, zur Ethik erweiterten Religion. Das Prinzip der Ethik kann in diesem Zusammenhange so gefaßt werden: der Mensch soll, während er sich immer reiner zum Geiste bildet, sich ebensosehr als Natur erhalten. Der Geist soll sein Naturorgan in Besitz nehmen, sowohl damit es ihm auch wirklich gehöre, das geschmeidige Werkzeug seiner Zwecke werde, als auch, damit er sich in ihm darstelle, daß andere ihn gerne sehen, daß in ihm nicht eine Arabeske, ein Schnörkel der Gattung, sondern die Gattung zur Erscheinung komme. Soll aber der Leib dieser Bestimmung entsprechen, so muß er nicht wenig geschüttelt und gerüttelt werden; das bißchen Spazierengehen reicht nicht hin, der Körper wächst nicht von selbst, wird nicht von selbst, was er sein soll, er muß ebensosehr Kunstprodukt werden, als er Naturprodukt ist.

Es wäre ein leichtes, unseren Satz durch die Pflichtenlehre zu verfolgen. Könnte ich bei diesem Punkte länger verweilen, so müßte ich zeigen, wie in hundert Fällen die wesentlichsten moralischen Pflichten unerfüllt bleiben, weil das Organ ihrer Ausübung, vernachlässigt und unentwickelt, seine Hilfe versagt; nur auf einen Punkt in dem Gebiete der besonderen Pflichten will ich hinweisen. Unter diese gehören die Standespflichten. Kein Stand ist durch die Natur seiner Arbeit so sehr genötigt, seinen Körper zu mißhandeln — denn Verdammung eines Organs zur Untätigkeit ist immer die gröbste Mißhandlung — kein Stand ist so versessen, wie der gelehrte. Gerade deswegen ist der Gelehrte verpflichtet, doppelte Anstrengungen zu machen, um diesem Mißverhältnis entgegenzuarbeiten und seine Menschheit als Ganzes zu retten. Ich meine doch, jener Johannes Osiander, der zugleich Professor und Oberkriegsrat war, durch Kraft, Mut, Gewandtheit, Fecht- und Reitkunst sich und andere mehrmals aus drohender Todesgefahr rettete, Regimenter kommandierte, mit eigener Hand die Pulverfässer aus den französischen Minen im hiesigen Schlosse stahl, sich ins feindliche Lager, um seinen Unterhandlungen Nachdruck zu geben, jene Kugel nachschicken ließ, die ihm selbst Hut und Perücke vom Kopfe riß: der sei ein anderer Professor gewesen als wir. Ein jeder Stand soll sich ferner nach außen würdig darstellen, er soll sich zu repräsentieren wissen. Man

hat uns daher dieses Kleid, den Talar, gegeben. Aber fragen wir uns ehrlich, ob wir es auch zu tragen wissen, ob wir auch erwägen, daß man mit diesem Gewande nicht um die Ecken eilen kann, wie mit dem Kollegienhefte in der Tasche, daß man in einer Prozession sich nicht vergessen und in Tritt und Schritt ohne alle Feierlichkeit gehen lassen darf, wie es bei einer bekannten Gelegenheit geschah, wo so viele gar nicht die Reihe einzuhalten wußten, sondern sich bald in der hinteren bald in der vorderen mit Verwunderung vorfanden!

Der wissenschaftliche Vorbereitungsstand, der Stand der Studierenden, hat von jeher die edle, durch die Idealität seiner Zwecke gehobene, aber noch von Sorge und Amtszwang freie Schönheit seiner Jugendlust durch gymnastische Übungen gewürzt. Es ist die allgemeine Klage, es ist von den Studierenden selbst eingestanden, daß ihr Zusammenleben jetzt gesunken und schwunglos ist. Tatsache ist es, daß eines der Symptome dieser Gesunkenheit in der Ausartung der Gymnastik, insbesondere der Fechtkunst zu einem rohen, kunstlosen, auf einen allernächsten Zweck berechneten Dreinschlagen besteht. Ich habe in dieser Beziehung einen frommen Wunsch, die Idee einer Belebung und Erfrischung des Studentenlebens, durch eine gymnastische Organisierung. Es wäre dies zunächst eine bloße Form; aber an eine Form knüpft sich manches Schönere und Gehaltvollere.

Außer den Künsten nun, welche sich mit der Bildung des eigenen Körpers beschäftigen, habe ich gewisse selbständige Künste zu erwähnen, selbständig in dem Sinne, daß sie ein vom Künstler abgelöstes, frei auf sich stehendes Werk hervorbringen. Die Baukunst wird an der Universität nicht offiziell gelehrt. Zwar sind schon Vorlesungen über die nützliche Baukunst für Kameralisten gehalten worden; es wäre den Studierenden dieser Fakultät heilsam, wenn sie auch über die schöne sich unterrichteten, damit einmal dem häufigen Vandalismus unserer Kameralverwalter, dem wir die Zerstörung schon so manches ehrwürdigen Denkmals aus dem Altertum verdanken, ein Ende gemacht würde. Übrigens ist es von großem Werte, einen modernen Baukünstler an unserer Universität tätig zu sehen, der den schönen Beruf hat, durch Aufstellung edlerer Muster jenen berühmten, wunderbaren Tübinger Baustil mit der Zeit zu verdrängen. Dagegen ist der Unterricht im Zeichnen mit

der Universität enger verbunden; ein höchst wesentlicher und notwendiger Zweig der Bildung. Zeichnen sollte jeder lernen. Gleichviel ob er Talent hat und es zu einiger Meisterschaft bringt; jeder soll Formen sehen lernen. Wie wichtig ist es nur z. B. für den Philologen, daß er einen Begriff von Modellierung habe! Wie will er sonst die Schönheit der antiken Plastik fühlen und wie ohne dieses Gefühl die Dichter des Altertums verstehen, in welche man nicht eher eindringt, als bis man sich ihre Gestalten mit dem inneren Auge zu zeichnen vermag! Endlich steht unter den zur Universität gehörigen Lehrzweigen der Unterricht in der Musik, dieser freundlichen, humanen Kunst der idealisierten Zeit, der rhythmischen Empfindung, die als anmutige Begleiterin sich durch das Leben schlingt und das Gemüt von dem schweren Drucke der Endlichkeit löst.

Was wir bitter vermissen, ist ein Theater. Es ist dies eines der höheren Bildungsmittel, welche nur größere Städte genießen können und wir freilich entbehren müssen, solange wir in die kleine, vom bedeutenderen Verkehr abgeschlossene Stadt, auf die allereinfachsten Bedürfnisse patriarchalischer Menschheit beschränkt, von der tiefsten Häßlichkeit umgeben, uns gebannt sehen. Und daß man nur nicht meine, ich rede hier von leerem Genusse! Das Theater hat die große, sittliche Bedeutung, daß es ein erhöhtes Bild des Lebens auf seinen Brettern entfalten soll, worin die tiefsten geistigen Hebel der Geschichte und die ewige Gerechtigkeit des Schicksals in durchsichtiger Reinheit aus dem verhüllenden Nebel des Zufälligen und Alltäglichen hervorsteigen und jede Brust erschüttern.

Es ist aber Zeit, daß wir uns nach den eigentlichen Fakultätswissenschaften umsehen. Die Ästhetik selbst könnte keiner anderen Fakultät zugeteilt sein als der philosophischen. Der Inhalt der Ästhetik, das Schöne, verhält sich zu allen Fachstudien wie das Allgemeine zum Besonderen. In der humanistischen Bildung treffen die getrennten Wege der Ausrüstung für die besonderen Fächer zusammen; hier, in diesem rein menschlichen Interesse, löscht sich der Handwerksgeschmack ihrer Einseitigkeit aus. Ebenso verhält sich die Philosophie zu allen Fachstudien, sofern sie sich mit der allgemeinen Idee der Wahrheit beschäftigt, aus welcher die Prinzipien der einzelnen Disziplinen hervor- und in welche sie zurückfließen. Die Ästhetik unterscheidet sich aber dadurch von der Philosophie, daß sie

das Allgemeine, die Idee, in der einladenden Form des Schönen zu ihrem Gegenstande hat, welches ohne die schwere Arbeit des Denkens unmittelbar gefällt. Hiedurch wäre jedoch, sofern wir nur diese Art des Stoffes im Auge haben, mit welchem die Ästhetik sich beschäftigt, diese Wissenschaft vielmehr von der Philosophie ausgeschlossen; denn die Philosophie löst auch den letzten sinnlichen Schein in Begriffe auf. Die Ästhetik würde der Philosophie durch jene Allgemeinheit des Interesses, das ihr Stoff genießt, nur ähnlich sein, sie würde nicht wirklich zu ihr gehören. Allerdings hat es nun mit unserer Wissenschaft die besondere Bewandtnis, daß alle anderen akademischen Disziplinen nach der Seite ihres positiven Stoffes in einer eigenen Fakultät repräsentiert sind, der reine Gedanke aber, der jenem die oberste Einheit gibt, seinen Ausdruck, wiewohl die besondere Fakultät ebenfalls diesen rationellen Zweig treibt, vornehmlich in der Philosophie findet, die Ästhetik dagegen samt ihrem besonderen, empirischen, historischen Stoffe ganz zur philosophischen Fakultät gehört. Dies ist jedoch ein wohlbegründeter Unterschied. Auch die positiven Zweige der Ästhetik, Archäologie, Studium der klassischen, der mittelalterlichen Dichter usw. sind Gegenstände der allgemeinen Bildung, nicht der besonderen Fachbildung. Zwar ist die Beschäftigung mit der Philologie auch Sache einer besonderen Berufsbestimmung, der des Lehrers; aber diese Bestimmung ist selbst wieder allgemeiner Natur, weil der Lehrer die Vorbildung von Schülern zu Fachstudien verschiedener Art gleichmäßig zur Aufgabe hat. Überhaupt sind Sprache und Kunst Äußerungsformen des Geistes, welche seiner höchsten Tätigkeit, dem reinen Denken, am nächsten stehen, und daher natürlich der philosophischen Fakultät als Unterrichtszweige zufallen. Allein die Ästhetik hat nicht nur die objektiv vorhandene Welt des Schönen darzustellen, sondern sie hat das Schöne zu begreifen, und daher gleicht sie nicht nur der Philosophie, sondern sie ist selbst Philosophie. Ja sie hat eine doppelt schwere und strenge philosophische Arbeit, da in keinem Stoffe das Sinnliche und Geistige so innig ineinander verschmolzen und daher so schwer zu scheiden sind wie im Schönen; daher man lange eine Philosophie des Schönen für unmöglich hielt, und viele sie noch für unmöglich halten. Die Ästhetik hat dies durch die Tat zu widerlegen, sie setzt daher strenge und gründliche philo-

sophische Bildung voraus. Die Fähigkeit, das Schöne systematisch zu begreifen, ist eine Hauptprobe der Philosophie.

Man wird mir, wenn ich mich nun von dem der Ästhetik in ihrer Fakultät angewiesenen Orte aus nach den übrigen Fakultätswissenschaften umsehe, eine Untersuchung über die wahre Ordnung derselben um so mehr erlassen, da vor nicht langer Zeit über diesen Gegenstand so treffliche und gründliche Worte von dieser Rednerbühne gesprochen worden sind. Es mag hinreichen, hier nur anzudeuten, wie der wahre Stufenbau der Fakultäten, der bekanntlich nicht begriffsmäßig, sondern auf dem Wege allmählicher historischer Anlagerung entstand, namentlich dadurch gebrochen ist, daß die philosophische Fakultät nebst der medizinischen zwischen die juristische und staatswissenschaftliche, die eigentlich nur eine sein sollten, wie ein Keil sich einschiebt, und wie die größte Schwierigkeit bei dieser Erörterung eben in der Frage nach der wahren Stellung der philosophischen Fakultät liegt. Diese verhält sich zu den übrigen Fakultäten wie die Gattung zur Art, wie das Ganze zum Teil, und soll doch unter sie wie eine Art neben Arten, ein Teil neben Teilen eingereiht werden. Die jetzt übliche Einteilung ist gerade, wie wenn ich sagen wollte: Kirschen, Äpfel, Birnen, Obst, Pflaumen. Die Philosophie ist alles und ist nichts, sie ist das Erste, die Mitte und das Letzte. Es ist eine Frage, wie die über den Rang der Geistlichkeit. Soll sie als derjenige Stand, der sich mit dem Absoluten beschäftigt, auch der erste, der absolute Stand sein, so entsteht das Ungeheuer der Hierarchie; soll sie, weil das Absolute ebensosehr das O, als das A ist, der letzte Stand sein, so ist sie unter ihre Würde gestellt, und es wäre billig zu wünschen, daß ein Pfarrer mehr als Leutnantsrang hätte. Fassen wir nun die Philosophie gemäß der ihr oben zuerkannten Bedeutung als die Spitze des ganzen Baus, so ist eben hiemit auch anerkannt, daß sich in ihr der bestimmte und positive Gehalt der übrigen Fakultätswissenschaften in jene Allgemeinheit verflüchtigt, welche wenigstens insofern sich nicht anmaßen darf, über diesen zu stehen, als sie den Stoff in seinem ganzen Gewichte anerkennen und sich wohl hüten muß, ihn durch abstrakte Anwendung ihrer allgemeinen Kategorien beherrschen zu wollen.

Statt diese Erörterungen weiter zu verfolgen, habe ich nur meiner weiteren Betrachtung noch einen Vorbegriff voranzuschicken. Wir

müssen nämlich für unseren vorliegenden Zweck streng unterscheiden zwischen dem Stoffe einer Wissenschaft und zwischen ihrer Behandlung dieses Stoffes. Denn wir werden finden, daß die Ästhetik mit dem ersteren in ganz sympathetischem Rapport stehen kann, während sie von der letzteren sich mißgestimmt abwendet. In einem gewissen Sinne nämlich streift jede Wissenschaft ihrem Stoffe den Charakter der Unmittelbarkeit ab; dies Verfahren nimmt aber selbst wieder eine doppelte Form an. Das wissenschaftliche Verfahren kann es zu seiner Aufgabe machen, den historischen Stoff einfach zu begründen und zu rechtfertigen. Mit einer solchen Behandlung hat die Ästhetik nur deswegen nichts zu tun und steht mit ihr in gar keinem Verhältnisse, weder der Zuneigung noch der Abneigung, weil die wissenschaftliche Methode, abstrakt, wie sie immer ist, sie überhaupt nichts angeht. Es stellt sich aber jenem Verfahren ein kritisches entgegen, das den ganzen Stoff der Schärfe der voraussetzungslosen Prüfung unterwirft und dadurch einen zersetzenden Charakter annimmt, der für den ersten, oberflächlichen Blick völlig negativ scheint. Gegen dieses Verfahren scheint nun die Ästhetik nicht etwa nur gleichgültig sich verhalten zu dürfen, sondern, weil die Frische des Seins und die Energie positiver Existenz die Heimat der Schönheit ist, so könnte man meinen, sie müsse sich sogar mit Widerwillen von ihm abwenden. Allein dann übersieht man, daß dem negativen Verfahren eine wahrhaft bejahende Weltansicht zugrunde liegen kann, welche sich den zersetzenden Zweifel nur vorausschickt, um desto nachdrücklicher auf eine neue Schöpfung oder Umgestaltung des Zersetzten zu dringen. Hält sich die Ästhetik daran, faßt sie die kritische Methode im Geiste der Zukunft, so kann sich das Verhältnis umkehren, und sie darf sich gerade dieser Form der Behandlung mit Liebe zuwenden. Beispiele werden diese Bemerkung alsbald in ein deutliches Licht setzen.

Es sei mir nun erlaubt, meinen Stufengang von unten auf zu nehmen. Hier muß ich denn mit der Fakultät der Naturwissenschaft oder der medizinischen beginnen. Denn so ehrenwert sie ist, so wenig ihre hohe Bedeutung ihr verkümmert werden soll, die Wissenschaften, die sich mit der Welt des Geistes, mit dem Gebäude des Willens, dem Staate, beschäftigen, haben doch einen Stoff, der um so viel höher steht, als der Geist über der Natur. Sogleich zeigt

sich nun die Notwendigkeit unserer obigen Unterscheidung zwischen Stoff und wissenschaftlicher Behandlung, wenn wir die allgemeinen Naturwissenschaften ansehen. Sie sind zum Teil, weil sie als wesentliche Zweige der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung zu betrachten sind, der philosophischen Fakultät zugeteilt, wovon wir übrigens hier absehen können. Die Oberfläche unseres Erdkörpers, die wunderbaren Zeugen uralter ungeheuerer Revolutionen, durch die er sich bildete, der Sternenhimmel, das sinnige, in verborgener Säftegärung seinen Bau vollendende Leben der Pflanze, die vielgestaltige Tierwelt, der staunenswerte Organismus des menschlichen Leibes: welche herrliche Welt der Schönheit! Allein die Naturwissenschaften haben nicht das Interesse, bei der ästhetischen Wirkung dieser großen Naturwerke stehen zu bleiben, sie eilen, die schöne Oberfläche aufzulösen, das Ganze zu zerlegen, zu zergliedern, sie beschäftigen sich mit dem Durchriß, die Ästhetik mit dem Aufriß. Der Standpunkt ist daher gerade der entgegengesetzte; diese hält sich an die Totalwirkung des Körpers durch seine Oberfläche, jene zerstören sie, durchsuchen seine innere Mischung und Textur und fragen nicht darnach, wie die getrennten Glieder, z. B. eine abgelöste Hand, das Auge, das der Schönheit begegnen möchte, beleidigen. Was nun die Medizin als Heilkunst betrifft, so versteht sich, daß die Ästhetik zunächst an dem Objekte ihrer Tätigkeit, dem kranken Körper, eben keine Freude haben kann. Nur mittelbar, um weitere poetische Wirkungen zu gewinnen, kann sie ein Interesse haben, das körperliche Leiden unter die Motive eines Kunstwerks aufzunehmen. Freilich liebt die Medizin den kranken Körper nur, weil sie ihn gerne heilt, und hier stellt sich das Verhältnis zur Ästhetik wieder anders; denn was die Gesundheit fördert, fördert auch die Schönheit. Wie aber die Ästhetik einmal ist, so muß sie das wunderliche Bekenntnis ablegen, daß sie trotzdem, wenn es sich um die Heilmethode handelt, mehr Vorliebe für ein naives, altertümliches Verfahren hat, als für das erprobtere der aufgeklärten, wissenschaftlichen Medizin. Wie sie überall das Anschauliche, Augenfällige sucht, so hat sie ihre Freude an einem Machaon, der freilich mit seiner alten, vom Zentaur Chiron ererbten Salbe eben keine Wunderkuren gemacht haben wird, an dem gewaltigen Wate mit dem ellenbreiten Barte in der Gudrun, der „arzet ist von eim wilden Wibe“, der „eine

guote wurzen" zur Hand nimmt und eine „bühsen, da was phlaster inne", und so den verwundeten König Hagen heilt. Dann heißt es weiter:

Do er erzenie, wurze und krut genoz,
Er wart der sorgen frîe nach sîm schaden groz.
Als er bestreich mit phlaster des künig Hagenen wunden,
Sin tohter gienk hin widere: do fant se ir vater wol gesunden.

Der Dichter zweifelt keinen Augenblick an der Glaubwürdigkeit einer so schnellen Kur und setzt sogar hinzu:

Er machte vorem tode wol gesunde,

aber ein jetziger Arzt wird wohl ebensoviel Mißtrauen in diese naive Erzählung und Versicherung setzen, als ein poetischer Leser Freude daran hat. Freilich, wenn die Kur eines wissenschaftlichen modernen Arztes diesen altertümlichen Reiz nicht hat, so wird sie dafür um so mehr Hoffnung auf Erfolg haben, und weil die Ästhetik für einen Leichnam nicht zu Haus ist, so wird ihr aus diesem Grunde ein weniger naives, aber zweckmäßigeres Verfahren der Heilkunst willkommener sein. Sollte aber auch die feinste Kunst der Heilung in ihrem Erfolge sich getäuscht sehen, so erwägen wir, daß zwar das Leben und die Gesundheit schön ist, tragisch erhaben aber der Tod. Da jedoch tragisch ergreifender als ein stiller Tod auf dem Krankenbette ein blutiger und gewaltsamer Tod ist, so könnte sich die Ästhetik in dieser Beziehung mehr zur Chirurgie hingeneigt fühlen. Freilich ist diese edle Wissenschaft und Kunst gerade in ihren bedeutendsten Leistungen unfähig, den Körper anders als in verstümmeltem Zustande aus ihrer Hand hervorgehen zu lassen. Zugleich kann nicht verschwiegen werden, daß zwischen der Ästhetik und Chirurgie dadurch eine gewisse Spannung entstehen muß, daß die Chirurgie durch ihre, zwar dem wissenschaftlichen Mittelpunkt entfernter stehenden Organe den Bart abnehmen läßt. Das Abnehmen dieses männlichen Schmucks muß der künstlerische Standpunkt als eine Barbarei bezeichnen. Der Barbar sucht die Natur auszutilgen, der wahrhaft Gebildete läßt und pflegt sie, bewahrt sie nur vor Auswüchsen. Hier über mir hängt Frischlins Bildnis; betrachten sie den schönen Mann mit dem

kräftigen braunen Barte, und geben Sie zu, daß ein solcher Professor ehrwürdiger aussieht als wir. Überhaupt ließe sich ein Buch schreiben über die Roheit der Bildung oder die Barbarei der Kultur.

Ich wende mich nun zu den politischen Wissenschaften, in welche sich nach einer eben nicht klaren Abwägung die staatswirtschaftliche und die juristische Fakultät teilt. Es sei mir erlaubt, diese beiden Sphären durch die Kategorie des Wohls und des Rechts zu unterscheiden. Im höheren Sinne ist allerdings das Wohl auch ein Recht und das Recht ein Wohl; zunächst aber ist offenbar die schützende, Sicherheit pflegende, verwaltende Tätigkeit eine andere, als das mathematisch strenge, unerbittliche Recht.

Die Fakultät des öffentlichen Wohls oder die staatswirtschaftliche ist es also, mit welcher wir uns zuerst auseinanderzusetzen haben, wenn wir erwägen, daß wir unserem Gange gemäß immer das, was materieller ist, früher ins Auge fassen. Ein Hauptgegenstand dieser Disziplin ist nämlich die materielle Basis des öffentlichen Wohls, die möglichst vollständige Gewinnung, Verarbeitung, Ausbeutung, Benützung der physischen Mittel des Staates: der große Stoff der National-Ökonomie. Bleiben wir nun zuerst bei dem Stoffe stehen, wozu wir hier die einfachsten Formen seiner Behandlung rechnen können, so muß sich sogleich die Ästhetik aufs willkommenste angesprochen finden. Das ehrwürdige, uralte Geschäft des Landbaus, Bergbaus, der Viehzucht, der Jagd, des Fischfangs: wie viel Homerisches liegt in diesen vertrauten Beziehungen des Menschen zu der Mutter Erde, der Atmosphäre, dem Tiere, dem Wasser! Wie viel Poetisches in jenen Mitteln, den Raum zum Behufe des Tausches zu überwinden, in der „völkerverbindenden“ Straße, dem Schiffe, das nach fernen Küsten den Ozean durchsteuert! Selbst der Verstandes-Kombination, wie sie scheinbar ganz prosaisch den Charakter des Handels bestimmt, läßt sich um der weithin greifenden Natur ihrer Perspektive willen noch eine Fülle von Poesie abgewinnen, wie uns Goethe durch eine berühmte Stelle seines Wilhelm Meister bewiesen hat. Wie gemütlich erscheint das Handwerk, wenn wir die liebende Vertiefung des Arbeiters in das Werk seiner Hände, das geschlossene Familienverhältnis zwischen Meister und Gesellen, den ehrenfest trotzigen

Zunftgeist im Auge behalten, der in früheren, einfachen Zeiten dieser Sphäre eigen war! Ganz anders aber muß die Ästhetik urteilen, wenn sie die völlig veränderte moderne Form der Mittel jener Tätigkeiten betrachtet. Die Vervollkommnung des Maschinenwesens richtet im ästhetischen Reiche ebensoviele Zerstörungen an, als sie dem Nutzen Vorteile bringt. Das Schöne büßt in dem Grade ein, in welchem der tote Mechanismus an die Stelle der lebendigen Menschenhand, der warmen Einlebung der Individualität in ihr Werk sich eindrängt. Auch den Erdboden zieht das fortschreitende System immer konsequenter durchgeführter Ausbeutung der Natur so in sein Netz, daß bald kaum ein Flecken Landes mehr bleiben wird, dem nicht durch die geradlinigen Marken der Ackerverteilung und die Bebauung jener Charakter der Zufälligkeit entzogen würde, welchen die landschaftliche Schönheit fordert. Die Bäume des Waldes selbst sieht man in manchen Ländern nach der Richtschnur gepflanzt, und die Stallfütterung entzieht der Landschaft selbst jenen dem malerischen Auge so willkommenen Schmuck der tierischen Staffage. An die Stelle des Handwerkers tritt der Fabrikarbeiter, der keine Liebe zu dem Werk seiner Hände haben kann, weil die abstrakte Maschine es vollendet, das Familienverhältnis zwischen Meister und Geselle ist gelöst, und die Verdorbenheit geht frei ohne Aufsicht.

Zunächst dienen alle diese Zerstörungen im Gebiete der schönen Form und der naiven Zustände dem Zwecke des Nutzens. Mit dem Nützlichen nun hat unmittelbar das Schöne im geringsten nichts zu tun, ja es wendet sich die ästhetische Stimmung nicht ohne einigen Widerwillen von einer Denkweise ab, welche durchaus das Nützliche zu ihrem Augenmerk macht. Allein die Sache stellt sich ganz anders, wenn wir weiterblicken. Auch hier findet unser Vorbegriff seine Anwendung, daß, was scheinbar negativ und zerstörend auftritt, im Geiste der Zukunft betrachtet ein hoffnungsvolles und bejahendes Angesicht zeigt. Aus der Vervollkommnung der Mittel des Nutzens muß erhöhter Wohlstand fließen. Aus dem Wohlstande wird von selbst neue Kunstblüte sprossen. Die Kunst muß auf dem gediegenen Boden des Völkerglücks ruhen. Ich bin kein Schöngeist, behüte mich der Himmel! Und wenn mir jemand sagte, ich müsse wählen: Armut und Roheit, dafür Kunstpflege oder Wohlstand und glück-

liche Entfaltung, aber keine Kunstschätze, so würde ich mit Lust alle Glyptotheken und Pinakotheken ins Feuer wünschen. Doch es hätte damit gar keine Gefahr; aus dem gesättigten Boden des Wohlstands würde unfehlbar Kunst und Schönheit neu aufblühen. Aber freilich eine schwere Wolke hängt über jener heiteren Aussicht; nicht allgemeiner Nutzen, nicht Verbreitung des Wohlstandes scheint aus jener durchgreifenden Mechanisierung der Arbeit zu fließen, sondern Anhäufung des Vermögens auf der einen, Verarmung und Verwilderung auf der anderen Seite. Das Gespenst des Pauperismus hebt sich drohend aus seinem Abgrunde. Man sinnt auf Hilfe; Palliativmittel sind vorgeschlagen, extreme, wilde Theorien sind ausgebrütet worden. Was die Zukunft bringt, wir wissen es nicht; aber wir hoffen, daß sie Gutes bringe und daß in der Beschäftigung mit diesen schweren Fragen die staatswirtschaftliche Fakultät ein fruchtbringendes Geheimnis in ihrem Schoße berge, ein Geheimnis, worüber sie vielleicht seinerzeit ein Wort mit der juristischen zu sprechen haben wird.

Mit den Kombinationen der in das abstrakte Tauschmittel des Geldes verwandelten physischen Kräfte des Staates beschäftigt sich die Finanzwissenschaft. So groß der Zweck ist, für welchen sie diese Kombinationen vornimmt, die Selbsterhaltung des Staates, so muß die Ästhetik doch bekennen, daß ihr vor der absolut mathematischen und prosaischen Form jenes Mittels, vor der reinen Zahlenberechnung ein Schauer aufgeht. Zwar ließen sich mancherlei interessante Beziehungen dieser Wissenschaft zur ästhetischen Betrachtungsweise auffinden; es gibt z. B. Arten von Besteuerung, welche auf Gesundheit und Sittlichkeit verderblich einwirken (Fenstersteuer, Oktroi) und eben dadurch mittelbar Schönheit, Lust und Gediegenheit des Daseins untergraben.

In die unmittelbare Nachbarschaft der Rechtssphäre hebt sich die Fakultät, von der wir sprechen, durch die Polizeiwissenschaft. Die Polizei, diese innere Selbstbewachung des Staates, der ausgestreckte Arm des Rechts, teilt sich in verschiedene Zweige, die wir hier nicht verfolgen können; sie arbeitet nicht nur dem Rechte vor und hilft ihm nach, sie überwacht auch den Ackerbau, die Gewerbe, den Handel, die Sanitätsanstalten, das Armenwesen, den öffentlichen Anstand usw. Im allgemeinen müssen wir nun leider

gestehen: die Ästhetik hat etwas Polizeiwidriges. Nach Vaganten, Zigeunern, Dieben, Räubern fahndet der Dichter und fahndet der Polizeibeamte; aber jener, um sie in Romanen unterzubringen, dieser, um sie ins Gefängnis zu stecken, und dies ist offenbar ein Unterschied. Auch können wir hier es nicht ganz umgehen, von der beiderseitigen Beziehung dieser Sphären zu jenem elementarischen Dinge zu sprechen, welches man Kot nennt. Die Ästhetik nämlich liebt nicht etwa völlig reinliche Straßen, neu verputzte Gebäude und dgl.; diese müssen erst bis auf einen gewissen Grad vom Alter gebräunt, jene brüchig und holprig sein, wenn sie malerisch aussehen sollen. Aus diesem Grunde könnte die Ästhetik mit einer Polizei im Einverständnisse sein, welche nicht allzu grausam auf Reinlichkeit dringt. Allein die Neigung der Ästhetik zu jenem elementarischen Dinge hat natürlich ihre Grenze. Und hiemit wollen wir dieses Kapitel beschließen. Aber die Ästhetik hat mit der Polizei allerdings noch ein bestimmteres Wort zu sprechen. Diese Anstalt hat in dem neueren Staatsleben in einem Grade über ihre ursprüngliche Bestimmung übergegriffen, wodurch sie die Lebendigkeit der Individualität in eiserne Reife schnürt und dadurch geradezu dem Künstler den schönsten Teil seines Stoffes, frei entwickelte Charaktere und das Bild ungebrochener, am Tageslicht sich entfaltender, in Lust und Leid offen und frisch sich äußernder Kräfte entzieht; sie ist aus einer Bewachung eine Belauerung geworden. Doch auch hier dürfen wir unsere Betrachtung mit einem versöhnenden Blicke schließen. Die heilige Ordnung bleibt immer „die segensreiche Himmelstochter", und in ihren Schranken wird wohl auch wieder die Naturkraft der Völker erblühen, welcher man vertrauen und welcher man Schutz und Wache in die eigenen Hände legen darf.

Die Verwaltung im engeren Sinne, mit welcher sich die staatswirtschaftliche Fakultät weiter beschäftigt, begreift so vielerlei Sphären in sich, daß wir uns hier mit wenigen Bemerkungen auf die höchste derselben, auf die Leitung der Kunst, der Kirche, der Wissenschaft beschränken müssen. Sehr mit Unrecht hat man die Lenkung dieser erhabenen Gebiete, welche die tiefste Weisheit, die tiefste Vertrautheit mit dem innersten Nerve des Staates voraussetzt, zu der Polizei, dieser rein äußerlichen Tätigkeit, gezählt und

unter der Polizeiwissenschaft begriffen. Über das Verhältnis unserer Wissenschaft zu diesem Zweige des politischen Lebens können wir einfach den Satz aufstellen: Die Interessen des ästhetischen Standpunktes werden in dem Maße mit dieser Tätigkeit Hand in Hand gehen, in welchem sie freie Entfaltung jener edlen geistigen Kräfte zu ihrer Aufgabe macht, in welchem sie die Kunst aus dem Volksboden emporzieht, nicht Kunst auf Barbarei pfropft, wie wir es auswärts sehen, in welchem sie überhaupt die Geister so erzieht, daß sie aus sich selbst heraus gesund emporwachsen.

Der höchste Zweig der politischen Wissenschaften ist die eigentliche Staatswissenschaft, die Lehre von dem idealen Organismus des Staats, von den Verfassungsformen. Diese Disziplin gehört natürlich der Rechtswissenschaft ebensosehr, wenn nicht noch mehr zu, als der ökonomischen Fakultät. Es ist aber interessant, daß gerade die letztere sich vorzugsweise mit derselben beschäftigt, denn jung, rasch, praktisch, mit den großen Zeitfragen über die Möglichkeit eines veränderten Verhältnisses zwischen Arbeit und Besitz unmittelbar beschäftigt, wie sie ist, könnte sie vielleicht mehr Beruf haben, das Zweckgemäße zu treffen, als die positivere Rechtswissenschaft. Die Ästhetik ist nun aber bei der Lehre von den verschiedenen Staatsformen im höchsten Grade beteiligt; ja sie hat die Aufgabe, die wichtigsten derselben an der Hand der Geschichte zu mustern und sich die Frage zu stellen, wieviel oder wenig Stoff jede derselben für die Kunst abwirft. Der orientalische Staat in seinen verschiedenen Formen als patriarchalischer Zustand, als Theokratie, als Despotismus; der antike Staat als heroischer Zustand, als Republik, als Monarchie; der Feudalstaat in seinem lockeren Verbande trotziger atomistischer Kräfte und dem republikanischen Städtewesen daneben: jede dieser Gestalten schließt der Kunst und Poesie ein anderes Schauspiel, eine andere Fundgrube von Stoffen auf. Was den modernen Staat betrifft, so stellt sich, welche Grundform er auch haben mag, der Ästhetik allerdings ein Mißstand entgegen, wodurch ihr derselbe unzugänglich wird; es ist dies der durchgeführte, überall streng formulierte Mechanismus aller Verwaltung, welcher den im Staate tätigen Individuen jenen Stempel aufdrückt, den wir durch das Wort Philister bezeichnen; und wirklich, die Ästhetik wendet sich von keiner Erscheinung mehr ab, als von einem Bureau-

gesicht, auf welchem von oben bis unten nichts geschrieben steht als: Oberregierungsrat.

Die juristische Fakultät bietet der Ästhetik weniger Beziehungen und Anknüpfungspunkte dar als die staatswirtschaftliche. Das Recht ist abstrakt verständiger Natur, weil die Persönlichkeit auf diesem Gebiete, abgesehen von ihrem konkreten sittlichen Gehalte, nur nach dem Umfange der äußeren Eigentumssphäre, die sie um sich gezogen hat, und ihren formellen Ansprüchen auf Anerkennung, d. h. nur als Person in Betracht kommt. Tiefere Bestimmungen und hiemit zugleich Anknüpfungspunkte mit der Ästhetik treten dagegen im Kriminalrechte ein: Schuld, Gewissen, Strafe, die äußerste vorzüglich, die Todesstrafe, reichen in die Tiefen des Seelenlebens hinab, führen anschauliche äußere Erscheinungen mit sich und haben dem Künstler und Dichter von jeher eine Welt wirksamer Motive erschlossen. Aber alsbald führt uns die Berührung dieses Punktes von der Frage über den Stoff zur Frage über die Form hinüber; denn wer muß sich hier nicht sogleich erinnern, daß die Kriminalprozesse in neueren, besonders englischen Romanen zwar die Teilnahme spannen, aber von einer gewissen Dunstsphäre umgeben sind, welche nichts weniger als wahrhaft poetisch ist. Der Grund davon liegt in nichts anderem, als in dem abstrakt mechanisierten und formulierten Rechtsverfahren der neueren Zeit. Der Amtsstubengeruch, die Malefikantenbank, das Verhör, die Armen-Sünder-Angst: hier geht jene, zwar unheimliche Größe und Furchtbarkeit verloren, welche in der Poesie auch dem Verbrechen noch eine düstere Erhabenheit leihen soll. Daher tritt auf diesem Gebiete eine ähnliche Neigung der Ästhetik hervor, wie in den früher betrachteten Sphären: es liegt in ihrer Natur, daß sie Zeiten eines noch unvollkommenen, aber anschaulichen Rechts vorzieht. Das Heroenleben der Völker liebt sie, wo noch kein Richter von Amts wegen gesetzt ist, sondern das Gericht durch die Hand des Helden über das Verbrechen kommt. Kriemhilde verwildert zur Furie in der Wut der Rache; aber vor kein Gericht wird sie beschieden, sondern Dietrich von Berne, der Held der besonnenen Männlichkeit und des sittlichen Maßes, vollbringt durch seinen greisen Waffenmeister Hildebrand das blutige Werk der Strafe an ihr. Klytämnestra mordet den Gemahl, der Sohn rächt den Vater, indem er den mütterlichen Busen durchstößt, aber er hat selbst die Blutschuld nun auf sein

Haupt geladen und fesselt die Erinnyen an seine Fersen. Diese finstere Tragödie schließt mit der Gründung des Areopags, und hier sehen wir eine gesetzliche Rechtsform eintreten; aber da ist keine Verhörstube, kein Strafkodex, kein Protokoll; ehrwürdige Greise sitzen auf dem Felsenhügel unter den Strahlen des alles offenbarenden Sonnengottes und sprechen Recht vor allem Volke. Solche naive Formen muß, wo das gesetzliche Recht einmal eingetreten ist, die künstlerische Betrachtung notwendig hoch über die späteren abstrakten stellen. Alles älteste Recht, solange es Gewohnheitsrecht war, solange es nicht von der Hand des Gelehrten, sondern von der Hand volkstümlicher, einer naiven Bildungsform selbst noch angehörender Männer niedergeschrieben wurde, trägt diesen Naturstempel in dem bildlichen, plastischen, sprichwörtlichen, rhythmisch anklingenden, alliterierenden, gereimten Ausdruck seiner Fassung, in dem symbolischen Charakter seiner Handlungen und Bräuche, wobei gewisse sinnbildliche Gegenstände, Schwert, Spindel, Mantel, Schild, Handschuh, Schleier, Ring usw. stehend sind, wobei selbst manche ergötzliche humoristische Züge hervortreten, wie z. B. das Ohrenziehen der Zeugen. Das römische Recht verlor diesen Charakter erst, da es von fremden Völkern aufgenommen, von toter Gelehrsamkeit verarbeitet wurde. Das altdeutsche wimmelt von solchen Zügen, und es ist nicht zufällig, daß derselbe geistvolle Sinn, dem wir die gründlichste Erschließung der Schätze unserer alten deutschen Dichtung verdanken, auch der Poesie im Rechte unserer Ahnen vorzüglich seine Aufmerksamkeit zugewandt hat. Seinen höchsten und schönsten Ausdruck aber fand dieser Charakter der Lebendigkeit, der in dem ursprünglichen Rechte sowohl der Römer als der Deutschen wohnte, in der Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens; hier erhob sich der epische Klang, der durch diese alten Rechtsformen geht, zum dramatischen Schwung. Unter Linden und Eichen, auf dem Forum trat vor Auge und Ohr des Volkes Angeklagter, Zeuge, Verteidiger, Richter auf, und das Öffentlichste von allem Öffentlichen, die Gerechtigkeit, wandelte im Lichte des sonnenhellen Tags. Eben an diesem Punkte öffnet sich aber auch wieder unser Blick für Gegenwart und Zukunft. Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens hat unsere Zeit als Forderungen erkannt, welche aus dem Begriffe des Rechts mit Notwendigkeit fließen, und da Schönheit überall ist, wo Gegenwart und

Äußerung der lebendigen Persönlichkeit, wo Anschaulichkeit ist, wo ein großer Gehalt in die Erscheinung tritt, so ist die Ästhetik bei dieser Forderung so innig beteiligt als Volk und Recht.

Endlich muß nun unsere Betrachtung zu jenen Disziplinen aufsteigen, welche nicht den realen, in einem objektiven Gebäude niedergelegten, sondern den Geist im Elemente der Geistigkeit selbst, die reine Idee zum Gegenstande haben. Es tritt aber auf diesem höchsten Gebiete selbst wieder eine Teilung ein, welche den Gegensatz der Realität und Idealität in sich wiederholt. Die reine Idee nimmt historische und positive Form an in der Kirche als der Anstalt, welche die höchste Wahrheit und die Erhebung des Geistes zu derselben in allgemein verständlicher Form für alle vermittelt. In dieser Form ist sie Gegenstand der Theologie. Dagegen sucht die Philosophie die Idee in der Form des reinen Gedankens, entkleidet vom sinnlichen Stoffe, zu begreifen.

Wir betrachten zuerst das Verhältnis der Ästhetik zur Theologie. Was nun zuvörderst den Stoff dieser Fakultät betrifft, die Religion, so ist der uralte Bund zwischen ihr und der Kunst eine bekannte Tatsache. Aber man darf sich unter diesem Bunde kein festes, beschlossenes, ruhendes und ein für allemal abgemachtes Verhältnis denken; dieses Verhältnis wechselt, es hat selbst eine Geschichte. Dienstbar war die Kunst der Religion nur im Orient; wie gebunden und unfrei sie ebendadurch in allen ihren Formen blieb, weiß jeder, der eine Anschauung orientalischer Kunstweise hat. In Griechenland dagegen und bei den Völkern des Mittelalters stand sie mit der Religion im Verhältnis freier Wechselwirkung, und in der neueren Zeit, infolge der Reformation, löste sich dieser Bund. Diese Lösung und ihr Grund wird sogleich in ein deutlicheres Licht treten, wenn ich zuvörderst von den zwei Fakultäten spreche, in welche sich die Theologie durch den Gegensatz der Konfessionen teilt und das Verhältnis beider Konfessionen zur Kunst ins Auge fasse. Es wird mir vergönnt sein, freimütig zu reden, da man mir wohl zutrauen wird, daß ich mich nicht auf den konfessionellen Standpunkt stelle.

Zunächst scheint es nun, daß die katholische Kirche der Kunst ungleich mehr entgegenkomme als die protestantische. Ihr reicher Legendenkreis, das malerische Gebäude der Hierarchie, das ganze

ahnungsvolle Helldunkel der romantischen Weltanschauung war eine unendlich reiche Quelle von Stoffen für die Kunst. Allein man muß nicht vergessen, daß dieser unendliche Zuwachs zugleich ein unendlicher Verlust war, und man wird sogleich verstehen, was ich damit sagen will, wenn ich nur daran erinnere, daß die Landschaft-, die Genremalerei, daß das Drama (denn die sogenannten Mysterien können kaum für einen schwachen Anfang des letzteren gelten) ihre höchste Entwicklung nicht im Mittelalter, sondern nur in einem geistigen Boden finden konnten, welcher die Reformation voraussetzt, daß überhaupt, um es sogleich kurz zu sagen, das ganze Gebiet der naturgemäßen Wirklichkeit der mittelalterlichen Kunst entzogen war. Dagegen schien sich die protestantische Kirche als Kirche sowohl durch den Rigorismus, mit welchem jede neue Religion und jede Verjüngung einer Religion anfangs notwendig auftritt, als auch durch die große Reduktion des religiösen Bilderkreises und die Unscheinbarkeit ihres Kultus — welche übrigens (so wenig sie in ihrem ganzen Umfang gerechtfertigt werden soll) aus der natürlichen Besorgnis entstand, durch reicheren Beitrag der Kunst mehr Zerstreuung als Sammlung zu bewirken — in ein eben nicht günstiges Verhältnis zu den Werken der Phantasie zu setzen. Allein wir müssen den Protestantismus in weiterem Sinne fassen; er hat eine Geschichte, eine Fortbildung. Um uns hierüber zu verständigen, müssen wir uns zunächst zu der zweiten Seite der unserer Betrachtung zugrunde liegenden Unterscheidung wenden, zur wissenschaftlichen Behandlung des Stoffes. Mit dieser als solcher hat die Ästhetik, wie schon gesagt, natürlich nichts zu tun. Es hat sich aber im Schoße des Protestantismus die neuere kritische Theologie ausgebildet. Diese erscheint auf den ersten Blick als ein völlig negatives Verfahren; in Wahrheit aber liegt ihr eine Metaphysik zugrunde, welche eine wahrhaft bejahende und positive Weltanschauung enthält, eine Weltanschauung, welche nicht etwa von der Philosophie geschaffen ist, sondern, das Produkt einer freien weltlich sittlichen Bildung, in ihr nur den wissenschaftlichen Ausdruck gefunden hat. Diese Weltansicht nun, welche überzeugt ist, daß das ganze Leben im Lichte der Unendlichkeit betrachtet und im Geiste der Unendlichkeit behandelt werden könne und müsse, auch ohne daß das Unendliche in den positiven Formen der kirchlichen Vorstellungsweise aufgefaßt wird, muß der

Kunst so willkommen sein, wie die helle Sonne, welche sich zwar nicht mit romantischen Lichteffekten in Wolkengebilden bricht, aber frei und klar die Erde und jedes ihrer Wesen beleuchtet. Ob diese Weltansicht auf rein sittlichen Grundlagen mit der ihr entsprechenden Kunst dann noch Religion zu nennen sei, darüber läßt sich streiten, aber daß eine neue Kunstwelt aus dieser Bildungsform aufgegangen sei und noch aufgehen werde, ist außer Zweifel. Die Ästhetik nun als Wissenschaft kann sich nicht nur, wenn sie die Kunstgeschichte begreifen will, dieser geschichtlichen Betrachtung des von seinen ursprünglichen historischen Grundlagen sich ablösenden Protestantismus nicht entziehen, sondern sie bedarf, wenn sie den Begriff des Schönen soll erklären können, auch derjenigen Metaphysik, worin jene Weltansicht ihren philosophischen Ausdruck gefunden hat, und dadurch ist sie mitten in die Kämpfe der jetzigen Theologie hineingestellt. In seiner ganzen Schärfe aber entzündet sich dieser Kampf erst in der Philosophie.

In die philosophische Fakultät sind gewisse Lehrzweige aufgenommen, welche zwar eine Masse positiven Stoffes in sich begreifen, aber teils, weil sie als wesentlich für die allgemeine Bildung betrachtet werden, teils, weil dieser Stoff auch als Stoff zu den reinsten Verwirklichungsformen des Geistes gehört, ihre natürliche Stelle in der Nachbarschaft des reinen Gedankens finden. Außer einem Teil der Naturwissenschaften, wovon früher die Rede war, und der Philologie ist hier noch die Geschichte zu erwähnen. Es wäre über ihr Verhältnis zur Ästhetik viel Interessantes zu sagen, aber ich kann hier nur in Kürze den allgemeinen Satz aussprechen, daß der Historiker in dem Grade, in welchem er die Geschichte als ein großes, organisch fortschreitendes, lebendiges Völkerdrama zu entfalten weiß, desto mehr die Ästhetik zur Freundin hat. Wir müssen eilen, die reine Philosophie, die Wissenschaft, welche das Wahre in der Form des reinen Begriffs, d. h. der Allgemeinheit und Notwendigkeit denkt, ins Auge zu fassen. Nichts scheint dem Schönen fremder als die Metaphysik, allein der Wissenschaft des Schönen, wie ich bereits hervorgehoben, ist dieselbe so unentbehrlich, daß diese vielmehr nichts anderes ist, als eine der streng philosophischen Disziplinen, welche ihren Grundgedanken und seine Durchführung unmittelbar aus der Metaphysik ableiten. Ein wesentlicher Zweig der Ästhetik ist ferner die Kunstgeschichte. In dieser Wissenschaft kann

man aber ohne eine bestimmte Ansicht über die Perioden der Völkergeschichte und insbesondere der Religionsgeschichte keinen Schritt gehen, und wie die Ästhetik ohne Metaphysik, so ist die Kunstgeschichte ohne Philosophie der Geschichte nicht möglich. Die Metaphysik aber, durch welche die Ästhetik allein das Schöne erklären kann, ist nach meiner innigsten Überzeugung keine andere, als diejenige, der man den jetzt verrufenen Namen des Pantheismus beilegt, und ich habe mich zu dieser Ansicht frei und offen zu bekennen. Wie soll ich das Schöne erklären, das Schöne, das nichts anderes ist als ein Leib und eine Seele in untrennbar harmonischer Einheit, wenn ich nicht die Einheit von Denken und Sein als das Wesen der Dinge begriffen habe? Und wenn ich dies begriffen habe, warum soll ich außer dieser Einheit, welche die wirkliche Idee ist, von dieser noch Prädikate aussagen, welche ihr im Grunde nichts anderes als einen allen Schranken der Sinnlichkeit unterworfenen Körper beilegen? In dem Kampfe der Prinzipien, in den mich hiedurch meine Wissenschaft hineinstellt, habe ich meine Grundsätze auszusprechen.

Man sollte meinen, es müsse zwischen den streitenden Prinzipien eine Vermittlung geben. Denn es ist jedem Unterrichteten bekannt, daß wir keineswegs eine einfache Identität der einzelnen Existenz mit dem absoluten Geiste lehren, daß vielmehr nach unserer Überzeugung die Idee in keinem Einzelwesen, keinem Volke, keinem Momente der Weltgeschichte sich erschöpft und also alles Einzelne und Endliche jenen noch unendlich über sich erkennen muß. Allein dies führt zu keiner Verständigung mit den Entgegengesetzten, weil sie dieses Unendliche wieder in einer Weise von der Welt trennen, welche sie selbst als die wahre Fassung des Begriffs der göttlichen Persönlichkeit, wir aber als eine Trübung dieses Begriffs ansehen. Auch was die sogenannte „Praxis der Idee“, die praktischen, politischen Konsequenzen der Idee betrifft, so sollte man eine Verständigung für möglich halten. Man weiß, daß wir mit Ruge gebrochen haben, weil wir die Wirklichkeit nicht nach abstrakten Maßstäben übers Knie abbrechen wollen, weil wir die Demagogie als eine Torheit hassen, weil wir überzeugt sind, daß man in besonnenem Gange die Geister reifen soll, damit seiner Zeit die Frucht der Zukunft von selbst vom Baume falle. Aber auch dies verkennt man, und es führt zu keiner Versöhnung. Daher bleibt nur übrig, daß ich streng unterscheide zwischen der Sache oder

dem Prinzip und dem persönlichen Verhältnisse seiner Vertreter. Im Prinzip also gibt es keine Vermittlung. Auch ich bin kein Vermittler. Andere mögen es sein, es mag auch gut und ehrenwert sein, zu vermitteln, aber ich kann es nicht, und ich will es nicht. Ich will es nicht, weil ich es nicht kann, und ich kann es nicht, weil ich es nicht will. Ich bin ganz Mann der Partei, weil ich meine Partei nicht für bloße Partei, sondern, so Gott will, für die Sache selbst halte. Ich kenne auch keine Überzeugung, die bloß Überzeugung ist, sondern ich fordere, daß die Überzeugung ganz zur Gesinnung werde, ganz in Blut, Nerv, Empfindung, Glut und Feuer der Energie und des Charakters übergehe. So verspreche ich denn den Feinden — im Prinzip — einen Kampf ohne Rückhalt, ich verspreche ihnen — im Prinzip — meine volle, ungeteilte Feindschaft, meinen offenen und herzlichen Haß. Ich habe auch in meinem Amtseid nicht geschworen, Rücksichten zu nehmen, sondern, ohne links und rechts zu sehen, ohne Menschenfurcht meiner Überzeugung und der Wahrheit treu zu folgen. Meine Straße wird nach wie vor geradeaus nach ihrem Ziele gehen, und auch die unangenehme Kraft des Lächerlichen, die man mir böswillig als Frivolität ausdeutet, werde ich nicht sparen, um alles das zu verfolgen, was ich als eine rohe Trübung der reinen Idee auf dem Boden der Wissenschaft erkenne. Ich werde auch nach wie vor der Jugend mein Herzblut einschenken und ihr nicht aus kalter Ferne eine tote Gelehrsamkeit hinüberreichen. Ganz anders aber stellt sich die Sache, wenn wir von dem persönlichen Verhältnisse der Vertreter der entgegenstehenden Prinzipien sprechen. Wie sehr ich überzeugt sein mag, daß mein Gegner nicht nur unrichtig denkt, sondern daß auch die praktischen Konsequenzen seines Denkens zum Übel führen, wie sehr er von mir dieselbe Überzeugung haben mag, wir dürfen uns dennoch, wo Person der Person gegenübersteht, die gegenseitige Achtung nicht versagen. Jeder muß vom anderen annehmen, daß er durch ein Zusammenwirken bestimmender Verhältnisse (der Konfession, früher Einflüsse der Erziehung usw.), welche über das Individuum hinausliegen, in seiner Denkart sich befestigt hat und sozusagen mit derselben zusammengewachsen ist. Man kann ja auch nicht immer disputieren, man muß sich zusammen vertragen, ehe man sich gegenseitig überzeugt hat. Nur da wird es schwer sein, dieses Verhältnis

gegenseitiger persönlicher Achtung zu begründen, wo man mir die Achtung verweigert hat, die ich, wie ich sie den Gegnern zolle, auch für mich fordere, die mir gehört, von der meine Gegner auch wissen, daß sie mir gehört, die ich mir erzwingen kann, erzwingen will, und die ich mir auch erzwungen habe. Ich begann arglos; ich meinte immer, das verstehe sich von sich selbst, daß ein Kampf der Ansichten kein persönlicher sei. Ich bin grob im Prinzipienstreit: man soll wieder grob sein. Man mißkannte mich, ich machte mir Feinde und wußte es nicht, und erst nach dieser Erfahrung hat sich das Herz in Bitterkeit und Einsamkeit zurückgezogen, aber es ist fest und treu geblieben und hat sich den Glauben an die Menschheit bewahrt. Das Schlimmste jedoch von allem, was geschehen ist, und ich muß es sagen, das Unehrlichste, was in einem offenen Kampfe geschehen kann, ist dies, daß man uns untergeschoben hat, als halten wir das, wofür wir kämpfen, selbst für schlecht und frivol und kämpfen dennoch dafür. Als ob wir für eine Sache unser persönliches Glück, unsere Laufbahn einsetzen und sie zugleich verachten könnten! Man konnte das, weil man ihn nicht ahnt, weil man ihn nicht begreift, den Genius mit den blitzenden Silberschwingen, dem wir dienen, dem ich diene, der leben und schwebend thronen wird, wenn auch diese flüchtige Form längst verschwunden ist, und für den ich — wer mich kennt, wird es mir glauben — auch mein Blut geben könnte!

(Im Jahr 1845 als Broschüre herausgegeben durch die Buchhandlung „Zu Guttenberg" in Tübingen.)

Aufforderung an die Herausgeber der „vier Predigten, gehalten zu Stuttgart im Dezember 1844. Mit einem Vorwort."

Die vier Geistlichen in Stuttgart:

Chr. Dettinger, Diakonus an der Stiftskirche,
W. Hofacker, Diakonus an der St. Leonhardskirche,
Albert Knapp, Oberhelfer an der Stiftskirche,
Gustav Schwab, Amtsdekan, Stadtpfarrer zu St. Leonhard

haben im Vorworte zu ihren Predigten über meine Inauguralrede folgendes geäußert: „Wir verzichten auf die Untersuchung, ob diese Rede vorher geschrieben worden oder nicht; wir verzichten auf den Vorteil, den die vorbauende Versicherung des Verfassers uns an die Hand geben könnte, ‚daß ihm hier jener, dort dieser ein Wörtchen, ein Sätzchen aufbringen werde, das anders lautete, daß man ihn nach wie vor richten werde, als hätte man die Rede nicht in Händen'. Wir verzichten darauf, wir nehmen an, daß die gedruckte Rede Wort für Wort die gehaltene sei."

Es liegt hierin unverkennbar die Andeutung, daß sich vermuten lasse, meine Versicherung, diese Rede nach einer Disposition frei gehalten zu haben, sei eine *lügenhafte*, und die Redaktion der Rede für den Druck sei eine *untreue* gewesen. Einen so schweren Vorwurf wird aber ein Ehrenmann entweder ganz aussprechen oder gar nicht. Die halb verhüllte Andeutung besagt nämlich offenbar so viel: „Wir vermuten zwar, daß jene Beschuldigung sich erheben lasse, wir haben aber keine Beweise; trotzdem sprechen wir sie als Vermutung aus." Ein solcher Wink hat das Bequeme, daß man nicht genötigt ist, für ihn einzustehen, und daß man dennoch gegen denjenigen, dem er gilt, einen Argwohn der übelsten Art erregt. Deswegen ist aber dieses Verfahren, solange man sich weigert, es entweder als Übereilung zu widerrufen oder zur bestimmten Be-

schuldigung zu erheben, ein unehrliches. Da ich nun nicht glauben kann, daß Männer, welchen schon um ihres Amtes willen an der öffentlichen Achtung gelegen sein muß, ein solches Prädikat, für dessen Richtigkeit ich an das sittliche Gefühl meines Vaterlandes appelliere, werden auf sich nehmen mögen, so lade ich sie hiemit ein, entweder ihre Andeutung zur klaren Anschuldigung zu erheben oder sie als eine Übereilung öffentlich zu bekennen.

Der Buchhändler Samuel Liesching hat in seiner Schmähschrift: „Herr Fr. Th. Vischer und die christliche Kirche" dieselbe Andeutung sich beigehen lassen. Die Äußerungen dieses Mannes tragen aber einen Grad von Verworrenheit in sich, welcher zu nahe bis an die Grenze geht, wo alle Zurechnung aufhört, als daß ich auf sie einiges Gewicht legen könnte.

Den vier Herren Geistlichen muß ich aber noch einen besonderen Umstand zur Überlegung empfehlen. Als sie mich aufforderten, meine Rede herauszugeben, legten sie großen Nachdruck darauf, daß ich es auch mit der gebührenden Treue und Genauigkeit tue. Die Beleidigung, die darin lag, erklärte ich in meiner Vorrede übersehen zu wollen. Allein etwas anderes verschwieg ich. Es stieg der Verdacht in mir, und gewiß nicht in mir allein, auf, daß sich in diesem überflüssigen Dringen auf Treue einige Neigung verrate, meine Rede, wenn sie nicht so schlimm sein werde, als man sie wünscht, für verfälscht zu erklären. Ich verschwieg diesen Verdacht, weil ich keinen genügenden Beweis für ihn hatte. Es steht nun ganz im Belieben meiner Herren Gegner, ob sie durch Weigerung, meiner obigen Aufforderung zu folgen, diesen Verdacht — und es ist ein Verdacht, in dem ich um keinen Preis der Welt stehen möchte — bestätigen oder, sei es durch Zurücknahme, sei es durch deutliche Beschuldigung mit Beweisen, widerlegen wollen.

Die übrigen Beschuldigungen, welche sie gegen mich in ihrer Vorrede vorbringen, kann ich deswegen nicht beantworten, weil die Erfahrung hinlänglich lehrt, daß da, wo man nicht zugibt, daß wissenschaftliche Ansichten nur wissenschaftlich zu bekämpfen sind, jedes Wort verloren ist. Für eine Kritik meiner Rede werden die Herren Verfasser dieser Broschüre ihr Vorwort selbst nicht ausgeben wollen; allerdings hätte es ihnen aber geziemt, da sie unerwiesene materielle Bezichtigungen einmal nicht unterdrücken wollen, wenigstens das

Formelle daran unangefochten zu lassen und ein paar unschuldige komische Wendungen (die übrigens auf einem ernsteren Grunde ruhen, als sie zu wissen scheinen) nicht mit dem Namen unwürdiger Witzeleien zu beschimpfen. Wer eine Rede nach dem richtigen Maßstab der Rhetorik gründlich beurteilt, ist zu jedem Tadel befugt, wer sie aber stückweise inquiriert, wieviel Stoff sie seiner feindseligen Absicht liefere, ist zu solchen noch gelegentlich nebenbei angebrachten Hieben durchaus unberufen, und der Gebildete fügt zu einem materiellen Kampfe nicht nach Sottisen im Gebiete der Form.

Nur das eine habe ich noch zu sagen, daß mein Vorwurf gegen das Verfahren dieser Geistlichen, daß sie zuerst geurteilt und das Volk aufgeregt, und nachher das Objekt, worauf diese Handlungsweise sich bezog, kennen zu lernen verlangt haben, durch folgende Antwort keineswegs widerlegt ist: „Zuerst hat Professor Vischer das Volk durch seine öffentliche Rede beunruhigt; dann predigten wir Geistlichen mit Beziehung auf seine Rede. Hierauf erhob ein Freund Vischers im Beobachter, unter allerlei Vorwürfen über die Entstellung der Rede durch das Gerücht, die Anklage, daß in Stuttgart die Kanzel zur Fanatisierung des Volks mißbraucht worden sei. Erst als Antwort auf diese öffentliche Anklage schlugen wir Herrn Professor Vischer in unserer öffentlichen Erklärung, in welcher wir uns zu unseren Vorträgen über die Sache bekannten, vor, mit aller seinem Prinzip usw. schuldigen Genauigkeit und Treue seine Rede zu veröffentlichen." Wenn verworrene Gerüchte über Äußerungen in wissenschaftlichem Kreise das Volk beunruhigen, so haben Prediger, wenn sie sich je berufen glauben, von der Kanzel sich auf diese Volksstimmung einzulassen, das Volk zu beruhigen, nicht noch mehr zu beunruhigen; sie werden ihm sagen, daß es voreilig ist, sich von dunklen Gerüchten aufregen zu lassen, daß diejenigen, welche die Sache nicht verstehen, sich bescheiden sollen, darüber zu urteilen, sie werden vor allem selbst warten, bis sie das Objekt der verdammenden, unklaren Volksaussprüche kennen gelernt haben. Ob diese Predigten beruhigend oder beunruhigend, ob sie von dem Geiste der Weisheit, den wir selbst als wahren Kern der christlichen Religion verehren, oder von dem Geiste der leidenschaftlichen Aufregung eingegeben sind, darüber will ich nachher noch ein Wort sprechen. Dabei bleibt es vor-

erst: sie haben gegen meine Rede gepredigt, ehe sie dieselbe kannten. Was sie dann veranlaßte, den Wunsch auszusprechen, meine Rede kennen zu lernen, ist völlig gleichgültig.

Auf einen anderen ebenso schweren Vorwurf aber haben diese Geistlichen gar nicht geantwortet. Ich habe ihnen nachgewiesen, daß sie, indem sie die Veröffentlichung meiner Rede verlangten, mich aufforderten, eben das zu tun, was sie selbst als das Verderblichste ansahen, nämlich den besonderen Kreis, für den sie bestimmt war, zu überschreiten, und das Gift, das sie nach ihrer Voraussetzung enthielt, in die Hände des Volks zu geben. Ich habe hinzugesetzt: „Den Schlußsatz dieser Vordersätze mag jeder sich selbst sagen. Der wahre Zweck jener aufregenden Predigten hat sich dadurch selbst verraten.“ Sie haben darauf nicht geantwortet. Warum? Die Antwort mag ebenfalls jeder sich selbst sagen.

Das Publikum hat jetzt die zur Beurteilung dieses Kampfes notwendigen Aktenstücke. Ich habe in einem akademischen Kreise mit der Wärme der Überzeugung und Begeisterung mich zu einer wissenschaftlichen Ansicht der Dinge bekannt, welche das Resultat einer langen Kette tiefer Forschungen des Denkens, der Bau von Jahrtausenden, das Werk der edelsten, von jeher im Kreise der Bildung bewunderten Geister ist. Ich habe meine Wärme zwar als Haß gegen das entgegengesetzte Prinzip ausgesprochen, aber jedermann im Kreise meiner Zuhörer wußte, was er darunter zu verstehen habe: nicht den Glauben einfach, sondern d e n Glauben, der die Wissenschaft unter dem rohen Schimpfnamen des Unglaubens verfolgt. Man kennt in diesem Kreise meine Ansicht aus meinen Vorlesungen und meinen Schriften, und um aus diesen nur eine Stelle anzuführen, so heißt es (Kritische Gänge I, 143*): „Wem der Glaube als Glaube genügt, wer das Wissen nicht will, nicht ertragen kann, dem will der Philosoph es nicht aufdrängen, dem läßt er den Glauben.“ Bei aller Wärme des Ausdrucks meiner Überzeugung habe ich keine Richtung, keine Person mit gehässigen Namen bezeichnet, ich habe mich bitter beklagt über Verweigerung der mir gebührenden Achtung, die ich von gewisser Seite erlitten habe, und nichts weiter.

D i e s e P r e d i g e r aber haben vor einem Publikum, das auch

*) S. oben S. 115. Anm. d. Herausg.

nicht einen dunklen Begriff davon hat, von was es sich in der Philosophie handelt, fürs erste sie mit Namen bezeichnet, welche ein falsches Bild von ihr geben. Sie haben sie schlechthin Verneinung genannt, und sie müssen doch wenigstens Kunde davon haben, daß wir manche Teile des Bestehenden nur verneinen, weil wir eine andere, eine erneute, eine nach unserer Überzeugung reinere Form derselben, nach der wir uns sehnen, bejahen. Sie haben die Philosophie hochmütigen Unglauben, Hohn des Unglaubens usw. genannt, als ob sie nicht wüßten, daß auch wir eine Umbildung des tief Gedachten ins Gemüt, in die Macht des Gefühls verlangen, wodurch es zum Glauben wird, und zwar zu einem Glauben, der schwerer ist als der gewöhnliche, weil er sich von der Geltung sinnlicher Kategorien in übersinnlichen Dingen befreit hat.

Aber nicht genug. Sie haben fürs zweite diese unsere Überzeugung als die Frucht niedriger Sinnlichkeit, fleischlicher Lust dargestellt, vgl. die zweite Predigt, S. 18, die dritte S. 28 („frecher, fleischlicher Hohn des Unglaubens"), sie haben sie aus dem Grimm der Selbstsucht abgeleitet, S. 40.

Sie haben sich fürs dritte auch damit nicht begnügt. Sie haben nicht nur diese Überzeugung an sich aus den schlechtesten Motiven abgeleitet, sondern die Vertreter im ganzen Umfang ihrer Persönlichkeit s c h n ö d e v e r l e u m d e t. Herr Diak. Hofacker wirft ihnen S. 23 vor: Zuchtlosen Leichtsinn, sich spreizenden Hochmut, kaum notdürftig bemäntelten Geld- und Ehrgeiz, ja selbst eine bedenkliche Zweideutigkeit des Namens und Charakters. Er hat keinen ausdrücklich genannt, das schützt ihn vor der Strafe der Gerichte, aber nicht vor der Strafe des sittlichen Urteils. In Herrn Stiftsoberhelfer Knapps „frechem, fleischlichem Hohn des Unglaubens" liegt dieselbe Beschuldigung, und wenn die mit Sperrschrift gedruckte Stelle in der Predigt des Herrn Dekans Schwab, S. 51, wie es scheint, auf uns zu beziehen ist, so sind wir wohl auch die „groben Sünder und Spötter", von denen unmittelbar vorher gesprochen wird.

So verleumdet müssen wir nun, und muß vor allem ich, auf dessen Rede in den drei ersten Predigten ausdrücklich hingedeutet wird, fürs vierte als Verführer der Jugend erscheinen. Vgl. die erste Predigt, S. 2, die zweite, S. 21, und indirekt überall alle vier.

Ängstliche Besorgnis wird daher den Eltern gegenüber von ihren Söhnen, den Predigern in Beziehung auf ihre ehemaligen Konfirmanden, den Gemeinden im Hinblick auf ihre künftigen Seelsorger nahegelegt, „ob nicht der Blüte der vaterländischen Jugend das Gift des Unglaubens auf methodische Weise eingeströmt wird."

Das heißt: Verleumden, durch Verleumdung die Gemüter beunruhigen, sie namentlich gegen die Staatsregierung verstimmen, welche diese Vergifter berufen hat, und so eine Aufregung hervorrufen, welche jeden Augenblick Züricher Auftritte zur Folge haben kann.

Was ich hier gesagt habe, sind keine Andeutungen. Es sind helle und klare Beschuldigungen, und ich stehe für sie ein.

Tübingen, den 9. Februar 1845.

Fr. Vischer.

(Der Beobachter, Ein Volksblatt aus Württemberg, Nr. 41, Mittwoch den 12. Februar 1845.)

Gervinus und die Deutsch-Katholiken.

Ein ernster und reifer Geist, ein Geschichtschreiber, dem man nicht nachsagen kann, daß er die harten Bedingungen der Wirklichkeit nicht kenne und den streng verflochtenen Gang der Dinge nach einem jugendlichen Ideale übers Knie abzubrechen gedenke, hat sich nicht gescheut, vor alle diejenigen, welche „die längsten Wege und die kürzesten Schritte für das Sicherste halten“, vor den Verstand der Diplomaten und Praktiker der Politik, welche die Macht hätten, mit einem kühnen Vorgriffe die Geschichte zu beschleunigen, das Gefährliche in jedem Fortschritt durch Überholung desselben zu bemeistern, und statt dessen den Beruf übernommen haben, durch Hemmen und Stauen die Bewegung zu reizen und stärken: vor diese hat er sich nicht gescheut als Ideolog und Schwärmer zu treten. Er wagt es, in der deutsch-katholischen Gärung etwas anderes zu sehen als die Entstehung einer Sekte, er erblickt in ihren Häuptern und Freunden die Missionäre einer werdenden Kirche, nicht einer einzelnen Kirche, sondern einer großen sittlich-nationalen Einheit, worin der Gegensatz der Konfessionen sich auflösen, das deutsche Volk die große Errungenschaft seiner ruhmvollen literarischen Periode im vorigen Jahrhundert, die von keinem Dogma beschränkte, rein menschlich sittliche Bildung, zu seinem Gemeingute erheben, seine größte sittliche Tat, die Reformation, in einem geläuterten Sinne erneuern und so, seinem Charakter gemäß von einer idealen Umgestaltung beginnend, seine politische Wiedergeburt zu einer großen und ganzen Nation verwirklichen soll. Faßt man den Inhalt der trefflichen kleinen Schrift: „Die Mission der Deutsch-Katholiken“ von Gervinus in diese Kürze zusammen, läßt man weg, welche ruhige und männliche Erwägung des Weltlaufs, der geschichtlichen Bedingungen er zwischen den Keim, den er in jener Gärung aufweist, und zwischen das Ziel, auf das er hinausweist, in die Mitte legt, so mag sie freilich auch demjenigen ideologisch erscheinen, der einen Glauben an Zukunft und Fortschritt hat; die Schrift ist aber in aller Händen, und wir brauchen die Besonnenheit ihrer Haltung durch keinen Auszug zu belegen. Mit denjenigen, welche diesen

Glauben nicht haben, wollen wir nicht streiten. Das Thema des Streites wäre: ist es Ideologie zu nennen, wenn man dem Keim eines neuen, der in der Gegenwart auftaucht, aus gründlicher Kenntnis des Schoßes, in dem er ruhte, und der ganzen umgebenden Erde und Atmosphäre seine wahre Bedeutung aufzeigt, ehe er sie noch entwickelt hat? Wenn man sie in entwickelter Form als Ziel in unbestimmte Zeitferne hinausstellt? Wenn man hinzusetzt: dies kann, soll, muß aus dem Keime werden, wofern ihr vernünftig seid, wofern ihr die Entfaltung nicht durch Verpfuschen, nicht durch Zerstören, nicht durch Übereilung vernichtet? Wir wollen darüber so wenig streiten, daß wir die Ideologie vielmehr noch weiter zu treiben gedenken. Mag man über den Historiker lächeln, dem der gesunde Verstand ausgegangen sei, so kann man über den armen Philosophen lachen, der nie einen hatte. Wenn wir es geradezu aussprechen, daß es dieser verdienstvollen Schrift, worin ein hochgeachteter Charakter seinen Ruhm in der Wissenschaft nicht für Raub hält, sondern mit warmem Herzen mitten in die instinktive Bewegung des Volks und der Massen tritt, noch an der letzten durchgreifenden Schneide fehle, so soll das nicht ein Vorwurf für sie sein. Der Historiker steht dem Volke in dem Grade noch näher, in welchem er die letzte Auflösung des Realen in die Schärfe des Gedankens selbst nicht vollzieht und demjenigen, der dies tut, so groß die Summe der Resultate sein mag, in denen er übrigens mit ihm übereinstimmt, vielleicht sogar gram ist; desto mehr kann er aber auch unmittelbar wirken. Wer den letzten Schritt tut, der wirft die Brücke des unmittelbaren Verständnisses mit dem Volke und wohl selbst mit einer eindringenden und tiefen Empirie, welche viele Schritte, nur diesen nicht, mit ihm gemeinsam tun mag, hinter sich ab. Nur kann ihm darum nicht das Recht benommen sein, von der Gegenwart zu sprechen. Er sagt: Dies ist das Wesen der Sache, da hinaus muß sie ihrem Begriffe nach, wo der Historiker nur sagt: Dies oder dies zu tun, so oder so zu retardieren wäre „gegen den Strich der Zeit". Wie oder wann das werden soll, was er als den Begriff der Sache erkennt, ist er nicht verpflichtet nachzuweisen; er zerlegt den Keim strenger, er weist die ideale Anlage strenger nach als der letztere, er faßt das Ziel schärfer; die Mitte zwischen beiden mit Ratschlägen, mit den Organen des Praktikers anzufassen, ist nicht seine

Sache. Aber wenn er nur jenes richtig geleistet hat, so kann ihm auch diejenige Wirkung auf die Mitte nicht entstehen, die er allein zu hoffen hat: den Begriff der Sache durch Mitteilung an möglichst viele nur zuerst zu einer geistigen Macht zu erheben, welche sich früher oder später irgendwie Bahn brechen muß. Das Wesen der Reformation haben tiefsinnige Mystiker ausgesprochen Jahrhunderte früher, ehe sie wirklich ward; man hielt sie für Narren, aber der Strom gieng unter der Erde fort und brach endlich durch. Ideologie ist nur dies: Ein Ziel erträumen, welches man sich frei von den Bedingungen menschlicher Unvollkommenheit vorstellt. Aber weil das absolut Gute nur in der Unendlichkeit der Zeiten und Räume sich verwirklicht, soll es darum verboten sein, das Bessere von einer gewissen Zeit zu hoffen, deren Eintritt man nicht einmal auf einen bestimmten Moment festsetzen zu können behauptet? Weil dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, sollen sie darum gar nicht wachsen und soll man auch nicht mehr sagen dürfen: Der und der Keim muß eine Eiche, eine Pappel geben?

Der Hauptpunkt nun, worin es nach unserer Ansicht jener trefflichen Schrift an der letzten Schärfe fehlt, ist die Seite des Dogma. Gervinus setzt eine Gestaltung desselben, welche niemals etwas anderes als ein Interimszustand sein kann, als letztes: Eine christliche Glaubensformel von so unbestimmter Weite der Fassung, daß sie keinen ausschlösse, der noch irgendeine Beziehung der Anerkennung zum Dogma hat, oder daß, wie es andere ausgedrückt haben, selbst derjenige noch durch sie für die Kirche gewonnen werden kann, der auch nur noch an einem Fädchen christlichen Sinnes sich halten läßt. Hier mußte, so meine ich, von einem Punkte ausgegangen werden, wodurch die deutsch-katholische Erscheinung eine unendlich wichtige Lehre zutage gefördert hat. Ihr erster, negativer Wert, der Bruch mit dem Romanismus, liegt vor aller Augen; darin ist sie sich selbst und anderen klar. „Solange die unnatürliche Einmischung einer fremden Kirchengewalt nicht bis auf die letzte Spur von dem vaterländischen Boden getilgt ist, so lange hoffe man nicht auf ein größeres Ebenmaß deutscher Bildung, und solange diese nicht erreicht ist, wird ein schleichendes Übel auch an unserer politischen Einigung nagen; es wird neben der kirchlichen die vaterländische Spaltung bleiben, um welche die Katholiken, gerade von

patriotischer Seite her, immer so gerne die Protestanten und die Reformation angeklagt haben." Daß aber von einer Vernichtung dieser schlimmsten Form der Fremdenherrschaft, welche die menschliche Natur mitten entzwei reißt, nicht die Rede sein könnte, wenn sich die neue Bewegung nur das, freilich an sich schon widersinnige Ziel einer Vereinfachung der katholischen Kirche gesteckt hätte, daß sie mit dem Kerne der protestantischen Bildung alsbald in eine Wahlverwandtschaft treten und zusammenströmen mußte, das konnte Gervinus natürlich nicht übersehen, denn das gab der Augenschein und bewährte die Wirklichkeit. Das erste nun in dieser Berührung mit dem Protestantismus ist eben die große Lehre, von der ich gesprochen, und diese Lehre finde ich von Gervinus nicht nachgewiesen. Es ist die Lehre, daß ohne einen schreienden Widerspruch überhaupt gar kein dogmatisches Bekenntnis aufgestellt werden kann, nicht nur kein vages, sondern gar keines. Sehr wahr weist Gervinus die Theologen zurück, welche schon Positionen wollen, wo nur erst Opposition sein kann, dogmatische Bestimmungen, wo eine Volksbewegung vorliegt, deren Instinkt gerade gegen allen Dogmatismus geht, die sich zu einer nationalen, politischen, ethischen, humanistischen erweitern und sich nicht darauf bornieren soll, eine sogenannte neue Kirche zu gründen. Ganz richtig: aber dann folgt sein Vorschlag der vagen Glaubensformel, und das heißt jenen Widerspruch übersehen. Die Deutsch-Katholiken haben bereits verschiedene Bekenntnisformeln versucht. In einem derselben wird der Paragraph aufgestellt: Die einzige Glaubensnorm soll die Heilige Schrift sein, und ein folgender fügt hinzu: Die Auslegung derselben soll der freien Vernunft überlassen sein. Eine andere Formulierung stellt gewisse Glaubenssätze bestimmten Inhalts auf und setzt dann hinzu, sie seien unvorgreiflich gemeint, nämlich mit dem Vorbehalte der Fortbildung. Das heißt doch, in einem Atem sich so widersprechen, daß jedem, der sieht, die Augen beißen, das heißt blind und als bewußtloses Organ der Geschichte eine Wahrheit aufzeigen, die man kürzer und besser sehend und mit freiem Willen aufgezeigt hätte, — die Wahrheit, daß die Freiheit des Gedankens, welche die Macht und Seele unserer Zeit ist, und jede Feststellung einer Glaubensnorm völlig unverträgliche Dinge sind. Was ist das für ein Glaube (— wenn Glaube im

bestimmten kirchlichen Sinne verstanden wird —), der seinen Inhalt aufstellt und den erlaubten Zweifel daneben? Was ist das für eine Aufklärung, welche den erlaubten Zweifel aufstellt und den festen Satz, die Norm, woran der Zweifel zweifeln darf, als Satz, als Norm daneben? Etwas Lehrreicheres als diese Versuche hätte in der Tat nicht kommen können, um dem blindesten Protestanten schwarz auf weiß den inneren Widerspruch zu zeigen, der unsere Kirche ist! Es ist, als hätte ein weiser Geist gesagt: Damit die Protestanten endlich einmal merken, wo sie der Schuh drückt, muß man auf ausdrückliche Bestellung das machen, woran ihre Kirche tatsächlich krankt; man muß ihnen ein funkelnagelneues Modell einer Kirche, wie die ihrige ist, hinstellen, damit sie doch endlich in einem Objekte außer sich sehen und erkennen, was sie selbst sind: eine Gemeinschaft, deren einziges Band ein freies, in kirchlicher Form schlechterdings nicht palpables, sittliches Bewußtsein ist, und die doch eine Kirche sein, auf einen Buchstaben verpflichten will und dadurch unsägliches Elend und Gift aller Art in ihre eigenen Furchen sät, Heuchler zieht, freie Menschen verfolgt und ihrem alten Feinde, dem Katholizismus, den Genuß des Gelächters und der Schadenfreude bereitet! Eine Kirche und keine Kirche, ein Geist, der mit der Tradition der Hierarchie gebrochen, um die schlimmere des toten Wortes an ihre Stelle zu setzen und den schlimmeren Fanatismus aufzubieten, der, ohne den Haltpunkt einer imposanten objektiven, die Freiheit des einzelnen streng ausschließenden Macht, wie sie selbst dem Jesuitismus eine Größe gibt, auf die Schleichwege der Lüge, der Demagogie durch Verleumdung, Ohrenbläserei und Geschrei angewiesen ist! Ein Geist, der zuerst sagt: du bist verdammt, weil du diesen oder jenen Satz nicht glaubst; dem man dann antworten darf: der Protestantismus gibt ja die eigene Untersuchung frei; und der dann hinzusetzt: ja, aber du stößt das sittliche Fundament des Lebens um; dem man darauf erwidert: wir wollen ja ein erhöhtes sittliches Leben, weil wir die Gründung des Sittlichen auf die heteronomische Triebfeder der transzendenten Autorität als eine Trübung desselben erkennen; und der dann, weil er keinen Ausweg hat, den Privatcharakter seines Gegners auf der Kanzel verleumdet! Gervinus sagt wohl, die deutschkatholische Bewegung müsse mehr wollen als eine neue Kirche, aber

er sagt nicht, daß es, wo die Bildung ist, die er selbst als die herrliche Errungenschaft des vorigen Jahrhunderts preist, wo der Rationalismus, in dessen freiem Äther der Stolz unserer Nation, unsere großen Dichter, atmeten, der wahre Ausdruck des Zeitbewußtseins ist, daß es da überhaupt keine Kirche mehr geben kann, denn ohne Dogmenzwang gibt es keine Kirche. Entweder Unfreiheit des Geistes und eine Kirche, oder Freiheit und keine: Da ist keine Hilfe, das müssen wir uns endlich gestehen. Und daß man nur nicht meine, es solle hiemit das, was unter Unfreiheit befaßt wird, schlechthin als verwerflich ausgesprochen werden! Die Einfalt des Bewußtseins, welche keiner Freiheit bedarf oder vielmehr selbst die erste und ärmste Form der Freiheit darstellt, ist es, welche Glaubensbekenntnisse festsetzt und das errichtet, was allein Kirche zu nennen ist. Sie ist etwas Großes, sie ist etwas Rührendes, die Scheiterhaufen selbst, die sie dem Ketzer anzündet, sind etwas ungleich Verzeihlicheres, als die kleinste Verdächtigung und die feinste Verfolgung, welche der Fanatiker einer gebildeten Zeit gegen den anders Denkenden in Bewegung setzt. Umgekehrt ist die Freiheit keine leere Willkür, sie hat ihren Inhalt, aber sie hat ihn in der Form der flüssigen Allgemeinheit, welche nicht in Glaubenssätze zu fassen ist, ohne sich aufzuheben und an die Stelle der Freiheit den Zwang zu setzen. Sie kann eine freie, rein menschlich sittliche Gemeinschaft gründen, aber keine Kirche. Was jene dann noch sei, wenn sie nicht schlechthin und unterschiedslos mit dem Gesamtleben im Staate und der Gesellschaft überhaupt zusammenfallen soll, davon haben wir nachher zu reden; soviel aber ist gewiß: eine Kirche ist sie nicht. Glaubenssätze — dies Wort kann eine doppelte Bedeutung haben. Entweder ist Glaube die reine Gesinnung des Vertrauens auf die Idee, auf den Geist als weltbeherrschende, das Denken und Tun bestimmende Macht, auf die Gegenwart des Ewigen im Zeitlichen. D i e s e r Glaube ist mit e i n e m Satze ausgedrückt. Mit d i e s e m Glauben wird sich niemals eine Gemeinschaft begnügen, welche man Kirche nennt; vielmehr sie wird eine Vielheit von Sätzen aufstellen, welche ihren Inhalt dadurch bekommen, daß dieser allgemeinen reinen Wahrheit Bestimmungen sich beimischen, welche sie selbst als geschichtlich behauptet, die Bildung aber (und so auch G e r v i n u s) für mythisch erklärt. Sie wirft, was nie

und immer, nirgends und überall ist, in eine entfernte Zeit als vergangene oder künftige Tatsache, in einen entfernten Ort als ein sinnlich Seiendes hinüber und bindet daran die Welt und das Bewußtsein. Von den so gewonnenen Sätzen nun soll man so wenig als möglich stehen lassen, meint Gervinus und meinen auch diejenigen, welche von einer neuen Organisation der protestantischen Kirche gegenwärtig so großes Aufheben machen. Ein dogmatischer Moderantismus und Eklektizismus soll die große Wunde der Zeit heilen. Die letzteren, welche sich alles von einer Wiedergeburt des Protestantismus versprechen, legen allerdings den Akzent nicht auf das Dogma, sondern auf die sittliche Lebensgemeinschaft. Allein wenn es ihnen damit ernst ist, woher denn der große Eifer, die erneute Lebensform, die sie gründen wollen, Kirche zu nennen? Wenn es ein neuer Organismus werden soll, was soll denn dieser Organismus eigentlich tun? Ohne Rücksicht auf den Unterschied des dogmatischen Bekenntnisses soll er etwa das höhere geistige Bewußtsein in den Gemeinden pflegen, welches wir mit Vorbehalt der Verwahrung gegen den Formalismus einer bloß negativen Moral, wie sie Kant systematisiert hat, ein sittliches nennen wollen. Daß dabei das spezifische Theologische nicht die erste Rolle spielen soll, ist auch dadurch eingeräumt, daß man als Hauptabsicht ausgesprochen hat, es solle den Laien ein größerer Anteil an der allgemeinen Tätigkeit in dieser neubelebten Kirche übergeben werden. Allein an was sollen denn nun diese Leute, Theologen und Nicht-Theologen, die Beteiligten und diejenigen, welche nicht aktiv beteiligt sind, die man aber für das erhöhte Gesamtleben zu gewinnen hofft, sich eigentlich erkennen? Ein bestimmter Ausdruck ihrer Überzeugungen wird ihre Losung sein, denn wenn nicht dies, so bilden sie keine Kirche; wenn nicht dies, so könnte nicht von etwas anderem gesprochen werden, als von den Mitteln, die sittliche Gesinnung zu heben, und dafür, daß man ihr Streben in solcher Allgemeinheit faßt, werden sich die Vorkämpfer dieses neuen Werkes bedanken. Wirklich hat man auch offen genug erklärt, man werde das Dogma zwar in möglichster Weise fassen, aber keineswegs so locker halten, daß jede auflösende philosophische Ansicht sich solle subsumieren können; vielmehr in der Mitte zwischen diesen Extremen werde man hindurchgehen. Also ein dogmatischer

Eklektizismus, ein Juste-Milieu: Und darauf will man eine neue oder neubelebte Kirche bauen*)! Den auflösenden, den „negativen" Philosophen sagt man: Nicht den dürren Buchstaben wollen wir, ein neues Leben im sittlichen Mittelpunkte, eine Gemeinschaft, durchströmt von dem Reinsten der geistigen Lebendigkeit, eine neue Form, worin das Gemüt seine ewigen Rechte zur Wirklichkeit erheben soll. Nun kommen wir armen negativen Menschen herbei und rufen: Ach, gut, endlich! Das wollen wir ja auch! Wir wollen ja nur die Luft von den Transzendenzen reinigen, damit das Ewige um so tiefer ins Herz der Menschheit dringe und jede Tugend des Menschen lebe und gedeihe! Jetzt können wir ja wieder in eure Kirchen gehen, denn meint nur nicht, daß wir etwas auf das reine Denken halten, wenn es nicht in Gefühl und Gesinnung übergehend zu einer Macht des Herzens wird; wir werden eure Predigten wieder hören können, denn ihr werdet uns nicht Dogmen predigen, sondern den reinen Sinn jedes wirklichen menschlichen Verhältnisses uns wohltuend und erhebend ans Herz legen; wir werden wieder mit euch singen können, denn eure Gesänge werden nicht vom blutigen Opfertode eines historischen Stellvertreters für unsere Sünden u. dgl. handeln; wir werden eure Geistlichen oder geistig ausgezeichnete Laien an unser Krankenbett rufen können, um mit ihnen in hellem Gespräche die hohe Bedeutung des kleinen Punktes, den unser Leben ausfüllte, und die höhere des Ganzen, worin er seine Stelle einnahm, in unserem Bewußtsein zu beleben! Aber, aber, wie werden wir uns irren! So ist es nicht gemeint, wird es heißen; das wäre eine schöne Kirche! Gebaut ist sie und bleibt sie auf den Felsen des Sohnes Gottes; er, dieser historische Christus, ist der Weinstock und wir die Reben; Tatsachen wird man uns predigen, die wir soeben im Studierzimmer kritisch untersuchten in der ehrlichen Meinung, es gehe von dem ewig gegenwärtigen Geiste nichts verloren, ob eine Tatsache steht oder fällt;

*) Das Programm der großen Kirchenkonferenz in Berlin fiel anders aus, als der Verf. bei Niederschreibung dieser Zeilen voraussetzte. Es ist angekündigt, die symbolischen Bücher sollen der feste Haltpunkt dieses Verjüngungswerks sein. Wir hätten uns die obige Aufzeigung einer mäßigen Ironie in der Sache ersparen können, da sie selbst diese ungeheure Ironie zu sein so naiv bekennt.

Hölle und Himmel wird man uns am Krankenbette vorstellen, und wenn wir uns etwa auf Schleiermacher berufen, der gesagt hat, es gebe, wie eine sittliche Behauptung und unsittliche Leugnung so auch eine unsittliche Behauptung und sittliche Leugnung der Unsterblichkeit, wird man uns unser letztes Stündchen durch verdammende Reden, im besten Falle durch aufdringliches Beweisen verbittern. In der Tat, wenn in irgendeinem Dinge, so liegt in diesem Reformationsversuche der protestantischen Kirche die schwierigste Antinomie. Gegenüber dem Staate, wie er jetzt noch ist, eine Maschine nämlich, sucht der Mensch billig eine besondere Form, worin er den höchsten Interessen seines geistigen Lebens frei und ungehindert genügen könne. Betrachtet man nun diese Form als etwas, das nur durch den Gegensatz gegen diese Armut des Staates bedingt ist und daher den Zweck hat, sich selbst aufzuheben, das heißt, das erhöhte und vertiefte Leben, das sie erzeugen soll, dem Staate wieder zu schenken, damit fortan Mensch und Bürger eins seien, so muß man sich dieser Regung freuen. Erwägt man aber, daß diese Form einen wesentlich anderen Grund zu haben behauptet als der Staat, daß sie gebaut sein soll auf die Autorität eines durch Wunder von außen in die Welt eingebrochenen göttlichen Willens, daß dieses Prinzip einen zweiten despotischen Willen im Staate begründet, der seinem Wesen nach zur grenzenlosesten Herrschsucht führt, daß diese Form, solange sie sich Kirche nennt, nimmermehr sich hergeben wird, sich zu bekennen als eine flüssige Besonderung desselben allgemeinen Geistes, der sich im Staate zusammenfaßt: so kann man in diesen Versuchen nur die Anfänge einer unabsehlichen Tyrannei sehen. Zunächst einer Tyrannei des Glaubens, welcher nie jener reine Vernunftglaube genügen wird, den wir vom Dogmenglauben unterschieden, sondern welche diesen fordern, und wo er fehlt, die Meute nicht nur der Priester, sondern der mit einer gefährlichen Vollmacht bekleideten Laien loslassen wird. Die Antinomie ist aber auch eine lokale. In Preußen, wo sich die Regierung ausgesprochenermaßen zu der Partei des Pietismus gestellt hat, wird eine neue, freie Organisation der Kirche im Interesse des reinen Vernunftglaubens gefordert. In demselben Lande hat der protestantische Geist, der von den widersprechenden Elementen des Protestantismus das der Gewissensfreiheit endlich

aus seiner unseligen widersprechenden Einheit mit dem entgegengesetzten Elemente des Glaubenszwanges entbinden will, diese Reinheit seiner Absicht vorzüglich dadurch bewiesen, daß sich hier von Seite geistig freier Theologen selbst eine Sympathie mit der Bewegung des Deutsch-Katholizismus, also auch eine Einsicht in die ganze Schiefheit des Begriffs der Kirche eingestellt hat. Anders ist es z. B. in Württemberg. Ich will nur ein kleines Beispiel erzählen. In der Stadt Eßlingen ist eine paritätische Kirche. Ronge sollte in derselben predigen. Da gieng von einigen protestantischen Geistlichen eine Bearbeitung mehrerer Laien aus, die man sämtlich zur Mitunterzeichnung einer Eingabe an die Regierungsbehörde gewann, worin man bat, Ronge und den Deutsch-Katholiken die Benützung der Kirche zu verweigern. Unter anderen kleinlichen Gründen wurde namentlich der geltend gemacht, daß es eben in jetziger Zeit, wo die protestantische Kirche sich neu zu beleben gedenke, am wenigsten geraten sei, einer Bewegung Raum und Luft zu geben, welche noch kein wahres Lebensprinzip, noch keinen Anfang fester Gestaltung aufzuweisen vermöge und nur die seichte Aufwallung der Neugierde und Neuerungslust für sich habe. Hättet denn ihr kleinen Menschen, die sich mit Kinder-Eigensinn der Geschichte entgegenstemmen wollen, überhaupt ein Haus für euren Gottesdienst, wenn sich euren Ahnen, die mutvoll der Reformation beitraten, als diese eben auch noch keine feste Gestalt hatte, nicht die Kirchen der Katholiken geöffnet hätten? Freilich, sie öffneten sich erst dann, als ganze Gemeinden lutherisch geworden waren und niemand mehr da war, um mürrische, herzverhärtete Eingaben zu unterzeichnen; aber das war ja eben: da war ein Mut, eine Jugend in den Menschen, das zu ergreifen, was damals der Katholik so gut ein Nichts und eine reine Zerstörung nannte, wie ihr jetzt diese neue Bewegung ansehet. Ihr wollt eine alte Kirche neu beleben; die anderen wollen eine neue, oder besser ein rein sittliches Gesamtleben gründen. Soll die alte neu werden, so ist sie eben nicht mehr die alte, sondern sie ist eine neue. Verändert ein Subjekt die Prädikate, die ihm seine Bestimmtheit geben, so wird es auch ein anderes Subjekt. Es ist freilich gerade der Begriff der Kirche, der es nicht zuläßt, zu fassen, was in dem Wesen der Entwicklung liegt. Die noch treibenden Lebenselemente einer Kirche gebären eine

neue. Sie behauptet sich als ein Fortschritt der alten, aber diese erkennt ihr Kind nicht an; die Reformation gründet daher eine selbständige Kirche und stellt sich der katholischen gegenüber. Aber diese neue Kirche wird wieder alt, wird wieder ein Petrefakt ihres eigenen Lebenselements. Jetzt stößt die noch ältere Kirche, der ursprüngliche Stamm, von dem sich dieser Ast abgelöst, einen neuen Zweig aus, der, was in beiden Wahres ist, zusammenzufassen, was in ihnen Unwahres ist, seinem Tode zu übergeben die ersten, noch unentwickelten, unklar gärenden Bewegungen macht. Jetzt klagen beide, der Stamm und der Ast. Das ist ja keine Kirche! heißt es; das läßt sich ja nicht greifen, hat keinen Boden, keine Gestalt! Ja freilich nicht, das kommt ja eben vom neuen Leben her, von der euch unbegreiflichen Wahrheit, daß das Neue nicht das Alte ist und doch den Lebenssaft, der im Alten noch war, zu neuer Blüte treibt. Aber das ist freilich gewiß: Wenn der neue Sprößling nicht ein Wald wird, der die ganze deutsche Erde überwächst, so kehrt nur die alte Konfusion wieder; wenn er eine Kirche werden will, so wird er eben abermals der lebendige Widerspruch, das Allgemeine in den Bann der Beschränktheit zu zwingen, sich selbst ungleich, frei und unfrei, lebendig und tot zu sein, und, wie jede Kirche, einst das eigene Kind, das der Erbe seines in Vertrocknung begrabenen Lebensgeistes ist, mit Füßen von sich zu stoßen. Die Büchsen, die den Geist einschließen wollten, streiten miteinander, welche den wahren habe; laßt ihn frei wehen über Berg und Tal, und der Streit ist aus. Eine Kirche ist sie selbst und nicht sie selbst, sie steht über sich selbst und unter sich selbst, sie weist hinaus über sich, und sie kerkert sich ein in sich. Auch jeder bestimmte Staat ist allerdings dieser Widerspruch seines Bestandes und seiner Zukunft; allein sobald er die Liberalität hat, dem Geiste der Zukunft, die in ihm liegt, das freie Wort zu gönnen, so befreit er sich durch lebendige Bewegung von diesem Widerspruch. Die Kirche aber, die das Freieste, Allgemeinste, Geistigste darstellen will und es doch notwendig in Dogmen einzwängt, hebt eben darum ihren eigenen ganzen Begriff auf.

Wir fassen unseren Gegenstand noch immer von der Seite des Dogma. Jede Fixierung des Menschenbewußtseins über den ewigen Gehalt des Lebens in jene Sätze, die der reinen Wahrheit ein Ge-

schichtliches und Tatsächliches beimischen, ist eine solche Beschränkung, welche das Allgemeinste zu einem Besonderen macht, welche, statt zu vereinigen, trennt und ausschließt, eine Kirche neben Kirchen begründet, deren eben darum keine die wahre sein kann. Die alte Welt hatte keine Dogmen, der Beispiele von Religionsverfolgung sind wenige, denn von dem Schicksale des Sokrates können wir, so viele interessante Vergleichungspunkte es der Gegenwart darbietet, hier abstrahieren, weil es an den Punkt fällt, wo die griechische Welt geistig zusammenbrach: es erbitterte sich hier am Schlusse derselben die Verfolgung der subjektiven Freiheit, welche das Christentum von Anfang an aufs blutigste übte. Man wird den Grund dieses Mangels an theoretisch geordneten Religionsbestimmungen und dieser Harmlosigkeit, welche, bei den Römern besonders, fremde Götter einfach für andere Formen und Namen der eigenen ansah, schlechthin als eine Armut betrachten und sagen: statt der Dogmen hatten die Alten Götter, die Religion des Geistes aber muß die Einheit ihres unsichtbaren Gottes theoretisch durch Lehrsätze über sein Verhältnis zur Welt in eine Vielheit fortbestimmen; zu den Göttern aber gehörte auch in denen, die sie geschaffen, jene sinnliche Form des Bewußtseins, welche nicht in eine geistige Fassung der höchsten Wahrheit ihr Interesse zu legen, sich nicht für sie zu dem Unwillen gegen eine andere Fassung, zu dem Bestreben der Bekehrung innerlich zu entzünden vermochte. Ganz wohl, aber zwei Punkte sind dabei vergessen. Die Götter der Alten waren sittliche Wesen, besondere Kreise des Lebens waren in ihnen hingestellt: Dies ist das eine, worin wir von den blinden Heiden noch recht hübsch zu lernen haben. Die christlichen Dogmen und Bekenntnisse enthalten vom sittlichen Leben nichts als das Prinzip, den Willen, der sich durch Sünde und Reue gebrochen und mit dem göttlichen versöhnt hat. Der Urheber unserer Religion hat eine Reihe der herrlichsten sittlichen Wahrheiten bestimmteren Gehalts ausgesprochen; aber es sind wenige, und ein System der Tugenden (sagen wir so, um nicht durch bloße Hervorhebung des Pflichtbegriffs in den Schein einer abstrakten Moral zu verfallen) ist nur künstlich aus ihnen und jenem, den Schriften des Apostels Paulus entnommenen Prinzip des Willens abzuleiten. In den wenigen Sittenlehren Jesu eine Religion feiger Duldung zu finden, halte

ich für ein wohlfeiles Reden; es ist mehr als dies, es ist eine tätige Liebe darin ausgesprochen, vor deren Schönheit die Pharisäer unserer Zeit in Scham zergehen müßten, wenn die erste entfernte Ahnung dessen, was bleibend ist im Christentum, in ihre bösen Gemüter, ihren verhärteten Sinn eindringen könnte. Aber die Tat dieser Liebe ist nicht im Umfange des ganzen Lebens verstanden, der öffentliche Mensch ist rein vergessen; dies ist der notwendige Mangel einer Religion, die von einem unterdrückten Volke ausgieng und daher zwischen dem inneren Leben, dem stillen Kreise der in Liebe verbundenen Geister und zwischen dem Staate gar kein Verhältnis ziehen konnte. Das eine Wort, das Jesus über diesen Punkt ausgesprochen: „gebt Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist“, ist nichts als eine kluge Ausweichung bei dem Ausholen eines Spions; wohl aber ist es unzähligemal mißbraucht worden, um ein geistlos äußerliches Verhältnis zwischen Staat und Kirche, oder richtiger die unselige Entzweiung des Menschen in sich selbst zu rechtfertigen, die ihn in zwei Hälften zerschneidet, die eine über die Berge der Macht eines fremden Priesters in die Hand schleudert oder zur Herrschsucht im Namen einer transzendenten Autorität entflammt, und die andere, den hohlen Balg, dem gegenwärtigen Staate, dem konkreten Gebäude des Guten und jeder reinen Menschenpflicht als Notpfennig zuwirft. Allein hätte Jesus auch nicht einem unterdrückten, sondern einem blühenden und selbständigen Volke angehört, hätte er eine Fülle konkreter sittlicher Sätze ausgesprochen, zu Dogmen hätten sich diese doch nicht geeignet. Nicht nur deswegen nicht, weil die Tugenden ihr Wesen und ihre Form mit den Formen des Staates ändern und für uns nicht eben das geltend sein könnte, was damals auf konkrete Weise über das öffentliche sittliche Leben wäre ausgesprochen worden, sondern deswegen nicht, weil man, wenn das sittliche Leben real wirklich ist, überhaupt keine Dogmen mehr festsetzt. Unter realer Wirklichkeit des sittlichen Lebens verstehe ich den freien Staat. Solange dieser nicht realisiert ist, bedarf die Menschheit eines idealen Gebildes, worin sie ihre unerschlossene innere Unendlichkeit, die noch keine Gestalt hat, über sich in die Wolken zeichnet. Der Geist, der nach der Wirklichkeit hin keine Luft hat, entzündet sich nun für dieses Gebilde; hier sind seine Parteien,

hier sein Krieg und sein Friede, seine Redner und seine Helden. Er stiftet für diese Welt außer der Welt auch eine Ökonomie, einen Organismus mitten in der wirklichen, die Kirche. Sie ist die einzige Form, in welcher das Allgemeine da ist, denn der Staat ist eine oberflächliche Verbindung eigenwilliger, oder im Verlaufe etwa durch Polizei und abstraktes Recht auf der Grundlage des Zufalls vereinigter Monaden. In Wahrheit aber ist diese Form der Allgemeinheit ein Hindernis, daß das Allgemeine wahrhaft wirklich werde, sie ist ein zweiter, fremder, heteronomischer Wille und für den vernünftigen Willen, welcher sich zu einem lebendigen Ganzen ausbreiten will, eine ewige Erbse im Schuh. Wir haben den freien Staat noch nicht, und wir haben noch Dogmen, weil wir ihn nicht haben. Die Griechen nun trieben den großen Luxus, den freien Staat (in Naturform, er soll wiedererstehen in Kunstform) zu haben und ihn neben seiner Realität in Göttern zu idealisieren. Die Götter sind wir los; ihre erbleichten Schatten haben sich in die Idee des allgemeinen Geistes gemischt, die wir noch nicht in ihrer Reinheit gefaßt, und haben sie zu Dogmen verfestet. Gebt uns eine Wirklichkeit, und jene wird wieder flüssig. Zu der Realität des sittlichen Lebens bedürfen wir dann nur darüber das Bewußtsein, das sich in Erziehung, Ermahnung, Schrift und Rede, in Kunst, in jeder geistigen Form aussprechen wird, aber nicht in Dogmen; denn Dogmen materialisieren es und verflüchtigen es zugleich. Dogmen sind ein Parteizeichen; Parteien soll und muß es geben, aber für ein Wirkliches.

Das wäre das eine, was wir von den Alten zu lernen hätten. Das andere aber ist ihre Harmlosigkeit gegen fremde Religionen. Sie war ein Mangel, sofern sie aus der Sinnlichkeit des Bewußtseins floß, dem noch die Innerlichkeit fehlte. Aber die große Wahrheit lag unbewußt in ihr, daß die Religion in verschiedenen Formen nur die eine ist; das weite und edle Herz lag in ihr, im Fremden sich wiederzufinden. Schämen wir uns unserer Engherzigkeit und lernen wir von diesen Kindern! Tun wir mit hellem Geist und deutlichem Bewußtsein, was sie mit dunklem taten. Der harte und blutige Römer selbst sah in fremden Göttern die seinigen und stellte sie in sein Pantheon; und du, Roher, kannst nicht fassen, daß der Mann, von dem du doch weißt, daß er manche stille Nacht durch-

wacht und durchdacht hat, um treu zu folgen, wohin der Geist ihn weist, dieselben großen Lebensmächte verehrt, wie du, wenn er sie auch nicht Gott, sondern den reinen Geist, nicht Sohn Gottes, sondern Idee der Menschheit, nicht Vorsehung, sondern inneres Weltgesetz, nicht Unsterblichkeit, sondern Ewigkeit nennt?

Dies führt uns auf die Duldung. Gervinus fordert, wie wir sehen, ein ganz vages und duldsames Bekenntnis. Man mag dies versuchen, aber es ist, wie gesagt, ein Interimszustand, und dieser schließt, solange er besteht, alle wahrhaft philosophisch Gebildeten von der neuen geistigen Gemeinschaft aus. Denn diese haben nicht dieses oder jenes, sondern alle Dogmen in rein geistige Prinzipien als Fundamente eines sittlichen Lebens verwandelt. Hier sind nun die Stellen von Gervinus anzuführen, worin jene eigentümliche Unklarheit über die philosophische Bildung sich ausspricht, die wir schon an anderer Stelle in diesen Jahrbüchern als die begreifliche Grenze des Historikers angedeutet haben. Die eine heißt (S. 41): „Innerlich recht im Kerne unserer Bildung liegt Naturalismus und Deismus, von Philosophie, von Natur- und Geschichtskunde, von den mächtigsten Waffen des Geistes unterstützt und gefördert; und wie edel diese Bildung sich in ihrem gesunden Zustande darstellt, so widerlich greift, wie ein Wurmfraß, der von da ausgeht, der Atheismus um sich und ein ätzender Menschenhaß und die Negation und Verflüchtigung alles Religionsgefühls in eine herzlose Spekulation; und man schickt sich in diesem Lager zu einem propagandistischen Feldzuge an, der die ganze Masse des untersten Volkes, wie kommunistisch zu materiellem Besitze, so auch philosophisch zu geistiger Gleichbildung mit den höheren Ständen heranziehen soll, indem er jede Aussicht auf ein anderes Leben, jeden Trost und Hoffnung der Armen und Mühseligen untergräbt, um sie zu zwingen, auch an diesem Leben zu verzweifeln und niederzuwerfen, was besteht, damit ein besseres aufgebaut werde.“ Es heißt dann, die deutsch-katholische Bewegung sei berufen, sich zwischen dieses Übel und das andere, des Pietismus, Jesuitismus, Ultramontanismus, hilfreich in die Mitte zu stellen. Die andere Stelle (S. 63) spricht von der vagen Glaubensformel und sagt, es müsse eine *christliche* Glaubensformel sein von so weiter Fassung, daß sie nur diejenigen abstoßen müßte, „die selbst für die geschichtliche Anerkennung des

Christentums keinen Sinn in sich fühlen, die so arm an Gemüt und Schicksalen sind, daß sie ein Religionsbedürfnis überhaupt in sich nicht kennen und in anderen nicht anerkennen, so arm an Geist, daß sie von dem allgemeinen menschlichen Grund keine Ahnung haben, auf dem dieses Bedürfnis natürlich ruht, so arm an Phantasie, daß sie jeder Religionsmythe wie sinnloser Märchen spotten". Der Herr Verfasser soll es nicht übelnehmen, aber das heißt zusammenwerfen wie Kraut und Rüben. In einem so gediegenen Buche, in einer so wichtigen Sache, bei einer übrigens so ausdrücklichen Unterscheidung verschiedener Standpunkte in Gegenständen der Religion dürfte man erwarten, daß genauer gesprochen und gesondert wäre. In der ersten Stelle wird von Naturalismus und Deismus mit Achtung geredet; und gerade dieser ist es, der die mythische Betrachtung nicht kennt und über Mythen als sinnlose Märchen spottet, was die zweite Stelle zu dem Verächtlichen und Ausgestoßenen zählt. Unter dem Atheismus der ersten Stelle scheint die Frivolität gemeiner Schwätzer und kommunistischer Aufhetzer verstanden, welche weder einen transzendenten noch einen immanenten Gott glauben; gleich darauf aber kommt der Gemeinplatz von herzloser Spekulation, der auf die Philosophie weist, denn jene Frivolen spekulieren ja nicht, sondern sind Leugner aus Trägheit des Denkens wie aus Verdorbenheit des Fühlens, Witzlinge, denen die Vollmacht des Humors fehlt, weil sie den Gehalt nicht in die eigene Brust gerettet haben, ehe sie ihn als objektive Macht dem komischen Schicksal preisgeben. Aber wie ist denn das mit dem Deismus? Das elende Ding an sich von einem prädikatlosen höchsten Wesen, das dieser über eine gottverlassene Welt hinstellt, sollte besser sein, als die Göttlichkeit des Weltalls ohne jenes Ding an sich? Ein Gervinus läßt sich in der Gesellschaft derjenigen sehen, welche mit Redensarten wie: Pantheismus gleich Atheismus um sich werfen? Oder hat er nur zusammengeschüttet und in der Eile zusammen ausgedrückt, was er sonst richtig auseinanderhält? Ich weiß nicht, aber auch vom Kommunismus spricht er so. Es gibt kommunistische Lumpen und es gibt Kommunisten von edler Gesinnung, Schwärmer für eine halbwahre Idee, deren halbe Wahrheit noch immer mehr Achtung verdient, als der Epikureismus, der nie gezweifelt hat, ob das Erbrecht nicht Beschränkungen erleiden müsse, wenn der Zustand

derer, die arbeiten und hungern, zu dem Zustande derjenigen, die müßiggehen und schwelgen, in irgendein Verhältnis gerechterer Abwägung treten soll. Und ebenso, wenn manche die Unsterblichkeit leugnen aus Pessimismus, so sollte es doch auch geistige Naturen geben, welche darüber einen edlen Zorn fühlen, daß man hungernde Bevölkerungen auf das Gebet und das Jenseits anweist, während man Millionen in Feuerwerken, Musiken und Paraden verschwendet. Ferner in der zweiten Stelle sind solche, die das Christentum nur geschichtlich anerkennen, seine Mythen als Mythen ansehen, aber noch ein Religionsbedürfnis haben und den allgemeinen menschlichen Grund dieses Bedürfnisses verehren, mit Achtung als Leute genannt, die sich einer christlichen Glaubensformel noch wohl anschließen könnten. Allein wie kann sich jemand ehrlicherweise einem neuen Bekenntnis anschließen, dessen Hauptbestandteile, wie weit und allgemein der Ausdruck lauten mag, für ihn keine Illusion haben, sondern ihm nur als etwaige Allegorie eines reinen Vernunftglaubens gelten? Gervinus kann darauf nicht antworten: Die Formel sei nur bestimmt, das äußere Band abzugeben, die Hauptsache sei der Kultus. Denn wenn der Kultus, d. h. die gemeinsame Belebung des Bewußtseins von jenem „allgemeinen menschlichen Grunde“ durch rednerische und künstlerische Formen zu einer Macht gegenwärtiger Empfindung, wenn der Kultus die Hauptsache sein, wenn er ferner, wie aus der ganzen vorliegenden Schrift hervorgeht, nicht bei der Belebung jenes allgemeinen Grundes in den Gemütern stehen bleiben, sondern hoffentlich zu dem konkreten Gehalte einer Belebung des sittlichen Bewußtseins über jedes wahre und reale menschliche Verhältnis fortschreiten, wenn er jedes Wirkliche, was eine Menschenbrust bewegen kann, im Lichte des Ewigen zeigen, das Gemüt zu der unendlichen Bedeutung jeder Sphäre erheben soll: wozu dann noch jene Formel? Nicht nur überflüssig ist sie, nein, sie macht die Verwirklichung eines solchen Kultus unmöglich, sie bestimmt ihn durchaus mythisch, sie nötigt ihm jene falsche Beziehung auf, welche zwischen die Dinge und das Ewige die undurchdringliche Wand dessen setzt, was Gervinus selbst Mythe nennt. Endlich rechnet die erste Stelle diejenigen zu den ausgeschiedenen Böcken, welche Lust haben, das Volk zu geistiger Gleichbildung mit den höheren Ständen heranzuziehen.

Und diesem hingeworfenen Worte die Verwahrung beizufügen, daß es bloß gegen übereilte Aufklärung gelte, das verschmäht ein Mann, der sonst nicht nur den rein sittlichen Kern der aufgeklärten Durchschnittsbildung unserer bürgerlichen Stände in derselben Schrift so gut zu würdigen weiß, wie sie sich bewährt hat „in den bisherigen Verhältnissen, da doch wenigstens noch Sitte gelehrt, da sie nicht ganz der Dogmenpredigt preisgegeben wird“, sondern der auch so gut weiß, daß selbst „der gemeine Mann ordentlicherweise aus der Predigt nur die Moral und nicht das Dogma mit nach Hause nimmt“, der unter diesem gemeinen Mann ausdrücklich auch das Landvolk befaßt, wo es irgend durch Stadtnähe aus der dunkelsten Einfalt der Urzustände herausgeschüttelt ist und nicht abgeschieden in Gegenden lebt, „in welche nie ein anderer Strahl geistiger Erweckung eingedrungen ist, als durch das Medium des Geistlichen“, ein Mann, der diese Betrachtungen mit dem trefflichen Worte krönt: „Wir können nicht wissen, wie viele Wege Gott gebahnt hat zur Vermenschlichung, und wir dürfen uns nicht anmaßen, der Bildsamkeit der menschlichen Natur willkürliche Grenzen zu ziehen!“ Die ewige Berufung auf das Ärgernis, das die Kritik dem Volk bereite, täuscht noch manchen sonst wohlgesinnten Charakter. Es ist Zeit, ihr ein Ende zu machen; es ist Zeit, zu zeigen, daß die übereilte Aufklärung von den Priestern herbeigeführt wird, welche in der bösen Absicht, den Wahn aufzubieten gegen jede freie Erkenntnis, ihre mißverstandenen Sätze vor das Volk zerren; es ist Zeit, zu sagen, daß es eine frivole Aristokratie des Geistes ist, zu behaupten, daß das Volk ewig zum Wahne verdammt sei, Zeit, daß die Philosophie in ausdrücklichen populären Schriften dem Volke darlege, was sie will: die Tenne fegen, damit wahres sittliches Leben, das seinen Schwerpunkt nicht außer sich hat, möglich werde.

Während nun der Fanatismus in der künstlich genährten Blindheit des Volkes noch seine breite Unterlage und Weide findet und von da aus die heilloseste aller Revolutionen unternimmt, die Revolution für das Veraltete gegen das Bestehende, welches die Aufklärung ist, so schließt er also zunächst jenen Kern der mittleren Durchschnittsbildung von aller Teilnahme an der Religion aus.

Ein goldenes Wort unseres Verfassers ist in diesem Zusammenhang noch auszuzeichnen: „*Ich muß fragen: Haben es unsere Geistlichen überhaupt bedacht, was es heißt, ein Kirchen- und Religionsgebäude zu besitzen, von dem der ganze gebildete Teil des Volkes sich gleichgültig oder selbst mit Spott hinwegwendet? Was es heißt, dem eigentlichen Kern der Nation den Rücken zu kehren, ihn auszuschließen, in welchem allein Sitte und Religiosität nicht bloß eine stumpfe Gewohnheit sein darf, sondern zum geläuterten Grundsatz werden kann? und von dessen besserem Teile aus die Sittigung und ihr Gesetz sich überall erst in den untersten Ständen verbreitet?*“ Zu dieser Klasse soll nun aber also eine gewisse Gattung von Leuten, die er in den obigen Stellen so verworren bezeichnet, nach dem Verfasser nicht gehören, und zwar weil sie sich selbst ausschließt, weil sie gar kein Religionsbedürfnis hat. Die Verwirrung jener Stellen kommt daher, daß Gervinus eigentlich gar nicht untersucht hat, wo das Religionsbedürfnis aufhört. Hier hätte er zunächst einen Unterschied ziehen müssen, erstens zwischen herzlosen, ausgesaugten Spöttern und Volksverhetzern, welche ohne System Materialisten sind, und zwischen Philosophen. Die ersteren sind pathologische Subjekte, von denen sich fragt, ob sie für eine Anerkennung der Idee überhaupt noch zu gewinnen sind, oder nicht. Sie gehören nicht hierher. Unter den Philosophen aber hätte er zweitens unterscheiden müssen zwischen solchen, die das Prinzip des Helvetius erneuern, wie Marx, Stirner und andere, und zwischen solchen, welche den Geist als allgemeine Substanz erkennen, die im freien Selbstbewußtsein des einzelnen zwar ins Licht erhoben werden soll, aber mit der Bestimmung, daß sie auch so noch das über ihn unendlich erhabene Lebensgesetz des einzelnen ist, von dem sie das freie Opfer seiner Selbstliebe für ihre großen, sittlichen Sphären fordert. Zu diesen gehört Strauß, gehört selbst L. Feuerbach, und ich bin so frei, mich ihnen zuzuzählen. Die ersteren haben kein Religionsbedürfnis, denn sie erkennen keine Substanz an (Substanz ist, was Gervinus den allgemeinen Grund nennt). Mit den Lumpen sind auch sie nicht

zusammenzuwerfen; es gehört jeder Ansicht, die mit wissenschaftlichen Gründen auftritt, ihre Achtung, und zu verachten sind nur diejenigen, welche gewohnt sind, jede ihnen widerstrebende Ansicht durch Geschrei, Verleumdung, Verdächtigung zu widerlegen. Diese finden sich aber, das wird Gervinus wohl wissen, gewöhnlich da, wo das sogenannte Religionsbedürfnis am stärksten ist; richtiger, wo nicht sowohl Religionsbedürfnis als vielmehr Ausbeutung des Religionsbedürfnisses Prinzip ist. Was nun die zweite der oben unterschiedenen philosophischen Richtungen betrifft, so ist sie sicher, darum nicht für sentimental gehalten zu werden, wenn sie allerdings ein Religionsbedürfnis bekennt; denn sie tut es um einen Preis, der sie von allem Vorwurfe der Heuchelei freispricht, um den Preis nämlich, daß man unter Religion einen reinen Kultus ohne Dogmen verstehe; und sie muß mit ihrem Bedürfnis freilich leer ausgehen, solange irgendeine dogmatische Formel aufgestellt wird. Gervinus ist frei, aber ein Stückchen Dogma möchte er behalten; er stimmt für die Kritik, nur den letzten Schritt soll sie nicht tun. In dem Augenblick, wo sie diesen tut, fürchtet er völlige Negation und erkennt nicht, daß in demselben Augenblick völlige Position da ist, d. h. daß in dem Augenblick, wo die sittliche Welt begriffen ist als solche, welche nicht um einen Punkt außerhalb ihrer kreist, sie auch erkannt wird als solche, welche um sich selbst kreist. Gervinus will z. B. keine Höllenstrafen, keinen sinnlichen Himmel, aber Unsterblichkeit will er und hat Lust, zu verdammen, wo sie nicht geglaubt wird. Und wohlgemerkt, nicht etwa das sagt er, man dürfe in diesem Punkt kein Ärgernis geben, sondern er zählt ihn unbedingt unter das, was bleiben muß. Allein — um die Gründe an sich, die für und wider sind, hier ganz liegen zu lassen — sollte er nicht so billig sein, sich vorzustellen, es sei doch ein tüchtiges Gemüt denkbar, das ernstlich befürchtet, daß die Vorstellungsweise, dies Leben sei noch nicht das eigentliche, es gelte im Grunde noch nicht, die rechte Reinschrift zum Konzepte folge erst, mehr sittlichen Leichtsinn als sittlichen Ernst begründen werde? das entschlossen ist, den kleinen Punkt, auf den es gestellt ist, eben darum, weil er unwiederbringlich verschwindet, mit der größtmöglichen Summe des Guten auszufüllen, und den höchsten Trost in der Aussicht genießt, nur in seinen reinen Wirkungen fortzuleben? Und dieses Gemüt sollte kein Bedürfnis

haben, das Meer des geistigen Lebens, in welchem es nur ein verschwindender Tropfen zu sein sich bescheidet, in einer Versammlung geistig Verwandter durch die Erhebung begeisternder Reden, erhabenen Gesanges zu verehren? Den Hauptpunkt aber, um den es sich hier handelt, habe ich schon oben berührt: die Frage nach dem Religionsbedürfnis des Philosophen fällt zusammen zuerst mit der Frage, ob das Ergebnis der Spekulation fähig sei, zur unmittelbaren Macht des Gemüts zu werden. Gewiß ebensogut, als die höchste Kunstfertigkeit erst da erreicht ist, wo sie zur geläufigen anderen Natur der Persönlichkeit wird. Diese Rückkehr des Ergebnisses der freien Wissenschaft zur Macht des Gemüts, nicht den Naturalismus oder Deismus unseres Verfassers, verstand ich unter dem Ausdrucke Vernunftglauben, den ich oben gebrauchte.

Das auf solchem Grunde gebildete Gemüt nun kann den Gegenstand seiner Verehrung gemäß den bekannten Resultaten der Wissenschaft nicht mehr in einer Projektion der Phantasie suchen, sondern nur in dem Gegenwärtigen, dem Wirklichen als einem sittlichen Ganzen, es betet keine fremde, überirdische Gestalt mehr an. Ist nun, wo dies nicht mehr ist, noch Religion möglich? Ist Religion nicht eben nur die Anbetung einer überirdischen Gestaltenwelt? Gervinus selbst wirft (S. 35) die Frage auf, ob eine in seinem (deistischen) Sinne geläuterte Religion noch Religion heißen könne, beantwortet aber statt ihrer nur die andere, ob einer so aufgeklärten Religion lange Dauer zu versprechen sei.

Es fragt sich also weiter, ob sich ein solcher Kultus denken lasse, dessen Inhalt nicht ein Außerweltliches wäre, sondern die ewigen Mächte im Leben. Daß Dogmen nicht Religion sind, gibt Gervinus zu, daß das sittliche Handeln noch nicht Religion sei, das ist etwas, was alle Welt weiß. Religion ist ein ewiges Grundgefühl, das alles sittliche Handeln selbst erst bedingt und worin dieses, als in seine Quelle, sich selbst wieder zusammenfaßt. Aber dies ist noch nicht genug: Dieses Grundgefühl soll sich in einer besonderen öffentlichen Form der Erhebung über die Gegensätze des Lebens durch gemeinsame Darstellung und gegenseitige Belebung seinen Ausdruck geben. Festliche Zeiten und Tage müssen gesetzt sein, Zeiten und Tage der Besinnung, wo sich die Gemüter in vereinigtem und begeistertem Ausdruck sagen, was die Menschheit, die Völker, das

Volk, die Familie als höchste, in diese besonderen Kreise sich teilende und in jedem derselben sich darstellende Einheit zusammenhält und alle mit der ewigen Natur zu einem unsterblichen Ganzen vereinigt. Der Gehalt ist die reale Wirklichkeit; aber der einzelne verliert inmitten ihres Gedränges, unter den Stößen des Augenblicks, wo er nur das nächste ins Auge fassen kann, das ewige Ganze aus dem Bewußtsein. Der Staat — nicht der jetzige, sondern der wahre — gäbe sich in dieser Religion das Festbewußtsein seiner Bedeutung im Ganzen der Menschheit, seiner Bedeutung für sich, seiner einzelnen sittlichen Sphären; so wäre sie nicht ein Staat im Staate, ein fremder Körper, wie es die Kirche ist, sondern sie wäre nur die Form der Besinnung des erhöhten Bewußtseins über eben das, was auch reale Macht, Sitte, Gesetz, Leben, Handlung ist.

Unsere Geistlichen geben uns bisweilen statt der Dogmenpredigt allerdings auch eine Predigt von sittlichem Gehalte. Wie mühsam sie dazu ihre vorgeschriebenen Texte auspressen müssen, ist wohl ein zugegebener Übelstand und nicht der geringste in der jetzigen Religion. Setze ich nun — und das Setzen wird man mir doch erlauben, es setzt ja jeder was er will — den Zustand, den ich als Ziel ansehe, so denke ich mir eine Reihe von Festen und dazu die gewöhnlichen Sonntage für den Kultus so bestimmt, daß in ihnen die wahren Sphären des Lebens der Reihe nach ihren reinen Ausdruck in begeisterter Rede, Musik, Gesang und jeder nicht zerstreuenden, sondern sammelnden Kunstform fänden. Ich wüßte keinen Grund, warum die von selbst sich gestaltende Anknüpfung jeder Idee an reingeschichtliche Tatsache und große Menschen als die Organe der Weltgeschichte nicht die mythische Begründung, welche allerdings allen bisher bekannten Religionen Bedürfnis war, sollte ersetzen können; warum nicht künstlerische Darstellung großer Begebenheiten von absoluter Bedeutung, Bildnisse großer Männer diesem Kultus die nötige sinnliche Greiflichkeit sollten geben können; warum nicht z. B. die Idee der Humanität, wie sie Gervinus selbst von der national politischen Gesinnung unterscheidet, an die von aller Zutat gereinigten ursprünglichen Intentionen der christlichen Religion und ihrer bedeutendsten Organe, die Idee der Völkerfreiheit an die großen kritischen Momente der Staatengeschichte, die Idee der Selbständigkeit des eigenen Volks an seine Geschichte, seine Taten, Siege, Gründung

seiner Gesetze, sowie die Trauer über sein Blößen an die Tage seiner Schande sich sollte anknüpfen lassen, und warum nicht ebenso jede engere sittliche Sphäre, die Tugenden oder Pflichten des Privatlebens, und zwar in ungleich größerer Vollständigkeit als bisher, so daß z. B. die gymnastische Entwicklung als ein Religiöses, wie bei den Griechen begriffen und im griechischen Sinne große Feste begründen müßte, ihren Tag feiern und dieser Feier schöne geschichtliche Züge sollte zugrunde legen können. Was niemals der Menschheit fehlen darf, die Erhebung der Gemüter durch die Gewalt der Rede, würde der wesentliche Bestandteil eines solchen Gottesdienstes ohne Götter bilden. Die wahre religiöse Beredtsamkeit würde dann erst möglich; denn die allein ist die echte, die das Menschenherz in seinen wahren, menschlichen Bewegungen erfaßt und stets von Bestimmtem redet, von Leben und Tun. Keine Moralpredigt, sowenig als eine Dogmenpredigt. Moral ist abstraktes Aufstellen von Geboten, welche, da sie alle auf der Grundansicht eines Dualismus in der menschlichen Natur ruhen, der eine stete Ausschließung der sinnlichen Seite fordert, auf ein reines, unfruchtbares Verbieten hinauslaufen. Die sittliche Rede erhebt das Gute selbst zu der Lebendigkeit einer Naturgewalt in den Gemütern. Wie dazu alle diejenigen Mittel mitwirken müßten, durch welche der Kultus von jeher die Kunst in seinen Dienst zog, davon mag sich jeder, der mich verstehen will, selbst ein Bild machen, und Aufgabe wäre es, neben der Sammlung des Gemüts in seiner Tiefe auch die Freude wieder zu heiligen und auch darin von der reinen und schönen Menschlichkeit des Altertums zu lernen. Ein weiterer wesentlicher Teil eines solchen Kultus aber wäre die Weihe jeder neuen Gründung eines sittlichen Lebenszustandes. Die bisherige Religion hat sich noch nicht aus der Stufe der Zauberreligion völlig befreit; Magie ist eines der Überbleibsel, das ihr aus dem Paganismus anhängt. Als magische Akte nennt sie diese Weihen Sakramente. Während jeder ernste Mensch, der die ideale Bedeutung der wichtigsten Lebensmomente begreift und fühlt, der es z. B. einsieht, daß die Ehe allerdings schlechthin mehr als ein Rechtsinstitut ist, daß also ihre Gründung eines feierlichen Aktes bedarf, der die Unendlichkeit ihres Sinnes dem Gefühle einprägt, der es erkennt, daß die natürliche Geburt erst durch eine Weihe des Neugeborenen ihrer Ergänzung zur zweiten sittlichen Geburt versichert werden soll,

worin die Erziehung und Mitgliedschaft des sittlichen Lebens durch ein Verbürgen präsumiert wird: der muß es als das tiefste Übel empfinden, daß diesen Akten durch die Zugabe eines Zaubers, einer Wunderwirkung, welche auf anderem Wege, als den durch die Gemüter der Anwesenden, bewerkstelligt werden soll, ja durch eine barbarische Drohung gegen diejenigen, welche diesen Zauber nicht glauben, eine Form gegeben wird, die den Gebildeten nötigt, sie entweder zu meiden oder sich, weil diese Formen einmal nicht anders sind, mit innerer Indifferenz ihnen anzubequemen. Hier wäre ein Feld, auf welchem die Deutsch-Katholiken vorzüglich einen schöpferischen rein religiösen Sinn entwickeln und durch zeitgemäße neue Formen den aufgeklärten tüchtigeren Teil der Nation gewinnen könnten. Bis jetzt haben sie sich nur darin eigentümlich gezeigt, daß sie das Abendmahl als reines Liebesmahl feiern. An diesen Teil des Kultus hat sich bisher jede Krisis in der christlichen Religion geknüpft. Allein er ist zu unzertrennlich von der antiken Opferidee, zu sehr hat sich gerade an ihn alles Düstere der Magie gehängt, als daß er eine für diese neue Form der Religion bedeutende Zukunft in sich tragen könnte. Wer die Dogmengeschichte kennt, dem hat er durch die trüben Streitigkeiten über sein Geheimnis alle die Frische verloren, die erfordert wird zu einer reinen Stimmung.

Wenn ich sage, daß diese vergeistigte zugleich und konkretere Form der Religion nicht ein fremder Körper im Staate wäre, sondern nur eine Konzentrierung desselben zur höchsten Besinnung, die sich zwar ihre besonderen Zeiten, Akte, Typen geben müßte, aber dennoch flüssiges Moment im ganzen bleiben würde, so ist damit vor allem ausgesprochen, daß endlich der Gegensatz zwischen Priester und Laie im Ernste fallen müßte. Zwischen Staat und Kirche wird früher nicht Friede werden, als bis die Beschäftigung mit dem Übersinnlichen keinen besonderen Stand mehr begründet. Um aber von der unseligen Zweiheit zwischen Kirche und Staat, wie sie vorzüglich an das Bestehen dieses Standes sich knüpft, zunächst noch abzusehen, so muß ich die Achtungswürdigsten in diesem Stande, dessen Intelligenz und moralische Würde ich sehr wohl zu schätzen weiß, um ein gewisses Gefühl befragen, das mir wenigstens mehr als einer derselben schon gestanden hat. Bei der reinsten Begeisterung für ihre Aufgabe, bei der wärmsten Pflichterfüllung — müssen sie sich nicht

sagen, daß es mißlich ist, das Höchste und Edelste von Amts wegen in regelmäßiger Wiederkehr, mag die Stimmung da sein oder nicht, auszuüben, und noch mißlicher, dafür, und zwar zum Teil von denen selbst, die ihrer Seelenpflege anbefohlen sind, bezahlt zu werden? Ich führe nur z. B. die Leichenreden an. Mag der Geistliche den Verstorbenen kennen oder nicht, mag er ein Bild von seinem Charakter haben oder nicht, mag er in der Stimmung der Teilnahme sein oder nicht: er muß ihm die Rede halten. Ist es ihm übelzunehmen, wenn er, statt Konkretes zu sagen, statt das Bild des Verstorbenen noch einmal und für immer geistig hinzustellen, einige abstrakte, geläufige Trostgründe vorbringt oder gar eine alte Leichenrede wieder hervorzieht? In Frankreich spricht ein Freund des Verstorbenen an seinem Grabe. Er kennt ihn, er hat sein Bild, er nimmt teil, er gehört zu den Getroffenen und Trauernden; er kann etwas Bestimmtes reden. So ist es aber überhaupt und im ganzen. Ich kannte einen ehrwürdigen Geistlichen, treu und eifrig im Amte, von unermüdeter Tätigkeit, rechtgläubig ohne Fanatismus, der einst mit dem tiefsten Seelenschmerze ausrief: Nicht schwer, nicht drückend, nein, fürchterlich ist es, Mechaniker der Religion zu sein! Nun ist freilich nicht denkbar, daß überall Laien sich fänden, welche die nötige Gabe der Beredtsamkeit und die nötige Kunst der sittlichen Erziehung besäßen, um frei zu übernehmen, was bisher Sache eines bestimmten Standes war, und es handelt sich allerdings um eine Tätigkeit, welche nur da zur Reife sich ausbilden kann, wo sie zur Lebensaufgabe gehört. Der Staat besitzt aber auch bereits einen Organismus, der nicht ihm gegenüber ein eigenes, stets zur Eifersucht und Kollision gewaffnetes Prinzip in Anspruch nimmt, sondern Kräfte bildet, welche im Bürger zugleich den sittlichen Menschen heranzuziehen bestimmt sind. Es ist die Schule. Der Lehrer müßte künftig auch der religiöse Redner, Bildner, Seelenarzt sein. Mehr als ein wackerer Geistlicher hat schon seinem Schullehrer zugerufen: Klagt nicht, ihr seid unsere natürlichen Erben! Ein Unrecht der härtesten Art, die schlechte Belohnung der Lehrer, würde sich von selbst aufheben, wenn die Lehrer Geistliche und die Geistlichen die Lehrer wären. Denn das wird sich doch von selbst verstehen, daß ein flüssiger Organismus im Staate kein eigenes Gut mehr haben könnte, sondern die Bestreitung seiner Bedürfnisse aus den allgemeinen Einkünften des

Staates fließen müßten, ebendamit aber auch ein Reichtum, neben welchem ein so verdienter Stand, wie der der Schullehrer, darbend das Zusehen hat, jenem zufiele und dadurch möglich würde, jenem alten, schweren Unrecht ein Ende zu machen. Soll man sich denn nicht denken können, daß dann z. B. jede Landgemeinde zwei Lehrer hätte, deren einer die niedrigeren Elemente des Unterrichts, der andere die geistigeren und schon den sittlichen Menschen umfassenden Sphären desselben und zugleich die rednerisch und rituell erhebenden Formen des Kultus übernähme? Der unselige Dualismus zwischen Kirche und Staat äußert sich vorzüglich in dem ewigen Streite zwischen Kirche und Unterricht. Dieser gehört als ein Werk freier Intelligenz dem Staate an, dessen Wesen ja ebenfalls das Element freier, bildender Vernunft ist. Die Kirche, die sich auf Offenbarung als eine unbegriffene höhere Vernunft stützt, ergreift den Staat an dieser Seite, mischt sich mit eifersüchtiger Herrschsucht in den Unterricht und verlangt ihn zu leiten. Eine unabsehliche Reihe von Verlegenheiten bereitet sie dadurch dem Staate, und diese werden so lange kein Ende nehmen, als bis die Kirche in der Schule aufgegangen sein wird.

Übrigens versteht sich, daß nach freier Wahl der Gemeinden außer der methodischen Verrichtung des Kultus auch dem innerlichen Berufe solcher, die nicht in Ämtern des Unterrichts wären, freier Raum zu öffentlicher religiöser Mitteilung gegeben werden müßte, wie denn oben ein solches Beispiel von Frankreich angeführt wurde.

Der Staat hat jetzt alle möglichen Formen des Verhältnisses zur Kirche versucht und jede gleich unbequem gefunden. Als das nächste, was er zu tun hat, wird jetzt von den Aufgeklärten und Denkenden und so auch von G e r v i n u s die größtmögliche Duldsamkeit gegen die Religionsunterschiede anempfohlen. Als Vorschlag für einen zeitweiligen Zwischenzustand ist dies allerdings auch hier das einzig richtige; aber es ist etwas ebenso Prekäres wie jener Vorschlag einer vagen Bekenntnisformel für die neue Gemeinde. Toleranz ist ein rein äußerlicher und formaler Begriff, der ausdrücklich die fatale Zweiheit des Bürgerlichen und Religiösen voraussetzt. Der Staat soll sich so wenig als möglich einmischen, er soll eben dadurch die religiösen Leidenschaften sich aneinander durch Reibung abschwächen und so erlöschen lassen. Dabei ist vorausgesetzt, daß diese sein Gebiet nicht berühren und verletzen. Allein man fasse z. B. einen

wesentlich protestantischen (— eigentlich ist dies im tieferen Sinne jeder —) Staat ins Auge, der durch ein Konkordat sein Verhältnis zu katholischen Untertanen geordnet zu haben meint. Nun muß er erfahren, daß eine mächtige Priesterschaft in letzter Instanz nur einem Oberherrn im fremden Lande Gehorsam schuldig zu sein überzeugt ist, ihre Glieder auf Verpflichtungen beeidigt, welche mit ihrer Bürgerpflicht in absoluten Widerspruch treten, seine sittliche Wurzel, die Ehe, unterwühlt, die Gewissen verstört, nicht rastet, nicht ruht. Er ist als Staat verletzt, diese Eingriffe sind wesentlich Verbrechen. Und er soll tolerant sein? Wenn die Toleranz Toleranz ist, so ist sie auch Intoleranz gegen Intoleranz, und ein solcher Staat würde seine Pflicht gegen sich selbst aufs gröblichste verletzen, seiner Ehre selbst ins Gesicht schlagen, wenn er nicht mit der ganzen unnachsichtlichen Wucht des Gesetzes gegen diesen feindseligen Willen einschritte. Die Auseinanderhaltung des religiösen und bürgerlichen Gebiets steht auf dem Papier und sonst nirgends. Das Konkordat steht auch auf dem Papier, allein seine Verwirklichung hat einen unterhöhlten Boden. Verhältnisse, deren innerstes Wesen Kollision ist, sind durch keinen Buchstaben zu binden. Die römische Kirche *kann* einen protestantischen, ja überhaupt jeden Staat als Rechtsperson nicht anerkennen, denn er ist für sie überhaupt keine Person, Person ist für sie nur die absolute theokratische Einheit mit ihrem sichtbaren Oberhaupt. Haereticis non est servanda fides. Nicht ebenso feindselig scheint die protestantische Kirche gegen den Staat zu sein; es braucht aber keiner Nachweisung, welche unversiegbare Quelle von Verstimmungen, Schikanen, Eingriffen, Übergriffen das jus circa sacra ist. Die protestantische Kirche ist zwar auf andere Weise, doch nicht minder eifersüchtig gegen den Staat als die katholische, und dieser, solange er sich nicht über den bloßen Polizeistaat erhebt, das Sittliche und den Ausdruck des Ewigen nicht selbst zu sich herüber und in sich aufnimmt, handelt unvermeidlich immer gewaltsam gegen sie. Reizt er sie dadurch, so wendet sie, um wieviel weniger Macht als die katholische sie hat, desto mehr das Mittel des Geschreis über Unterdrückung, der Aufhetzung der blinden Volksmassen an, um sich zu rächen und ihm, wo sie gesetzlich nichts vermag, moralische Nötigungen aufzulegen. Der jetzige Regenerationsversuch in der protestantischen Kirche ruht auf der Voraus-

setzung, daß der Staat eine substanzlose, bloß formelle, zum Zusehen bei dem höheren Geistesleben verdammte Macht sei. Die schon ausgesprochene Antinomie, die in diesem Versuche liegt, können wir jetzt so ausdrücken: er ist ebenso ein Mittel gegen die Bureaukratie als für die Hierarchie. Er geht auf völlige Bestätigung und Feststellung einer falschen Trennung, welche auf die eine Seite den Staat als hohle Form, auf die andere die Kirche als herrschsüchtigen, auf ein behauptetes außerweltliches Prinzip grenzenlose Anmaßung gründenden Körper setzt. Es kann nicht mehr mißverstanden werden, wenn ich behaupte, der wahre Staat müsse die Herstellung der Theokratie in rein geläutertem Sinne sein. Nimmt er die Religion als die flüssige Form in sich auf, worin er sich das höchste Bewußtsein seiner als sittlicher Einheit in der größeren Einheit des Universums und der Weltgeschichte gibt, so fällt die Besorgnis eines Unrechts gegen die religiösen Überzeugungen von selbst weg. Ein solches ist nur da möglich, wo die Religion Dogmenglaube ist, wo ihr Leben in diesem toten Niederschlage erstirbt und die Leidenschaft sich auf den unverstandenen Buchstaben einer Weltanschauung stützt, für die sie sich entflammt und über deren Sinn und Grund sie dem Nachdenken nicht Rede stehen kann und will. Wie jetzt die Dinge liegen, sagt man: Gegen die Unterschiede der dogmatischen Überzeugung soll der Staat tolerant sein, streng gegen die Übergriffe in seine Sphäre. Allein alle dogmatischen Bekenntnisse stützen sich als solche auf ein dem Staat fremdes Prinzip, das ihn entweder ausschließt, oder nur als Notwerk duldet, oder ihn als eingesetzt durch dasselbe Prinzip zwar statuiert, aber ihn doch immer als illegitimen Bruder behandelt, immer sich von ihm geniert fühlt, immer an ihm reizt, rüttelt und gräbt. Der Staat ist göttlich als vernünftiger Organismus, und davon soll er sich in der Religion das erhöhte und konzentrierte Bewußtsein geben. Daß ich dabei einen anders erfüllten Staat voraussetze, als den jetzigen, habe ich schon bevorwortet.

Sehen wir nun auf unsere Deutsch-Katholiken zurück, so ist bekannt genug, daß verwandte Ideen, wiewohl in unklarer Gärung, alsbald in dieser Bewegung aufgetaucht sind. Ich behaupte nicht den Wahnsinn, daß sie diesen Zustand, wie ich ihn als Ziel ansehe, aus den Ärmeln schütteln können. Sie sind ein Tropfen in dem

Strom, der in unbekannter Zukunft durchbrechen und die Zeit bringen wird, wo eine unselige Kluft, welche bis jetzt die Völker in sich zerreißt, sich ausfüllt. Sollen sie aber etwas tun für diese Zukunft, so ist nichts weniger zu wünschen, als daß sie vom Staate ein bestimmtes Bekenntnis als Preis ihrer Anerkennung sich ablocken lassen. Sobald sie dies tun, sind sie eine Sekte unter Sekten und mögen sich mit den anderen um Nathans Ring streiten. Gervinus sieht dies sehr wohl ein und fordert daher ebenfalls, sie sollen noch in einer beweglichen Stellung verharren. Daß die Bewegung noch keine feste Gestalt hat, dies eben ist ihr Bestes. Diese Kristallisation wäre ihr Tod. Die Franzosen verstehen sie nicht, weil sie zu wenig palpabel ist. Dieses Bedürfnis des Palpabeln, ein ganz romanischer Zug in den Franzosen, ist auch der Grund, warum sie trotz der Revolution in die Kirche des Mittelalters zurückgesunken sind. Sie können die Religion nicht als rein innere, geistige Bewegung fassen, dieser Äther ist ihnen zu unbestimmt, sie sind mathematisch und wollen etwas Festes, d. h. etwas Unfreies, woran dann ihr Freiheitssinn sich wieder ewig reibt, um es aufzulösen und aufs Neue zurückzufallen. Jene Bewegung ist aber deutsch, sie ist ideal, und sie kann real werden nur wenn sie die geistige Weite ihres Ziels zuerst im Auge behält, den inneren Sinn befreit, von da den Staat ergreift und auf die Gestalt des Lebens hinarbeitet, wo der Bürger und der Religiöse ein unteilbarer Mensch sind. Werdet etwas und ihr werdet nichts; werdet nichts und ihr werdet alles. Laßt euch nur die paar armen Wände verschließen und das Menschenrecht verkümmern, euch gegen Wind und Wetter geschützt zu erbauen und mitzuteilen; nehmen kann man es euch nicht. Die Welt ist weit, der Himmel ist offen und das schönste Dach. Die unendliche Natur sei euch ein Symbol eines umfassenden Ziels, und man möge von eurer noch unbestimmten Gestalt sagen können:

She 's fram'd
As fruitful as the free elements.

(Jahrbücher der Gegenwart 1845.)

Friedrich Strauß als Biograph.

Zum ersten Male, seit er vom theologischen Gebiet abgetreten, interessiert sich die Kritik und das Publikum wieder lebhaft und warm für den Verfasser des Lebens Jesu, nachdem seine Biographie Ulrichs von Hutten erschienen ist. Man hat ihm reichlich Zeit gelassen, sich von zwei sehr unangenehmen Wahrheiten durch Erfahrung zu überzeugen. Die eine: wie schwer es sei, sich selbst wieder einzuholen, wenn man durch ein Werk von spezifisch einschneidendem Charakter großes Aufsehen gemacht, wenn man durch kräftige Erschütterung der geistigen Welt jene Art von Ruhm erlangt hat, welche bei der denkunfähigen Masse in einer Mischung von Staunen, Schrecken und Schauder, bei den zahlreichen Hütern des angegriffenen Kreises von Vorstellungen in Grimm und Haß und nur bei der kleinen Zahl der Vorurteilsfreien und Denkenden in vernünftiger Anerkennung besteht. In der Tat wird sich die nachfolgende Tätigkeit eines also berühmt gewordenen Schriftstellers, in welcher ein zweiter ebenso durchschlagender Akt nicht leicht vorkommen kann, zu seiner früheren in einer ähnlichen schweren Stellung befinden wie der Sohn eines berühmten Mannes, den der allzu hohe Maßstab, welchen die Welt unwillkürlich vom Vater entlehnt, diese überglänzende Folie, auf welche die Geburt ihn gelegt, lebenslang drückt und der Verkennung aussetzt. Die andere unangenehme Wahrheit: wie schwer es sei, ein bestimmtes Bild, das sich die Welt von einem Schriftsteller gemacht hat, durch ein qualitativ neues zu verdrängen oder richtiger zu ergänzen. So und nicht anders stellt man sich einmal den Mann vor; tritt er in veränderter Gestalt, mit umgewandelten Zügen vor die Leute, so beschließen sie im Eigensinne des menschlichen Herzens gerne, das gar nicht zu dulden, daß sie ihre eingewurzelte Vorstellung aufgeben sollen, sie schließen die Augen zu, sie ignorieren. Vom „Leben Jesu“ hatte man sich die Vorstellung eines geistigen Charakters gebildet, dessen Grundzug negative Schärfe, zersetzende Kritik sei. Der Aufsatz „Vergängliches und Bleibendes im Christentum“ sollte selbst dem blöden Auge zeigen, was alles blieb nach der sogenannten Zer-

störung, wie vielmehr die Absicht des vermeintlichen Zerstörers eine erhaltende, eine aufbauende war. Mit lauterer Dialektik suchte er die mythischen Voraussetzungen aufzulösen und aus ihren Trümmern das reine Bild des religiösen Genius erstehen zu lassen, dem nun die höchste Stelle unter den Genien der Menschheit gehören sollte. Es war in den Wind geschrieben, die Denkträgen hören nicht auf die Dialektik; in dem Begriff eines „Kultus des Genius" verkannte man den tiefen Ernst und nahm ihn für schöngeistischen Götzendienst der Romantik. Nun folgten in längeren und kürzeren Pausen die Schriften, aus denen deutlicher und deutlicher ein so ganz anderer Mensch zutage trat, ein Geist, dessen Grundzug liebevolle Vertiefung in das individuelle Menschenleben ist. Das war denn doch zu viel verlangt, daß man sich die Zumutung gefallen lassen sollte, zwei Grundzüge so entgegengesetzter Art, Verneinung und Bejahung, zersetzende Schärfe und Liebe in einer Vorstellung zu verbinden, und das bequemste war, eben gar nicht hinzusehen. Sollte man sich zwingen, zu glauben, daß die Pflanze, die man für eine seltene, wunderbare Distel hielt, auf einmal Rosen trage? Nur da und dort wagte es der eine und andere, genauer hinzusehen, aber ja nicht, ohne sich vorher mit Brillengläsern zu bewaffnen, durch die ihm die Rosen wie Gänseblumen erschienen, so daß er nun dem Publikum zurufen konnte: seid ruhig, es hat nichts auf sich! Und doch gilt unser obiges Wort von einem qualitativ neuen schriftstellerischen Charakterbilde nur in beschränktem Sinn, doch lag in der früheren und in der späteren Folge von Schriften des Anhalts genug, um den scheinbaren Widerspruch aufzulösen, um, wo man nur die Schärfe gefunden hatte, schon die verborgene Liebe, und wo diese sich freundlich in ihre Stoffe versenkte, auch die Schärfe zu finden; und doch trat noch einmal haarfein zugespitzt die letztere hervor in einer Schrift politisch-ironischen Inhalts: man verharrte in der abgewandten Stellung, es bedurfte einer so unleugbaren Verschmelzung beider Kräfte an einem so populären Stoffe, wie dieser Hutten, um die eigensinnig zur Seite gedrehten Hälse endlich herumzuwenden. Jene Auflösung wäre so leicht gewesen; man hätte sich nur sagen dürfen: der Geist, in welchem lichter und stärker, als bis dahin in irgendeinem anderen, das Bedürfnis Gestalt gewinnt, eine geschichtliche Person dessen zu entkleiden, was die Phantasie ihr von

Fremdem, vor dem Naturgesetz Unmöglichem umgelegt hat, der Geist, der diese Entkleidung so ernst, so klar, so rein und mit so viel Achtung vor dem ehrwürdigen Irren der mythenbildenden Phantasie vornimmt, der Geist muß einen tiefen Zug zum klaren und ungetrübten Schauen des rein Menschlichen in sich tragen. Dieser Zug mußte nur notwendig noch im Verborgenen wirken, wo es galt, wegzuräumen, dogmatische Verhärtungen aufzulösen; das Leben Jesu war eine fachmäßig theologische, streng gelehrte Schrift, welche keine andere Aufgabe hatte, als den Boden freizumachen für ein neues Bild, das freilich aus den allgemeinen Zügen der Idealität nicht übertreten kann in die Deutlichkeit der Biographie, weil die Mythenerzeugung das ausreichende Material hiezu nicht übriglassen konnte. Nun aber — wenn denn jener Aufsatz über das Vergängliche und Bleibende im Christentum dem gewöhnlichen Bedürfnis zu wenig festen Stoff gab und einmal ignoriert werden sollte — nun stellten sich ja die folgenden Schriften des „Kritikers“ so einfach und einleuchtend hin als das Positive zu jenem Negativen, als die Erscheinung der bejahenden Geisteskraft, die hinter der verneinenden sich noch verborgen hatte; die innigste geistige Liebe zu der Individualität erwies sich als der nährende, süße Kern der stachlichten Schale, der Abwehr des Unkritischen, der Bekämpfung des Unklaren, Ungesichteten: der Kritiker stand als B i o g r a p h vor dem Publikum. Natürlich nicht nur als gelehrte Sichtung des Überlieferten darf jedoch die Schärfe verstanden werden, welche den Kritiker in das Gebiet der Biographie begleitete. Dieses Geschäft ist nur Außenseite einer tieferen Eigenschaft, welche wir bei einem geistvollen Biographen suchen: der überschauenden Vernunftklarheit, welche sich auf den Mittelpunkt des Inhalts bezieht und der Wärme der Vertiefung die richtige und echte Art der I r o n i e beimischt. Wir müssen hier genauer eingehen, denn nicht leicht hat ein schriftstellerischer Charakter nachdrücklicher dazu aufgefordert, über das rechte Verhältnis von Enthusiasmus und Ironie nachzudenken, als der, mit dem wir es hier zu tun haben. Die Ästhetik beschäftigt sich seit Solger mit diesem Begriffe; er geht die Geschichtschreibung ebensosehr an, am meisten ihren Zweig, die Biographie, denn daß in ihr die Historie sich in einem gewissen Sinn der Dichtung, der Novelle, dem Genrebilde, der Porträtmalerei nähert, dies können

wir vorläufig noch ohne Begründung als etwas Zugegebenes aussprechen.

Die Biographie stellt das Individuum aus der Geschichte heraus auf ein eigenes Postament; indem sie es für würdig erkennt, daß sein Leben beschrieben werde, erklärt sie es zunächst als unendlich wertvoll, als eine Welt für sich, ja als Inbegriff der Welt, denn dies Herausgreifen des einzelnen ruht schließlich auf dem Bewußtsein, daß die Individualität die Form sei, in welcher der Geist des Weltganzen tätig ist und seine großen Zwecke verwirklicht. Nun gewinnen die kleinen Umstände und die Einzelzüge ein Interesse von der tiefsten Bedeutung, denn aus ihnen, wie sie sich mit dem rein geistigen Streben verschmelzen, setzt sich die unendliche Eigenheit zusammen, wie sie das Individuum von allen anderen unterscheidet und dadurch eben zum Individuum macht; ein Interesse, wie es die Geschichtschreibung ihnen nicht zuwenden kann, denn auf ihrem Standpunkte stehen die allgemeinen Mächte, steht das Gesamtwerk der unendlich vielen Individuen, wie groß ihre Vorkämpfer aus ihrer Mitte emporragen mögen, hoch über dem einzelnen Individuum. Liebende Versenkung, innige, vertraute Beziehung zu dem also wertvoll herausgestellten Individuum ist daher Basis und Grundbedingung zur echten Biographie: es gibt *jetzt*, solange *diese* Beleuchtung in Kraft ist, sozusagen keine andern Individuen. Allein bei näherer Betrachtung wendet sich die Münze; das Individuum muß seinen Vorzug teuer bezahlen. Je interessanter es genommen, je genauer und schärfer es in seinen Einzelzügen und Heimlichkeiten belauscht wird, desto bestimmter erscheint seine Eigenheit, die unendlich wertvolle, zugleich als seine Endlichkeit. Die Geschichte, indem sie es nicht isoliert, sondern auf eine große Basis mit der bewegten Menschheit stellt, behandelt es im Freskenstile, der mit starker Faust nur die wesentlichen, durchgreifenden Hauptzüge ausführt, und so gewinnt es eine Großheit im gewaltigen, objektiven Sinne des Wortes; die Biographie, indem sie mit dem feinen Pinsel des Porträtmalers ihr Staffeleibild zu voller malerischer Wirkung herausarbeitet, zeigt uns in scharfer Beleuchtung die zwischen den großen Zügen und geistvollen Lichtern hervorbrechenden Schwächen. Diese zeigt auch die Geschichte, aber nicht in solcher Spezialität, nicht in so eingehender Belauschung; je

deutlicher die Lichtpartien, desto bestimmter und ausführlicher die Schattenpartien, und es kommt recht intensiv zutage, daß in eines Menschen höchster Kraft, gerade weil sie aus dem Ganzen der allgemeinen Menschenrechte selbständig heraustritt, auch seine Schwäche liegt. Allein weiter: es wendet sich unter der Hand auch das Beispiel vom Porträt. Der dunkle, halberhellte Grund, auf welchen der Porträtmaler sein Bild setzt, verhüllt uns die übrige Welt, verdeckt uns, daß es noch andere, daß es hinter dem Berg auch noch Leute gibt. In der Biographie kann es bei dieser Verhüllung nicht bleiben; der graue Grund wird lichter und lichter, eine Figur um die andere tritt aus dem Nebel hervor und mit den Menschengestalten eine reiche umgebende Welt von Landschaft, Szenerien, Kulturformen jeder Art. Der Porträtmaler wird Genremaler, nur daß sein Werk entschiedener eine Hauptperson hat, als das Genrebild einer solchen bedarf. In dieser Umgebung bewegt sich nun die Hauptperson so frei und behaglich, als wäre sie dennoch ganz für sich. Der Biograph aber weiß es anders: sie ist ebensosehr das P r o d u k t dieser Umgebung, als sie eingreifend auf dieselbe zurückwirkt. Er läßt sie aus den gegebenen historischen Bedingungen werden; sie ist ein sterblicher Durchgangs- und Sammelpunkt der geschichtlichen Mächte. Der Geschichtschreiber hat dies von Anfang an Wort, behandelt seine Personen danach, läßt ihnen nicht den Schein des Alleinseins und einer Art von absoluter Geltung mitten in der wogenden Menschenschar. Der Biograph aber spricht zu seinem Manne: du glaubst eine Welt für sich zu sein und weißt nicht, wie der figurenreiche Hintergrund, auf den ich dich stelle, dich trägt und hält; du bist es auch, sonst würde ich dich nicht malen; aber so unendlich eigen und nur dir selbst gleich du, diese Konzentration der allgemeinen Menschenkräfte, auch sein magst, du bist dennoch nur ihre Konzentration, und daß es deren unzählige andere ebenso wertvolle, ja auch wertvollere gibt, wird vorerst nur nicht gestanden, wird nur zurückgestellt; du mußt untergehen, und ewig lebst du nur durch das Andenken der Menschen und durch mich. Nun wirkt zur Vollendung dieser Doppelseitigkeit des biographischen Sehpunkts noch die Zeitferne mit. Vergangene Zeiten erscheinen den künftigen immer, notwendig und mit Recht, naiv; denn wie groß sie gewesen sein mögen, der Gang der Menschheit ist: je eine

Bildungsform, die der Gegenwart als die denkbar höchste Helle des Bewußtseins erschien, zu einer relativ unbewußten herabzusetzen. Der Dargestellte ist daher dem Darstellenden immer beziehungsweise ein Unbewußter, einer, der überschaut wird und es nicht weiß, der da behaglich seiner Wege geht, sein Wesen treibt und nicht merkt, daß auf einem fernen Berge jemand steht, der mit scharfem Fernrohr ihn beobachtet und lächelt. Ja, lächelt, aber gewiß gutmütig lächelt, wenn er Vernunft hat; denn er wird nicht vergessen, daß ebenso er selbst einem Dritten zum naiven Objekte werden kann, ja mit seiner ganzen Generation und Zeit werden muß.

Nun und dies alles begründet die Ironie in der Liebe; sie bedarf keiner weiteren Erklärung. Wir haben sie aus der Natur der Sache abgeleitet, aber darum ist sie noch nicht von selber da: sie will ihren Mann. Der Enthusiast wird ein sehr unzulänglicher Biograph sein; der Berg, das scharfe Fernrohr ist noch nicht gegeben in dem freieren Blicke, den die Gegenwart über die Vergangenheit so von selbst und allgemein hat; der Künstler braucht mehr: eine recht überlegene Intelligenz, ein durchdringendes Auge, das ruhig wie eine Sonne über dem Gegenstande aufgeschlagen in jede seiner Falten scheint, ein Auge, das durchbohrt, aber ohne zu belästigen. Und dieses große, helle, ruhige Auge, diese Vernunftklarheit und das milde, feine, wohlwollende Lächeln, das bei dem Überschauen sich auf die Mundwinkel legt, wir werden es bei dem Biographen finden, mit dem wir uns hier beschäftigen.

Es ergibt sich nun von selbst, daß diese Mischung der Kräfte sich im Verfahren erproben muß als Objektivität. Wir fordern sie vom Historiker wie vom Dichter; aber in engerem Sinne vom Biographen, schon darum, weil die Versuchung zum entgegengesetzten Fehler für ihn eine stärkere ist, nämlich die Versuchung, selber drein zu reden, wo man so genau, so speziell sieht und schildert. Der liebend Überlegene wird sich wohl hüten, dies mehr zu tun, als durchaus notwendig, wird den wohlwollend Belauschten schalten und walten und sich ganz von selbst geben lassen, wie er ist; er wird dem Dichter nähertreten in der Eigenschaft, die Aristoteles von Homer rühmt: „er allein unter den Dichtern weiß, was zu tun ist; denn der Dichter selbst darf am wenigsten reden, denn nicht in diesem Sinn ist er Nachahmer. Die anderen nun drängen

überall sich selbst vor, ahmen aber weniges und wenig nach; Homer aber führt nach kurzem Vorwort alsbald einen Mann oder eine Frau ein oder sonst etwas und nichts ohne, sondern alles mit Charakter.“ Es versteht sich, daß auch zwischen Dichter und Biograph immer noch ein Unterschied ist, daß dieser mehr selbst zu reden hat als jener, aber es kommt auf die Stelle, das Maß, die richtige Art der Zurückhaltung der Reflexion an, womit er über seinem Gegenstande steht. Freilich werden die vielen Leute, die sich schon im Roman gedehnter Charakterschilderungen und Reflexionen erfreuen, wo der Dichter einfach seine Personen handeln und dadurch ihren Charakter selbst offenbaren lassen sollte, auch von dem Biographen recht viele Sauce verlangen und sich höchlich ärgern, wenn er deren nur so viel daran gibt, als zur Verdauung eben nötig ist. Vollends böse werden sie werden, wenn die wenige Sauce nicht pikant ist, sondern nur kräftige Fleischbrühe. Und wirklich, wir finden bei unserem Biographen ganz einfache Küche. Schlichtheit, einfacher Geschmack, ruhige Säuberlichkeit, ein gewisser Zug von alt bürgerlicher Häuslichkeit, gesunder Nüchternheit, bescheidener Solidität erscheint hier als Ton und Element, worin ein ungewöhnlich tiefer, scharfer, durchdringender, im besten Sinne des Wortes moderner Geist sich bewegt. Diese Solidität zeigt sich denn auch als treuer Fleiß, Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit in Sammlung und Verwendung des Materials. Natürlich sind diese Eigenschaften keinem Schriftsteller erlassen, allein es gibt eine Verbindung fleißiger Vorarbeit mit einer gewissen Willkür geistreichen Schaltens, welche nicht den Eindruck der schlichten Treue gegen die Vollständigkeit des Stoffes macht, wogegen man hier wie in einen gar wohl geordneten Schrank sieht, worin alles reinlich gehäuft und geschichtet liegt, nichts vergessen und alles leicht zu finden ist. Dies führt freilich auf ein Höheres. Es handelt von der schweren Aufgabe künstlerischer Anordnung des Stoffes. Wie Strauß dieser Seite der künstlerischen Aufgabe genügt, werden wir namentlich bei der Biographie Huttens erkennen, zu der wir nach einem Überblick der Abhandlungen und Werke gelangen wollen, welche zwischen den Abschluß der theologischen Arbeiten des Verfassers und eben das letztere Werk fallen.

Es leuchtet ein, daß ein Schriftsteller, dessen Bildungsgang und

Interesse so entschieden den idealen Sphären angehört, auf dem biographischen Gebiete sich ausschließlich solchen Naturen zuwenden wird, die sich im Gebiete höherer geistiger Bestrebungen bewegen, deren Leben von da aus seine bleibende stillere Färbung schöpft oder durch die Kämpfe auf dem Schlachtfelde der Geister in eine tragische Bewegung gerissen wird. Ist Entwicklungsgang und Leistung eines solchen Individuums reich und bedeutend, so bietet sich genügender Stoff für die Biographie dar; dagegen gibt es Persönlichkeiten, die nicht zu einem umfassenderen Bilde sich eignen und dennoch es gar wohl verdienen, daß ihre Züge in festeren Umrissen in das Buch der Geschichte eingezeichnet werden: sie haben ihre bedeutenden Gaben nicht in der Richtung entwickelt, daß ihr ganzer Wert in die Öffentlichkeit heraustrat; man versteht sie nur dann, wenn man zum Schriftsteller, Lehrer, Mann im Amte den ganzen Menschen hinzunimmt, wie er im Haus, im Kreis der Freunde seinen Humor, sein Gemüt, seine Liebenswürdigkeit entfaltete, kurz es sind Naturen, die, wie Strauß sagt, „mehr gewesen sind, als sie geleistet haben", oder wie Schubart von sich selbst äußert, die „das Beste in ihrem Leben gesagt, nicht geschrieben haben". An die Stelle der Biographie wird hier die kürzere Charakterskizze treten.

Noch um die Zeit, da er eben seine theologische Schriftstellerlaufbahn schloß, gab Strauß das freundliche kleine Bild von Justinus Kerners Persönlichkeit und Haus, zuerst in den Jahrbüchern der Gegenwart 1838, dann in besonderem Abdruck vereinigt mit dem Aufsatz: Über Vergängliches und Bleibendes im Christentum unter dem Titel: Zwei friedliche Blätter (1839). Und die Vereinigung unter diesem Namen hatte guten Grund: der Verfasser selbst trat als Kerners Freund im Bilde auf, der Ketzer mit dem Übergläubigen, der Kritiker mit dem Romantiker und Geisterseher in der Wärme freier, reiner Menschlichkeit verbunden. Erkannte man, daß der Geschilderte durch den Humor, welcher ihn mit dem abgefallenen Anhänger versöhnte, unbewußt über der stoffartigen Verhärtung seiner phantastischen Vorstellungen stand und daß der Schildernde mit ungetrübter Liebe an dem stehengebliebenen Freunde hieng, sah man in diesem heiteren Tausch, worin man sich gegenseitig mit wohlwollender Ironie als den Naiven neckte, so konnte man auf eine Religion schließen, welche hoch über allen fixierten

Sätzen von einem Diesseits und Jenseits steht, auf eine unsichtbare Kirche der freien, allgemeinen Wahrheit, der versöhnenden reinen Menschlichkeit. Man ahnte so etwas, und das kleine Gemälde fand viel Beifall, konnte aber, wie die Mehrheit der Leser einmal ist, in diesem Sinne nicht nachhaltig wirken; es war doch mehr die Anmut, das zierliche Verbergen der Kunst, womit die einzelnen Motive und Züge, die tieferen Winke über große Wahrheiten und inneren Bildungsgang in die wirksame Reihe und Verbindung gesetzt waren, es war die Durchsichtigkeit, Leichtigkeit, es war der Geschmack in der anspruchslosen Schilderung, woran man sich erfreute. Man war mehr überrascht, in dem „verneinenden" Geiste den lieblich bejahenden ästhetischen Kräften zu begegnen, als man es begriff. Wir werden diese Seite im Verlauf wieder auffassen; hier legen wir den ganzen Nachdruck auf das, was wir vom Ironischen in dem Verhältnisse der zwei Männer gesagt haben. In der Tat nämlich, obwohl die Darstellung zwei Freunde zeigt, die einander gegenseitig als naiv ironisieren, ist es ja natürlich der Darstellende, dem die höhere Ironie zugehört. Er hat die Illusionen des Freundes früher leidenschaftlich geteilt, ist ihnen entwachsen und sieht nun sich selber als Objekt in beiden Zuständen vereinigt mit dem Freunde, der ihnen nicht entwachsen ist. Er lächelt über diesen, aber er überhebt sich nicht, denn er weiß aus eigener Erfahrung zu gut, wie man da hineingeraten kann, er darf nicht zürnen, nicht feindlich spotten, denn er selbst ist irrender Mensch, bedarf Schonung, Wohlwollen, und in der leichten Gewährung kommt ihm der Freund entgegen, denn nach seinen Voraussetzungen sollte ja dieser zürnen, und er zürnt nicht, sondern scherzt. Dies ist die Grundstimmung, und wir haben so schon hier die Ironie mit Liebe, von der wir gesagt, daß sie uns als der rote Faden begleiten wird. Freilich wollen wir nicht behaupten, daß auf die Seite der Ironie nicht mehr Schärfe getreten wäre, wenn Strauß die großen, allgemeinen, öffentlichen Übel, die mit der Romantik zusammenhängen, damals schon mit dem Auge gereifterer Männlichkeit und Erfahrung gesehen hätte, wie wir sie jetzt erkennen.

Im Jahre 1839 brachten die Hallischen Jahrbücher die Charakteristik der zwei Theologen Schleiermacher und Daub. Sie gehören zum Glänzendsten, was je die Kritik in Analyse wissen-

schaftlicher Persönlichkeiten geleistet hat. Das ist eine ungewöhnliche Intelligenz, die mit so klarem Auge den Geistern, die zu beurteilen sind, hinter das eigene Bewußtsein tritt und, was hier im Dunkel schwebt, mit dem zusammenhält, was sie mit freiem Bewußtsein gedacht und gesagt haben. Der Kritiker, dem dieser Tiefblick fehlt, verfolgt nur das Ausgesprochene, heißt es gut oder widerlegt es, steigt nicht hinab in die geheime Tiefe, wo Täuschung und Einsicht ineinander laufen, und versteht es nicht, den Knoten zu lösen, in welchen sich beide verwickeln. Daher verfährt er auch nicht entwickelnd, läßt nicht wahrhaft seinen Mann werden, sondern dreht sich nur um den fixen Punkt des fertig Gegebenen; daher hat er auch nicht den ganzen Mann, es springt aus seiner wissenschaftlichen Beleuchtung nicht das runde Bild des vereinigten Menschen und Gelehrten hervor. Strauß, der hier in das erste Glied derjenigen sich reiht, die eben das leisten, was eine solche unlebendige, der Ironie und des Totalblicks bare Kritik nicht leistet, hatte weit leichtere Arbeit bei Schleiermacher als bei Daub. Die Weise, wie jener die Philosophie verbirgt und die ganze Dogmatik rein aus den Tatsachen des Gefühls zu entwickeln halb meint, halb nur vorgibt, ist leichter aufzufinden, auszuwickeln, als der harte Knäuel, in welchen der dunkle, spekulative Daub den philosophischen Begriff und den Körper des Dogmas, zu dessen Auflösung und Überweisung an Symbol und Mythus ihm die negierende Kraft der unterscheidenden Schärfe fehlt, gnostisch ineinander dreht. Die Abrollung dieses Knäuels ist ein Meisterwerk von Feinheit und Klarheit zu nennen. Dazu bedurfte es aber nicht nur des Talents, sondern auch ganz besonderer Geduld und reinlichen Fleißes, der in sorglicher Ordnung dem forschenden Gedanken das vollständige Material unterbreitet, und diese Eigenschaften machen sich in der wohltuendsten Weise geltend; man fühlt sich wie in einem Zimmer, wo eben mit säuberlicher Hand aufgeräumt wird, was durcheinander lag. Auf einem Punkte zeigt sich Strauß noch etwas befangen: in der Hegelschen Auffassung des Wesens der Religion; der Versuch, den Schleiermacherschen Satz zu widerlegen, der ihren Sitz im Gefühle behauptet, ist der schwächere Teil der Kritik. Schleiermacher, der um soviel freier, als Daub, die mythischen Schalen vom Kern ausscheidet, ist nur darum nicht bis zur ganzen Freiheit durchgedrungen, weil seinem

Prinzip das wesentliche Begriffsmoment fehlt, daß der Gefühlsprozeß der Religion des Vehikels der Vorstellung bedarf. Hegel setzte das Wesen der Religion in diese, die Vorstellung; mit Unrecht, gewiß ist der Sitz der Religion das Gefühl, aber die Vorstellung ist integrierend, denn die Gefühlsbewegung, worin das endliche Individuum sich mit dem Unendlichen einigt, kann sich durchaus nur an dem Band ihrer Bilderreihe verlaufen, kann sich nur realisieren, wenn sie sich um den festen Stab von Personifikationen schlingt. Schleiermacher hätte seiner feinen, aber unorganischen Dialektik nicht bedurft und hätte von ihr nicht den Gebrauch gemacht, daß er den einen, größeren Teil des mythischen Bestandes ausschied, den anderen schützte oder scheinbar, mit ironischem Verstecken der Leugnung stehen ließ, wenn er von dem also ergänzten Religionsbegriff ausgegangen wäre. — Der Schluß der geistvollen, tiefen Kritik faßt die Gegenüberstellung beider Männer, wie sie durch das Ganze sich zieht, in das klar geschaute Bild der ganzen Persönlichkeiten zusammen. Man erkennt schon den Meister im lichtvollen Parallelisieren. An wissenschaftlichem Gewicht sind sich beide Theologen zwar insofern ungleich, als Schleiermacher unzweifelhaft ein Genie auf eigenen Füßen ist, Daub aber auf denen seines Meisters Hegel steht; doch dieser Mangel ergänzt sich durch das Gediegene, Gewichtige, Granitene in Daubs Persönlichkeit, das Monumentale seines Charakters. Das Gefühlte, Lebensvolle, Plastische in diesem Schlusse erprobt aufs neue die künstlerische Bildungskraft des Verfassers. Auch im einzelnen spricht sie sich durch die schlagenden, einleuchtenden Metaphern aus. Wir sind so zu dem Biographen zurückgeführt.

Erst nach einer langen Pause begegnen wir ihm, mit kleineren Darstellungen beschäftigt, die wir als Vorarbeiten zu den größeren biographischen Werken betrachten können. Diese Pause mag dazu beigetragen haben, daß das Publikum sich nun so zäh gegen ihn verhielt; es vergißt leicht, bindet schwer wieder an, wo es meint, Abschied genommen zu haben, und denkt sich nicht gern unbekannte, einfach menschliche Ursachen als genügende Rechtfertigung eines längeren Brachliegens. Statt freudig zu begrüßen, sagt es gern: was tust denn du wieder da?

Der Wiedererstandene zeigte sich frisch genug; das Porträt Ludwig Bauers war in den Jahrbüchern der Gegenwart 1847

mit aller jener Liebe gemalt, die wir schon aus dem Bilde Justinus Kerners kennen. Wieder ein Dichter, aber ungleich weniger bekannt als der Romantiker, ein ästhetisches und wissenschaftliches Talent, von dem man sich in allen näherstehenden Kreisen ungemeine Dinge versprach, während doch die Welt aus seinen dramatischen und lyrischen Leistungen, aus seinen Journalartikeln, trotz einer Fülle einzelner Schönheiten, geistvoller Gedanken und der edeln Einfachheit der Prosa, nicht den Eindruck einer Erscheinung von durchschlagender Kraft empfangen konnte; seine „Allgemeine Weltgeschichte" nicht zu erwähnen, die einen höheren Anspruch, als den einer Verarbeitung des Stoffes zu dem bestimmten Zweck eines nützlichen und geschmackvollen Handbuches, auch nicht machte. Hier aber galt es eben eine jener Persönlichkeiten, wie wir sie, und zwar gerade mit Worten aus der Straußischen Charakteristik, oben bezeichnet haben: ein runder, ganzer Mensch war zu zeichnen, den der nicht kannte, der ihn bloß im Buch, auf dem Gymnasiumskatheder vernahm, sondern nur, wer ihn im zwanglosen Gespräch zu hören, ihm in die leuchtenden Augen zu sehen gewohnt war: nur dem wurde es klar, wie hier alles auf eine Harmonie der schönen Menschlichkeit so angelegt war, daß keine Kraft mit der Schärfe der Besonderheit hervorstechen konnte und daß das lebendige Wort immer mehr enthielt als das geschriebene, gedruckte. Mit der poetischen Kraft war in L. Bauer namentlich auch die musikalische verbunden, und es ist begreiflich, wie jede der anderen etwas entzog, so daß sie nicht zu durchgreifenden, Berühmtheit gründenden Wirkungen gelangten, im unmittelbaren Leben aber beide aufs schönste einander ergänzten und hoben. Kurz L. Bauer war ganz eine „Natur", und zwar eine liebenswürdige. Soviel ist zwar von ihm doch in die weitesten Kreise gedrungen, daß es schnödes Unrecht wäre, ihn obskur zu nennen, aber eine der stillen Größen war er dennoch. Es besteht ohne Frage ein Recht, ja eine Pflicht der biographischen, der charakterzeichnenden Kunst, solche Größen an das Licht der Allgemeinheit zu ziehen; der Schriftsteller, der sich gern dieser Aufgabe zuwendet, legt dadurch einen Sinn der Vertraulichkeit, eine Liebe des rein Menschlichen, ein Gemüt zutage, das uns auch für ihn selbst gewinnen muß. Nur ist es mit dem Gemüt allein nicht getan; vielmehr hier gerade will es Geist und Kunst, um zu zeigen, daß es sich denn doch nicht darum handle, die Welt für

Vetter Michel zu interessieren. Und gerade in künstlerischer Hinsicht wird man die kurze Charakterskizze besonders gelungen nennen müssen, vor allem die klare, so einleuchtend hingelegte Parallele mit E. Mörike und Waiblinger, wovon der Artikel ausgeht und wodurch er seinen Standpunkt gewinnt.

Aus der liebenden Vertiefung in solchen menschlich vertrauten Stoff sehen wir Strauß noch in demselben Jahr eine rasche Wendung nehmen nach einer ganz anderen Region. Sein „Romantiker auf dem Throne der Zäsaren oder Julian der Abtrünnige“ war ein Werk der politischen Ironie, das tausend feine, scharfe Stacheln in die realste Gegenwart hereinstreckte. Schon flogen die Sturmvögel des folgenden Jahres, es war natürlich, daß die von der neubewegten Luft des öffentlichen Lebens geschwellte Stimmung sich diesmal auf einen weltgeschichtlichen Stoff warf und ihn ganz im Sinne der Tendenz bearbeitete. Aber welche feine, künstlerische Objektivität doch wieder in der Behandlung! Julian, der heidnische Romantiker im Fürstenmantel, war merklich als bloße Maske vorgenommen, ob ganz getroffen, ob unter dem Einfluß der politischen Absicht gezeichnet, mögen die Historiker entscheiden; jedenfalls war die Maske ein recht wohlgeformtes Bild, und sie wurde kaum an wenigen Stellen merklich verschoben, so daß man deutlicher sah, nach welchem Punkte der lächelnde Ironiker blickte, der sie sich vorhielt. In wie ruhiger, einleuchtender, sauberer Ordnung waren wieder die Züge aufgereiht, um Schritt für Schritt zu den feinen Fingerzeigen verwendet zu werden, wie deutlich sprang aus dem Ganzen jene in allen Zeitaltern sich wiederholende Gestalt des Bewußtseins hervor, die eine veraltete Form des geistigen und politischen Lebens, weil sie einfacher, ungeteilter, in diesem Sinn schöner ist, einer neuen, geteilten, kämpfenden wieder aufdrängen will, während sie selbst von dieser neuen durchdrungen ist, unbewußt die ausgelebte mit ihrem Sauerteig durchätzt hat, sich und andere über diese Versetzung täuscht, von der Selbsttäuschung in die Affektation und Lüge, von da zu jeder Härte der Herrschsucht, der Tyrannei übergeht! Man kann sagen, die niedliche, scharfgeschliffene Juwelierarbeit war für die Zeit schon zu fein, sie schlüpfte zwischen den von der rauhen Realität der Zeit schon gehärteten Fingern hindurch.

Ganz anders griff daher durch einen Teil ihres Inhalts die Schrift

ein, die Strauß noch im Jahr 1847 seinem Julian folgen ließ: Chr. Fr. D. Schubarts Leben in seinen Briefen. Eine von Talent und Feuer sprudelnde Natur, die durch Mangel an Maß und Selbstbeherrschung ihren Lebensgang vielfach aus dem Geleise geworfen, wird in dem Augenblick, da sie sich begonnen hat zu sammeln und ihre äußeren Verhältnisse zu ebnen, von der Faust eines kleinen Despoten gepackt und um zehn Lebensjahre, die besten des mittleren Mannesalters, betrogen. Das Herz schnürt sich in einem Krampfe von Grimm zusammen, wenn man aus den hier mitgeteilten Briefen erst das ganze Bild des wohlbekannten Leidens dieser armen Seele entnimmt; nach den überstandenen äußeren Mißhandlungen der ersten Jahre, die freilich schon doppelt tiefe innere waren, die dauernde Folter von Hoffnung und Täuschung, auf die sie gespannt ist, die Sehnsucht nach Weib und Kind, die erst im neunten Jahre der Gefangenschaft wieder zu sehen vergönnt wird, den Rückfall in die alte Schwankung zwischen Weltlust und pietistischen Reueanfällen, genährt durch Pfaffenbearbeitung, die ein Hauptstück einer Einkerkerung war, welche der Herzog wesentlich als ein nötiges Erziehungswerk darstellte, als wäre er die Vorsehung. Das war denn freilich dazu angetan, in die Glut der politisch erregten Zeitstimmung Öl zu gießen; doch Strauß bleibt bei seiner Sphäre, er hat es mit einem Menschen zu tun, der dem geistigen Gebiet angehört, einem Dichter, Musiker, Publizisten, und der Dichter hat in der Literaturgeschichte seine Bedeutung als der Erste, mit welchem Schwaben in die Bewegung der modernen deutschen Poesie tätig eintritt, als das Organ, durch welches der Klopstockische Enthusiasmus sich nach diesem Lande verpflanzt, als der wichtigste unter den Trägern, durch welche diese Stimmung auf Schiller übergeht, um in seinem Geist eine neue Form zu finden, um aus ihm als dramatischer Feuerstrom hervorzubrechen. Ja auch in Styl und Stimmung der Sturm- und Drangperiode tritt Schubart noch ein, wozu er als brausender Naturalist schon von sich aus einen ursprünglichen Zug hatte. Freilich aber wäre trotz dieser Bedeutung der literarische Schubart kaum die zwei Bände wert gewesen, auch der mißhandelte, der leidende Schubart nicht, wohl aber Schubart der ganze Mensch war es. Er ist eine jener Erscheinungen, deren wahren Wert man erst erkennt, wenn man, was sie an den Tag der Öffentlichkeit ge-

bracht haben, mit dem zusammennimmt, was sie unmittelbar als lebendige Menschen waren: darin jenem L. Bauer ähnlich, aber nur der Wirkung, nicht der Ursache nach, denn von dem letzteren kann man sagen, er war zu harmonisch, um sein ganzes Wesen in dem für die Welt zubereiteten und komprimierten Wort auszudrücken, Schubart war zu unharmonisch. Er hat vor Klopstock die saftige Naturfülle, die kräftige Sinnlichkeit, die Naivität voraus, er gehört als Dichter unter die ersten, welche neben dem Oden- und Hymnenpathos den Volkston anschlagen, zwar noch nicht den eigentlichen, echten, sondern den mit Bildungselementen gemischten Bauern- und Bürgerton; aber er weiß die schäumenden Kräfte nicht in den Äther der Poesie gesammelt zu retten, sondern verpufft den besten Geist hinter dem Weinglas, läßt die Phantasie vom Bande des Willens, so daß sie ihm als Leidenschaft zur Geißel seines Lebens wird. Von Reue ergriffen verfällt er der Zerknirschung und den dunklen Vorstellungen des Kirchenglaubens, den er „als Freigeist verhöhnt hat, statt sich gründlich von ihm zu befreien"; abwechselnd im Jubel und Sturm des Leichtsinns und in der Hölle der Selbstanklage, stets bußfertig und wieder rückfällig, gleicht er dem schlesischen Günther und erinnert an Bürgers schwere Seelenschwankungen. Noch ein Zeitgenosse der Jugendpoesie Goethes und Schillers, kann er so, da er untergieng, ohne reif zu werden, zu jenen Erscheinungen gezählt werden, welche die Gefährlichkeit der Genialitätsperiode als schlagende Exempel an sich darstellen, und kann ihn Strauß einen aus jenem Titanengeschlechte nennen, dessen maßloser Ungestüm, ihm selbst verderblich und ohne Frucht für das Allgemeine, der milden Herrschaft der Weimarischen Olympier vorangieng. So ist denn dieser Schubart ein pathologischer Stoff, und solche Stoffe bearbeitet Strauß mit einer begreiflichen Liebe, der wir noch weiterhin begegnen werden; für das scharfe Auge des Zergliederers müssen die Abweichungen vom Normalen, muß der gestörte Organismus ein besonderes Interesse haben. Aber Schubart hatte nur die Fehler der Schwachheit eines guten Herzens, einer offenen, wohlwollenden, warmen Seele, und so war er das rechte Objekt für jene Ironie, die freundlich über das Helldunkel, die Unbewußtheit hinlächelt, worin der Mensch, den sie mit dem Lichte des hellen, scharfen Bewußtseins beleuchtet, behaglich sich gehen läßt, wankt, irrt, gemüt-

lich sich selber täuscht, sein Bestes oft für sein Schwächstes, sein Schwächstes für sein Bestes hält und die wahre Natur zwischen künstlicher Anspannung hervorspringen läßt, wo man es nicht vermutet. Die Briefe, die hier gesammelt und gruppiert sind, geben gar reichen Stoff dem Leser, der Humor hat; wie ergötzlich naiv kommt, um nur dies eine zu erwähnen, z. B. diese wahre Natur zutage, da Schubart in seiner Zerknirschung vor einem seiner schlimmsten Verfolger, dem Dekan Z. in Ludwigsburg zum Kreuze kriecht, ihn aber bald darauf, da er im Alter noch einmal heiratet, in einem Briefe mit gut schwäbischem Zynismus den „sechzigjährigen Pfaffenf—l“ nennt. Ohne alles Aufsehen, ganz sanft und mehr zwischen, als in den Zeilen, zieht sich denn der Ausdruck des humoristischen Verhaltens, das jedoch bei gröberen Fehlern dem leichtsinnigen Manne natürlich den Ernst des strengen Tadels nicht schenkt, durch die Übersichten, mit welchen der Herausgeber die periodisch geordneten Briefe unterbricht, bis endlich die Schlußbetrachtung das Urteil ernstlich zusammenfaßt und eine treffliche, in der bequem klaren Weise, die wir schon kennen, vorgehende Charakteristik des Mannes und vorzüglich des Dichters gibt.

Das Jahr 1848 kam und zog den stillen Forscher aus der Studierstube in die Öffentlichkeit. Von den Bürgern seiner Vaterstadt Ludwigsburg aufgefordert, bewarb sich Strauß um die Stelle eines Abgeordneten der Reichsversammlung zu Frankfurt; er fiel gegen einen fanatischen Pietisten durch, und die sechs „theologisch-politischen“ Volksreden zeigen, wie er in den Wahlversammlungen vergeblich die halbe Zeit dazu verwenden mußte, dem guten Volke klarzumachen, daß es nicht zu einer Synode wähle; die giftigen Aufhetzer behielten die Oberhand. Das Speziellere des politischen Programms geht uns in unserem Zusammenhange nichts an, wohl aber die Klarheit, die Vernunftruhe, womit der Redner, so warm auch ihn jener täuschende Frühling erregt hatte, mitten unter den Wirbeln steht, den Gedanken der deutschen Einheit allen anderen Forderungen voranstellt, für die Erhebung Preußens an die Spitze Deutschlands trotz seinem „Romantiker auf dem Throne“ spricht, wohl die Milde, die Freundlichkeit, die gutmütig sokratische Ironie, womit er die Blinden behandelt, der Adel, womit er schließlich, da erhitzte Massen den pietistischen Gegnern mit Gewalt drohten, sie abmahnt. Hin-

zusetzen dürfen wir, daß hier wirklicher Beruf zum Volksredner sich kundgibt: es ist jenes gesunde, gemütlich nüchterne, bürgerlich einfache Element, das wir schon zu Anfang hervorgehoben, was dem Gelehrten nicht nur das Herz für das Volk, sondern auch die Fähigkeit bewahrt hat, ungesucht den Ton der wahren Popularität zu treffen. Nachher wurde er in die Landesversammlung gewählt; die klare Natur ertrug die wilde Denkverwirrung in der demokratischen Partei, den rohen Lärm ihrer Leidenschaft, die Unsauberkeit mancher ihr beigemischten Elemente ungleich schwerer, als die Schwächen und Irrtümer der anderen Parteien, der entschiedene Charakter schnitt durch und machte ein Ende; Strauß nahm seinen Austritt.

Wie schnell er sich zur Ruhe der Betrachtung sammelte, zeigen die zwei Charakteristiken von A. W. Schlegel und von Immermann, die im Konversationslexikon der „Gegenwart" noch im Jahre 1849 erschienen. Hier treffen wir ihn denn wieder auf dem schon längst betretenen Boden, nur daß es sich von der Zeichnung der ganzen, auch der menschlichen Persönlichkeit bloß nebenher handeln konnte, denn es sind literarische Charakteristiken. Und gewiß solche, worin jene Prädikate sich bewähren, die wir mehr als einmal schon ausgesprochen haben: gemeinsam ist beiden die emsige Genauigkeit im Aufführen des Materials, die wohltuende Ordnung, womit es gruppiert wird, um dem klaren Gedanken zu dienen, der das einzelne durchdringend, das Wesentliche hervorstellend den geistigen Charakter des Mannes mit festen, klaren Zügen hinstellt. Leichter war dies bei A. W. Schlegel; hier galt es mehr, die Gerechtigkeit gegen ein zwischen Formvirtuosität und tieferer Begabung eigentümlich schwankendes Talent zu retten, dessen Schwächen so vielfach benutzt waren, die bedeutenden Kräfte und Verdienste im Schlamm eines unsauberen Spottes zu ertränken; wogegen die unruhige Art, wie sich Immermann zwischen Stoffen und Stylen in hastiger Fruchtbarkeit umherwirft, die Mischung genialer Ansätze mit Reminiszenzen, unfreier Nachbildung, romantischer Grille dem Auge genug des Verwirrenden bot, um in Herstellung eines klaren Durchblicks, Ziehung eines leitenden Fadens recht die Meisterschaft des ordnenden Geistes zu erproben.

Der Oktober des Jahres 1849 riß aus einem Kreise von Freunden einen Mann, dessen Verlust ein Gefühl mit sich führte, als wäre dem

Gewölbe ihres verbundenen Lebens der Schlußstein ausgebrochen: Christ. Märklin, Professor am Gymnasium in Heilbronn. Strauß beschloß, ihm ein Denkmal zu setzen. Es war vor allem ein Werk der Pietät, und schon darum heiliger, schonender Achtung wert, auch wenn es in liebender Schilderung der Jahre der gemeinsam verlebten Jugend, der traulichen Enge provinzialer Verhältnisse sich mitunter etwas ausführlicher ergieng, als es die weite Welt interessieren mochte. Der Verstorbene selbst war ihr wenig bekannt, obwohl seine Schrift über den Pietismus und einzelne Abhandlungen gediegen genug und ihrer Zeit nicht übersehen waren. Wenn es aber bei jenem L. Bauer die liebenswürdige Schönheit der menschlichen Natur war, was man zu dem Dichter, dem Schriftsteller hinzunehmen mußte, um ihn ganz zu würdigen, so rechtfertigten hier Eigenschaften stärkerer Art ein sorgsam ausgeführtes, mit Umgebung und Staffage reicher ausgestattetes Bildnis. Es war der Charakter, es war der männliche, stetige Wille, der im beschlossenen Kreise still, aber so rein und musterhaft wirkte, daß nicht ohne Grund ein Leser, als er das Buch geschlossen, ausrief: Was war das für ein Mann! Warum mußte ich ihn nicht kennen! Das ist ja ein Mensch, bei dessen Anblick man ausrufen muß: so sollte man sein! Es war aber auch der tiefe und strenge wissenschaftliche Geist, der dem Mann eine Bedeutung gab, die wir weiterhin nach einer besonderen Seite ins Auge fassen werden. Das Vorwort des Buches: „Chr. Märklin. Ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart“, das 1851 erschien, hebt die Verbindung dieser Kräfte als den Rechtfertigungsgrund für die Setzung des Monuments hervor, und zwar mit der näheren Bestimmung, daß ein Gleichgewicht des Denkens und Wissens mit Charaktertüchtigkeit immer seltener werde, und daß es vorzüglich gelte, zu zeigen, wie eine Denkweise, welche dem verwirrten Urteil als negativ, als bloß niederreißend erscheint, gerade die rechten Grundlagen für Charakterbildung enthält. „Daß umfassende Geistesbildung keineswegs durch sich selbst schon Zerflossenheit des Charakters mit sich führe, daß im Gegenteil, je gründlicher angeeignet, desto gewisser die Geisteskultur unserer Zeit auch dem Willen zugute komme, ihm feste und erhabene Zielpunkte und die Kraft und Ausdauer im Hinstreben nach denselben verleihe: davon war der Mann als ein Zeichen unter uns

hingestellt, dessen Lebens- und Charakterbild ich eben deswegen zu entwerfen und möglichst weithin sichtbar zu machen unternommen habe, damit es die Vorurteile der einen zerstreue, die Schlaffheit der anderen beschäme und alle besseren Kinder dieser Zeit zur Nacheiferung reize. Füge ich dem noch bei, daß insbesondere die vielangefochtene Philosophie unserer Zeit, und zwar in derjenigen Gestalt, in welcher sie mit dem Kirchenglauben entschieden gebrochen hat und brechen mußte, es gewesen ist, welcher dieser Mann die Richtung und kräftigste Förderung seines Wollens und Strebens zu verdanken sich bewußt und geständig war: so wird dies dem Bilde, das ich aufzustellen mich anschicke, ohne seinem Werte für den weitesten Kreis etwas zu benehmen, zugleich für einen engeren noch eine besondere Anziehungskraft erteilen." Damit nahm aber der Verfasser weniger in Anspruch, als er zu nehmen berechtigt war. Das Werk hat noch eine andere Seite von allgemeinem und objektivem Interesse, eine Seite, die mit jener sittlichen mindestens gleichwiegt. Dies ist die Geschichte des Konfliktes, worin der wissenschaftliche Geist mit der Lebensbestimmung des geschilderten Mannes im ersten Abschnitte seiner Laufbahn geriet. Märklin war durch die Humanität, die mit seinem strengen, antiken Ernste sich verband, ja durch besondere Neigung zum Erzieher, und zwar in dem bestimmten und umfassenden Sinne des sittlichen Volkserziehers berufen. Er war aber ebensosehr ganz Mann der Wissenschaft; ein methodischer Gang gründlicher philosophischer Studien hatte ihn zum Hegelschen Systeme geführt, dem er anfangs mit der strengen Observanz der älteren Schule anhieng, um erst nach und nach mit freierem kritischem Blick von den Banden dieser Autorität sich zu befreien. Er tritt ein geistliches Amt an, erfreut sich eines segensreichen Wirkens voll Hingabe und Opfer, muß aber bald erleben, daß sich die inneren Wurzeln des Zusammenlebens mit seiner Gemeinde lockern und endlich reißen. Die Geschichte dieser Lockerung nun, wie sie von der künstlerischen Hand des Verfassers rein genetisch, als eine tatsächliche Dialektik vor uns entwickelt ist, stellt eine Erscheinung, die unzähligemal dagewesen ist und wieder dasein wird, in einem exemplarischen, typischen Bilde für alle Zeiten hin. Die Bewegung hat zwei Seiten: von innen löst sich der denkende Geist mehr und mehr von den Dogmen ab, während die Liebe zum ethischen Erziehungswerk, der

tätige Eifer die Gemeinschaft mit dem Volke, den schönen Wirkungskreis nicht fahren lassen will, sondern sich mit der Unterscheidung von inhaltvollem Bilde und Inhalt ohne Bild beruhigt: dem Volke wird mit erlaubter Kunst der Erziehung die Wahrheit in der Form der dogmatischen Hülle gereicht, während der Erzieher die Wahrheit ohne Hülle esoterisch für sich behält. Nun aber kommt ein Stoßen von außen: Die Pfaffen geben keine Ruhe, dulden nicht das friedliche Geheimnis, zerren die wissenschaftlichen Formen, worin der gehaßte Genosse ihres Wirkens seine Überzeugung unverhüllt für die Gelehrten ausgesprochen hat, vor das Volk, beunruhigen dieses, decken jene Unterscheidung auf offenem Markte vor den Unmündigen auf, drängen auf Bekenntnisablegung, ob die dogmatische Form buchstäblich geglaubt werde oder nicht, sie rütteln, pressen, hetzen, bis das Vertrauen der Gemeinde erschüttert ist. Der Verfolgte nun mag sich mit allem Rechte sagen, daß diese Gegner aus den trübsten Motiven des Zelotismus handeln; er muß sich dennoch zugleich bekennen, daß jene Unterscheidung in die Länge vor seinem eigenen Gewissen nicht bestehen kann, das Vertuschen wird ihm moralisch unmöglich, der tragische Konflikt ist da: ein Mann, der zum ethischen Menschenbildner wie auserlesen war, muß seinen Beruf aufgeben, weil die Kluft zwischen dem Denkenden und den Gläubigen zu tief ist, weil ein Nachrücken der letzteren, ein Annähern an den Standpunkt des ersteren noch in allzuweiter Ferne steht.

Der Schluß des Buches erzählte, nachdem das herrliche, weit über die Amtspflicht hinaus alle Kräfte daran setzende Wirken im Lehramte zu Heilbronn geschildert und das edle Bild des Mannes mit seiner Fülle von Tugenden in jeder Sphäre reinen menschlichen Daseins vollendet war, die politischen Erfahrungen Märklins in den Bewegungsjahren. Derselbe hat Ähnliches, ja Härteres erlebt, wie der Verfasser, indem er mit seinem Mahnen zu Maß und Vernunft von Anfang an den bübischen Insulten einer dort besonders wilden Demokratie verfiel. Diese Hergänge sind mit der frischen Bitterkeit der eigenen persönlichen Erinnerung berichtet. Die Entrüstung war nach dieser Seite noch zu jung, um ihre Kraft gegen die andere zu wenden, wo der Sieg über die chaotischen Elemente bereits in einem Grade mißbraucht wurde, der auch den wahrsten, besonnensten Forderungen der niedergeschlagenen Bewegung ins Gesicht schlug;

dies muß man gerecht bedenken, aber die Einzelheiten jener verdrießlichen Dinge hatten allerdings bereits ihr Interesse verloren.

Wenn dieser Teil der Schrift die angegriffene Partei reizte, wenn aus ihrer Mitte alsbald eine Invektive der gemeinsten und rohesten Art hervorgieng, so war dies nicht zu verwundern und tat nicht weh. Nicht ebenso gleichgültig konnte eine Kritik in den Blättern für literarische Unterhaltung (August 1851, Nr. 114) abgeschüttelt werden, die ohne alle politische Leidenschaft, ein reiner Ausdruck der Geringschätzung der klösterlichen und provinziellen Enge und noch mehr der streng abgezogenen wissenschaftlichen Studien, das Werk der Liebe, des Herzens mit kaltem Hohn übergoß, dem Weinenden am Grabe des Freundes mit rohem Zucken der Lippen ins Gesicht grinste. Man erkannte in dem Spötter leicht jene Stufe der Bildung, die sich mit landläufigen Gemeinplätzen der Aufklärung von den Banden der kirchlichen Autorität emanzipiert zu haben meint, und diejenigen, die im ernsten Wege des strengen Gedankens die wahre innere Befreiung sich erarbeiten, im gediegenen Wirken des Berufes das Errungene dem Volke mitzuteilen streben, gerade ebenso verachtet wie die Pfaffen, um ihre ganze Achtung dem Dampf, den Fabriken, Twisten, etwa noch Reisebeschreibungen u. dgl. vorzubehalten. Doch diese Bildungsstufe erscheint oft feiner, in weniger herzloser Gröbe als hier, wo so recht hämisch die einzelnen kleinen Genrezüge aus dem Buch herausgerissen waren, um den Toten und den lebenden Redner an seinem Sarge als ärmliche Dunkelmänner, Magister, metaphysische Pfäfflein auf obskurer Scholle miteinander lächerlich zu machen. Die Kritik schloß: „So hat denn der Freund des Freundes Leben beschrieben, mit dem er sich weitab von den gewöhnlichen Meinungen des Jahrtausends auf stillen Weideplätzen des Gedankens zusammengefunden hat.“ Spott tut immer weh, auch aus unwertem Munde, doppelt weh, wenn er gegen ein Denkmal der Pietät gerichtet ist. Doch dies geht vorüber; anders wirkt verkehrtes Urteil ohne Spott, das von höherer Bildungsstufe kommt. Es macht nicht bitter, aber es mißstimmt als bedenkliches Symptom der Zeit. Eine andere Kritik brachte ein solches Urteil aus einer leicht erkennbaren, achtungswerten Feder, über deren Gänge man sich diesmal billig wunderte. Denn wirklich traf hier in aller Würde der Form eine Bildung, von der man es nicht

erwartete, mit den geistlosen Voraussetzungen jener würdelosen Verhöhnung zusammen. Der Verfasser wollte gegen die Einseitigkeit philosophischer Bildung sprechen, welche die konkreten Studien verachtet, welche das Band verliert, an dem allein in das Weite, auf das Volk zu wirken ist, und statt dessen sprach er gegen die Philosophie überhaupt, als ob darum, weil unsere Zeit für die nächste Zukunft andere Aufgaben hat, als die Weiterbildung des strengen, metaphysischen Denkens, nur geschwinde vergessen werden dürfte, was unsere ganze Kultur, eben auch in ihrer jetzigen Wendung zum Realen und Konkreten, der Philosophie verdankt, welche unendlichen Schätze aus dieser Quelle, verschmolzen, verarbeitet in den Gemeinbesitz, und doch ursprünglich nur in der Form des strengen Begriffs erzeugbar und erzeugt, uns auf all' unseren Wegen begleiten; als ob darum, weil wir im großen andere Ziele haben, Plato und Aristoteles, Spinoza, Kant, Fichte, Schelling, Hegel bei einsamer Lampe studieren für uns keine Aufgabe mehr wäre; kurz, als ob die Philosophie nicht Gehirn, leitende und Einheit gründende Seele aller echten Bildung und Tätigkeit bliebe und nicht in unzähligen unsichtbaren Fäden auch in die entlegensten Gebiete hinausgriffe. So trug sich auch in der Auffassung dieses Kritikers die enge klösterliche Erziehung des Mannes, den das Buch schilderte, unwillkürlich auf dessen Studien als ein Symbol geistiger Vereinsamung derselben über, und er ergieng sich in den kahlen Gemeinplätzen vom „blassen, grau in grau angelegten Kolorit der modernen deutschen Wissenschaft, vom wissenschaftlichen Aristokratismus des abstrakten Denkens“; das Behagen in diesen Trivialitäten war ein so vollständiges, daß er rein übersah, wie gerade Märklin der letzte war, der das Reale, Objektive, die Geschichte, die Natur, das Leben, das Wirken aufs Leben über der Philosophie verachtete, ja, umgekehrt vielmehr ein Beweis und Muster dafür, wie sie von ihren Höhen in das Leben hinüberführt. Es ist von allgemeinem Interesse, zu sehen, wie dann diese seichten Voraussetzungen auf das religiöse Gebiet angewandt werden. Eben auf diesem Boden hat ja der Verstorbene eifrig, wie wenige, gewirkt. Freilich aber, der Boden stieß ihn aus, und davon wird hier der Philosophie die Schuld zugeschoben: sie tauge nichts, weil sie mit dem Leben notwendig zerfalle, die Verbindungsbrücke mit dem Volksleben abschneide. Der Geist-

liche soll also, dies scheint zunächst die Meinung zu sein, mit dem Volke ganz auf einem Boden der religiösen Vorstellung stehen und sich wohl vor der Philosophie hüten, daß sie ihm denselben nicht untergrabe. Nachher aber lautet es anders: In der Politik seien M. und Gleichgesinnte von der Idee der Republik mit politischer „Pastoralklugheit" doch zur konstitutionellen Monarchie kondeszendiert, in der Religion aber haben sie sich zu der entsprechenden Vermittlung nicht verstanden, weil sie das Wesen derselben, wie sie nicht bloßes Dogma, sondern ein Leben sei, verkannt haben. Und eben gerade umgekehrt verhielt es sich: der Philosoph, weil er die Religion als ein Leben erkannte, kondeszendierte zur Gemeinde, verbarg mit pädagogischer Vernunft seine innere Lösung vom Dogma und wollte mit schonender Hand dem Punkte der Entbindung von der fixierten mythischen Formel als von dem tiefsten Hindernis wahren sittlich religiösen Lebens das Volk annähern. Das aber duldete die Welt nicht, und hier befinden wir uns eben im Mittelpunkte jenes tragischen Konflikts, welchen man mit so dürftigem Rate, mit so erfahrungslosem Geschwätze nicht lösen kann.

Von da an schweigt Strauß fast drei Jahre lang. Die Kälte, womit ein Werk aufgenommen worden, das ihm Herzenssache war, warf ihn in sich zurück. Der wahre Grund dieser Kälte, welche in jenem ungründlichen Urteile wie eine bleibend berechtigte dargestellt wurde, lag in der politischen Stimmung der Zeit. Denn politisch war, ja ist noch jetzt diese Stimmung trotz dem Rückgange der großen Bewegung von 1848. Sie ist es, weil das Losungswort aller Parteien, namentlich der kirchlichen, nicht die Idee, sondern die Macht ist. In einer anderen Zeit hätte jener exemplarische Hergang von einem inneren Zerfall mit dem Dogma und einem äußeren mit der Kirche große und laute Bewegung in den Streit der Philosophie und Theologie gebracht. Damals aber fragte und heute noch fragt die kirchliche Partei nicht nach den inneren Kämpfen des Bewußtseins, sie ließe unser Denken Denken sein, wenn sie nur die erwünschte äußere Macht über uns erlangen könnte. — Nach diesen neun Jahren läßt sich der Verstummte in einer Reihe von Journalartikeln wieder vernehmen, die uns zeigen, daß er seinen inneren Gleichmut wohl namentlich im Gebiete des Schönen wiedergefunden hatte, aber zugleich auch, daß er in diesem Gebiete, wie

schon aus der Charakteristik Schubarts zu schließen war, mit seinem Sinn und seiner Liebe heimisch sein muß. Diesmal war es nicht die Poesie, sondern die bildende Kunst: Strauß berichtete in der „Allg. Zeitung“ im Oktober 1853 von einem originellen Kunstfreunde, der zur Zeit jener Reformation der deutschen Kunst durch Carstens, Wächter, Schick, Koch im persönlichen Umgange mit diesen Männern zu Rom gelebt hatte, nachher sich in Schwaben aufhielt, einem Baron v. Uexküll, von seiner, jetzt in Karlsruhe befindlichen Gemäldesammlung, er gab Mitteilungen aus den Tagebüchern seiner italienischen Reise. Im Jahre 1854 brachte er ebenda Mitteilungen über Wächter; sie waren aus seinen Briefen an Uexküll gezogen; über den frühverstorbenen Schick aus Briefen desselben an einen Schwager. Notizen aus den Familien beider Künstler über ihre Lebensverhältnisse und Schicksale kamen hinzu. Die Kunstgeschichte hat bis jetzt von diesen zwei edlen Naturen, die mit Carstens und Koch den falschen Klassizismus und den akademischen Mechanismus der französischen Schule gestürzt und die neue, auf echte Aneignung der Antike, auf das wiedererweckte Verständnis M. Angelos und Raffaels gegründete Kunst ins Leben gerufen haben, nur ein unbestimmtes, allgemeines Bild gehabt. Zum ersten Male war ihre Entwicklung als Künstler, ihre Leben, ihr Charakter und ihr Denken in deutlicheres Licht gesetzt. Von Koch teilte Strauß im „Deutschen Museum“ 1854 Gedanken über ältere und neuere Malerei aus einem hinterlassenen Manuskripte mit, das ebenfalls in Uexkülls Besitz gewesen; es sind darin eben die Anschauungen, Maximen ausgesprochen, auf denen jener große Wendepunkt der Kunst beruhte, und die uns jetzt geläufig sind, die aber damals neu und jung waren, hingestellt frisch, warm, derb, in Kochs naiver Weise kräftig von der Leber weg, mehr gesprochen als geschrieben. Gerne sah man die bildenden Künstler von einem Künstler in der Gedankenwelt eingeführt und mit Worten begleitet, die den innigsten Sinn für die reine Formenwelt kundgaben, in der sie gelebt. Eine Reihe von Epigrammen auf die Kunstwerke der Glyptothek, die im „Morgenblatt“ Januar 1850 anonym erschienen, hatte diesen Sinn auch in poetischer Gestalt ausgesprochen. Das Bestimmende war aber auch in diesen kleineren Veröffentlichungen das Interesse für die Individualität, Strauß war auch hier Biograph, und wohl mochte man wünschen,

ihn einmal als solchen auf dem Gebiete der ausführlichen Biographie solcher Persönlichkeiten begrüßen zu dürfen, welche ganz der Kunst, wenn nicht der bildenden, doch der redenden, angehören. Vielleicht daß dies noch wird; für jetzt wandte er sich wieder solchen Erscheinungen zu, in welchen die Sphäre idealer, geistiger Tätigkeit, die allerdings den bestimmenden Grundzug bildet, mit einem realgeschichtlichen Interesse wesentlich verbunden ist. Wir sind zu seinen zwei letzten, größeren Werken gelangt.

Hier erst können wir im strengen Sinne des Wortes sagen, Strauß habe sich als Biograph bewährt, denn erst sein „Frischlin" und „Hutten" sind eigentliche Biographien, das ganze Leben des Mannes umfassende, auf das gesamte Quellenmaterial gegründete, historisch wissenschaftliche und doch künstlerisch abgerundete und geschlossene Darstellungen. Alles Frühere tritt, wie wir bereits bemerkt haben, dem gegenüber in die Bedeutung von Vorstudien zurück, erscheint beziehungsweise als eine noch subjektive Tätigkeit. Beide Stoffe sind aus dem Zeitalter der Wiedererweckung der Wissenschaften und der Reformation: ein wohl begreiflicher Zug des Geistes, der Verwandtes zu Verwandtem führte. Doch die Zeit der Abfassung verhält sich umgekehrt zu der Zeit, in welche die Stoffe fallen: Strauß behandelt zuerst einen Mann des späten, dann einen Mann des frühen sechzehnten Jahrhunderts. Beide sind Humanisten, schreiben, dichten lateinisch und gehen dann zu schwerfälligem Deutsch über, beide sind rednerische und poetische Talente, beide sind Streiter, beide Verfolgte, beider äußeres Leben hat etwas vom Abenteurer. Aber Hutten ist Heros, Frischlin nicht; jener gehört dem frisch aufstrebenden, dieser dem absinkenden Jahrhundert an, jener wird von einem Vorkämpfer des Humanismus zu einem Vorkämpfer der Reformation und der Idee des Vaterlandes, der Einheit der deutschen Nation, dieser trifft die Reformation bereits zur Formel vertrocknet an, verflicht sich mehr aus polternder Scheltlust, als aus Prinzip in Feindseligkeit mit dem Adel und ficht seinen tüchtigsten, nützlichsten Kampf im Gebiete der Grammatik. Beide gehen tragisch unter, jener im geraden Zusammenhange mit einem großen Pathos, in dessen Verfolgung er freilich von Unbesonnenheit nicht freigeblieben, dieser durch Leichtsinn, Leidenschaft, ungebändigte Zunge und Feder, ohne daß eine große Begeisterung

den Kern der leidenschaftlichen Erregungen gebildet hätte. Es erscheint aber nur als ein ganz natürliches Stufenverhältnis, wenn unser Biograph zuerst den weniger bedeutenden, mehr pathologischen Stoff ergreift. Die Neigung zum pathologischen Analysieren haben wir bei einem so freien und klaren Geiste bereits als eine sehr begreifliche erkannt. Frischlin hat viel verwandtes mit Schubart, nicht nur, weil sich beider Namen an zwei alte Bergfesten des Württemberger Landes knüpfen, sondern auch in Talent, Temperament, Charakter oder, wenn man will, Charakterlosigkeit, in verschuldeten Leiden; beide aber sichern sich unsere Teilnahme durch die liebenswürdigen Eigenschaften der phantasiereichen Laune, der Offenheit, der Gutmütigkeit, beide gewinnen an Licht im Kontraste mit ihren Feinden, beide, obwohl nicht im Kampfe für Ideen leidend (von Schubart kann man dies in einem entfernten Sinne noch eher sagen), interessieren uns im Leiden tragisch, wie jede jugendliche, feurige Kraft, wenn sie von kalten Gegnern ins Verderben gezogen wird, und zwar trotz dem eben angedeuteten Unterschiede, Frischlin tiefer und nachhaltiger, weil das Leiden mit gewaltsamem Tode schließt.

Die Biographie Frischlins ist wenig beachtet worden. Zunächst, weil der Name des Mannes kaum bekannt ist außerhalb Württembergs, wo die Felsen von Hohen-Urach, an deren Fuß er im Befreiungsversuche das blutige Ende gefunden, sein Andenken stets erneuen. Man konnte sich aber wohl denken, daß eine Feder, wie die des Verfassers, einem solchen Stoffe sich nicht zugewendet hätte, wenn er kein anderes als ein landsmännisches Interesse hätte. Man stutzte über die Ausdehnung des Buches, von dessen Helden man vorher so wenig wußte, und eine Stimme ließ gar vernehmen, das „Leben Jesu" habe Strauß nur negativ zu behandeln gewußt, das eines so unwürdigen Charakters aber behandle er positiv in allzu breiter Ausführlichkeit: ein Urteil, auf das die allgemeinen Bemerkungen antworten, von denen wir ausgegangen sind. Ist Frischlin keiner der geistigen Heroen, so eignet er sich um so mehr zum Träger eines allgemeinen kulturgeschichtlichen Bildes; Umgebung und Hintergrund war diesmal bedeutender, als das Porträt selbst; daher auch der Titel: „Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nik. Frischlin. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte in der zweiten Hälfte

des sechzehnten Jahrhunderts", 1855. Doch daß wir nicht zu weit gehen: Kehrt der Blick von dem Allgemeinen auf den Träger zurück, an dessen Leben und Schicksale es sich anknüpft, so verweilt er mit wachsender Liebe auf ihm und wird nicht ohne die tiefste Rührung von ihm scheiden. „Was Frischlin an persönlicher Bedeutung als Gegenstand einer biographischen Darstellung abgeht, ersetzt er durch die Mannigfaltigkeit der Beziehungen, in welche er tritt, und das Spannende der Verwicklungen, in welche er gerät. Er hat vieler Menschen Städte gesehen und Sitten erkannt, in Palästen und Herbergen, im Studierzimmer und Kerker sich aufgehalten. Sein Leben hat einen epischen Verlauf und einen tragischen Schluß. Während des ersteren lernen wir jene Zeit, ihre Einrichtungen und Gewohnheiten, ihre Denk- und Ausdrucksweise, ihre Fürsten und Junker, ihre Geistlichen und Gelehrten, Bürger und Bauern kennen; der Schluß dagegen führt uns, wie den Helden selbst, aus dieser bunten Welt in das eigene Herz, zu den großen Gedanken des Schicksals und der menschlichen Bestimmung zurück." Und in der Tat breitet sich nun vor allem ein reiches Gemälde, ein ergiebiges, gefülltes, vielgestaltiges Sitten- und Kulturbild vor uns aus. Universitäten und Mittelschulen mit ihrem Organismus und System, ein akademischer Senat mit seinen Parteien und Intrigen, Professoren als Lehrer, Beamte und Menschen, im Hörsal, im Beratungssaal, in Haus- und Trinkstube, Studenten und Stadtbürger, friedlich und entzweit, behagliche Lust und wilder Straßenskandal, ein stolzer, roher, rachsüchtig verfolgender Adel, Oberbehörden, gestreng oder wohlgesinnt, ein gutmeinender Fürst in patriarchalischem Verhältnis zu seinen Untertanen und zum Helden selbst, schließlich sämtliches Personal der reichen Bühne in der gemeinsamen Liebe zu einem „starken, fröhlichen Trunke" vereinigt: das alles tummelt sich vor uns so nah, so leibhaftig, daß wir die Gestalten glauben greifen zu können. Eine ferne Zeit wird uns immer gewissermaßen zum Märchen, die fremden Bildungsformen bis auf das Kostüm hinaus entrücken sie uns in einen poetischen Nebel, so daß oft der sonderbare Gedanke in uns auftaucht, das alles sei wohl eigentlich nicht gewesen, sondern nur ein Bild. Strauß versteht es, alles gegenwärtig und real zu machen, alles wird vertraut, als wandelten wir mitten darin, alles ein Heute, eine Gegenwart und doch wieder in die

idealisierende Kraft der Ferne getaucht. Das ist nun das Werk der Kunst, womit der Zeichner seinen Stoff behandelt hat, und nicht seine Breite ist zu schelten, sondern was er mit seiner Knappheit und Kürze geleistet hat, ist zu bewundern. Ton und Farbe der ganzen Zeit tritt, indem der Verfasser selbst sich kaum vernehmen läßt, mit wenigen Mitteln sich selbst charakterisierend haarscharf in volles Licht. Wie groß war z. B. die Versuchung, die unendliche Naivität in der Redeweise der Zeit, den Zynismus, den närrischen Witz, die beliebten Narrensprünge des Wortspiels recht auszubeuten, um die Lacher für das Buch zu gewinnen! Aber sparsam gibt der Verfasser am rechten Orte das Rechte, das Sprechende, oft mit zwei Worten eines Zitats in Parenthese, und gerade genug, um unserer Einbildungskraft den Stoff zur freien und doch richtigen Erzeugung des ganzen Bildes zu bieten. Man hat immer ein ernstes, gelehrtes Werk vor sich und immer reichlichen Stoff zum behaglichen Lächeln. Und diese Fülle in der Sparsamkeit, diese Sparsamkeit in der Fülle sollte ein Tadel sein? Wer ein Gemälde nicht um seines eigenen Kunstwerts willen zu genießen vermag, der dürfte wenigstens mehr von den historischen Beziehungen kennen, um das Belehrende in dieser wohlabgewogenen Ausführlichkeit zu schätzen. So gewinnt z. B. Fischart, der Zeitgenosse Frischlins, sein ungeheurer Zynismus, die Tollheit, womit seine ungemeine Gestaltungskraft sich als bacchantischer Humor in die Sprache wirft, aus diesem Zeitbilde eine höchst interessante, neue Beleuchtung. Wo es gemessenere geistige Bildungsformen galt, mußte der Biograph notwendig ein ausgedehnteres Bild geben; so forderte die Lebensbeschreibung eines Humanisten, der ein Hauptverdienst in der Reformation des grammatikalischen Unterrichts hatte, daß der damalige Zustand der Grammatik geschildert werde; Strauß durfte sich nicht mit einigen Prädikaten begnügen, sondern mußte in das einzelne eintreten. Ebenso und noch mehr der Zustand der Poesie, die Art, wie von den Humanisten noch immer die klassischen Dichter nachgebildet wurden, wie in der technischen Nachahmung die beste eigene Kraft sich ausgoß; daher denn „Frischlins Werke verschollen sind, nicht weil er ein zu schlechter Dichter, sondern weil er ein zu guter Lateiner war." Als Dichter ist er vorzüglich Dramatiker: die Form seiner Dramen verlangte nicht nur, weil sein Talent zu charakterisieren war, sondern

um den damaligen Zustand dieser Dichtungsform in helle Beleuchtung zu setzen, ein gründlicheres Eingehen. Dies führt uns auf den Mann zurück. Es handelte sich in einem wissenschaftlichen Werke vor allem um historische Richtigkeit. Da darf doch wohl der Gang der Handlungen und Schicksale eines vielbewegten Lebens, worin vieles einzelne noch unaufgehellt lag, nicht obenhin mit einigen allgemeinen, zusammenfassenden Wendungen gegeben werden, selbst die kleineren Züge und Begebenheiten sind zu erörtern, denn sie sind die Fäden, aus denen das Schlußschicksal sich strickt. Nun aber die Kunst, die Forderung, daß dessen doch wieder nicht zuviel gegeben, daß das Individuelle mit dem Umgebenden, Einwirkenden, Erfolgenden flüssig und harmonisch in eins gearbeitet sei: da sehe man vorher zu und versuche desgleichen, ehe man es tadelt, daß nicht mit Konversationslexikonphrasen über die konkrete Bestimmtheit des einzelnen hingewischt ist. Es war ohne Frage ein dankbareres Geschäft, einen großen Mann, ein unzweifelhaftes Dichtergenie zu schildern. Frischlin ist wirklich zu sehr Sprachtalent, um wahrer Dichter zu sein. Zwar es fehlt ihm keineswegs an dichterischen Gaben; bedeutend ist er nicht bloß in der Leichtigkeit und Lebhaftigkeit, dem Feuer der Darstellung, sondern auch nach der Seite der Erfindung, doch nur in Anlage, Gang, Fabel, nicht im Sinne der Originalität des Inhalts, der sich im Rahmen entwickelt, z. B. eines dramatischen Charakters; wie alle mehr nach der Form hinneigenden Talente dieser Art ist er ein ungemein leichter Arbeiter und ungemein fruchtbar in Dramen, epischen, lyrischen Produktionen und Mischformen der Satire in seinen zahlreichen Streitschriften. Nehmen wir dazu den warmblütigen, jovialen, freien, offenen Menschen, so zeigt sein Leben eine Fülle von schönen Kräften, eine wirkliche, wahre, atmende, reich ausgestattete Natur, aber es fehlt im Mittelpunkte, er hat sich nicht zum Charakter gesammelt, es mangelt ihm eine begeisternde, leitende, große Idee; am meisten Lebensernst und wahres Verdienst hat er noch als eifriger Lehrer. Das schlimmste ist, daß er, aufbrausend und jähzornig, obwohl niemals boshaft und giftig, auf keinen Schlag sich den Gegenschlag versagen kann; Schelten und Widerschelten, wilde Polemik ist ohnedies ein herrschender Zug der Zeit; sie ist im Geistigen wie im Physischen eine Zeit der Rauflust. Bei solcher Haltung würde seine Naivität, seine Frische, sein Witz

nicht genügen, uns bleibend an ihn zu fesseln, wenn nicht das Bild durch den Gegensatz stärker und stärker gehoben würde. Der feurige Mensch mit seinen Schwächen und Exzessen, ewigen Vorsätzen und Rückfällen ist auf die Folie kalter, zäher, pedantischer Naturen gelegt; er leidet Unrecht durch die Zurücksetzungen, womit der akademische Senat immer aufs neue ihn bis auf das Blut kränkt; er gibt seinen Feinden immer aufs neue Vorwand und Recht durch seine Torheiten und Übereilungen, und sie haben doch unrecht, weil ihr innerstes Motiv der Neid, die Furcht vor Verdunklung durch sein glänzendes Talent und seine Erfolge ist. In der Mitte dieser Gegner steht sein Erzfeind Crusius, der böse Genius seines Lebens, der nicht ruht, bis er vernichtet ist, ja nach dem Untergange noch nach ihm beißt und sticht; klein, eitel, hämisch, rachsüchtig und nie verzeihend, überlegt und giftig umspinnt er den geraden, derben, guten, leichtsinnigen Mann, bis er unrettbar im Netz ist. Es ist wie der Gang eines Maschinenwerks, das unerbittlich einen weichen, warmen, lebenden Menschenleib zuerst nur an einem Finger faßt, dann Ruck für Ruck zwischen das langsam zerquetschende Räderwerk zieht. Ein Gegensatz, wie wir ihn zwischen einem Antonius und Oktavianus, Egmont und Alba sehen; freilich auf ungleich niedrigerer Stufe, aber doch hinreichend, um uns tief tragisch zu stimmen, indem wir die geteilten Kräfte, Phantasie und Verstand, wandelbare Stimmung und Konsequenz, Leidenschaft und Kälte in verwickelten Mischungen von Recht und Unrecht miteinander kämpfen sehen, doch so, daß unser Herz, unsere Liebe von Anfang bis zu Ende den warmen, menschlich liebenswürdigen Kräften je des ersten Gliedes dieser Gegensätze angehört. Nicht unmittelbar ist zwar Crusius die Ursache von Frischlins Untergang. Der Umgetriebene, Gehetzte verliert so alle Geduld, daß er es endlich mit seinen Gönnern in den obersten Staatsämtern durch unselige Invektive verderbt, ja selbst die Langmut seines gnädigen Fürsten verscherzt. Er wird auf Hohen-Urach gefangen gesetzt; da hält der frische Mensch, dessen Element Luft, Licht, Bewegung war, den dumpfen Kerker nicht aus, stürzt im Fluchtversuch über die Felsen in die Tiefe und endet blutig sein stürmisches Leben. Aller Apparat des fleißigen Bildes, alle Einzelzüge sammeln sich, drängen sich hin, schwellen an nach diesem tragischen Schlusse, steigende Wehmut ergreift uns und jene Träne tritt in das Auge, die aus der tiefsten

Bewegung quillt, der Bewegung, die uns da durchdringt, wo einmal wieder mit hellerer Schrift geschrieben steht: das ist Menschenschicksal.

Wir haben es natürlich gefunden, daß sich ein höchst klarer Geist gern an pathologische Stoffe macht; es ist aber Zeit, nicht zu vergessen, daß für das Pathologische überall, auch an dem Gesunden und Großen, hinreichend gesorgt ist, und daß wir schließlich vom Verwandten Verwandtes, vom Gesunden Gesundes, vom ganzen Mann einen ganzen Mann behandelt sehen wollen. Die Schubart und Frischlin waren immer noch viel zu wenig für den Geist und die Feder eines Strauß. Die Erwartung, daß er auf einen wahrhaft bedeutenden Stoff komme, mußte sich bei seinem Frischlin steigern. Er hatte in das sechzehnte Jahrhundert gegriffen, in die Epoche, die unserer Zeit analoger ist als irgendeine; aber es war nicht das frische, angehende, schwungreiche sechzehnte Jahrhundert mehr, es war das absterbende, in Formel, Theologengezänk, Kanzleimechanismus vertrocknende; der Held der Biographie menschlich anziehend und interessant, aber ohne ein Pathos; die kleinen Intrigen, die bissigen Parteikämpfe einer akademischen Behörde, Philologenhändel, Wechsel der Hofgunst: darum drehte sich sein Leben. Die Erwartung ist befriedigt: Strauß ergreift Fleisch von seinem Fleisch, Blut von seinem Blute, er zeichnet einen Mann von weltgeschichtlichem Pathos, und dies Pathos ist das seinige, ist das unsrige. Der Mann, den er sich ausersehen, wurde nicht fertig mit seinem Werke; ein anderer mit anderen Mitteln vollbrachte es halb; er selbst, hinausgestoßen aus der Mitte seiner Bahn, hinweggestorben in der Vollkraft seines Wollens muß als Geist gehen, geht als Geist, und wenn der Geist jetzt sein Deutschland anschaut, da sieht er freilich, daß unsere höchsten Angelegenheiten nicht viel anders liegen als vor dreihundert Jahren. Wenn wir Deutsche uns dies mit Kummer sagen müssen, so dürfen wir uns dagegen eben dessen getrösten, daß dieser Geist unter uns wandelt, daß er sich hier einen Mann erweckt, daß er ihm jene Feder, das einzige Besitztum, das er sterbend auf der Ufnau hinterließ, in die Hand gedrückt hat, sein Bild vor uns hinzuzeichnen so treu und scharf, als stünde er, der Wecker und Mahner deutscher Nation, leibhaftig in unserer Mitte.

Je näher nun dieser Stoff den innigsten geistigen Interessen des

Biographen lag, desto leichter konnte es ihm auch als gegeben erscheinen, diesmal von dem rein künstlerischen, streng objektiven Verfahren abzuweichen, das wir bisher an ihm gerühmt haben. Sagt er doch selbst in der Vorrede, er wünsche diesem Buche nicht bloß günstige und zufriedene, sondern auch recht viele unzufriedene Leser; denn „was wäre das auch für ein Buch über Ulrich von Hutten, mit dem alle Welt zufrieden wäre? Möchte doch meine Schrift alle diejenigen herzlich ärgern, die ihr Held, wenn er heute lebte, ärgern würde. Möchten sie den Spiegel zertrümmern wollen, aus dem ihr Gesicht ihnen so ungeschmeichelt entgegenblickt!“ Und diese Sympathie werden wir nur mit Freuden gutheißen. Wir haben hier nicht zu beweisen, daß Teilnahme, einstimmende Überzeugung mit Wahrheit und Gerechtigkeit schlechthin verträglich, daß Gesinnungslosigkeit nicht Bedingung der Objektivität ist. Daß diese nicht verkümmert würde, dafür war aber bei einem solchen Stoff durch einen Zug im Geiste des Biographen gesorgt, der schon aus der Schilderung der politischen Verdrießlichkeiten im Leben Märklins zu erkennen ist und der gerade in diesem Werke indirekt noch bestimmter sich herausstellt, einen Zug, der in einem tieferen Zusammenhange des künstlerischen Talents mit der persönlichen Stimmung wurzelt: man sieht, er verehrt den feurigen Kämpfer, er ist innig durchdrungen von dem, wofür er kämpfte, aber er selbst ist eine betrachtende Natur, welche mehr die stille Entwicklung liebt, eine Natur, in welcher die energische Gesinnung gern in der reinen, ruhigen Form sich niederschlägt, ein Freund des Bürgertums und seiner friedlichen Bestrebungen, dessen fein organisierten Nerven Lärm und Waffengeräusch nicht zusagt; wahrlich kein Erasmus, aber etwas von einem Goethe. Ja von dieser Seite ist es eben vielmehr nicht subjektive Vorliebe, sondern Überwindung derselben und verdienstvolle Gerechtigkeit, wenn er, um so viel freier als Goethe, auf dessen Verhalten gegen rauhe Lebenskämpfe wir später hinweisen werden, seines Mannes Sprudeln, Rufen, Faustballen, Verachtung der Städte, des Handels so mild und freundlich erzählt und beurteilt, daß wohl der ernste Hutten selbst gerührt lächeln würde, wenn man ihm sagte: siehst du, Verächter der Safran- und Pfeffersäcke, so gerecht hat dich ein friedliebendes Kaufmannskind geschildert, das freilich im Kerne des Wollens und an Schneide der Gesinnung

ein Ritter ist wie du! Schließlich blieb aber Hutten, auch nachdem er Kämpfer für Reformation und Einigung des Vaterlandes geworden, Humanist, seine beste Waffe das Wort, und zwar das künstlerische Wort, denn sein Feuereifer verzehrte nicht sein Formtalent, und so war im Zentrum der Aufgabe die Sympathie des Biographen, des furchtlosen Kritikers, des kühnen geistigen Kämpfers und des Künstlers, des Verehrers aller reinen Form und schönen Bildung, mit seinem Helden in ihrer ganzen Kraft dem Helden gesichert. Wir müssen daher dennoch zu unserem obigen Bedenken zurückkehren, daß bei so voller persönlicher Neigung zum Stoffe die Objektivität der Behandlung leicht ins Wanken kommen konnte. Strauß hat sich nicht wankend machen lassen, ja er ist gerade in diesem Werke recht besonders objektiv. Man hat dies als Kälte angegriffen. Ja, wenn man will, dieses Werk ist kalt; eine eherne Bildsäule, streng geformt, mit kühlem Fleiße gegossen, so daß das Erz in jede kleinste Falte der Form ohne Bruch und Riß einschoß, und dann noch ringsum bearbeitet, daß auch nicht eine Spur stehen blieb, welche an das Machen und das Subjekt des Machers erinnert. Legt man aber die Hand an das Standbild, läßt man sie daran liegen, so fühlt man das kalte Erz wieder erwarmen, glühen, der heiße Strom, aus dem es geworden, erneuert sich und geht mit unwiderstehlicher Gewalt in dich über: ein Niederschlag der tiefsten inneren Wärme, der im Betrachten noch einmal weich wird, auftaut; eine Objektivität, die nichts anderes ist, als die volle Objektivierung der innigsten, von dem Gehalte rein erfüllten Subjektivität; eine sächliche Strenge, die ganz zurückweist, um ganz anzuziehen, ganz den Gegenstand uns, uns dem Gegenstand anzueignen; kurz ein rundes, volles, gegossenes, gediegenes Kunstwerk der biographischen Geschichtschreibung. Nicht so kann es mit der Objektivität gemeint sein, daß der Schriftsteller gar niemals mit seiner eigenen Reflexion hervortreten soll. Strauß hätte da und dort ungleich mehr in seinem Namen gerade heraus sprechen und dennoch ganz objektiv bleiben können. Er beherrscht sich darin bis zur äußersten Knappheit; selten, nur an den wichtigsten Wendepunkten, faßt er das Ergebnis in allgemeine Sätze zusammen, die er als sein eigenes Urteil ausspricht; sonst streut er nur wenige kurze, scharfe Winke zwischen die Erzählung wie folgende: „Wer

für eine Schrift gegen die heutige Theologie um ein Motto verlegen ist, dem sei die Stelle (aus Huttens Invektiven) empfohlen: vos autem quomodo credemus viam virtuti patefacturos, cum claudatus veritati?" oder zu Huttens Wort, solange uns Deutschen die Einigkeit fehle, gebe es keine noch so schwache Nation, die uns fürchtete, ja nicht anzugreifen wagte, der kurze Ausruf: „daß das nach 300 Jahren noch immer so ist!" Es ist nun freilich leicht gesagt, Strauß hätte mehr das Räsonnement geben und doch ganz gegenständlich bleiben können. Die Grenze, wo das Subjektive in jenem Maße hervortritt, mit welchem es wenigstens vor dem strengen Forum des Begriffs einer monumentalen Geschichtschreibung zum unstatthaft Subjektiven, zum bloß Subjektiven wird, ist so schwer zu bestimmen, daß wir lieber etwas zu viel Knappheit, zu viel Sorge, ja nur den Gegenstand selbst sprechen zu lassen, als ein Jota zu viel von der Lust des Subjekts dulden wollen, sich selbst und sein Meinen zu vernehmen und vernehmen zu lassen. Eine leichtere Lektüre wäre freilich das Buch geworden, wenn, wie wir zu Anfang dieses Überblicks uns ausgedrückt, mehr Sauce bei den Brocken wäre; aber ob eine ebenso klassische, das ist eine andere Frage. — Einen Charakter der Strenge trägt unsere Biographie jedoch nicht bloß durch diese Objektivität seiner Haltung überhaupt, sondern auch durch seine Gelehrsamkeit, die unbestechliche Gewissenhaftigkeit in Behandlung des historischen Stoffes, in Ermittlung der tatsächlichen Wahrheit. Oft muß es zögernden Schritts durch Zweifel vorwärts gehen, der Leser ist gespannt und muß sich die Geduld auflegen, bei Untersuchungen über Zeit und Verfasser dieser oder jener Schrift sich aufzuhalten; er ist in vollem Atem und muß Auge und Aufmerksamkeit zwischen dem Text und den Noten hin und her bewegen. Allein was die erstere Erschwerung betrifft, so vergesse man nicht, daß der Verfasser keine Vorarbeiten hatte, welche ihm jene Untersuchungen abgenommen hätten, so daß er auf Abgemachtes sich berufend ungehemmter sich bewegen könnte, die Noten aber geben größtenteils den lateinischen Text aus Huttens und anderer Schriften, und daß er uns die bedeutendsten Stellen wohlausgewählt im Original mitteilt, darüber wird er wohl keiner Entschuldigung bedürfen, sondern nur unseres Dankes dafür gewiß sein.

Wir haben zu Anfang gesagt, für das Pathologische sei überall, auch bei dem Gesunden und Großen, hinreichend gesorgt, und fassen dies wieder auf, um nun auf unsern Mann überzugehen. In der Tat brachte des Helden sterbliche Seite jenem klaren Blick für die Grenzen, womit jede endliche Größe behaftet ist, Stoff genug entgegen, um in der Begeisterung die milde Ironie nicht ausgehen zu lassen. Ein Abenteurer, ein Vagant, ein Tunichtgut, ein Mensch, der in keiner positiven Fachwissenschaft einen Gradum erreicht hat, ein Mensch ohne Amt und Würde, ein „Nemo", fast immer in Geldnöten und von einer übeln Krankheit übel heimgesucht; ein Mensch, beinah so angetan, daß manchem etwas wie das Wörtchen Lump auf der Zunge schweben mag! Doch das Wörtchen auszusprechen wäre gegenüber einem Wissen und einer Tätigkeit wie die unseres Helden wohl selbst dem vollendeten Philister unmöglich, und was die Krankheit betrifft, so hat der Biograph gehörig vorgebeugt, daß nicht böser Wille oder häßliche Phantasie, die sich mit widerlicher Wichtigkeit in geschlechtliche Untersuchungen einhackt, fernerhin mit dieser düstern Stelle im Leben des Mannes ihren Mißbrauch treibe. Man könnte zu dem, was hierüber gesagt ist, noch fügen: wenn zu der von Hutten selbst gemäß der Naivität der Zeit nicht geleugneten menschlichen Schwachheit, daß er sich des sexuellen Umgangs nicht enthielt, durch die Ansteckung mit einem damals so furchtbar verbreiteten Übel offenbar kein weiterer Vorwurf zuwächst, so müßte, wer diesen Umstand bei Hutten mit so viel Gewicht verhandelt, konsequenterweise mit derselben Ausführlichkeit bei jedem historischen Charakter die Frage ventilieren, ob er keusch geblieben sei: eine Absurdität und eine Offenbarung versessener eigener Unreinheit, die doch selbst der Aberwitz sich nicht verhehlen wird. Daß jedoch Hutten mit einer besonders starken Sinnlichkeit behaftet gewesen sei, scheint uns nicht so erwiesen, wie Strauß annimmt, und das höchst glückliche, treffende Bild der folgenden Stelle daher mehr in der Beziehung auf sein affektvolles Wesen überhaupt, als auf seine Sitten im engeren Sinne des Wortes gerechtfertigt: „Ein Sturm geht durch diese Schriften, wie durch das Leben ihres Verfassers, der aus einem tief leidenschaftlichen Gemüte stammt; was in denselben brennt, ist nicht das weiße, stille Gaslicht der Idee, sondern die brausende rote Flamme, die auf derbere Nahrung hinweist.

Bewundern wir, wie rein diese verzehrt, erfreuen uns an der Wärme und dem Lichte, die sie verbreitet, aber rechten wir nicht mit ihr über die Stoffe, welche sie in ihr lauteres Element zu verwandeln weiß." Und dies erst ist es, was wir eigentlich unter dem Pathologischen im Charakter des Helden verstehen, wie solches den ironischen Zug in der Haltung des Biographen begründen mußte: Hutten ist eine durchaus leidenschaftliche, ungestüme Natur, ungeduldig, unvorsichtig, stets gereizt und reizend, schneidend, jagend, stürmend, ein Mensch wie lauter Feuer. Hutten literas ad me dedit ingenti spiritu aestuantes usw. schreibt Luther. Das Eiferartige, der θυμός ist sein Wesen, „die Hebamme seines Geistes ist der Zorn." Dem klaren, überschauenden Geiste muß eine solche Natur stetigen Anreiz zur komischen Auffassung darbieten, aber mitten im Entstehen wird der Anreiz unterbunden, abgeschnitten durch die Größe der Zwecke, welche den Keim und Inhalt der lodernden Leidenschaft bilden, durch die Läuterung, welche dieser Inhalt in die wilde Flamme bringt. „Seine Werke steigen an Bedeutung in dem Verhältnis, als die Gegenstände seines Zornes bedeutender werden, dieser selbst reiner wird." Das Verhältnis kehrt sich um: die große Idee wird das Führende, der Affekt wird ihr Organ, ihr geflügelter Bote. Nun ist es, was Kant Affekt der wackern Art, affectus strenuus nennt, das Gute mit Leidenschaft: nun gilt von Hutten das Wort, daß ohne Leidenschaft nie etwas Großes geschehen ist. Man kann an ihm als einem wahren Typus jetzt recht ersehen, in welchem Sinne Zorn und Haß sittliche Mächte sind: sie sind es, wenn ihre Glut gegen die Prinzipien, gegen die Hindernisse ewiger, weltgeschichtlicher Wahrheiten und Zwecke gerichtet ist, sie sind es, wenn sie dem Wahne, dem Schlechten, dem Bösen gelten; sie sind es, wenn sie nur das Negative sind im Positiven der Begeisterung für ein Allgemeines, dem ein braver Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, seine kleinen Interessen unterordnet, sein Glück, sein Teuerstes zu opfern bereit ist. So ist unser Hutten; ein, wie er selbst gesteht, „nicht immer vorsichtiger, aber eifriger Kämpfer" gegen diejenigen, welche sich der aufgehenden Sonne der Bildung und Wahrheit als hindernde Wolken entgegenstellen; ihn hat Gott mit dem Gemüte beschwert, daß ihm „gemeiner Schmerz weher tut und tiefer, denn

vielleicht anderen, zu Herzen geht"; keine Privatsache ist es, die er betreibt, kein eigener Handel, kein persönliches Geschäft; „was kann Hutten erfreuen, das er allein genießen und nicht sogleich allen Guten mitteilen möchte? oder was mag zur Förderung des gemeinen Nutzens in Deutschland dienlich sein, das er im Verborgenen lassen dürfte?" Er opfert der großen Sache sein Behagen, seine Sicherheit, er opfert ihr die Ruhe der zärtlich geliebten Mutter:

> Obwohl meine fromme Mutter weint,
> Da ich die Sach' hätt' g'fangen an,
> Gott wöll sie trösten, es muß gahn!

und er wäre jeden Augenblick gefaßt, im offenen Kampfe sein Leben hinzugeben. Dies, das große ethische Wollen im Elemente von lauter Glut und Feuer ist es, was Huttens Erscheinung ihre so bestimmte eigentümliche Farbe gibt, was ihn mit einem brennenden Rot unauslöschlich in die Geschichte eingezeichnet hat, dies ist es, wodurch er unter den Geisteshelden des sechzehnten Jahrhunderts wie der jugendliche Renner Achilles leuchtet, oder, mit den Worten des Biographen zu sprechen: der ganze Überschuß des ritterlichen Feuers in Hutten, das sich durch den Degen nicht Luft machen konnte, ergoß sich durch die Feder in seine Schriften und gab ihnen jenen kriegerischen, jugendlichen, heldenhaften Ton, der ihren unvergänglichen Reiz ausmacht." Glut ohne Dauer freilich ist wertlos, Huttens Glut aber war nachhaltig, stetig, „mit immer neuen Stößen drängend, stürmend"; er ermattet nie, Widerstand verdoppelt den Eifer dieses Heißsporns; ich werde, sagt er seinen Feinden, stacheln, spornen, reizen, drängen zur Freiheit; die mir nicht sogleich beifallen, werde ich durch unablässige Ermahnung besiegen, durch Beharrlichkeit zwingen; dabei habe ich keine Sorge noch Furcht vor Mißgeschick, sondern bin auf beides gefaßt, entweder euch den Untergang zu bereiten zum großen Vorteil des Vaterlandes, oder mit gutem Gewissen ehrlich zu unterliegen. Ein Geist von so ununterbrochen gleich straffer Spannung gehört zu den großen Seltenheiten im Menschengeschlecht und die Gleichmäßigkeit dieser Spannung erscheint in doppeltem Werte, wenn man die furchtbar niederschlagende Wirkung einer Krankheit bedenkt, welche nicht nur von fast unaufhörlichen Schmerzen, sondern, was spezifisch herab-

drückender ist, von fast beständigem Fieber begleitet war. „Wir haben,“ sagt Strauß zum Schlusse der Schilderung seiner Leiden, „ihm bisher die Anerkennung unterschlagen, die, neben der Bewunderung seiner Schriften, der Geistesstärke gebührt, welche dazu gehörte, um während eines so schrecklichen, langwierigen und hoffnungslosen Siechtums Werke hervorzubringen, an denen nichts matt, alles Gesundheit, Frische und Leben ist.“ Das war nun freilich kein Mann der Transaktionen und Approximationen. Einer Macht gegenüber, welche nie nachgibt, nie ein Jota ihres Systems opfert, muß es, das begreift er, zum ganzen vollen Bruche kommen. Jacta est alea! Perrumpendum est tandem, perrumpendum est! Huttens Geist war der Geist der Entscheidung; es fragte sich, welches Mittel entscheiden sollte, ob der Geist mit Waffen des Geistes oder mit dem Schwerte. Hier wendet sich sein Leben zur tragischen Katastrophe, und von seinem Recht oder Unrecht sprechen wir nachher.

Hutten wird aus einem Humanisten ein Vorkämpfer der Reformation; das will nicht heißen, er habe mit dem zweiten aufgehört, das erste zu sein; er bleibt auch als Ritter der Reformation Humanist. Der Humanismus, die klassische Formbildung führt ihn in die ethisch politische Welt der Alten ein, weckt in ihm, wie überall in der bis dahin noch barbarischen Welt des Nordens, den Sinn des menschlich Gesunden, Gerechten, Vernünftigen, wie es eine Macht sein soll im öffentlichen Leben. Dieses nordische Barbarentum trug und nährte in sich bei aller Roheit seiner Kulturzustände ein Unendliches, von dem das klassische Altertum nichts geahnt hatte, eine Wunderwelt der Liebe, einen unaussprechlichen Schatz von Geistigkeit in den Tiefen des Gemüts. Die Kirche des Mittelalters hatte diese innere, durch das Christentum entbundene Gemütswelt in dem Bau ihrer Einrichtungen, dem System ihrer Formen aufs neue in die Sinnlichkeit der Naturreligion übersetzt, das Geistigste, Innerlichste in ein Äußerliches verkehrt, das in furchtbare Verderbnis mit Notwendigkeit ausartete. Es gab zwei Wege der Bekämpfung: Erneuerung und Befreiung des innersten Kerns durch die Energie des Gemüts und Umgestaltung des schlechten Organismus, Neuschöpfung eines Baues, der die Kirche zum Staat in ein gesundes, dem wahren Bedürfnis der nationalen Kraft und Ehre entsprechendes

Verhältnis setzte. Die zweite dieser Richtungen durfte allerdings von der Wurzel, der tiefen Energie des Gemüts sich nicht trennen, sonst war sie ohne Basis, ohne Kern, aber diese innerliche Seite wird bei ihr mehr in der Form allgemein ethischer Wärme, als in der Form spezifisch religiöser Innigkeit auftreten. Beide Richtungen stellen sich dar und ergänzen sich in Luther und Hutten; jener ist ärmer in seinem Wollen, denn er entwickelt nicht die kirchlich politischen und weltlich politischen Konsequenzen einer Umgeburt des Glaubens; dieser ist ärmer an Tiefe, denn er bleibt, was den geistigen Kern der großen Umwälzung betrifft, bei dem ethischen, antiken Begriffe der virtus stehen. Er hat nicht die volle, konzentrierte Innigkeit Luthers; dafür verkehrt er aber auch nicht den Begriff des Glaubens, worin Luther dieser Konzentration, richtiger: dieser Rückgabe des entwendeten eigenen Zentrums an den Menschen ihren Ausdruck gab, in den neuen falschen Begriff des Glaubens an einen stellvertretenden Opferakt, der die Versöhnung mit Gott, die jeder nur frei in sich vollziehen kann, tatsächlich außerhalb unser vollzogen haben soll; dafür hat diese weltliche, geöffnete, ritterliche, ethisch politische Natur nichts von dem „geistlich Gebundenen, Verdüsterten" in Luthers Persönlichkeit. Insofern wohl wirkt Luther mehr ins Weite, als er sich von Anfang an vor allem an das Volk wandte, während Hutten von vornherein durch die Großen wirken wollte; „aufklären läßt sich mittels der Großen, aber reformieren, ein veraltetes Kirchen- oder Staatswesen umbilden, nur, ob mit, ob gegen die Großen, durch die Mittleren und Kleinen". Doch mußte Hutten anfangs hoffen, durch die Großen und gerade durch den Kaiser zu seinem umfassenderen Zwecke, der mit der befreiten Kirche zugleich die politische Einheitsbildung im Auge hatte, zu gelangen. Denn dahin hob sich ja bald im Unterschiede von Luther seine weitschauende Auffassung. Er geht wie dieser aus von der Empörung über den moralischen Zustand der Kirche, die Wollust, die Schlemmerei, die Prunksucht, die Habsucht, welche das Höchste, die Religion zur Fundgrube schnöden Gewinns macht, die Ränke, die ganze Fäulnis, die nicht zum kleinsten Teile eine Folge des Zölibates war; die „unreinen Schweine, die verruchten Krämer sollen nicht länger mit den entweihten Händen das Heiligtum berühren"; und solange er wirkt, bleibt der energische Grimm gegen die verdorbenen

Sitten der Pfaffen ein Grundton. Aber politisch wie sein Geist ist, faßt er die moralisch religiösen Übel vom Standpunkte des Rechts, der Freiheit („sterben kann ich, aber Knecht sein kann ich nicht"), des Vaterlandes; er faßt den Ablaßunfug, „den verruchten Handel mit Gnaden, Dispensationen, Absolutionen und allerlei Bullen, diesen Markt mit heiligen Dingen in der Kirche Gottes," die heilige Gaunerei, wie Shakespeare sagt, das Aussaugen, Ausplündern durch Kurtisanen, Pallienhandel und was alles zu diesem Erpressungssysteme gehörte, vom Standpunkte der vaterländischen Freiheit und Ehre. Ihn empört, daß ein fremdes, ein romanisches Volk das deutsche also soll im Joche halten, ausbeuten, und noch dazu als hirnlos verhöhnen dürfen. In voller Kraft und Schöne ist der nationale Gedanke, wie vorher nirgends, in diesem Hutten da, und das edle, mannhafte, treue deutsche Herz muß uns vor allem schon darum teuer sein. So begreift er ganz den absolut unnationalen Charakter des Ultramontanismus. „Diese Römlinge," sagt er in seiner Türkenrede, „gönnen eher den Türken, als den Deutschen einen Zuwachs an Macht." Wie richtig hat er geschaut, was seither reichliche Erfahrung uns bestätigt hat und täglich neu bestätigt! Wer sein Vaterland ultra montes hat, wird in keiner politischen Frage rein blicken; in die Beurteilung jedes Sachverhalts drängt sich ihm ein fremdes, nicht rein menschlich unbefangenes Interesse; er würde dem Feinde des Vaterlandes die Tore öffnen, wenn ihm dieser die Förderung der kirchlichen Macht verbürgte, ja, er hat es oft genug getan; er verbündet sich mit ihrer Freiheit, selbst mit der extremen Demokratie, um mit ihrer Hilfe die sogenannte Emanzipation der Kirche vom Staat zu erreichen, die ihm so viel bedeutet, als Beherrschung des Staats; er verbündet sich mit der äußersten Rechten, um den Gewalthabern seine Unentbehrlichkeit zu zeigen und für die angebliche Rettung des Staats durch die Stütze der Kirche nachher die maßlose Rechnung aus der Tasche zu ziehen; es gibt keine Koalition, die ihm zu unsauber wäre, es gibt keinen noch so unbefangenen Fall, bei dem es der Staat nicht zu fühlen bekäme, daß er in der Kirche, sofern sie als Kirche zu einem besonderen Staate mit dem Anspruch auf weltliche Macht sich versteinert hat, einen fremden Körper, einen schwärenden Dorn in seinem Fleische trägt.

Die nationale Idee, wie sie einen Hauptzug in Huttens feurigen

Bestrebungen bildet, ist ihm zunächst einfach Herzenssache; er ist ein Patriot als braver deutscher Mann. Verdoppelt aber hat sich in ihm ihre Kraft durch seinen Humanismus; er hat den Geist der Vaterlandsliebe durch das Studium der Alten in sich geweckt, gekräftigt, es ist etwas wahrhaft Antikes in ihn gekommen. Und nun ist es sein Schmerz, daß er das Vaterland seiner selbst nicht würdig sieht. Hutten weiß wohl, daß das Grundübel im deutschen Charakter der Uneinigkeit liegt; er klagt genau, wie wir heute klagen, daß diese Uneinigkeit uns zur Beute des schwächsten Feindes macht, er stößt Seufzer aus, die genau klingen, als hätte er mit uns zusehen müssen, wie selbst der Däne dem starken Deutschland Hohn lachen darf. Daß nun aber in ihm die politische Idee ganz mit der kirchlichen zusammenfällt, das ist es, wodurch er im tragischen Wendepunkte der Geschichte Deutschlands als der Patriot dasteht, der genau erkennt, um was es sich in den deutschen Verhältnissen handelt, der daher uns Neueren für immer eine prophetische Gestalt bleibt, eine Gestalt, deren Erinnerung sich an jede Klage über den versäumten großen Moment knüpfen muß: er begreift wie keiner, was wir heute noch beseufzen, noch lange beseufzen werden: daß der deutsche Kaiser, wenn er die Bewegung der Geister in Deutschland nicht verstand, wenn er nicht wenigstens den politischen Blick hatte, sie zu benützen, sich an ihre Spitze zu stellen, eine deutsche Nationalkirche unabhängig vom Papsttum zu gründen, mit der kirchlichen Freiheit zugleich den unwiederbringlichen Augenblick opferte, wo die politische Einheit zu gründen war; daß, wenn die Reformation gegen ihn des Schutzes einzelner Fürsten bedurfte, mit ihr die Fürstenmacht gegen die kaiserliche sich mit raschen Schritten zur Selbständigkeit ausbilden mußte: durch jedes seiner Worte vibriert die Ahnung, daß Deutschland seiner höchsten sittlichen Tat seine völlige politische Zerreißung und alle Leiden eines langen, entsetzlichen Krieges danken werde. Wenn wir heute, nach 300 Jahren, ratlos vor der Frage stehen, mit welchen Mitteln die Nation nachholen könne, was in jenem großen Augenblick versäumt ist, wahrlich, Huttens Geist darf sagen: ich wußte es wohl, so mußte es kommen, wenn man uns nicht hörte. Er ist voll der alten Herrlichkeit und Größe der Nation, begeistert, wie sein „Arminius“ zeigt, von dem Bilde, das Tacitus uns hinterlassen, begeistert von der großen

Kaiserzeit; aber er ist darum kein Romantiker des Patriotismus, er versteht echt politisch die Krise der Zeit, getreulich und klar sagt er dem Kaiser, in welcher Tiefe der Verblendung gegen sein eigenes Interesse er befangen sei, wenn er der Pfaffenherrschaft nicht ein Ende mache, kühn ruft er ihm zu, Deutschland könne jetzt keinen Pfaffenkaiser brauchen. Man kann, so verständig, wie er bei aller Wärme die spezifischen Verhältnisse der Nation auffaßt, sagen, er sei der erste moderne Patriot.

Dies ist das Charakterbild, wie es der Biograph Zug für Zug vor uns entstehen läßt. Er vergißt nicht, auf die Verwandtschaft mit Schillers Geist hinzuweisen; wem fallen nicht Goethes Strophen ein: „es glühte seine Wange rot und röter von jener Jugend, die uns nie verfliegt" —? Es ist das Palladium, das ewige Ehrenrecht des Menschen, die Autonomie, was die beiden großen Herzen mit dieser reinen und stetigen Glut erfüllt hat. Auch im Talente zeigt sich die Verwandtschaft. Der Unterschied ist zwar groß genug: Schiller ist Dichter, Hutten ganz Mann des Wollens und Wirkens; was er von Phantasie und Formgabe besitzt, verwendet er als Mittel zum hohen Zweck. Doch wissen wir, daß in Schiller die spezifische Kraft der Phantasie nur in unterbrochenen Stunden rein und ungemischt tätig war, daß zwischen die rein poetischen Stellen jene ausgedehnten Strecken sich hinziehen, wo die ideale subjektive Begeisterung des Dichters der mangelnden Objektivität ihr Feuer suppliert. Hier ist Schiller rhetorisch. Umgekehrt, wenn Hutten im ganzen Organismus seines Talents rhetorisch ist, so bricht doch in einzelnen Blicken, ungleich seltener freilich als bei Schiller, ein wirklicher Dichter durch; Bilder, wie jenes in der ersten Rede gegen den Herzog Ulrich von Württemberg, wo wir den Mörder bleich, mit stieren Augen von der vollbrachten Tat aus dem Walde zurückreiten sehen, sind Shakespearisch zu nennen. Schillers Geist ist dramatisch und Hutten steigt, nachdem er Lucian kennen gelernt, von Epigramm und Elegie durch die Mittelstufe der eigentlich rhetorischen Form, der Rede (und des Briefs), zu derjenigen Form auf, welche dem Drama am nächsten liegt: dem Dialog. Sie tritt zum erstenmal auf in der schneidendsten seiner Schriften gegen den Herzog Ulrich, dem Phalarismus, und wird am lebendigsten in den Inspicientes und dem Bullicida. Es ist die Auseinanderlegung des eigenen Innern

in die objektive Form fingierter Personen und einer kleinen Handlung, wodurch hier der zürnende Rhetor innerhalb der Grenzen, welche die Tendenz setzt, in den Dichter übergeht. Haltung und Geist aber ist vorherrschend satirisch und dieser gemischte Nebenzweig des Komischen das Gebiet, worin sich naturgemäß der Geist bewegt, der stets die Wirklichkeit über der durchglühenden Folie des Ideals betrachtet. Auch hier finden wir Schiller; er ist in den Xenien so viel fruchtbarer und schneidender, wie sein Geist direkter ethisch war, als Goethes rein poetischer Genius. Hutten ist witzig, der Zorn, der Unwille reizt den Witz in ihm auf. Er vermag, wie dies eben in der Natur des Dialogs liegt, sich des subjektiven Pathos so weit zu entäußern, daß er zu der gegenständlichsten Form des Witzes, der Ironie fortgeht; natürlich aber bricht immer wieder das Pathos durch und eifert flammend, Stoß auf Stoß häufend in sprudelnden Ausrufungen, Anreden, Fragen; denn bei ihm „ist das Lachen nicht das letzte, sondern der Zorn; er sieht in den Mißbräuchen, die er verspottet, nicht bloß das Törichte, sondern mehr noch das Verderbliche". Strauß hat nachgewiesen, daß die Epistolae obscurorum virorum in Erfindung und im besten Hauptteile der Ausführung von Crotus Rubianus rühren; in diesem köstlichen Werke wird die Satire zum objektiven Humor, der seine Bildungen, seine Charaktermasken völlig frei, in absoluter Naivität, als wären sie ganz unbelauscht, sich ergehen läßt; o, wie göttlich selig befinden sich diese reinen Pfaffenexemplare in der himmlischen Gemütlichkeit ihres Austauschs, in der Vollendung ihrer Aberweisheit, im süßen Ausplaudern ihrer Schweinereien, in der behaglichen Fülle ihrer Unwissenheit! Und wie wird diese vollendete Sicherheit der Naivität durch die vollendete Selbstgewißheit dieses barbarischen Latein erhöht! — Es ist aber der zweite, mehr direkte Satire enthaltende Teil, welcher Hutten, wie Strauß es wahrscheinlich macht, zum Mitarbeiter hat; ein weiterer Beweis, daß er mehr Satiriker als Komiker ist.

Wir haben bis jetzt mehr von der Sache, als der Kunst des Biographen gesprochen; wer dieses Werk kalt findet, der verkennt nicht nur überhaupt das wahre Wesen der Objektivität eines geistigen Kunstwerks, sondern übersieht mit merkwürdiger Blindheit überall auch im einzelnen des Verfahrens, wie der Verfasser, während er seine Mühe, seinen Apparat und sein eigenes Feuer zurückhält,

gerade nur um so energischer wirkt: er läßt seinen Mann selbst reden, er zieht mit feiner Hand überall das Wesentliche, Schlagende heraus und gibt uns von jeder seiner Schriften ein angemessenes, durch schlichte Klarheit befriedigendes Bild. Wir lernen das Pathos des Mannes und sein Formtalent, sein Verfahren, seine rednerisch poetischen Mittel immer zugleich kennen. Was die Form im engeren Sinn der Sprache und des Versbaus betrifft, so war Hutten bekanntlich einer der besten Latinisten seiner Zeit. Seine Distichen erhalten wir in gewandter Übersetzung. Vom Jahr 1520 fängt Hutten an, seine lateinische Kunst dem großen Zwecke der Einwirkung auf die Nation zu opfern, und wir lesen sein schwerfälliges Deutsch mit jenem gemischten Gefühle des drückenden Gedankens an den so besonders schweren und langsamen Gang, den die deutsche Bildung nahm, bis sie in Sprache und innerer Form die klassische Helle und Schönheit sich angeeignet, und der Rührung über die innere Wärme, wie sie mit dem harten, noch ungefügigen Materiale kämpft.

Eine reiche Gruppe von Charakterbildern umgibt dieses Gemälde des Helden und erhöht es durch Farbenunterschied und Schatten, durch Verwandtschaft und Gegensatz. Die bedeutendsten Humanisten der Zeit, Deutsche und Italiener, lernen wir kennen, indem sie mit Hutten in Verbindung treten, während der Pfaffengeist als Obskurantismus im feindlichen Heerlager, vornehmlich in seinem Hauptneste, Köln, an der Spitze die gefährliche Fratze Hochstratens, durch den Reuchlinschen Streit zur vollen Anschauung gebracht wird. Die deutschen Humanisten, die hier vor uns auftreten, schreiten nun in verschiedenen Graden des Interesses auch zur Teilnahme an der Reformation fort, und dies lag ja in der Natur der Sache: gerade Reuchlins Streit mit den Kölnern zeigte, daß Reformation und Humanismus in der Wurzel zusammengehören müssen, da sie einerlei Feinde hatten. Klassische Bildung und Erkämpfung einer sittlich gesunden, von falschen Transzendenzen und verkehrter Aszese gereinigten, innerlich freien Lebensform müssen ja zusammenfallen. Aber keineswegs schlechthin. Bildung ist friedlicher Entwicklungsgang; sie wird die ethische Befreiung des Menschen in irgendeinem Sinne immer als Frucht in ihrem Schoße tragen; dieser Sinn kann sich aber auf eine bloße Anschauung, ein bloßes Bild der inneren Freiheit ohne wahre Realität beschränken, die Bildung kann über

einen Charakter, der innerlich nicht befreit ist, herwachsen, obwohl innere Befreiung an sich ihre Konsequenz ist; die Ziehung dieser Konsequenz fordert noch ein anderes, die ethische Neuschöpfung verlangt einen Willensakt. Die Bildung dringt nach der Form hin und antizipiert gern eine harmonische Vollendung, ohne vorher für ihren Kern gesorgt zu haben. Daher führt sie sogar eine Scheue mit sich vor dem, was sie in Wahrheit zugleich wollen sollte: eine Scheue vor dem Durchgreifenden, von vorne straff Beginnenden einer ernsten Charakterkrise; sie liebt die stille, sanfte Kontinuität, sie erschrickt vor dem entschiedenen Bruch. Doch der einzelne mag eher mit sich fertig werden, es handelt sich weniger von ihm, als vom Ganzen, Öffentlichen, und hier erst zeigt sich der tiefe Unterschied. Bildung ist nicht für alle, erweitert sich über die Massen nur in äußerst langsamer Ausdehnung; dem Volke soll das Kleinod sittlich religiöser Befreiung errungen werden, e h e es zur Bildung reift, ja als Grundlage möglicher Bildung. Und dies will Kampf, öffentlichen Kampf. Im großen öffentlichen Kampfe geht es aber nie ganz reinlich und säuberlich her; Roheit, Wildheit kommt zutage, Leidenschaften werden entfesselt, furchtbare Mißverständnisse scheinen das neue Licht zu verlöschen; eine alte Autorität fällt, die neue ist noch nicht begründet, mit der Ehrfurcht vor jener scheint alle Ehrfurcht zu schwinden, das Chaos einzubrechen; da braucht es sittlichen Mut, nicht irre zu werden, eine harte Haut, nicht verletzt und zurückgestoßen sich in das Asyl der stillen Genüsse der bloß persönlichen, esoterischen Bildung zurückzuziehen. Hutten aber, der Mann voll Liebe der Wissenschaft, ist zugleich auch der Mann der Kraft, der den rauhen Boden der Taten zu betreten keine weichliche Scheue kennt. Er muß manchem seiner humanistischen Freunde an Feinheit, an Klugheit, an ästhetischem Talent hintanstehen, aber die ethische Gewalt seiner Natur ist es, die ihn hoch aus ihrem Kreise hebt, indem sie das Interesse des Humanismus und der Reformation in ihm zur wirklichen, konkreten Einheit bindet. So erzeugt sich ein Kontrast von der lebendigsten, belehrendsten Wirkung: Die bloßen Humanisten fallen, da es mit der Reformation ernst wird, erschrocken fast sämtlich von der großen Sache ab, Hutten wird unter Kampf, Hindernis, Gefahr nur immer eifriger, glühender, ohne darum dem Humanismus abtrünnig zu werden. Es ist keine leere Zutat,

sondern ein ganz organisches Glied dieser Biographie, daß uns zum Schluß auch der Ausgang jener Männer erzählt wird, daß wir sehen, wie der geistreiche Humorist, der Verfasser der Epistolae obscurorum virorum, Crotus Rubianus, der feine Pirkheimer, der gemütliche, sanfte Mutianus Rufus, dem die beata tranquillitas Losungswort war, den Sturm nicht ertragen, sondern nach lebhaftem Anlauf der Teilnahme an der Reformation, da sie rauher und gewaltsamer in die Welt tritt, da gar der Bauernkrieg ausbricht, hinter sich gehen, den Schatz des neuen Lichtes der Menge aristokratisch verbergen möchten, unzufrieden, zerfallen mit der Gegenwart hinsinken, erlöschen, und nur der heitere, lebensfrische Eoban Heß bis zum Ende ausharrt. Die Hauptfigur aber, die unserem Helden in reinem, vollem Kontraste gegenübersteht, ist Erasmus: ein geschichtlicher Gegensatz von zwei Naturen, wie ihn wirklich ein Künstler selbst nicht besser hätte erfinden und anordnen können, nebeneinander zwei Typen von allgemeiner, für alle Zeiten wahrer Bedeutung. Wir kennen unseren Biographen schon zu gut, um zu fürchten, er werde sich gegen das berühmte Haupt des Humanismus durch diesen Kontrast zur Ungerechtigkeit verführen lassen, er werde dem Manne, den er als Inbegriff fast alles dessen bezeichnet, was infolge der Wiedererweckung des Studiums der Alten die Geister der abendländischen Nation seit mehr als hundert Jahren errungen hatten, sein unendliches Verdienst schmälern. Die Darstellung, wie nun aber diese Natur durch die Reformation aus dem Gleichgewichte gebracht wird, gehört zu den wahrhaft klassischen Partien des Werkes. Erasmus genießt zunächst jede Entschuldigung, die wir einem Goethe gönnen, wenn sein reinlicher, milder, schöner Sinn von dem Rohen, was die großen historischen Kämpfe unvermeidlich mit sich führen, abgestoßen wird. Ursprünglich ist er dem Zwecke der Reformation gar nicht entgegen, er selbst hat Aberglauben des Volks, Unwissenheit und Barbarei der Geistlichen, Aberwitz der Scholastik, Plackereien der Fastengebote, auch die Herrschsucht und Habsucht des römischen Hofes mit der Waffe des Spottes angegriffen; aber der feine, ironische, diplomatische Mann wird von Luthers leidenschaftlicher Energie, von der Gewaltsamkeit, womit die Reformation auftritt, zurückgestoßen; er will sachtes, allmähliches Wirken, milde Formen, er will, da der Kampf heftiger entbrennt, „lieber Zuschauer als Mit-

spieler" sein, ihm ist Streit und Krieg der Übel größtes, und er will lieber von der Wahrheit ein Namhaftes zurücklassen, um — mit Papst, mit Bischöfen die Kirche zu reformieren, er will „die bittere Pille so süß als möglich einhüllen". Und worin er nicht nur namens seines Naturells, sondern der Sache selbst für die nächste Zeit recht hat: er fürchtet für den Fortgang der humanistischen Bildung. Er wurde auch unterbrochen, aber unterbrochen, um ihrer Zukunft den tieferen sittlichen Boden zu legen. Einem solchen Manne mußte es gegenüber einem Luther und Hutten zu Mute sein, wie wenn ihm auf eine zierliche, säuberliche Reinschrift von roher, täppischer Hand das Tintenfaß ausgeschüttet würde. Soweit ist alles nur natürlich. Aber Erasmus ist nicht ein reiner Typus der humanistisch quietistischen Geistesform wie Goethe. Goethes Scheue war nicht Feigheit, Eitelkeit, Egoismus, Servilismus, und er ist nie bissig, nie boshaft, nie unwahr gewesen. Diese übeln Flecken treten in Erasmus zutage, da die entscheidende Stunde kommt, wo er nicht mehr hinter dem Berge halten kann, wo es heißt: Entweder oder. Sie kommt, da der flüchtige Hutten in Basel die erste Zuflucht sucht. Der feine Herr will sich vor seinen hohen Gönnern nicht bloßstellen, weicht unter elender Ausflucht dem Besuch Huttens aus, verleugnet in einem Brief an seinen Freund Laurinus in Brügge spitzfindig, kalt und falsch die Reformatoren, lügt über einzelne Umstände, es entbrennt in der Expostulatio Huttens und der Spongia des Erasmus jener bittere Streit, worin Hutten wohl die „Starrheit an den Tag legt, durch die er sich aus allen Verhältnissen herausgesetzt," Erasmus aber „Wahrheit und Würde" aus den Augen verliert, und es treten sich so „zwei ganze Menschen, zwei geschlossene Standpunkte entgegen, deren jeder seine einseitige Berechtigung hat, aber eben durch diese Einseitigkeit der Schuld und dem Schicksale verfällt." Doch die Schuld ist ungleich: rücksichtsloses Durchfahren entehrt nicht, wie feige, eitle, kriecherische Rücksicht. Erasmus gehört doch nicht bloß zu den Leuten, die den Pelz waschen und nicht naß machen wollen; es ist ihm auch wieder mit dem Waschenwollen nicht ernst. Er war zu gescheit, um mit voller Überzeugung zu schreiben, wie er in der Spongia tat: man könne wohl den einzelnen Papst tadeln und hassen, und doch mit dem Papsttum es halten: „eben die Erfahrung war ja damals reif

geworden, daß das Verkehrte und Verderbliche im Papsttum selber liege, daß also ein zufällig besseres Individuum, das in die Stellung eines Papstes komme, entweder durch dieselbe verderbt oder doch so gebunden werde, daß seine Vorzüge dem Institute und der Welt nicht zugute kommen." Das volle Bild des matten juste milieu, das Erasmus einnimmt, geben seine Vorschläge, wie man sich auf beiden Seiten mäßigen, hübsch ineinander schicken solle; in allen Hauptartikeln des christlichen Glaubens sei man ja einig, der Streit betreffe nur Unwesentliches, die Gelehrten sollen ohne Zank und Schmähungen über die Beilegung des Zwiespalts und das Beste der Christenheit verhandeln und die Ergebnisse dieser Verhandlungen in geheimen Briefen dem Papste und dem Kaiser zur Kenntnis bringen, — „ein Vorschlag, der so kindisch ist, daß man glauben müßte, Erasmus selbst habe im stillen darüber gelächelt, wüßte man nicht, wie die Furcht vor Revolutionen die klügsten Männer seiner Art über das Unzureichende der Mittel, die sie dagegen in Vorschlag bringen, zu verblenden pflegt." Vielleicht hat er doch gelächelt. Gegen solche matten Auskünfte stellt sich einfach wahr Huttens Wort: Christus habe erklärt, nicht den Frieden, sondern die Entzweiung und das Schwert bringe er; die Schuld der Unruhen falle auf diejenigen, welche das Evangelium nicht leiden wollen; auf die Frage aber, was besser sei, die Unruhen in den Kauf zu nehmen, oder, um sie zu vermeiden, die Unterdrückung des Evangeliums sich gefallen zu lassen, könne die Antwort nicht zweifelhaft sein. In ihrer Vollkommenheit tritt aber die Perfidie des Gegners zu Tag in der hübschen Ausflucht: „er spare sich, um ferner nützen zu können," seine spitzige Bosheit in der Flut indirekter Angriffe auf Huttens menschlichen und sittlichen Charakter und schließlich in dem Denunziationsbriefe an den Rat von Zürich, der dem Unglücklichen seine letzte Zuflucht stehlen sollte.

Doch sehen wir von diesen häßlichen Zügen des einzelnen Mannes ab und fassen das Ganze der Sache selbst mit den Worten unseres Biographen zusammen: „In der Reformation verengte sich der Geist der Zeit, aber dieses sich Verengen war zugleich ein sich Zusammennehmen, und zusammennehmen mußte er sich, um seine Aufgabe zu lösen. Der Humanismus war weitherzig, aber auch mattherzig, wie wir an keinem anderen deutlicher sehen als an

Erasmus: Er hätte die Umbildung der Zeit nicht durchgesetzt. Luther war engherziger, beschränkter als Erasmus: aber dieser sich zusammenhaltenden, nicht rechts noch links sehenden Kraft bedurfte es, um durchzubrechen. Der Humanismus ist der breite, spiegelnde Rhein bei Bingen: er muß erst enger und wilder werden, wenn er sich durch das Gebirge die Straße zum Meere bahnen will. Dadurch eben war Hutten so einzig, daß er mit der humanistischen Geistesweite den reformatorischen Willensdrang vereinigte."

Bei dieser Vergleichung des Humanismus und der Reformation drängt sich uns eine Bemerkung, eine Erweiterung dieser Betrachtungen auf, die sich an einen früheren Punkt in Huttens Leben knüpft: von seiner Reise nach Rom bringt er keinen Eindruck zurück, als den Abscheu über die kirchlichen und sittlichen Zustände. Es ist, als hätte er von der damaligen Kunstblüte Roms gar nichts gesehen. Ebenso ergieng es bekanntlich Luther, aber es ist bei Hutten, dem Humanisten, auffallender. Das Auge der Deutschen, die damals nach Italien kamen, einen Künstler von Fach wie Albrecht Dürer ausgenommen, hat sich daselbst gegen das Ästhetische schlechtweg verschlossen; bei allem, was für die Kunst geschah, haben sie nur an die Hauptquelle der Ausgaben, den Ablaß, die Aussaugung Deutschlands, an den schlechten Luxus gedacht, der mit dem edleren Luxus des klassischen Landes Hand in Hand gieng. Das ist barbarisch, darin waren auch unsere Humanisten damals Barbaren, und diese Barbarei des äußeren Formsinns, die selbst den philologisch Gebildeten noch anhieng, hat wesentlich noch dazu gehört, um Deutschland, um einen großen Teil Europas dem Joche der romanischen, mittelalterlichen Religionsform und Geistesumstrickung zu entreißen. Der Katholizismus besticht ästhetisch durch die pompösen Formen eines südlichen, klassischen Pathos. Die Völker, in denen der Formsinn über den Sinn des Inhalts wiegt, sind daher in seinen Banden geblieben. Im modernen Deutschland, als die überreife ästhetische Bildung den ehrlichen, nackten Wahrheitssinn zu ersticken drohte, in der Epoche der Schöngeisterei, der Genialität und Romantik haben wir die Übertritte erlebt, die von einer poetischen Vorliebe, einer „prédilection artistique" für die farbigen Formen des Mittelalters und seiner Kirche ausgiengen; die poetische Illusion verkehrte sich alsgemach in eine dogmatische. Der hierarchische Bau und was

dazu gehört von Wundern und Glanz der Bilder wurde für wahr gehalten, weil er schöner aussieht, als die sparsamen, strengen Formen, welche das Bedürfnis der inneren Sammlung erzeugt, und so landete der geniale Anfang endlich bei dem scheinlosen, bitteren Ernste, der den Geist der Aufklärung, den er mit Seichtigkeit und Altklugheit verwechselte, aus der Geschichte streichen zu können meinte. Eine solche Gefahr war nicht bei einem Goethe, er verachtet gründlich das Pfaffentum und den Wahn, aber er bietet dennoch gegen jene groben Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts, welche nur das moralische, politische, religiöse Verderben und von der Kunst nichts sahen, den reinsten Gegensatz eines ästhetisch gebildeten, ästhetisch auffassenden, von der Wirklichkeit, von allen Fragen nach innerem und äußerem Volkswohl rein abstrahierenden modernen Pilgers in Italien. Es ist dies für ihn, den Menschen, der schlechthin auf das Schöne und die Betrachtung gewiesen war, kein Vorwurf, aber wo er allgemein urteilt, zeigt sich die gründliche Beschränkung seines Blicks in dem bekannten Epigramme gegen das Luthertum, worin er ihm seinen Haß erklärt, weil es wie das Franztum seinerzeit ruhige Bildung zurückgedrängt habe. Er kann damit nicht bloß die spätere Versteinerung der Reformation in einem neuen Dogmenzwang, nicht bloß das wüste Theologengezänke im Auge haben; nein, er meint die Einseitigkeit, die Leidenschaft, womit sich Luther selbst und mit ihm seine Nation rein auf die inneren, inhaltsvollen Interessen des Geistes warf, allem schönen Schein, aller runden, sanften, menschlich schönen Bildung zunächst den Rücken kehrte, so daß die bildende Kunst, die Poesie stockte, die Grazien ausblieben und erst im Lauf der Jahrhunderte eine ästhetische Bildung eintrat, welche bei den romanischen Völkern in ununterbrochener Fortentwicklung mit oder nicht allzu spät nach dem Abschluß des Mittelalters ihre Blüte feierte. Und er vergißt, sich zu fragen, ob er je einen Egmont, einen Faust, eine Iphigenie, ja ob er je irgend eines seiner Werke, ob Schiller je eines seiner Werke geschrieben hätte, wenn nicht jene unsere derben Ahnen mitten durch eine Welt des bestechenden schönen Scheines mit grober deutscher Bauernfaust durchgeschlagen und so eine Krisis der Zeiten heraufgeführt hätten, eine ethische Krisis, für welche nie und nimmer die ästhetische Bildung ein Surrogat sein kann, welche vielmehr einer echten,

tiefen, wahren Kunst und Poesie, wie die neuere deutsche es ist, voraufgehen mußte! Die gebildeten Geister Italiens waren damals vom Kirchenglauben völlig gelöst, aber sie ließen die Kirche stehen, sie wollten (um von allen niedrigeren Motiven abzusehen) den rauhen Lärm des Kampfes nicht, ihre Nerven waren, wie Goethes, zu fein für den groben radikalen Schlag des wirklichen Abbruchs und Umbaus, und dadurch ist — Italien gesunken, zurückgeblieben, hat den wahren Schritt in die moderne Zeit nicht vollzogen und stellt sich vor die Pforte seiner Zukunft die schwere, dunkle Frage, ob die hochbegabte Nation noch fähig sei, in irgendeiner ihr entsprechenden Form die moderne Entscheidung des Geistes zur inneren Befreiung, ohne welche die äußere auf Sand gebaut ist, nachzuholen. Frankreich hat ein ungenügendes Äquivalent für die Reformation in der Summe freier Gedanken erzeugt, welche als wahrer, freilich entstellter Kern seiner Revolution zugrunde lagen, und nur darum lebt und wirkt es aktiv in der modernen Geschichte, Kunst, Literatur. Wohl uns also, daß unsere Vorfahren überhaupt gar die Versuchung nicht kannten, gegen das ethisch Überlebte sich ästhetisch zu verblenden, daß sie solche Tendenzbären waren, daß der schöne Schein sie nicht bestechen, daß der Glanz der bella donna sie nicht blenden konnte; wohl uns, daß sie nicht mit der Phantasie anfaßten, was der grobe Verstand, die Vernunft und der moralische Sinn zu entscheiden hat! In der Uffiziengalerie zu Florenz hängt in einem Kabinette nahe der berühmten Tribuna Luthers Porträt; ein seltsamer Nachbar der Mediceischen Venus, des Apollino, der Perlen der Malerei aus jener Zeit, da die schöne Sinnlichkeit des Altertums in Italien sich mit der christlichen Vorstellung und Stimmung zu einer Glut und Süßigkeit verschmelzte; er sieht mit dem knorrigen, eichenrindigen Gesichte drein, als möchte er dem ganzen heidnischen Spuk umher eine jener dicken Zoten zurufen, mit welchen er wohl den Teufel, wenn er ihn zu versuchen kam, abzuspeisen pflegte. Diese Roheit des energischen Gemüts hat uns gerettet und die Grundlagen einer späteren, aber so unendlich tieferen ästhetischen Bildung erobert. Die Deutschen galten damals bei den Welschen als hirnlos, sie wurden als Gäule, Esel, Ochsen verspottet, wie wir auch wohl heute noch dort eine razza inferiore heißen; an seinem glänzendsten Werke, dem stolzen Bau seiner Kirche, hat es der formgewandte,

kunstreiche romanische Geist erfahren müssen, welche Kräfte hinter dem schwerfälligen, breiten, dummlichen Wesen dieser Menschenrasse verborgen sind: sie haben ihn um die Weltherrschaft gebracht.

Wir kehren zu unserem Zusammenhang zurück. Haben wir in dem Bilde des Erasmus gegenüber Hutten den ganzen und vollen Kontrast des leidenschaftlich strebenden Helden und des retardierenden Repräsentanten der Schonung des Bestehenden, so zeigt dagegen das Verhältnis zu Luther die mildere Form des Kontrastes, die Ungleichheit im Verwandten. Das Wesentliche dieses Unterschiedes haben wir oben bereits ausgesprochen: dort die tief konzentrierte, volkstümlich innige und direkt auf das Volk, durch das Volk wirkende, rein religiöse, aber auch dogmatisch gebundene Energie des Gemüts, hier die rationellere, lichtere, am Klassischen gebildete, in der Grundidee weniger tiefe, der politisch-ethischen Seite zugewandte Begeisterung des ritterlichen, weltsinnigen Humanisten, der zuerst durch die Großen zu wirken gedenkt. Das Innerste dieses Gegensatzes kommt aber erst zutage, da Hutten diese Hoffnung scheitern sieht und seinen Zweck durch das Mittel der Gewalt durchzuführen gedenkt. Daraus entspringt die Katastrophe seines Lebens, und so sind wir auf das sukzessive Bild geführt.

Wir haben bisher von der Zeitform der Entwicklung, in welcher der Biograph sich notwendig bewegt, abgesehen und die Stellen aus seiner Erzählung da und dort herausgenommen, um den Kern der Charaktere und die großen Grundwahrheiten, um die sich ihre Kämpfe drehen, in ihrer Allgemeinheit hinzustellen. Es mag dies Verfahren wie das Zersprengen einer wohlgefügten, stufenförmig sich aufbauenden Ordnung erscheinen; allein die Kritik verkennt darum nicht den künstlerischen Bau einer Schrift, wenn sie bemüht ist, vor allem die großen, durchgehenden Grundkräfte herauszustellen und in Wirkung zu setzen. Der Verfasser selbst geht Schritt für Schritt seinen gemessenen Gang, läßt seinen Mann in die Welt treten, wachsen, reisen, wirken, leiden, untergehen, und die großen Ideen, die starken Lichter, die auf die innersten Mächte des Lebens, die geistigen Hebel der Geschichte fallen, springen in dem reichen, geordneten, umsichtig sich erweiternden und zusammenhaltenden Bilde nur wie von selbst hervor. Wir werden diesem Bilde nicht in seine einzelnen Züge nachgehen; andere Kritiker, welche sich mehr

auf das einzelne Geschichtliche einließen, haben das Geschäft bereits übernommen, das historische Material spezieller beleuchtet, und wir dürfen das Prädikat ebenso gewissenhafter, als künstlerischer Verarbeitung des Stoffes durch sie als begründet ansehen. Uns genügt es denn, die Hauptstadien von Huttens Leben hervorzuheben.

Das erste Stadium setzen wir bis zu seiner Agitation gegen Herzog Ulrich von Württemberg. Es ist der Lebensabschnitt, wo der Humanist sich ausbildet, aber bald in die Form der klassischen Bildung der starke Inhalt des energischen Rechtssinns einströmt und so der feurige Rhetor reif wird, ein Fortschritt, der eben in den Reden und Dialogen gegen Herzog Ulrich als fertig vor Augen tritt. Wir sagen: Rechtssinn; das patriotische und das kirchliche Pathos setzt allerdings bereits an und spricht sich aus; der Aufenthalt zu Wien, die erste und zweite Reise nach Italien geben den Anlaß dazu. Das Aufmahnungsgedicht an Kaiser Maximilian, die größtenteils in Italien verfaßten Epigramme gegen Venetianer und Franzosen verkünden den warmen Sinn für Ehre und Macht des Vaterlandes, und in denselben Epigrammen wendet sich Hutten auch schon gegen den ungeistlichen Geist des Papstes, des kriegerischen Julius II., gegen Ablaß- und Bullenkram, gegen die schmachvolle Ausbeutung Deutschlands. Bei dem zweiten italienischen Aufenthalt wirft er sich im Nemo oder *Οὖτις* bereits auch gegen die Theologen, er kommt — ein entscheidendes Ereignis — nach Rom, sieht die ganze Fäulnis in der Nähe, er spricht in mehreren Epigrammen den empörenden Eindruck aus, ebenso bricht im Anblick italienischen und französischen Übermuts der patriotische Zorn wieder im Spottgedichte Marcus und in dem Gedicht über die Fischerei der Venetianer aus, und in einer poetischen Epistel an Kaiser Maximilian fordert er diesen noch einmal auf, die deutsche Ehre und Obmacht in Italien wieder herzustellen. Diese Seite seines Kämpfens verhält sich jedoch zum späteren nur wie ein Vorspiel: Die ganze Gewalt seines Geistes ergießt er in die Schriften gegen den Herzog von Württemberg, hier tritt der fertige Demosthenes auf, und sein Gegenstand ist ein Verbrechen, ein Mord, ein schreiendes blutiges Unrecht, das allerdings, von einem Fürsten verübt, mit dem grenzenlos beleidigten Rechtsgefühle zugleich den Geist der Freiheit als Tyrannenhaß wach ruft; doch bleibt der Umstand wesentlich, daß der Ermordete ein

Verwandter Huttens war; das Pathos ist noch kein reines, allgemeines. Auf seinen Fahrten durch Deutschland in früher Jugend war Hutten in Greifswalde durch die Lötze ausgeraubt worden; bis dahin war er Humanist im formellen Sinne des Wortes gewesen; da zum erstenmal ergoß sich der Geist in die Form und sprühte in den Querelen gegen die Lossier Huttens Zornfeuer. So ist dieses erste Stadium auf der einen Seite begrenzt durch einen poetischen Ausbruch der Empörung über Unrecht, das er rein in Privatverhältnissen erlitten, auf der anderen Seite durch einen leidenschaftlichen Kampf des ausgebildeten Rhetors, worin das private und das objektive, politische Pathos mitsammengehen; beidemal gemischt, ist es im wesentlichen die Idee der Gerechtigkeit, die ihn bewegt, tief und groß an sich, aber enger als die Interessen, die ihn in den folgenden Epochen in ihren Kreis ziehen.

Das zweite Stadium ist die Bahn des Ansteigens zur Höhe, zur vollen öffentlichen Wirksamkeit. Es beginnt mit Huttens Teilnahme an dem Streite Reuchlins und der Kölner Pfaffen. „Das war nicht mehr die zufällige Brutalität zweier halbgebildeter Geldmänner hinten an der Ostsee gegen einen armen Poeten, nicht die Ermordung eines unbedeutenden Vetters und Standesgenossen durch einen leidenschaftlichen Fürsten: hier war ein planmäßiger, durch gewaltige Kräfte unterstützter Versuch der Rückschrittspartei, in einem der Vorkämpfer der Bildung und Geistesfreiheit alles dasjenige zu unterdrücken, was auch für Hutten das Teuerste war." Mit seiner gewohnten Genauigkeit und Klarheit des Aufzeigens gibt uns der Verfasser ein Bild dieses merkwürdigen Vorkampfes der Reformation, merkwürdig vor allem dadurch, daß er in der Geschichte als Beweis jener Wahrheit dasteht, daß klassische Bildung des modernen Geistes und ethisch-religiöse Befreiung des Innern einerlei Feind in der Hierarchie und ihren Interessen haben. Der triumphus Capnionis ist nicht mit Sicherheit als Huttens Werk nachzuweisen, wohl aber das prosaische Vor- und Nachwort; außerdem zeigen Briefe aus Italien, wie lebendig ihn dort die Teilnahme an Reuchlins Sache bewegt hat, namentlich der schöne Brief aus Bologna an Reuchlin selbst, der den nicht immer mutig gestimmten Mann so kraftvoll zum Ausharren ermahnt. Die Teilnahme an den epistolae obscurorum virorum ist der zweite bedeutende Schritt

dieses Stadiums. Nicht schwächt den anstrebenden Mann die kaiserliche Gunst, der Dichter-Lorbeer, den ihm Maximilian nach seiner Rückkehr von Italien in Augsburg auf das Haupt drückt; rasch folgt der weitere Schritt, die erste entschiedene Wendung gegen Rom durch Herausgabe der Schrift des Laurentius Valla über die erdichtete Schenkung Constantins, die er mit der kecken sarkastischen Widmung an Leo X. begleitet. Die früheren vereinzelten Schüsse gegen das kirchliche Ausplünderungssystem vereinigen sich hier zu einem dichteren Hagel, und das Gefühl der nationalen Ehre sammelt sich gerade an diesem Punkte zum stärksten Ausdruck, weil „der Betrug so plump ist, daß man sieht, er war vorzüglich auf die Deutschen berechnet, von welchen die Italiener sagten, sie haben kein Hirn.“ Der Schritt war um so wichtiger, weil die Schrift auf Luther bekanntlich starken Eindruck machte. Noch aber sieht Hutten Luthers Sache als bloßes Mönchsgezänk an; er schreibt ausdrücklich, er wolle an den Fürstenhöfen für die Sache der kirchlichen Befreiung werben: „Es war die natürliche Politik des Humanismus, der auch Hutten treu blieb, solange er nur Humanist war.“ Er ist in die Dienste des Kurfürsten Erzbischofs Albrecht von Mainz getreten und erkennt in diesem Verhältnis noch keinen Widerspruch gegen seine höhere Aufgabe; nur die allgemein menschlichen Schattenseiten des Hoflebens sind es, die ihm freilich nach einem Jahre schon diese Stellung entleiden und den Dialog Aula in die Feder geben. Das Interesse Willib. Pirkheimers für diese Schrift gibt Anlaß, die edle Gestalt des Nürnberger Senators, eines der reinsten Repräsentanten „des allseitigen Wissens- und Bildungsdranges der Zeit“ vorzuführen. Inzwischen folgen sich rasch die Schriften, worin Hutten mit der vollen Ladung seines energischen, immer vor allem patriotischen Zorns gegen die kirchliche Knechtschaft anstürmt: vor allem jene schon erwähnte Türkenrede, worin so kraftvoll der Gedanke deutscher Einheit hervorspringt und welcher er, da er sie gegen den Rat der Ängstlichen unverstümmelt drucken läßt, das Wort voranschickt, „das die Reaktion aller Zeiten sich sollte gesagt sein lassen, aber freilich keine sich gesagt sein läßt: — In der Tat“ (sagt Hutten) „wenn es einen gibt, welcher die deutsche Freiheit so vernichtet wünscht, daß wir gegen kein Unrecht, keine Schmach mehr Einrede tun dürfen, der möge zusehen, daß nicht jene so geknebelte und fast erwürgte Freiheit

einmal, zu der Unterdrücker größtem Schaden, plötzlich ausbreche und sich wiederherstelle.“ Es folgt die Febris, die lodernde Satire auf das üppige Leben der Geistlichen, und später die Febris secunda, welche mit der ganzen Derbheit der Zeit namentlich die Zustände des Priesterkonkubinats als natürliche Folge des Zölibats aufdeckt. Der letzte stärkste Schritt zum Gipfel ist nun aber der Beginn der Gemeinschaft mit Luther, dessen Sache ihm von 1519 nicht mehr im früheren ironischen Lichte, sondern ganz als eins mit der eigenen erscheint, und an welchen er jenen herrlichen Brief vom 4. Juni 1520 voll Pietät und reiner Begeisterung richtet. Nun ist er auf der Höhe, und wir treten in ein neues Stadium ein. Die Epoche bis dahin trägt der wachsenden Anspannung zum Trotze noch immer einen friedlichen, zum Teil selbst idyllischen Charakter. Er hofft, wie wir gesehen, Heil noch ohne gewaltsamen Kampf von den Großen, vor allem von dem neuen Kaiser Karl V. selbst und von seinem Bruder, dem Erzherzog Ferdinand. Freudig stimmen in seinem Gemüte noch die Musen mit dem ernsten, großen, öffentlichen Zwecke zusammen. Der Arme hält sich von der verzehrenden Krankheit geheilt und träumt von ehelichem Glück; der Dialog Fortuna lehrt uns im gewappneten Kämpfer den liebenswürdigen Menschen, die bescheidenen Wünsche des freundlichen, guten Herzens kennen.

Das dritte Stadium ist der Gang auf der Mittagshöhe des Wirkens bis nahe an den Rand, wo der jähe Sprung über Klippen zum Abgrund führt. Diese Höhe ist durch die Schriften Vadiscus und die Anschauenden bezeichnet, in welchen alle Stöße des Geistes, der nun ganz weiß, was er will, mit einer Kraft der Darstellung, die in der vollen Mannesblüte steht, sich vereinigen. Den Gebrauch der Bibelsprüche, worin er zum erstenmal in der geharnischten Vorrede zu einer älteren antipäpstlichen Schrift, die er auf der Bibliothek zu Fulda entdeckt hat, Luther nachahmt, gibt er mit richtigem Gefühle nachher wieder auf. Jacta est alea, war schon lange sein Losungswort, und jetzt ruft er: durchgebrochen muß endlich werden, durchgebrochen! Aber immer noch ist er nicht Revolutionär, während das Gewitter, das ihn dahin stößt, es zu werden, sich bereits zusammenzieht. Sein Verhältnis mit dem Kurfürsten von Mainz besteht immer noch fort und erklärt sich von der Seite des letzteren daraus, daß er

hoffen konnte, wenn sich die deutsche Kirche für sich abschloß, werde der Mainzer Erzbischof als Primas von Deutschland derjenige sein, dem das meiste, was man Rom entzog, zufallen müsse. Auch jetzt noch baut er auf den Kaiser, er reist nach Brüssel an den Hof des Erzherzogs Ferdinand, wo er diesen ebenfalls zu treffen und für seinen Zweck zu stimmen hofft; aber enttäuscht reist er ab. Die Freunde warnen ihn bereits vor Bann, Gift und Dolch; der Papst ist auf den kühnen Deutschen endlich aufmerksam geworden und verlangt von Erzbischof Albrecht, ihn gefesselt nach Rom zu senden.

Auf diesem Wendepunkt der Enttäuschung beginnt das vierte Stadium: die friedlichen Mittel sind als vergeblich erkannt, Hutten geht zur Drohung der Gewalt über. Mit einem schönen Bilde beginnt dieses Stadium: Franz von Sickingens stattliche Rittergestalt wird uns vorgeführt. Hutten war zuerst auf dem Feldzuge des Schwäbischen Bundes gegen Herzog Ulrich von Württemberg, der in die Zeit der vorhergehenden Epoche fällt, in Verbindung mit ihm getreten; jetzt findet er, wie so mancher andere Verfolgte, Zuflucht auf seiner Feste Ebernburg. Ohne Illusion über das Rohe, Gesetzlose, Eigennützige im Fehdeleben der Ritterschaft zeichnet unser Biograph den Charakter des Mannes, dem es an innerem Adel und Empfänglichkeit für die großen Bewegungen der Zeit doch keineswegs fehlte: „Ein rauher, aber tüchtiger Stamm, auf welchen Hutten wie ein geschickter Gärtner die edelsten Reiser pfropft.“ Sickingen „ist diesem ebensoweit an Reichtum, Macht und Einfluß überlegen, als Hutten ihm an Geist und Bildung; dabei stand jenem reiche Lebenserfahrung, Übung in Geschäften des Kriegs und Friedens zur Seite; so ergänzten sich beide wie Idee und Praxis, wie Kopf und Arm.“ Strauß versäumt nicht, auf das rührende Bild hinzuweisen, wie der jüngere Hutten des höhergestellten, erfahrenen, aber ungelehrten Mannes, der Flüchtling des Beschützers Lehrer wird, ihn in die neue Geisteswelt der Reformation einweiht, wie sie in den stillen Winterabenden auf der Ebernburg zusammensitzen, „der Ältere sich des Lernens nicht schämt und der ritterliche Lehrer selbst neidlos dem größern Meister, dem Mönche zu Wittenberg sich unterordnet.“ Und im Dialog Bullentöter setzt Hutten schön diese Ebernburg Rom entgegen: „Die Bulle rühmt sich, aus dem weltherrschenden Rom zu kommen, und ich im Gegenteil komme von der Ebernburg, der

Herberge der Gerechtigkeit, wo Pferde und Waffen im Werte, Faulheit und Feigheit in Verachtung stehen, wo die Männer rechte Männer sind" usw.

Sehen wir hin, wie es mit dem Innern unseres Hutten in dieser Zeit bestellt war, so darf man ja nicht meinen, es sei nun, da er in gewissem Sinn Revolutionär wird, eine Verwilderung in ihm eingetreten. Nein: es ist nach einer Seite jedenfalls noch eine höhere Stufe, die er ersteigt, sein Geist erweitert und läutert sich noch einmal. Er wendet sich ausdrücklich, wie vorher nicht, in seinen Schriften an die ganze Nation, er opfert seine tief eingewurzelten Standesvorurteile, erkennt den Wert des Beistandes der Städte, reicht ihnen die Hand zum Bunde, ruft endlich auch den Bauernstand zur Teilnahme, und der erweiterte Zweck führt ihn vom Latein zum Deutschen. Die erste der Hauptschriften dieses Inhalts ist noch lateinisch: „Omnibus omnis ordinis ac status in Germania principibus, nobilitati ac plebejis" usw. 1520; später jedoch übersetzt er diese wie andere frühere Schriften ins Deutsche; es folgt in demselben Jahre die (gereimte) Klag und Vermahnung gegen den unchristlichen Gewalt des Papstes und der ungeistlichen Geistlichen (nachher auch unter dem Titel: „Aufwecker der deutschen Nation"): Die feurigste „Zusammenfassung alles dessen, was Hutten jemals gegen die ultramontane Ausbeutung Deutschlands und das Verderben der Kirche geschrieben hatte", von Hutten selbst „ein zorniger Spruch" genannt, weniger logisch und künstlerisch als frühere Werke, aber um so treuherziger. „Es sind Stellen in dem Gedichte, wo man so recht spürt, wie der Mensch in Hutten von dem Eifer für die Sache, der er sich ergeben hat, wie die Kerze von der Flamme verzehrt wird, und die eben dadurch überaus rührend wirken"; in der „Anzoig, wie allwegen sich die römischen Bischöff oder Päpst gegen den teutschen Kaisern gehalten haben", wendet er sich an den jungen Kaiser; die Schrift „Entschuldigung" usw. legt vieles in der Klage und Vermahnung zum Milderen aus, unterstützt aber zugleich mit neuem Nachdruck ihren wesentlichen Inhalt; in Form und Ton des Volksliedes greift er an die Herzen der Nation: „Ein neu Lied Herrn Ulrichs von Hutten" 1521; er nimmt die dramatische Form wieder auf im „Bullicida", Bullentöter, worin er die Bannbulle gegen Luther platzen und ihren wahren Inhalt, Aberglaube, Habsucht,

Ehrgeiz, Heuchelei, Hinterlist, Meineid, Wollust usw. unter Gestank herausbersten läßt; ruhiger wird die große Angelegenheit in den beiden Dialogen: der erste und zweite Warner auseinandergesetzt; die Städte sucht zu versöhnen und in den Bund zu ziehen der Dialog „Die Räuber (Praedones)“; nach dem Reichstage zu Worms packt er die beiden päpstlichen Nuntien und die anderen geistlichen Gegner Luthers in seinen „Invectivae“, denen er ein Sendschreiben an den Kaiser beifügt; noch will er sich nicht gestehen, daß er das Vertrauen auf diesen verloren hat, aber mit flammenden Worten mahnt er ihn, ja er wagt es, ihm zu sagen: „Ein so großer Kaiser, der König so vieler Völker, so willig zur Knechtschaft, daß er nicht einmal wartet, bis er gezwungen wird!“ Noch einmal sucht er die Städte aufzurütteln in dem Gedichte: „Beklagunge der Freistette deutscher Nation“ und das Gespräch: „Der neu Karsthans“ ist es, worin er sich endlich auch an die Bauern richtet.

Schon im Anfange dieser Epoche hat Hutten in einem Schreiben an Kurfürst Friedrich von Sachsen auf den Fall, daß die Fürsten nicht im Bunde mit den Rittern den großen Schäden des Vaterlandes abhelfen, in letzte Aussicht die Gewalt gestellt. Seine Ungeduld wächst, er schreibt zunächst den früher erwähnten, „von Glut dampfenden Brief“ an Luther. Was nun den Kaiser betrifft, so stellt der Verfasser mit klassischer Ruhe einfach hin, was die Ursache war, daß die deutsche Nation um den großen Moment kam, der sich so günstig darbot, um zugleich mit ihrer religiösen Erhebung die schon vorhandene, aber ganz unzulängliche Form der Einheit zur wirklichen und wahren umzugestalten. Karl V., durch und durch romanisch gebildet, verstand allerdings die echt deutsche Bewegung der Geister nicht, aber das war es nicht allein, sondern noch mehr waren es seine Beziehungen als Herr der Niederlande, Spaniens, Neapels, seine Ansprüche auf Mailand: „ohne sie hätte Alexander noch länger als drei Stunden vor der Reichsversammlung zu Worms gegen Luther reden und noch mehr Geld zur Bestechung der Umgebungen des Kaisers verwenden mögen, er würde schwerlich zum Ziele gelangt sein. Dafür nun aber, daß der Papst es aufgab, die spanische Inquisition als Stütze der Königsmacht in jenem Lande zu erschüttern, daß er hoffen ließ, Karls Anschlägen auf Mailand nicht entgegen zu sein, verzichtete Karl darauf, durch eine Be-

günstigung des sächsischen Mönchs den Papst zu schrecken und bot ihm die Hand zu Luthers Unterdrückung." — Und so fordert denn Hutten trotz den fortgesetzten Versuchen, auf den Kaiser zu wirken, zu den Waffen auf, er will einen Pfaffenkrieg, er weist in der „Entschuldigung" allerdings darauf hin, daß der nicht Aufruhr wollen könne, der die Fürsten ermahnt habe, gerade zur Verhütung eines solchen den Dingen selbst zu raten; aber eben, da er voraussieht, daß sie es nicht tun, erscheint ihm die Gewalt als gerechte Notwehr gegen die unleidlichen Übel. Die Behandlung Luthers, die Achterklärung schürt seine Ungeduld aufs äußerste, er spricht von nun an, als habe er ein gerüstetes Heer hinter sich, dem er nur winken dürfe; brausende Freunde treiben ihn noch weiter ins Feuer, aber Sickingen, der einzige, auf den er bauen kann, hält zurück, entschließt sich dann zu dem Feldzuge gegen den Erzbischof und Fürsten von Trier, der zudem nur beiher dem reformatorischen Zwecke galt, im wesentlichen mehr aus politischen Standesinteressen unternommen wurde; der Feldzug mißlingt, für Hutten ist nun kein Bleiben mehr in seiner Zufluchtstätte, der Wendepunkt seines Lebens ist tragisch entschieden.

Zweierlei ist an dieser Peripetie zu unterscheiden: der Gedanke, den großen Zweck durch Gewalt zu erreichen, an sich und die verhängnisvolle Täuschung über die Mittel. Die letztere ist unzweifelhaft ein großer politischer Fehler Huttens und das eigentliche Moment der Schuld in der Tragödie seines Lebens; in öffentlichen Dingen wiegen ja große Verrechnungen so schwer als moralische Fehltritte im Privatleben. Huttens Schwäche war Ungeduld, Voreiligkeit; davon kann ihn niemand freisprechen wollen. — Was nun den Gedanken einer gewaltsamen Erhebung an sich betrifft, so hat ihn Luther bekanntlich von Anfang bis zu Ende verworfen: nur durch das Wort sei die Kirche gegründet, nur durch das Wort solle sie wiederhergestellt werden; und Luther hat „durch den Takt, den er bewies, während er das Volk im Innersten erregte, zugleich den Fürsten die Hand zu reichen, die Reformation wenigstens teilweise in Deutschland durchgesetzt." Camerarius aber sagt, da er in seinem „Leben Melanchthons" erzählt, wie er mit diesem Huttens Hinscheiden beklagte: „wenn es Hutten bei seinen Plänen und Unternehmungen nicht an dem Rückhalte wirklicher, insbesondere kriege-

rischer Macht gefehlt hätte, so würde eine allgemeine Umwälzung gefolgt und der ganze öffentliche Zustand ein anderer geworden sein." Eine Sache der Geister verbreitet sich durch das Wort; aber das Wort hat keine Macht, sie zu verbreiten, wenn ganzen Bevölkerungen durch Gewalt die Gelegenheit genommen wird, das Wort zu hören. Gegen die Sekten, welche der Reformation vorliefen, war blutige Gewalt gebraucht worden, blutige Gewalt hat die Reformation verhindert, sich über ganz Deutschland und weiter auszudehnen, blutige Gewalt hat sie in Frankreich, in Italien, Spanien unterdrückt, in den Niederlanden zu unterdrücken gesucht, und die Momente der neueren Geschichte, wo ihre Feinde es nicht scheuten, über Leichen ihren Einzug zu suchen, liegen nahe genug hinter uns. Hutten dachte nicht ohne weiteres an wilden Aufruhr; er wollte die Aufstellung einer Waffengewalt, um einzugreifen, wenn der Klerus sich sträubte, die Unterordnung unter Rom, die Abgaben an Rom, die schreiendsten Mißbräuche, namentlich das Zölibat, abzuschaffen, die Klöster aufzuheben. Wer das Mittel der Gewalt mit der möglichen Folge des Blutvergießens verdammt, der besinne sich wohl, ob Gewalt zu rechter Zeit nicht Strömen von Blut, die nachher wirklich vergossen worden sind, vorgebeugt hätte.

Und nun stehen wir am fünften, letzten Stadium unseres Hutten. Wir sehen den Flüchtigen in Basel von Erasmus gemieden, vom Rat ausgewiesen; er begibt sich nach Mülhausen, wo er die Kunde vom Tode des Freundes, dem ehrlichen Kriegertode Sickingens erhält; auch hier nicht sicher, wandert er, blutarm und todkrank, innerlich aber noch ungebrochen nach Zürich, wo ihn Zwingli freundlich aufnimmt und schützt, er gebraucht vergeblich das Bad in Pfäfers, er sucht ärztlichen Rat und Zuflucht bei dem freundlichen Pfarrherrn auf der Insel Ufnau, der Denunziationsbrief des Erasmus an den Züricher Rat kann ihm nicht mehr schaden: er stirbt im Alter von 35 Jahren und 4 Monaten. Der umhergetriebene Sohn der Erde findet den Schlummer auf der stillen Insel im blauen See.

Hutten ist nicht tot. „Seine Pfeile sind unsterblich, und wo immer in deutschen Landen gegen Verfinsterung und Geistesdruck, gegen Pfaffen- und Despotentum eine Schlacht gewonnen wird, da ist Huttens Geschoß dabei gewesen." Und er selbst sagt in den In-

vektiven: „Was im Lauf ist, möget ihr vielleicht zum Stillstande bringen, was geschehen sollte, verhindern, was aber getan ist, werdet ihr nicht ungeschehen machen, denn unmöglich ist, mit dem Leben auch das Andenken des Lebens zu vernichten. Nein! so ungewiß ich darüber bin, was dies alles für einen Ausgang haben werde, so sicher bin ich, daß die Anerkennung meines redlichen Wollens auf die Nachwelt kommen wird. Das soll der beste Ertrag meines Lebens sein." Manches großen Mannes Andenken bewahrt die Nation als einen immer neuen Schatz, der mit ihr fortlebt, daraus sie sich erquickt. Es sind die unsterblichen Typen, in deren Anschauung die verwandten sittlichen, geistigen Kräfte stets neu erwachen und groß wachsen. Verschieden ist das Gepräge dieser Typen, verschieden sind diese Kräfte. Huttens Typus ist unzerstörbare innere Jugend, unauslöschliches Feuer. So stand es ihm auch wohl an, daß er jung starb, um immer jung in uns fortzuleben. Die Physiognomie unserer Zeit ist so beschaffen, daß es starken Glaubens bedarf, nicht daran zu verzweifeln, daß ihr noch ein Herz im Leibe schlage. Erscheinungen, über welche vor zehn Jahren noch ein Sturm des Staunens, der energischen Polemik von allen Enden losgebrochen wäre, werden kaum besprochen. Die Zungen sind zahm, das Wort ist abgeschwächt. „Das eben ist ja das Schöne an Hutten," sagt Strauß, „daß er Dinge und Personen, vorab die schlechten, durchaus beim rechten Namen nannte; eines solchen Mannes Bild kommt in dieser Zeit der Konkordate (um von ihren üblen Zeichen nur eines zu nennen) wie gerufen." Wir sehen diesen Dingen zu, wir sehen eine Partei, von welcher ein Engländer schlagend gesagt hat, sie müsse zugeben, daß sie für sich ganz frei sei, und sie sei doch nicht zufrieden, solange sie es nicht dahin gebracht, zu verhindern, daß w i r frei sind, jede kühnste Forderung vom Staate zugestanden wird, und erwärmt sich jemand dagegen, so lächeln wir als über ein naives Pathos. Unser Geschlecht ist in der Stimmung, bald an nichts mehr zu glauben als an die äußere Macht, zu verzweifeln an der Macht der Idee. Es ist der furchtbare Sieg des reinen Egoismus, der Gipfelpunkt einer zehnjährigen Reaktion, der uns dahin gebracht hat. Vor diese kalten, greisenhaften Züge der Zeit hat Huttens Biograph die zürnende jugendliche Mannesgestalt hingestellt, unserem Kleinmute zu einer Beschämung aufgerichtet. Und

indem er sich nach dem passendsten Schlusse seines Werkes umsieht, läßt er in seiner objektiven Weise den ungenannten Verfasser eines Sendschreibens an den abgefallenen Crotus Rubianus sprechen, der zuerst den Abtrünnigen vorführt, wie er das Rauchfaß schwingt, dem Weihbischof die Schuhe küßt, dann ihm gegenüber den feurigen Hutten in der Glut seiner Entrüstung, und der Biograph fügt die Worte hinzu: „In dieser zürnenden Stellung halten wir Huttens Schatten fest. In ihr möge er denen erscheinen, welche die Schlüssel der Gewissen und der Geistesbildung deutscher Stämme, durch die Kämpfe wackerer Vorfahren kaum zurückerobert, kampflos aufs neue an Rom und eine römisch gesinnte Priesterschaft ausliefern; noch zürnender wo möglich denen, welche im Schoße des Protestantismus selbst ein neues Papsttum pflanzen möchten; den Fürsten, die ihr Belieben zum Gesetz erheben; den Gelehrten, denen Verhältnisse und Rücksichten über die Wahrheit gehen. Er flamme als Haß in uns auf gegen alles Undeutsche, Unfreie, Unwahre, aber glühe auch als Begeisterung in unsern Herzen für die Ehre und Größe des Vaterlandes; er sei der Genius unseres Volkes, wenigstens so lange, als diesem ein zürnender, strafender, mahnender Schutzgeist not tun wird."

(A. 1858 im Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes [redigiert von Paul Heyse] zuerst erschienen, in der Neuen Folge der Kritischen Gänge 1861, I, 3, abgedruckt.)

Der alte und neue Glaube.

Ein Bekenntnis von D. Fr. Strauß.

Man erwarte hier keine kritische Abhandlung über diese Schrift; ich benütze nur die Gelegenheit, da ich vor die Öffentlichkeit trete, zu einer persönlichen Erklärung. Eine solche ist notwendig geworden, da, wie ich höre, die Rede umläuft, ich habe geschwiegen und schweige, weil mir Strauß in diesem neuesten Werke zu weit gehe.

Zum negativen, kritischen Teile dieser Schrift habe ich einfach zu sagen, daß ich jeden neuen Stoß, der gegen das Gebäude unserer Dogmen geführt wird, als einen weiteren Schritt zum Heile begrüße. Ich sehe in jedem unserer Glaubenssätze eine Mischung geahnter allgemeiner Wahrheiten mit Mythus, in jedem Heilsmittel der Kirche eine Trübung der reinen Religion durch (vorgebliche) Magie und in jedem Machtbesitz derselben eine Waffe mehr gegen den Staat, welcher mit der Religion in einem bleibenden Frieden nach meiner Überzeugung überhaupt solange nicht stehen kann, als es eine Kirche gibt. Kirchen, sollte ich vielmehr sagen, und Religionsgesellschaften; die Versetzung mit Mythus und Magie ist ja auch die Ursache, daß sich die Religion, die nur eine ist, in Religionen und Konfessionen mit ihrer Organisation gespalten hat. Der Staat als Einheit steht nun infolge dieser Spaltung dem Faktor, der doch sein eigenes, einzig wahres Fundament ist, der Religion als einer Mehrheit von Religionsgesellschaften äußerlich gegenüber, erscheint in dieser Stellung als ein unheiliges weltliches Institut und in diesem Scheine liegt der nie versiegende Anreiz für die Kirche, ihn unter sich zu beugen, zu unterwühlen, zu beherrschen.

Strauß ist nach meiner Ansicht in gewissem Sinne nicht weit genug gegangen. Der geniale Entdecker der Wahrheit, daß der Mythusbegriff auch auf die christliche Religion anzuwenden ist, der Auffinder dieses großen Expediens, wodurch wir die Illusionen unserer Religion als Illusionen ohne Frivolität und ohne die Abgeschmacktheit der natürlichen Erklärungen des Rationalismus zu erkennen vermögen, sucht die Quelle dieser Phantasiebildungen meist in der jüdischen Religion. Der Wissenschaft bleibt noch die um-

fassende Aufgabe, zu untersuchen, wie viel Polytheismus, wie viel reines Heidentum noch in unseren Religionsvorstellungen erhalten ist. Ansätze zu dieser Arbeit sind weit herum in der Literatur der Kulturgeschichte, Mythologie, Reisebeschreibung zerstreut; gesammelt und methodisch zusammengestellt sind die Bausteine noch nirgends. Wir haben nicht nur durch die Vermittelung der Juden den persischen Ahriman als Teufel überkommen; es wäre namentlich Zeit, einmal gründlich zu untersuchen, welche Mythen von leidenden und sich verjüngenden Göttern und zum Olymp sich erhebenden Göttersöhnen in der kirchlichen Lehre von der Person unseres Religionsstifters sich vererbt haben, wie viel Osiris, Mithras, Adonis, Herakles noch in unserem Kultus fortlebt. Gott selbst ist Maskulinum; der Einwand gegen den Vorwurf des Anthropomorphismus, es sei hier ein Mann und doch auch kein Mann gemeint, hält nicht vor, die Phantasie ist hierin logisch konsequenter und fordert auch eine weibliche Gottheit; die Maria wird bekanntlich in Liedern und Hymnen wie eine Allherrscherin der gesamten Natur gefeiert; diese Vergötterung eines menschlichen Weibes ist sicherlich nicht ohne Einfluß der allen Naturreligionen gemeinsamen Vorstellung von weiblichen Urgottheiten vor sich gegangen, und am meisten muß dabei der zur Kaiserzeit in Italien so ungemein verbreitete und blühende Isisdienst mitgewirkt haben. Es wäre ja auch ein Wunder, wenn mit der Verkündigung des Christentums an die Heiden ihr polytheistischer Bilderkreis und der Zug, woraus er entstanden war: das Bedürfnis, das Allgemeine zu personifizieren, nur so plötzlich aus ihren Köpfen verschwunden wäre, wenn ihre Phantasie nicht vielmehr an den neuen Glauben alsbald ihre Fäden angesponnen und ihn nach und nach umwickelt hätte. Freilich wären alle diese Untersuchungen für den, der sich den Entstehungsprozeß der positiven Religion psychologisch klargemacht hat, nur von historischem Interesse, sie hätten nur die Bedeutung eines merkwürdigen geschichtlichen Beleges für den von selbst einleuchtenden Satz, daß das religiöse Gefühl der Mehrheit Stab und Stütze der Phantasie nicht entbehren kann. Wären Götter nicht aus dem Heidentum bereit gewesen, das Christentum hätte sie sich selbst gemacht so gut wie der Buddhismus. Die Trübung der reinen Lehre des Sakyamuni ist ein äußerst belehrender Hergang und schrecklich schlagender Beweis, wie die Sinn-

lichkeit des Menschen nicht ruht, bis sie das geistig Reine mythisch vergröbert hat. Zuerst wird der Religionsstifter, der die Götter abgeschafft hat, selbst vergöttert, die Konsequenz ist, daß er aus einer Jungfrau geboren sein muß, also wird Maja zur Mutter Gottes, es folgen die Wunder, die Reliquienverehrung, die Heiligen, der Bilderdienst, Mechanismus des Gebets, Kasteiung, Mönchtum, kurz alles weitere Zubehör, das für die große Mehrzahl der Menschen eine ordentliche Religion enthalten muß. Eine reinere Kopie läßt sich kaum denken, als welche in der Gestalt vorliegt, die das Christentum nach dem Tode seines Stifters angenommen hat, und doch kann es nicht Kopie sein, es ist nur überraschende Ähnlichkeit zwischen zwei Erzeugnissen derselben Phantasieeinmischung aus Denk- und Willensträgheit in die Religion drüben in Asien wie hüben in europäisch-christlichen Landen.

Wann werden endlich die Menschen sich klarmachen lassen, was G l a u b e n heißt im wahren Sinn des Wortes! Im gemeinen Sinne freilich bedeutet es: Glauben an einzelne Existenzen und Tatsachen, also z. B. glauben, daß menschenähnliche und doch übersinnliche Wesen in einem Raum wohnen, der auch kein Raum ist; glauben, daß in gewissen Zeiten das Naturgesetz von diesen Wesen durchbrochen worden sei; glauben, daß einmal ein Mensch lebte, der zugleich kein Mensch, sondern Gott war, daß er vom Tod erstanden sei usw. Wie oft soll man nun noch zeigen, was Lessing so hell, so schön gezeigt hat: Daß dies alles nicht Glauben ist im wahren, reineren Sinne des Wortes! Da man ja all das „glauben" und dabei durch und durch unreligiös sein kann, mitleidslos, lieblos, undankbar, pietätlos, roh, grausam, wie soll denn darin die Religion bestehen? Glaube, wahrer Glaube ist eine gewisse Zuversicht „des, das man nicht siehet", Glaube im ersteren Sinn aber enthält lauter solches, was gesehen worden sein soll, vielleicht wieder gesehen werden kann, was man zu sehen wünscht, er macht die Wahrheit, die immer und nie, überall und nirgends ist, zu einem Gegenstande möglicher einzelner Erfahrung, versinnlicht sie und ist also selbst sinnlich. Die Sinnlichkeit aber, die sich in solchem Glauben aufpflanzt und sich dann an ihm nährt, schwächt dem Geiste die Kraft des wahren Glaubens, welcher das eine festhält, das nur in allem Sichtbaren sichtbar und an sich rein unsichtbar ist. Glauben,

trotz allem Scheine des Gegenteils festhalten am Glauben, daß das Wahre und Gute in den Kämpfen der Geschichte die siegreiche Macht ist, und glauben, daß dies und jenes Wunderbare einmal geschehen sei, wieder geschehen könne, ist so zweierlei, daß ein Zusammenhang zwischen dem einen und dem anderen überhaupt gar nicht besteht. Es braucht keine Götter, keine Halbgötter, keine Wunder- und keine Priesterhilfe, um sich dem geistdurchdrungenen, von majestätischen Gesetzen beherrschten unendlichen Weltganzen gegenüber als ein verschwindend Kleines zu fühlen, das ein Nichts ist, solange es nicht als tätiges Glied diesem Ganzen dient. Das aber ist Religion. Religion ist das Tauwetter des Egoismus. Religiös ist die Seele in jedem Momente, wo sie von dem tragischen Gefühle der Endlichkeit alles Einzelnen durchschüttert, durchweicht, im Mittelpunkte des starren, stolzen Ich gebrochen wird und aus der Welt von Trauer, die in diesem Gefühle liegt, durch den einen Trost sich rettet: Sei gut! Lebe nicht dir, sondern dem herrlichen Ganzen! Diene ihm! Fördere! Wirke treu und wäre es im kleinsten Kreise! Wird dieser Gedanke zum herrschenden in einer Seele, so wird aus den religiösen Momenten ein religiöses Leben, und dies ist ein Leben zeitlos in der Zeit, ewig in der Endlichkeit. Der chronisch Irreligiöse ist der Genußmensch. Und wie viele Tausende schleppen ihr Leben wertlos für andere, Wichte, die nur sich selbst dienen, bis an ein schnell vergessenes Grab, und glauben die ganze lange Zeit dieses leeren Daseins hindurch dick und fest an alles, was geschrieben steht, jeden Buchstaben und jeden übersinnlichen Leib, womit der Buchstabe die ewige Wahrheit bekleidet, verdichtet und verdunkelt!

„Die Religion zu Moral verdünnen“ ist der alte, immer neue Vorwurf gegen die Aufklärung und ihren edelsten Vertreter, gegen Lessing. Religion ist freilich nicht Moral. Aber wir können dem Menschen nicht ins Herz sehen, wir können ihn nur an seinen Werken prüfen, nur sie legen das Zeugnis ab, ob im Innern die Religion oder die Selbstliebe wohnt. Daher bleibt die Fabel von den drei Ringen ewig wahr. Die Moral sagt: du sollst! Die Religion: und ich allein gebe dir die Kraft, zu können, was du sollst, denn ich allein breche die Selbstsucht! Sie setzt hinzu: und ich tröste dich, wenn du redlich gewollt hast und dennoch schuldig

geworden bist. Die Moral ist Vorschrift, die Religion die Quelle ihrer Erfüllung und der Balsam, der die Schmerzen über die Lücken dieser Erfüllung lindert und heilt. Und auch zu diesem Trostamte bedarf die Religion schlechterdings keines Mythus, keiner Magie. Der wahrhaft Religiöse, wenn er menschlich geirrt, gefehlt hat und wenn er in tiefster Seele fühlt, daß all sein Tun doch Stückwerk bleibt, darf und kann in dem großen und wahren Gedanken Beruhigung finden, daß das Universum, daß die Menschheit unzählige Kräfte besitzt, zu ergänzen, zu ersetzen, was der einzelne unvollendet läßt, zu heilen den Schaden, den seine Schuld verursacht hat; er kann es, ohne sich diese Wahrheit erst in die grobsinnliche Vorstellung zu übersetzen, daß ein menschenähnlicher Gott um stellvertretendes Verdienst eines geopferten Sohnes dem Schwachen, dem Sünder verzeihe. Nicht aber ein Jota erläßt die reine Religion darum, weil sie ebenso freundlich tröstet, als warm und kräftig antreibt, von den Geboten ihrer ernsten Schwester, der Moral. Jeder, der mit uns, fern von der Menge der sogenannten Gläubigen, zu dem wahren, reinen Glauben hält, wird in sich die Stimme vernehmen: wäre ich nur so gut, als meine gottlose Religion mir zu sein gebietet!

Wann, habe ich gefragt, wann werden endlich die Menschen sich überzeugen lassen, daß all das nicht Glaube ist, was sie Glaube nennen? Es war ein leerer Seufzer, die Antwort ist: Niemals! Die Mehrheit niemals! Mit dem letzten Menschen wird der letzte Heide aus der Welt gehen. Wir müssen gerecht sein, müssen begreifen, was unabänderlich ist, und es ertragen. Woher soll die Menge denn die Mittel bringen, sich zur reinen Religion durchzuarbeiten? Wir dürfen doch nicht vergessen, welche Mühen, welche bei stiller Lampe durchwachten Nächte, welchen eisernen Dienst in der Zucht des strengen Denkens es uns gekostet hat, um frei von all dem falschen Scheine zum Wesen durchzudringen. Nach Abzug der Millionen, die lesen können, aber zu träg sind, ein strenges Buch zu lesen, wer zählt die Millionen von Millionen, die, wenn sie je lesen können, nicht wissen, was und wie lesen, und wenn sie es wüßten, die Bücher und die Zeit nicht haben! Aber in der ungeheuern Mehrheit ist eine Minderheit, eine kleine unsichtbare Kirche der reinen Religion. Sie zu vermehren schreibt man, ohne

zu vergessen, daß sie ewig Minderheit bleiben wird, Bücher wie Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ und Strauß' „Der alte und der neue Glaube“. Diese Bücher sind radikal und müssen es sein. Ob sie trotzdem nicht der Frage, was denn aus der Mehrheit eigentlich fernerhin werden solle, freundlich ein Kapitel gönnen dürften, darüber nachher ein Wort.

Im kritischen Teile dieser vielbeschrieenen Schrift ist die Lehre von den Gnadenmitteln nicht eingehend behandelt; Strauß dachte wohl, sie stehe und falle mit dem übrigen. Da ist aber ein Punkt, dem ich doch nachdrückliche Hervorhebung gewünscht hätte: es ist die Lehre vom Abendmahl, der stärkste unter den Grundpfeilern, auf denen das Gebäude der Hierarchie ruht. Das Schwerste für den blinden, willensschwachen, jeder Disziplin des Denkens baren Menschen ist die Befreiung vom Drucke des Schuldbewußtseins. Dieser Druck ist nur um so dumpfer und schwerer, je mehr der träge Mensch sich scheut, der Schuld klar in die Augen zu sehen. Nichts Entsetzlicheres gibt es für ein ganz nach außen gewendetes Seelenleben als die Selbstprüfung, die Einkehr in sich. Die Ohrenbeichte scheint erfunden, die Kinder der Kirche dazu anzuhalten. Es müßte von selbst einleuchten, wenn man es nicht aus der Erfahrung wüßte, daß sie das Gegenteil bewirkt. Der an Gottes Statt sitzende Priester hört nur in den seltensten Fällen die Wahrheit und auch dann nur ein Stück von ihr, denn auch der Blindeste der Blinden ist nicht so blind, daß nicht hinter seinem dumpfen Glauben eine Erinnerung der Wahrheit sich regte: Das ist nicht Gott, dem du beichtest, sondern ein schwacher Mensch wie du; er braucht nicht alles zu wissen. Die größte Wohltat für den irrenden Menschen sind Freunde; mit ihnen in reinem Vertrauen auf seine Fehler sich besinnen, in ihr Herz frei und offen die belastete Seele ausschütten: das ist wahre Beichte und wahre Hilfe im schweren Werke der Lösung des Schuldgefühls. Diese wahre Hilfe zu suchen, dafür muß neben dem Institute der Ohrenbeichte der Sinn verkümmern. Man mag nicht Menschen bekennen, wenn man dem Gott vertretenden Priester (im Auszug) zu beichten gewohnt ist, und so muß das Organ des rein menschlichen Vertrauens geschwächt werden, — von anderen wohlbekannten Übeln und Mißbräuchen nicht zu reden, die von dieser Einrichtung unzertrennlich sind. Im Leben des (kirchlich gesinnten) Katholiken

spielt überhaupt ein falscher Begriff des Heiligen eine zu große Rolle. Es wird so viel heilig gehalten, daß der Mensch in Gefahr kommt, über dem Anbeten das Achten zu verlernen. Der schlechteste Priester gilt doch mehr als der edelste Mensch; daneben die Menge der Heiligen, der vielerlei Objekte, an die sich der Begriff des Heiligen knüpft, Kreuz, Rosenkranz, Weihwasser, Hostie: soviel Veneration muß der Pietät den Raum verengen. Unter den heiligen Objekten ist es das ausnehmend heilige, die Hostie, was uns hier beschäftigt, denn wir fragen nach der Art der Befreiung vom Schuldbewußtsein, die nun auf das Bekenntnis, die Beichte folgen soll. Die höchste der magischen Leistungen des Priesters ist die Wandlung, durch sie wiederholt er wirklich und tatsächlich den Opfertod des Gottessohns, ja es ist ein bekannter, gar oft von Kanzeln gehörter Ausspruch, daß er hiemit Gott zu zwingen, seine Gegenwart zu erzwingen vermöge. Wer einen Gott zwingen kann, muß selbst einer sein, wenn nicht mehr. Dies aber ist die Prämisse für das Infallibilitätsdogma, denn ganz logisch läßt sich folgern, daß, wenn alle Priester als solche eine Art von Göttern sind, der oberste mindestens um so viel mehr Gott sei, daß er nicht irren könne. Wäre ich gläubiger Katholik, so würde ich die Folgerung nur ganz natürlich finden und so gewiß wie an die Transsubstantiation auch an die Infallibilität glauben. Das grasse neue Dogma hat nur ans Licht gebracht, was längst in den Prämissen lag, und es ist heilsam, daß dies geschehen ist. Es ist immer gut, wenn die Dinge ihr Wesen manifestieren.

Arme Menschen! Wohl ist es schwer, sich ohne Hilfe von Zauberbegriffen befreien von dem bangen Drucke des Gewissens, verdoppelt wie er ist durch die Todesangst, so daß sich beide in der Höllenangst vereinigen! Das brauchte lange und schwere Bildungswege, bis ein Dichter das Wort fand: deine einzige Reue sei eine bessere Tat, und ein anderer das schönere, noch wahrere: wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen! Ihr wollt es bequemer, ihr packt eure Sünden flüchtig, halb besehen, zusammen und laßt euch den Pack durch den Priester hinwegspedieren. Wenn es nur vorhielte! — Und zu diesem Ende habt ihr aus einem innig rührenden Erinnerungsmahl eine Frage der magischen Metamorphose gemacht, habt Tausende und aber Tausende gefoltert, gerädert, ver-

brannt, weil sie eine Metapher für eine Metapher und nicht für eine Zauberformel ansehen wollten, seid heute noch bereit, bei euren Prozessionen in wilder Wut mit Prügeln auf den Vorübergehenden zu schlagen, der eine kleine runde Scheibe von Brotteig nicht als Gott, als Fetisch anbetet, und habt es nun dahin gebracht, daß der Erste unter denen, die den Zauber in der Hand haben, ein armer, irrender Mensch wie ihr, als Zeus auf Erden über euch thront!

Ich kehre zu der Straußischen Schrift zurück. Ist sie hier auf einen Punkt, den ich zu den wichtigen zähle, nicht eingegangen, so scheint sie mir dagegen in einem anderen gegen das Christentum nicht ganz recht zu haben: in der Anklage seiner ausschließenden Haltung, ja Feindseligkeit gegen das „Fleisch" und die Welt. Gewiß liegt seiner Weltflucht, seiner Verdammung der Natur im Menschen ein falscher Dualismus zugrunde und gewiß ist eine Masse von Übeln, Mönchstum, wahnsinnige Aszese, Jahrhunderte lange Verkehrtheit in der Menschenerziehung daraus hervorgegangen. Allein die tiefere Einheit, die gründlichere Versöhnung kann nur aus vorangegangener Tiefe der Entgegensetzung und Entzweiung sich erzeugen. Die Menschheit mußte durch einen gründlichen Bruch zwischen Natur und Geist, zwischen dem einzelnen und der Welt hindurchgehen, wenn sie zu einer gründlich harmonischen Bildung vordringen sollte. Die schöne griechische Welt ist daran zugrunde gegangen, daß ihr die innere Schärfe der Negation fehlte, das Christentum hat damit begonnen, daß es rief: tut Buße und gehet in euch! Nach dieser Seite haben die Gedanken des Apostels Paulus vom zerknirschenden Ernste des Sündenbewußtseins, vom Tode des alten Menschen und der Wiedergeburt trotz aller orientalischen Phantastik ihrer Übertreibung, trotz allen Verirrungen, die sich in der Folge daran geknüpft, doch wirklich eine neue Welt verkündigt. Luther — in der Abendmahlslehre so unselig verstockt — hat diese Gedanken aufgenommen und vertieft; die protestantische Bildung, soviel krankhafte Finsternis aus diesem ihrem Grundzuge hervorgegangen ist, hat dadurch doch das Fundament für eine tiefere Einkehr des Menschen in sich gewonnen. Der Katholizismus ist unheimlich, weil in einer Kirche, die alles veräußerlicht, die das Geistigste selbst versinnlicht, der Mensch nicht recht zu sich kommt, nicht bei sich d a h e i m ist. Nur auf jenem Boden konnte die Kantische Moral erwachsen, falsch

in ihrer dualistischen Grundlage, d. h. falsch in dem Satze, daß alles Gute nur in einer Abweisung jeder sinnlichen Triebfeder bestehen könne, und doch durch ihre Straffheit welche Stahlkur für die protestantische Bildung! An sich schon ein Ausdruck ihres gesammelteren Ernstes und zu dessen Erhöhung, zur Schärfung des geistigen Auges, daß es nach innen blicken lerne, unabsehlich fortwirkend, ein heilsam anspannender Stoff in unserer geistigen Luft, den auch der einatmet, der seine Quelle nicht kennt! Das Schwert muß einmal kommen, zu scheiden, sonst wird nichts Rechtes; das Rechte ist aber geworden, denn über die Kluft dieser Spaltung des menschlichen Wesens hat die harmonische Menschenbildung den schönen Bogen hergewölbt, das Werk der reinen Hände unserer Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Humboldt und all' der Träger unserer modernen Humanitätswelt.

Es ist eben kein herber Vorwurf gegen die Straußische Kritik des Christentums, daß ich hier eine Lücke finde, da ich ja selbst nur ganz relativ, als etwas, was kommen, aber auch überwunden werden mußte, seine Feindschaft gegen das Sinnenleben und die Welt in Schutz nehme.

Nach dieser Kritik geht Strauß an den affirmativen Teil seiner Aufgabe. Die reine Religion ruht auf dem Vertrauen zur Vernünftigkeit des Weltalls. Er hat dies Vertrauen zu begründen. In diesem Teile nun leidet die Schrift an Mängeln und Widersprüchen, die den Gegnern eine Reihe von Angriffspunkten darboten. Sie alle, die in so dichter Menge über ihn hergefallen sind, bekämpfen noch etwas ganz anderes als diese Unzulänglichkeiten des Werkes, sie bekämpfen den Monismus; aber indem sie gegen die Lücken in der B e g r ü n d u n g dieser Weltansicht recht haben, so entsteht der leidige Schein, als hätten sie recht gegen das, w a s begründet werden soll, nämlich eben jenes Prinzip als Kern der reinen Religion. Es hat sich in dieser Polemik bewährt, daß, wer einmal Dualist ist, mag er sich auch als Naturforscher und Philosoph gebärden, im Grunde doch immer zu den kirchlichen Zeloten, zum Lager der Ketzerrichter hält, wenn ein Anlaß kommt, der die wahre Farbe aufdeckt. Unser Satz ist: dem Universum kann absolut nichts von außen kommen. Sieht man nun auf einer bestimmten Stufe der Entwicklung und Gliederung dessen, was wir Materie zu nennen

pflegen, ein der Materie scheinbar ganz Fremdes, absolut Neues eintreten: die Empfindung, dann auf höherer Stufe Bewußtsein, Geist, und läßt sich von diesem *Scheine bestimmen*, so ist zunächst sogleich der Theismus gegeben, d. h. die *sinnliche* Vorstellung von einem außerweltlichen persönlichen Gott, der den Geist von außen in die Materie einschiebt. Gegen die Zäheit dieser Vorstellung ist das höchst treffende Straußische Wort von der Wohnungsnot natürlich in den Wind gesprochen. Hat man aber einmal den außerweltlichen, persönlich vorgestellten Gott, so ist der weiteren Bevölkerung des außerweltlichen Raums, des Raums außer dem Raume keine Grenze gezogen, und der dualistische Philosoph, mag er für seine Person den Bevölkerungskreis auch etwas enger spannen, hält eben doch mit allen, die überhaupt für ein Reich des Übersinnlichen kämpfen, das von außen in die Welt hereinbricht, zusammen gegen alle die, welche für die *Einheit* streiten und kein Wunder kennen, als das Wunder, daß Natur und Geist, dieser vollste aller Gegensätze, doch nur *eines* ist. Schlägt man ein Loch in die Natur, so schlüpft durch dies Loch der ganze Olymp herein, und hinter ihm als seine Wächter nicht nur die Priester, sondern auch eine lange Reihe gelehrter Herren ohne Kirchenrock.

Was sind aber jene Lücken und Widersprüche in der Straußischen Schrift? Ich deute die Punkte nur an und werde erklären, warum ich mich auf diese Andeutung beschränke.

Es bleibt unklar, wie sich Strauß zum Begriffe der *inneren Zweckmäßigkeit* im Universum verhält; er weist den Zweckbegriff ab und spricht doch wieder, als erkenne er ihn an, und da der Begriff der *Entwicklung* sich von diesem nicht trennen läßt, sieht man auch nicht ab, mit welchem Rechte der letztere auf das Weltall angewendet wird. Wird die Ansicht Darwins auf alles Werden von Arten im Pflanzen- und Tierreich ausgedehnt, so ist der Begriff der Entwicklung und inneren Zweckmäßigkeit aufgehoben. Denn durch Anpassung, Zuchtwahl und Kampf ums Dasein entsteht Zweckmäßiges nur hinten nach; die Vorstellung ist im Grunde mechanisch, es werden nach ihr nur durch eine Art Reibung Formen hervorgebracht, die sich, nachdem sie da sind, als zweckmäßig erweisen. Von Entwicklung kann man nur dann sprechen, wenn man die Natur als unbewußte Künstlerin betrachtet, welcher ein Bild dessen,

was entstehen soll, irgendwie vorschwebt, ehe es entsteht. Soll mit jener Ansicht der Begriff der Entwicklung, der immanenten Zweckmäßigkeit vereinbar sein, so müßte das durch eine ganz neue Untersuchung des Begriffs der Zeit bewiesen, d. h. es müßte auf die zeitlose Zeit rekurriert und daraus abgeleitet werden, daß Vorher und Nachher in dieser Frage ungültige Kategorien seien, daß also, wenn Zweckmäßiges nur aposteriorisch, ohne einen Geist in der Natur entsteht, der durch eine Intuition von vornherein darauf hinarbeitet, dies doch auch ebenso gut apriorisch heißen könne; — eine Untersuchung von höchster Schwierigkeit, von der ich zweifle, ob sie beweisen würde, was zu beweisen ist. — Sollte die Vernünftigkeit des Weltalls nicht als bloße Voraussetzung dastehen, so war ferner der Begriff des Zufalls einer Untersuchung zu unterwerfen. Es handelt sich dabei, versteht sich, weit mehr noch um die moralische Welt als die physische. Wie stellt sich innere Zweckmäßigkeit trotz der unendlichen Durchkreuzungen menschlichen Tuns durch das, was wir Zufall nennen, oder vielmehr sogar aus diesen Durchkreuzungen selbst im großen und ganzen so her, daß von einer moralischen Weltordnung die Rede sein kann? Die Menschen, die einzelnen, die Verbundenen folgen ihren Zwecken. Dabei kommt immer noch etwas ganz anderes heraus, als sie dachten und wollten; erhabene Gesetze walten über uns, zwischen uns, geheimnisvoll mitten im Leben, eines derselben bezieht sich auf Schuld, Strafe der Schuld und heißt Nemesis. Der Glaube in jener Bedeutung des Wortes, die wir als die niedrigere ansehen, bedarf einen persönlichen Gründer, Verwalter, Vollstrecker dieser Gesetze; der Glaube des Monisten bedarf ihn nicht; warum nicht? Dies fordert genügendere Beweisführung.

Das alles führt natürlich auf die Frage: Materialismus oder Idealismus. Die Straußische Schrift hätte sie gründlicher behandeln müssen. Der Satz, daß der Mensch sich nur dem Grade nach vom Tier unterscheide, schneidet zum voraus eine klare Lösung ab. Der Mensch ist Tier, und er ist nicht Tier. — Strauß sagt, der Materialismus und Idealismus, beide monistisch, fassen das eine Ganze nur von entgegengesetzten Enden an, und seine Äußerungen lauten so, als ob beide in der Mitte dann ganz friedlich zusammenkommen könnten. Warum schlagen sie aber so aufeinander, wenn

sie zusammentreffen? Der Materialismus ist eigentlich nicht monistisch, er hat nicht ein Prinzip, sondern 1½, nämlich die Materie und äußerlich ihr angehängt die Form. Schon dadurch ist er weit schwächer, unphilosophischer als der Idealismus, der wirklich nur ein Prinzip hat, den Geist als das eine, das sich den Gegensatz der Materie schafft, um aus ihr aufzusteigen. Aber der Idealismus nimmt es mit diesem Gegensatze zu leicht. Er ist ein voller Gegensatz, ein solcher, der notwendig ein absoluter scheinen muß. Das Rätsel der Welt wird der Mensch in Ewigkeit vergeblich streben zu erforschen. Das Wunderbare, nie genug Anzustaunende ist dies: Die Natur, nachdem sie es zum Menschen, also zum Bewußtsein gebracht hat, denkt und denkt in ihm und reibt sich mit Seufzen die Stirn und kann mit der äußersten Mühe sich kaum, niemals ganz entsinnen, ergründen, wer sie denn eigentlich ist und wie es doch nur zugegangen ist, daß all die Dinge wurden! Ist so gescheit geworden und doch auch wieder viel, viel dummer, als sie war, da sie noch unbewußt war! Und nun tritt sie den unbegreiflichen Gang gar noch einmal an: Der Mensch macht, tut wieder eine Welt von Dingen, wobei er es anfängt, wie die Natur vor ihm, — er baut z. B. das Wunderwerk der Sprache — und nachher reibt die Natur in ihm sich wieder die Stirn und bringt im Bewußtsein mit unendlicher Mühe und Arbeit kaum, niemals ganz mehr heraus, wie sie es unbewußt angefangen, gemacht hat! Nun aber eben da muß das Welträtsel liegen, so viel läßt sich erkennen, obwohl wir das Geheimnis nie bis auf den Grund erforschen werden: Ein ewig eines, das lauter Bewegung ist, und diese Bewegung immer neues Setzen immer neuer Formen eines Dunkeln, Unbewußten, um aus diesem Dunkeln, Unbewußten ewig aufs neue als Geist hervorzugehen. Die gröbste dieser Formen nennen wir Materie. Es soll und muß scheinen, als gebe es Materie. Es ist nicht so: Wenn man untersucht, findet man ein Etwas, das lauter Beziehung ist, und je feiner die Beziehungen und Verbindungen werden, desto mehr aufhört, sogenannte Materie zu sein, ja aus dessen dunklem Schoße Empfindung, Seele, Geist auftaucht. Wir vergessen immer wieder, daß dieses Etwas erst dem Geiste gegenüber, nachdem er aus ihm hervorgesprungen, Materie genannt wird; dieses Etwas, das, wo wir es auch fassen mögen,

in der Hand uns immer in lauter lebendige Prozesse verschwindet, muß ja den Geist schon ursprünglich als Möglichkeit in sich tragen. Es wird also dabei bleiben, daß die sogenannte Materie ein nur scheinbar Wirkliches ist, das immer aufs neue gesetzt wird, um immer aufs neue, in immer höheren Gestalten und Prozessen aufgehoben zu werden. Eine runde beinerne Höhle enthält eine breiige Masse von Zellen und Fasern; diese Masse ist nicht Organ des Denkens, sie denkt, diese greifbare „Substanz“ denkt in ihrer kleinen Höhle Weltgedanken, denkt das Unendliche! Sie erzeugt sinnliche Bilder, die den animalischen Trieb zur Leidenschaft entflammen und sie, eben sie denkt Gedanken der Selbstbezwingung und faßt Entschlüsse, womit sie ihre eigenen sinnlichen Schwingungen siegreich niederkämpft. Wer den Widerspruch nicht fassen kann, der meint nun, es müssen zwei sein, und vergißt, daß er damit erst einen unmöglichen Widerstand aufstellt, denn wie sollten zwei jemals zu solcher Einheit gelangen?

Nur noch einen Punkt hebe ich hervor, denn nur diesen zähle ich noch zu den wesentlichen. Ich habe oben gesagt, Schriften wie Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ und diese neueste von Strauß seien notwendig radikal. Nun aber ist die Frage, ob es mit der radikalen Schneide nicht wohl vereinbar wäre, dem Schicksal der Mehrheit, die ewig das nicht entbehren kann, was Lessing zeitweilige Stützen der Religion nennt, ein Kapitel der Teilnahme zu widmen. Wir können nicht zu den Altkatholiken gehen, nicht in den Protestantenverein treten, denn wir können bei keiner Halbheit mittun. Aber dürfen wir darum die Halbheiten auch in unserem Urteil verwerfen? Der Mensch braucht ja Halbheiten, die Mehrheit kann ja nichts Ganzes ertragen, weil ihr, sobald ihr ein solches gereicht wird, der Superlativ nicht superlativ genug ist, weil sie daher nicht ruht, als bis es hin ist. Das predigt doch mit lauter Zunge die Geschichte der Versuche mit der Republik in den modernen Staaten. Die Geschichte der Religionen zeigt eine Reihe von Entwicklungsphasen, die sämtlich den Mythus und die Magie nicht aufhoben, sondern nur auf ein Weniger reduzierten, also Halbheiten waren, aber an diese Reduktion, an diese Halbheit die heilsamsten sittlichen Krisen knüpften. Der letzte große Ruck dieser Art war die Reformation. Sie hat einen Teil

des Mythus und der Magie abgeworfen, einen andern stehen lassen, aber sie hat uns doch vom Grassesten, dem Götzendienst befreit, nötigt uns nicht mehr, das Knie vor den Bildern alter Götter unter dem Namen christlicher Heiligen zu beugen, hat die Macht der Priester beschränkt, sie war eine mächtige Bewegung des sittlichen Geistes, die den Menschen mit vorher nie dagewesenem Nachdruck in sein Inneres führte, ihm sein Selbst zurückgab und ihn dadurch mündig machte, die Arbeit heiligte, für die freie Wissenschaft, für die weltlich freie Kunst den Boden legte. Ist es nun nicht möglich, daß eine neue Krisis von ebensolcher Gewalt in den jetzigen unklaren Gärungen sich vorbereitet, eine Krisis, die wiederum die sinnliche Bilderwelt der Religion allerdings nur um einiges reduzieren, aber an diese Reduktion eine Neubelebung des sittlichen und politischen Lebens knüpfen wird, die wir so sehr bedürfen? Also auch wieder eine Halbheit, aber eine gute und gesunde. Wohl habe ich gesagt, jeder Stoß an das Gebäude der Dogmen sei ein Schritt weiter zum Heile; dies ist aber noch ungenau gesprochen, die Sache ist nicht so einfach, sie muß näher beleuchtet werden.

Der Mythenglaube ist schön und häßlich. „Schön ist häßlich, häßlich schön." Der Zusatz der Phantasie zur Religion schafft, freilich nicht ohne die Hilfe der Kunst, Idealgestalten. Wie stünde es um unsere Anschauung, um die Bildung der inneren Sinnlichkeit, ohne die wir Barbaren bleiben, wenn es keine Göttergestalten, keine Raffaelischen Madonnen gäbe? Nur eine zu nennen: die Sixtinische, wir hätten diesen himmlischen Anblick ja nicht, wenn nicht auf gut ägyptisch, syrisch, assyrisch, babylonisch, griechisch, römisch eine christliche Göttin erdichtet und dann freilich mit tieferem Seelenleben ausgestattet worden wäre. Aber der Mythenglaube ist auch häßlich, denn er blendet das Auge der Vernunft, er kann sich nie versagen, geschlechtliche Vorstellungen in seine Bilderwelt aufzunehmen, wie denn eine späte Zukunft sich für uns schämen wird, daß wir noch Feste hatten, wie „unbefleckte Empfängnis Mariä, Reinigung Mariä," deren Namen freilich schon jetzt ein gesittetes Weib nicht ohne Schamröte über die Lippen bringt; der Mythenglaube stößt Menschen in erniedrigende Abhängigkeit von Menschen, die sich ihnen als zauberkräftige Vermittler zwischen ihnen und ihren Göttern aufdrängen, er erzeugt den Fanatismus und die Wut

der blutigen Verfolgung. Wo ist Rat, aus diesem Widerspruch herauszukommen? Nur in der Auskunft: Reduzieren, aber mit so viel Ernst reduzieren, daß eine gute, den Menschen heilsame Inkonsequenz entsteht. Diese Auskunft ist so geistlos, wie jedes juste milieu, und doch die einzige. Und weil sie die einzige ist, müssen wir Halbheiten, wie die Sydowsche, von Herzen begrüßen. Alle Wunder negieren, das eine aber stehen lassen, daß Christus Mensch und Gott zugleich gewesen sei, das ist freilich unlogisch, und das brandenburgische Konsistorium ist logisch verfahren, als es den unverschämten Schlag ins Angesicht der modernen Bildung führte. Nun ist es durchschneidenden Geistern eigen, gegen die Halben fast mehr Widerwillen zu haben, als gegen die Ganzen, nämlich die schwarzen Ganzen. Aber es ist eine schädliche Eigenheit. Den wohlmeinenden gesprenkelten Halben unser Lächeln, wenn wir unter uns sind, unser Schweigen über ihre logische Inkonsequenz im Augenblick ihres Kampfes, den schwarzen Ganzen unseren sittlichen Abscheu, laut heraus vor aller Welt! Das muß unsere Losung sein. Eine handelnde logische Konsequenz aus verkehrten Prämissen verdient doch wahrlich einen Haß, den die verfolgte Inkonsequenz aus guten und vernünftigen Prämissen nicht verdient. Wir können mit der letzteren praktisch nicht gehen, aber unsere Teilnahme gehört doch ihr, und teilt man alles in nur zwei Lager, so gehören wir in eines und dasselbe mit den Halben.

Wir müssen uns also auch der altkatholischen Bewegung erfreuen; es ist doch nicht unmöglich, daß sie den logischen Zusammenhang des Infallibilitätsdogmas mit der Lehre von der Transsubstantiation noch begreift und diese ausstößt. Es bleibt dem Bedürfnisse des Mythus immer noch genug Stoff übrig auch ohne sie. Der schlichteste Bauer in der reformierten Kirche lebt zufrieden mit den übrigen Stäben und Stützen, die er behalten durfte, nachdem Zwingli ihm den Zauberwahn von verwandeltem Brot und Wein genommen hat; er feiert ein Gedächtnismahl und geht gewiß freier und leichter im Gewissen nach Haus, als wenn er aus einer Messe käme.

Unter diesen verschiedenen Punkten ist es der letzte, auf den ich trotz dem Gesagten weit nicht das Gewicht lege, wie auf die übrigen. Strauß hat in seiner neuesten Schrift wenigstens kein Wort gegen die Halben gerichtet, und als er sich in einer früheren Schrift scharf

gegen sie aussprach, geschah dies unter besonderen Umständen. Was ich über die anderen Punkte hier gesagt, sind, wie ich es oben bezeichnet habe, bloße Andeutungen. Ich darf nun, da ich einmal herausgetreten bin, nicht verschweigen: falls ich sein Buch angezeigt hätte, so war es unvermeidlich, über die Angriffsstellen, die er seinen Gegnern darbot, mich in solchem Umfang und teilweise mit solcher Bestimmtheit auszusprechen, daß ich besorgen mußte, ich könnte den Gegnern, so sehr ich mich auch verwahrte, Wasser auf ihre Mühle führen. Ich zögerte daher unschlüssig, bis ich als den einzig richtigen Weg erkannte, meine Gedanken über seine Schrift dem altbefreundeten Vor- und Mitkämpfer selbst vorzulegen. Zugleich hatte ich mir die Ansicht gebildet, es wäre zweckmäßig, einen ergänzenden zweiten Band folgen zu lassen, worin er die flüchtiger gebauten Stellen gegen den feindlichen Angriff besser befestige. Ich sandte ihm also ein Manuskript, das die betreffenden Fragen ungleich ausführlicher behandelt, als hier geschehen ist, und teilte ihm diese Ansicht mit. Meine Blätter meinten ihm natürlich nichts zu sagen, was im Verlauf der öffentlichen Debatte nicht ihm selbst auf ähnliche Weise zum Bewußtsein gekommen sei, und übrigens enthalten sie zu dem ganzen polemischen, am heftigsten angegriffenen Teil seiner Schrift eine Zustimmung, die so ungeteilt ist, als aus meiner jetzigen Erklärung jeder leicht erschließen kann. Sie berühren ferner noch einzelne Punkte in den Abschnitten ethischen, politischen, ästhetischen Inhalts, auf die ich hier nicht eintrete, weil sie dem Wesentlichen gegenüber zu untergeordnet sind. Das Schicksal hat es gewollt, daß dieses Manuskript ihn auf dem Krankenlager traf, und das Publikum, das von der Existenz desselben nichts wissen konnte, hat meinem bisherigen Schweigen vor seinem Forum eine Deutung gegeben, der ich nun wohl verständlich genug begegnet bin.

(Kritische Gänge, N. F. Stuttgart, Cotta, 1873, II, 6.)

In Sachen des Angriffs gegen Direktor Binder.

Der unblutige Religionskrieg, der im Lande Württemberg entbrannt ist und über welchen der „Allgemeinen Zeitung“ bereits Nachrichten und Bemerkungen zugegangen sind, kann, verglichen mit dem großen Kampfe, worin jetzt das Deutsche Reich liegt, als ein Sturm im Wasserglas erscheinen. Doch ist er immerhin ein Symptom, und der Ausmarsch unserer christlichen Ritter steht mit dem großen Kreuzzug gegen den deutschen Staat zwar in keinem kausalen und bewußten, doch aber gewiß in einem instinktiven Zusammenhang. Dadurch ist es wohl hinreichend motiviert, wenn ein Sarazene, der sich ähnlicher Kriegsgeschichten erinnert, einige Betrachtungen über diese Erscheinung vorzubringen wünscht.

Sie gelten zuerst dem traurigen neuen Beleg für die Tatsache, daß der Fanatismus doch immer das Herz verödet, das richtige Menschengefühl aussaugt, versengt, verkohlt. Es knüpft sich ja doch alles an ein frisches Grab. Man sollte doch meinen, daß wenigstens die Chargen in der etwas bunten Kreuzkompagnie neben ihrem Feuereifer gegen die Ketzer so viel Besinnung und Bildung des Gefühls übrig haben, so viel Fähigkeit sich in andere und ihre Stimmungen zu versetzen, um sich vorzustellen: da sind Freunde, Kinder, Verwandte tiefbewegt am Grab eines Freundes gestanden; war er auch unser Feind, und mag er in der untersten Hölle braten, ihnen war er doch ein Freund, ihnen war er doch Vater, Vertrauter, Verwandter; es gibt doch noch eine Pietät, es gibt doch noch eine Rücksicht für den Schmerz, auch neben der kampfbegierigen Leidenschaft sollte für sie noch Raum übrig sein; es ist doch wenigstens nicht schön, nicht edel, von einem beweinten Grabe die Schollen zum gehässigen Wurfe aufzuraffen. Gerechte werden mir zugeben, daß dies ein sehr billig bemessenes Wort ist, denn eigentlich wäre hier von etwas ganz anderem als von Zartgefühl, von Noblesse des Gemüts zu sprechen, von dem höheren Begriffe nämlich, um den der Streit selbst sich dreht: von Religion. Scheu vor der heiligen Stille eines Toten, Pietät für die Pietät, die ihn betrauert, das

ist, so meinen wir, ein Stück der Religion. Aber freilich, die Herren, die sich als Wächter der Religion aufwerfen, was fragen sie nach dieser wahren und wirklichen Religion! Dogma! Dogma! Das ist die Religion! Wer uns an die Dogmen rührt: los drauf! Wer auch nur den betrauert, der daran gerührt hat: los drauf! Kirche, Kirche! Das ist die Religion! Ein Begräbnis ohne ihre Formen: entsetzlich! Also, was Tod und Grab, was Rücksicht und Scheu! So mag denn in Gottes Namen nur gleich am frischen Hügel der wilde Lärm und das rohe Gestampfe angehen!

Es wäre auch noch etwas vom Stolze zu sagen. Ich meine so: Ein unbefangener Mensch, wenn er sich noch so ernstlich bemüht, sich in die Befangenheit des Fanatismus zu versetzen, wird doch immer denken: wäre ich auch einer von den heiligen Eiferern, dazu wäre ich doch zu eigensinnig, mich berechnen zu lassen wie eine Maschine; den Gefallen will ich euch doch nicht tun, daß ihr aufs Haar voraussagen könnt, wozu mich in einem gegebenen Falle die bekannte Leidenschaft fortreißen wird. Dazu bin ich denn doch etwas zu vornehm! — Guter Schwärmer, schlechter Menschenkenner, der sich dies einbildet! so muß ich mir selbst zurufen, meine eigene Erwartung Lügen strafen. Als Binder an das Grab trat und sprach, gieng mir der Gedanke durch den Kopf: ob sie den nun packen werden? Ob's nun losgehen wird auf den Kanzeln, in den Schulen, in den Zeitungen mit Zeterschreien, Warnungen, Erklärungen, Zeugnisablegungen, Petitionsstürmen? Ob sie nach der alten Schablone arbeiten werden wie einst gegen den Verstorbenen selbst, ob sie das alte Lied wieder abdorgeln werden? Nein, hielt ich mir entgegen, sie sind nun doch schon lange still gewesen, sind doch wohl um so viel klarer geworden, daß sie sich schämen, das abgestandene ekle Stückchen wieder aufzuführen. Aber sie schämten sich nicht, die Maschine des Hasses ließ sich berechnen, ihre rostigen Räder und Zacken griffen. Denn richtig! Kaum einige Tage sind verflossen, so wird auf zwei Kanzeln in die Lärmtrompete gestoßen, und zwar von Musikern, die ihre Komposition nach einem falschen Texte gesetzt hatten, den sie sich nicht einmal Zeit nahmen zu prüfen; ein anderer Freund, der wenige Worte am Grabe sprach, hatte gesagt: „Von dem Verstorbenen haben wir jüngeren Freunde gelernt, immer wahr gegen sich und andere zu sein.“ Ein Blättchen hatte diese Worte

dahin verkehrt: Von dem Verstorbenen habe man die Wahrheit gelernt; irre ich nicht, so wurden überdies auch diese Worte Binder in den Mund gelegt; also der Ketzer soll sich angemaßt haben, im Besitze der Wahrheit zu sein und sie als sein Evangelium zu verkündigen! Schrecklich! Also drauf! Nicht lange nach gefragt, ob der Redner dies auch wirklich gesagt hat: drauf! Ein Prälat bediente sich gegen das Schauderwort sogar zweimal der Bezeichnung „dumm", auf der Kanzel nämlich. Das weitere, zunächst die Anklage in der Presse, ist dann gefolgt nach dem Schnürchen, und darin sind wieder zwei Passagen zu unterscheiden, wie wir sogleich sehen werden. Den echten Kanon, das mustergültige Rezept für einen Feldzug gegen einen Ketzer, hat, wie alle Welt weiß, Hr. Hauptpastor Göze von Hamburg für alle Zeiten geliefert. Er verfehlte nicht, gegen Lessing als Herausgeber der Fragmente aus dem bekannten Manuskripte des Reimarus nicht nur den Vorwurf höllischer Ketzerei zu schleudern, sondern auch das feine Mittelchen der politischen Denunziation in Anwendung zu bringen. Dem durchlauchtigen Hause Braunschweig wurde zu Gemüte geführt: wie leicht ein Mensch, der sich kein Gewissen daraus mache, eine so ärgerliche Schrift gegen die Religion ans Licht zu ziehen, auch Papiere an den Tag bringen könne, die seine hohen Gerechtsamen streitig zu machen und die Ehre seiner Vorfahren zu verdunkeln imstande wären; bei dem preußischen Ministerium (Zedlitz) wurde machiniert, ja der Reichshofrat wurde angerufen „gegen einen der frechsten Störer des öffentlichen Friedens, der die Grundfesten des heiligen römischen Reichs wankend mache". Die Erklärungsherren und ihr Troß äußern nun zwar keine Sorge für den württembergischen Königsthron und verklagen nicht beim Reichshofrat — da müßten sie jetzt an den Reichskanzler gehen — sie machen nur „auch darauf aufmerksam, daß die Straußischen Lehren schließlich auf Zerstörung der einzig wahren Grundlagen von Staat, Familie und Sittlichkeit hinführen und folgerichtig nur dem Sozialismus in die Hände arbeiten". Also keine direkte Denunziation bei irgend einem Amte; vorerst nur Anklage bei allen Besitzenden, Verdächtigung bei dem gesamten Bürgertum; ist dieses erst aufgeschreckt, ist das Kreuzfahrerhäuflein um diese Millionen von Streitern verstärkt, dann hofft man mit sicherem Erfolg an die Amtspforten zu pochen, dann wird man

mit dem großen Heere, das dem Reich jetzt zu schaffen macht, sich zwar nicht verbünden, aber doch gleich stark sein und wohl noch weiter greifende Zwecke erreichen, als die Verdrängung eines einzelnen Ketzers vom Amte. Daß der Tote selbst durch und durch konservativ war und gerade in seiner letzten Schrift gegen die sozialistischen Ideen sich mit bekannter Entschiedenheit ausgesprochen hat, das wird mit dem Mantel der — christlichen Liebe verdeckt. „Aber Strauß ist ja darin inkonsequent," werden die Herren Kreuzfahrer vielleicht sagen, „wir sprechen von den wahren Konsequenzen seiner Prämissen". Gut, meine Herren, aber das war erst zu beweisen, und wäre es bewiesen, so ist die Anklage dennoch unwahr, unrecht; denn konsequent oder inkonsequent, der aufrichtige Haß der Gesetzlosigkeit war die wirkliche, allerwärts wohlbekannte Gesinnung des Verstorbenen. Man betrügt den blinden Troß, wenn man ihm darüber Sand in die Augen streut. Doch ich vergesse, daß es sich ja von Binder, nicht von Strauß handelt; nicht der Urheber, nur der Herold der Umsturzideen wird angegriffen. Nun, was hat denn dieser Herold gesagt? „Das deutsche Volk wird deiner eingedenk sein; die deutsche Jugend wird dich nicht vergessen." Diese paar Worte sind das ungeheure Fundament, worauf sie ihre Anklage begründen! Dieses Gebirge von Schuld ist es, das sie gegen ihn aufbringen! Ein Auge, das von feindseligem Willen nicht ganz verdunkelt ist, sieht sonnenklar, daß diese Worte der ganzen Persönlichkeit gelten; behaupten, daß sie Propaganda machen für Umsturzideen, die der Verstorbene selbst aus seinen Grundansichten nicht, wovon er vielmehr das Gegenteil gefolgert hat, für Umsturzideen, die nur dessen Feinde künstlich aus seinen metaphysischen Prinzipien folgern: ich frage, ob das nicht eine Verdrehung der Wahrheit, ein Sophismus ist, der jedes Gewissen empören muß!

Also der richtige, ganze, echte Hauptpastor Göze! Note für Note seine Melodie abgespielt! Die Manen des Hingeschiedenen werden lächeln, wenn sie aus dem Geisterreich, in dessen Frieden er eingegangen, auf dieses Spiel niedersehen; sie werden nicken, und ihr Nicken wird bedeuten: Just wie dazumal! Just wie allemal!

Doch daß wir ein Hauptstück der Partitur nicht vergessen! Wie alt mag es wohl sein? Nicht etwa schon von jenen Tondichtern komponiert, die im alten Athen nicht ruhten, bis Sokrates zum

Schierlingstrank verurteilt war? Sicherlich haben schon die Priester Athens geschrien: Sokrates predige seine gottesleugnerische Lehre den Arbeitern in der Werkstätte, den Krämern und Obstweibern auf dem Markte. Doch lassen wir die alten Griechen, lassen wir auch die Inquisitions- und Hexenprozesse des Mittelalters; es genügt vollständig, was in jüngerer Vergangenheit schwarz auf weiß geschrieben steht: Herr Hauptpastor Göze hat auch zu diesem Teil des Marsches die Noten gesetzt. Er reißt in seinen schwarzen Blättern vors Volk, was nur für Denkende, für Gelehrte bestimmt war, und schreit dann über öffentliches Ärgernis. Genau ebenso wurde das „Leben Jesu" von Strauß auf den Kanzeln ausgetrommelt und dann Wehe gerufen über das — was eben die Trommler selbst taten. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß! Aber ihr wollt das Volk heiß, damit es sich mit euch an die Sturmglocken hänge, und so muß es durch euch Kunde erhalten von Dingen, die es nicht versteht, die es falsch versteht. Strauß wußte und bedachte sehr wohl, daß die Masse in alle Ewigkeit eines Olymps nicht entbehren kann, er wußte, daß das bißchen Moral, das im Haufen lebt, an den Fäden der Furcht und Hoffnung hängt, womit die ewig Blinden ihr Wohl an den Willen der Götter knüpfen. Das Volk, das er meinte, als er auf dem Titel der letzten Ausgabe seines Lebens Jesu schrieb: „für das deutsche Volk", war der theologisch unzünftige Teil der Nation, der denkend liest, selber denkt und fähig ist zu begreifen, daß das Gute getan werden soll um des Guten willen. Er ist nicht in die Tempel eingebrochen, um den Unmündigen, die nicht zu denken vermögen, ihre Altäre umzustürzen. Die Ankläger sind es, die sich den Stoff für ihre Anklage machen; sie klagen ihr eigenes Werk an; sie richten sich also selbst; sie verdammen die Schwinger der Brandfackel, die sie selber sind. Sie berufen Bäcker, Flaschner, Krämer zu Sitz und Stimme im Gericht über die Wissenschaft; was heißt das anderes als die Massen gegen die Bildung aufwühlen?

Handelt es sich um das sittliche Urteil über eine solche Methode, solche Mittel, so sollen uns die Feinde gerechter finden als sie es gegen uns sind. Sie beurteilen und denunzieren uns einfach als Verbrecher. Es geht uns noch gut, wenn sie eine Art von Manie, so eine Art besonderes Organ der Zerstörungswut in uns annehmen, sie scheinen überall geneigter, unser Grundmotiv in teuflischer Selbst-

und Genußsucht zu finden; wir wollen auf den Trümmern der sittlichen Welt herrschen und Lustgelage feiern, das ist die edle Triebfeder, die sie uns unterschieben. Als die Quelle ihres Tuns habe ich schon zu Anfang dieses Schreibens nur den Fanatismus genannt, habe ihnen vorgeworfen, daß sie sich nicht in andere zu versetzen vermögen. Ich rede von den wissenschaftlich Gebildeten unter ihnen, von denen die wissen können, daß, wenn man das Forschen frei gibt, man es ganz freigeben, daß, wenn man selbst forscht, man vorwärtsgehen muß, soweit der Geist nur immer vordringen kann — es mag herauskommen was da wolle. Es gibt nun aber einmal Naturen, die da meinen, soundso weit dürfe man wohl gehen im Forschen, aber wenn man an einem Punkt anlange, wo es alte und festgewurzelte religiöse Vorstellungen zu erschüttern drohe, da müsse man mit dem Forschen innehalten und umkehren. Sie werden bang an diesen Stellen, als wären es Ecken, hinter denen ein Polizeidiener stehe, der ihnen etwas tun könnte. Nun beginnt eine Stockung, Verhärtung, Selbstverblendung und Verbitterung gegen andere, die an diesen Ecken nicht halt gemacht haben, und endlich tritt eine gänzliche Unfähigkeit ein, zu begreifen, daß es einfach der Mut der Wahrheit ist, welcher diese anderen weiterführt. Ihr dürft prüfen, ihr dürft forschen, aber bis hieher, wie wir, und weiter nicht! Nun setzen sie sich in den Kopf, daß sie die Wahrheit gepachtet haben, sie sei ihr Monopol, und wer mit seinem Forschen etwas anderes herausbringe als sie, sei also ein Empörer gegen die absolute Wahrheit. Das Kriterium und der Beweis für dieselbe ist ihnen die Menge derer, die das glauben, was sie glauben, und das Alter dieses Glaubens. Und sie haben doch etliche Bücher gelesen und könnten wissen, daß an Isis und Osiris, an Brahma, Wischnu, Siwa und an Buddha ebenso viele, ja noch viel mehr Menschen und noch viel längere Zeit geglaubt haben und glauben! Genug, nun sind sie infallibel geworden, und die Gesellschaft, die sich jetzt im protestantischen Land am Nesenbach gegen den Freund eines Ketzers in Bewegung setzt, ist von der Gesellschaft kleiner Päpste, die sich unter Führung des großen Papstes gegen den deutschen Staat in Bewegung setzt, nur durch einige Formen und Farben, nur durch Rock und Namen verschieden.

Nun aber, das kann ich den Herren nicht ersparen, ihnen zu sagen,

daß über jene Linie unsere kondeszendierende Billigkeit gegen die innere Quelle ihres Handelns nicht hinausgehen kann, daß wir, wo die innere Verstockung des Denkens praktisch, wo sie als Parteiführung politisch wird, für die unreinen Mittel, die sie wählt, unser strengeres Urteil abzuschwächen, uns nicht verpflichtet finden. Auch ein in Sachen der Religion befangener Mann sollte doch stutzen, wenn sich ihm als Mittel zum Zweck eine unsaubere Politik empfiehlt und Halt machen. Ich selbst kenne altchristlich fromme Männer und lebe mit ihnen in Frieden, welche Schritte wie die gegen Binder höchlich mißbilligen. Angesichts dieser Seite des Vorfalls, angesichts des Übergangs einer inneren Befangenheit in ein Handeln, das unrecht ist, müssen meine bisherigen Beleuchtungen fast naiv erscheinen. Was Zartgefühl oder nicht, Stolz oder nicht, Freiheit des Forschens oder nicht, was psychologische Spitzfindigkeiten: Ob wir den Direktor Binder vom Amte drücken, das ist die Frage; helfe was helfen mag! Einer der frommen Herren soll es offen an einem Festessen erklärt haben: daß es gelte, ihn aus seiner Stelle zu verdrängen. Gelingt dies nicht, so will man wenigstens durchsetzen, daß die Seminarien künftig dem Konsistorium untergeben werden; denn daß sie unter dem Studienrat stehen, das war dieser Partei ein Dorn im Auge, lange ehe Binder, ein in der besten Bedeutung des Wortes humanistisch gesinnter Mann, an die Spitze dieser Behörde berufen wurde.

Wir haben uns gefragt: ob es rätlich sei, der öffentlichen Anklage mit Protesten entgegenzutreten. Ein nicht unerheblicher Grund spricht dawider. Wir konnten uns sagen, daß wir den Anklägern vielleicht nur einen Gefallen tun. Was sie wollen, was ihnen dient, ist ja eben der Lärm: Es wird ihnen nur willkommen sein, wenn ihnen Stoff zu Dupliken geboten wird, um den Prozeß fortzuspinnen, die Sturmglocke fortzuläuten. Sie werden weitere „Erklärungen" von Unglücklichen sammeln, denen sie weißmachen: ihre Heiligtümer seien bedroht; nach der Hauptstadt wird man die kleineren und kleinen Städte, wohl auch die Dörfer, herbeiziehen. In früheren Fällen ist es ihnen gelungen, durch einen solchen fortgesetzten Sturm eine an sich ganz freisinnige Regierung endlich in einen Mißmut zu versetzen, die sich nach Art der menschlichen Natur, statt gegen die Sturmglöckner, gegen den unschuldigen oder nur einer kleinen Über-

eilung schuldigen Veranlasser entlud. Warum soll ich es nicht heraussagen, daß mich dieser neuere Vorgang nicht nur an den Allerweltsaufruhr gegen Strauß nach dem Erscheinen des „Lebens Jesu", sondern auch an jene anschwellende Flut erinnerte, die im Jahre 1845 mit einer zweijährigen Suspension für mich endigte? Als der erste denunzierende Artikel über meine Inauguralrede erschien, war ihm schon anzuwittern, was nachfolgen werde. Man fühlt den fernen Signalschüssen vor einer solchen großen Hetze immer etwas Gespenstisches, Infernales, etwas Arsenikalisches an; oder, wer ein anderes Bild vorzieht, sie gleichen dem kaum hörbaren feinen Knistern eines rollenden Schneeballs, von dem man voraussieht, daß er zur Lawine anwachsen wird. Es erschien damals die Geschichte eines Hexenprozesses im Morgenblatt; sie erzählte unheimlich spannend, wie eine Denunziation vor dem Ketzergericht einen jungen in Wohlstand und glücklicher Ehe lebenden Bürger von Mergentheim zuerst nur wie am kleinen Finger packte, wie er entfloh, wie den ratlosen Flüchtigen das Heimweh und die Liebe zu seinem jungen Weib wieder in die Nähe der Stadt zog, während die Denunziationen wuchsen; wie er sich endlich hineinwagte, ergriffen wurde, unter der Folter gestand und den Scheiterhaufen bestieg. Verbrannt wird man jetzt nicht mehr, die Ketzergerichte sind menschlicher geworden und begnügen sich mit Amtsentsetzung; freilich, wenn sie einen so ein wenig anbraten, halb räuchern könnten, das würden sie sich wohl schon gefallen lassen. Mehr als ein Kamerad sagte mir damals: Es sei ihm bei jenem ersten Artikel gerade so zumute geworden, wie da er den Hexenprozeß las. Nun also wuchs die Lawine, nun kamen die Verdrehungen, Entstellungen, Mißbrauch von Äußerungen auf dem Katheder, die, aus dem Zusammenhang gerissen, in das Gegenteil ihres Sinnes verkehrt wurden; nun durchstöberte man meine Schriften und klaubte heraus, was mir schaden konnte; nun trieb man Sturmpetitionen trostloser Eltern zusammen, die ihre Söhne in den Händen solcher Lehrer wissen sollten; nun schlegelte man auf den Kanzeln und schrie — genau nach dem schon oben besprochenen Pastor-Göze-Regulativ — über das Ärgernis, das man eben durch dieses Schreien selbst hervorrief; Schutzartikel der Freunde gossen nur Öl ins Feuer, indem sie willkommenen Anhalt zu neuem Schüren gaben, und endlich erreichte man, daß im Verdruß über den

nicht endenden Lebtag und Halloh ein ganz freisinniger Minister einen Universitätslehrer für eine Antrittsrede, die in der Farbe etwas jugendlich leidenschaftlicher war, als er sie jetzt halten würde, aber im Inhalte dem Angriff keinen Anhalt bot, auf zwei Jahre seinem Amt entzog. Nicht der Religion, wie die Entsteller sagten, sondern der Intrige hatte ich in dieser Rede meinen offenen Haß erklärt. Ich ließ mir die ungerechte Strafe gefallen; ich sagte mir: ich sei es der Sache schuldig, daß ich den Feinden nicht den Gefallen tue, von der Stätte meines Wirkens zu weichen. Dennoch war ich nicht ganz einig, nicht ganz zufrieden mit mir, daß ich das Unrecht hingenommen hatte, und zehn Jahre später kam der Tag, wo ich meinem Gewissen Genugtuung verschaffen konnte. Ich war sehr unschlüssig, ob ich den Ruf nach Zürich annehmen sollte, suchte eine Audienz bei dem Minister v. Spittler-Wächter, dem Nachfolger Schlayers, nach, trug ihm die Gründe meiner Unschlüssigkeit ganz offen vor, gestand ihm, daß ich befürchte, es könnte mich reuen, wenn ich gienge, und reuen, wenn ich bliebe; das letztere gewiß dann, wenn die Regierung in neuen Fällen von Denunziation, Verschleppung und Verdrehung von Stellen aus Lehrvorträgen, aus Schriften (an denen es in der Zwischenzeit nicht gefehlt hatte) nicht fester als vor zehn Jahren zu der Freiheit der Wissenschaft stünde — ich erhielt keine Zusage und gieng.

Die Zeiten sind anders geworden, das Licht hat an Kraft und Raum gewonnen. Wir durften nicht fürchten, Öl ins Feuer zu gießen und ein solches Ende herbeizuführen, wenn wir uns zu Gegenerklärungen entschlössen. Eine derselben ist von einigen Lehrern des Polytechnikums ausgegangen und am 10. März im „Schwäb. Merkur" erschienen. Ich habe sie unterzeichnet, um mich der Sache nicht zu entziehen, aber, offen gestanden, sie ist mir zu zahm, hält sich zu sehr in der Defensive für den Angeklagten. Es gibt aber wider eine Anklage ohne Stoff nichts zu verteidigen, die freie Menschenbildung hat das Recht und die Pflicht, den Speer umzudrehen und laut und offen ihre gerechte und tiefe Entrüstung gegen einen solchen Ausfall, ein solches Ketzergericht am lichten Tage der Aufklärung und gegen die Intrige auszusprechen, die seinen Hintergrund bildet. Unsere Regierung darf erwarten, daß die Stimme der Öffentlichkeit kräftig zu der Intelligenz des Staates steht, welche an die Spitze

der Oberbehörde unserer Mittelschulen und des protestantischen Seminars zu Tübingen einen Mann berufen hat, der diese Unterrichtsanstalten ernst und besonnen im Geiste der echten Menschenbildung leitet, und welche uns diese edle Kraft auch erhalten wird. Sie bedarf nicht dieser Stimme zu ihrer Unterstützung und noch weniger zu ihrer Belehrung; aber in diesem Augenblick sieht Deutschland auf uns; eine Regierung gibt keine Erklärungen über ihr Handeln in die Öffentlichkeit; sie hat sich nicht zu verantworten, wenn sie anmaßenden Angriffen gegen einen Bestand, den sie gewollt hat, keine Folge gibt; gut aber ist es, wenn die Bürger ihre Stimme erheben und nicht dulden, daß eine gehässige Partei einen Schatten auf die alte Ehre unseres Landes werfe, das sich rühmen darf, daß sein Schulwesen wohlbestellt ist und der Entwicklung der Geister freie Bahnen öffnet.

Allerdings aber ist im Organismus unseres Unterrichtswesens eine verhärtete Stelle, auf welche eben die Angelegenheit weist, welche jetzt die Gemüter in Württemberg aufregt. Die Partei, welche jetzt so keck in den Vordergrund getreten ist, strebt, wie gesagt, dahin, daß die Seminarien künftig dem Konsistorium zugeteilt werden. Es sind bekanntlich vier sogenannte niedere Seminarien, Vorbereitungsanstalten für das Studium der Theologie im sogenannten höheren Seminar auf unserer Universität. Diese sollen also künftig nicht mehr dem Staate, sondern der Kirche unterstellt sein. Die Frage greift, wie man sieht, mitten hinein in die große und schwere Aufgabe, deren Lösung das Deutsche Reich jetzt angetreten hat. Aber für Württemberg knüpft sich daran eine andere weitführende Frage. Das theologische Studium genießt bei uns durch die Stiftung der Seminarien, das edle für seine Zeit so verdienstvolle Werk des Herzogs Christoph, eine Stipendienbegünstigung im höchsten Mißverhältnis gegen die anderen Fakultäten. Mühsam ist es vor Jahren gelungen, durchzusetzen, was der Wortlaut der Urkunden sonnenklar zuläßt, daß ein Teil der Zöglinge sich der Philologie widmen darf. Es käme darauf an, ob mit diesen Urkunden nicht auch der bedeutendere Schritt vereinbar wäre: diese großen Stipendien und mit ihnen die Wohltat der spezielleren Leitung der Studien (durch Repetenten, Examinatorien, Aufsätze) auch an andere Fakultäten zu verteilen und dadurch unser Studienwesen endlich von dem

Stempel des Vorwiegens der an Klostereinrichtungen geknüpften Theologie zu befreien, der ihm noch immer einen halb mittelalterlichen Charakter aufdrückt. Es wäre sehr zu wünschen, daß Freunde der wahren geistigen Menscheninteressen, die mit dem einzelnen, was hier in Frage kommt, vertrauter sind, den Gegenstand in öffentlicher Besprechung aufnähmen; dann könnte vielleicht einmal eine Zeit kommen, wo wir aus der schlimmen Saat, die gegen Binder ausgeworfen worden ist, Gutes ernten. Auftritte wie der, womit sich dieser Artikel beschäftigt, sind unliebsam, widerlich; niemand liebt „Szenen", jedermann will Ruhe, man muß wünschen, die Störung und Aufregung so schnell als möglich niederzuschlagen. Wohl, aber dann beginnt erst der andere Teil der Aufgabe: das zunächst nur Unerfreuliche darauf anzusehen, ob nicht doch vielleicht etwas Providentielles darin liegt, ein Ferment, das „reizt und wirkt" und wider Willen als Hebel für heilsame Fortschritte dienen soll.

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1874, Nr. 77, 18. März.)

Zweiter Teil.



Eine Reise.

Ecco il mare, sagte ein Dalmatiner, der mir im Eisenbahnwagen gegenübersaß, indem er das Fenster öffnete; quanto è grato e dolce! setzte er mit sanfter Stimme hinzu. Es war am 22. April 1860; ich war den Tag zuvor über den Semmering bis Graz, heute von Graz aus gefahren, stets unter kaltem Regen, Sturm, wirbelnden Schneeflocken. Wir fuhren jetzt am späten Abend unterhalb Nabresina, der vorletzten Station vor Triest, alle Fenster geschlossen; es war schon dunkel, und wer wollte bei solchem Wetter nach der Landschaft ausschauen; daß uns der Schienenweg jetzt auf mäßig hohem Ufer am Meere hinführte, wußte ich gar nicht. Aber siehe da! der Regen hatte aufgehört, der Sturm schwieg, der Himmel hieng wohl noch voll schwerer Regenwolken, dunkelgrau, trüb, lastend, traurig, aber das Meer hatte alles, was noch von Licht am Horizonte zerstreut war, auf seinem Spiegel gesammelt und seinen fernen Saum an gebuchteter Küste mit einem flimmernden Silberschein geschmückt. So windstill war es, daß man nicht ein Rauschen hörte, ja beim schönsten Wetter, der ruhigsten Luft habe ich das Meer nie so schweigend gefunden. Ich habe es in jedem Zustande gesehen: lachend im tiefen, reinen Blau des italienischen Himmels, während muntere Delphine um das Schiff scherzten, glühend wie lauter blutrotes Feuer im Sonnenuntergang, wütend und brüllend im Sturm und die brandenden Wellen wie Schaumgestalten seltsamer Ungeheuer fünfzig Fuß und höher an zackige Klippen emporjagend, immer groß, immer den staunenden Geist zu einer Ahnung des Grenzenlosen erweiternd; jetzt hatte ich lange Zeit seinen Anblick entbehrt, heute im Mißbehagen des lästigen Unwetters ganz vergessen, daß ich ihm so nahe sei. Und unverhofft ist es da, nicht im Schmucke des Ultramarin oder des glühenden Goldes, nicht in der wilden Majestät des Sturmes, nächtlich grau, matt aufleuchtend, hindämmernd im sparsamen Helldunkel, geheimnisvoll lautlos wie nie, groß, weit, unendlich wie immer! Wem die Seele im Unwetter des Lebens so still, groß, weit, unendlich wäre! Eine Ruhe, ein Friede kam über mich, dessen ich gar sehr bedurfte.

An diesen erhabenen Ruheplatz wollte ich meinen Leser führen, ehe ich ihm erzähle, was ich Düsteres zuvor gesehen und was mir die Seele im Innersten bestürmte. Dabei muß ich etwas weit ausholen, muß berichten, wie und warum ich diese Reise antrat; wir werden lange fern von dem stillen, hohen Bilde verweilen, aber ich vergesse es nicht, ich führe den teilnehmenden Begleiter sicher dahin zurück. Nachher geht es weiter, Aufregung, Sorge, Schmerz, Hast und Jagd des Lebens hebt abermals an, aber ich hoffe ihn von Stelle zu Stelle an einen solchen Ort des Friedens und der inneren Sammlung zu bringen, daß er mit mir ausatme und ein Unendliches schaue, wo die Seele ankern kann.

Ja wohl kam ich noch aus ganz anderem Unwetter, als Regen, Sturm und Schnee. Kummer und Qual des Herzens um das arme, gespaltene, verachtete, schwer bedrohte und in Not und Schmach nur doppelt heiß geliebte Vaterland hatte mich auf die Reise getrieben. Ich muß recht dringend bitten, diese Worte nur ganz so schlicht zu nehmen wie sie lauten; mir fiel und fällt es nicht ein, den Politiker von Fach spielen zu wollen. Meine Welt ist die Wissenschaft, die Kunst, und man wird sehen, daß ich sie auch in dieser leidenschaftlichen Teilnahme an den Fragen der Wirklichkeit nicht vergessen habe; die Ruheplätze, wohin ich den Leser aus dem Gewirre und Lärm des Lebens zu führen gedenke, gehören dem idealen Lande des Schönen an. Man wird nie von mir hören, daß ich mir beigehen ließe, über Zivil- und Kriminalgesetzgebung, Stempelsteuer, Majorate und Fideikommisse mitberaten zu wollen. Aber ich denke, es ist ein ander Ding, wenn es sich um die Lebensfrage einer Nation handelt, und ich wüßte nicht, wer es einem Gelehrten, wäre er sogar ein Ästhetiker, sollte verbieten können, ein Herz zu haben für diese große Sache und über sie mitzusprechen in lebendigem und geschriebenem Wort. Man wird uns Deutsche fortan nicht mehr vertrösten können mit unseren Künstlern, Dichtern, unserem Wissen, wir wollen als Nation, als Staat, als Macht unter den Völkern geachtet sein. Wer über Hunger klagt, dem wird schlecht geholfen sein, wenn man ihm sagt: gib dich doch zufrieden, dein Keller ist ja voll edler Weine. Will aber ein Volk zum politischen Dasein gelangen, so müssen alle Glieder sich regen; kein einzelner darf tot liegen; jeder, der denkt und innerlich lebt, muß mitwirken, wie er kann, und er hat sich

nicht lange zu fragen, was und wieviel er wirken könne. Das Meer besteht aus Flüssen, die Flüsse aus Bächen, die Bäche aus Quellen, die kleinste Quelle, die zufließt, trägt ihr Teil zum Ganzen bei. Eine Aussaat wird in unzähligen Körnern gestreut; säe jeder seines Orts und meine nicht, er müsse zählen können, wie viele Samenkörner auf guten Grund fallen, aufgehen, Frucht tragen. Wer fragt nach einem Rechte, mitzureden und mitzuwirken, wo jeden die Pflicht ruft? Wer auch nur nach einer Pflicht, wo ein lebendiger Mensch nicht anders kann? Aus dem Jahr 1848, aus der dunkeln Verwirrung seiner Parteien und der allgemeinen Niederlage seiner Bestrebungen war mir das Ziel der politischen Einigung der Nation als heiliges, stilles Anliegen tief im Herzen geblieben. Aber ich verzichtete darauf, den Tag zu erleben, wo das Ziel erreicht oder nahe Aussicht auf seine Erreichung wäre. Da kam der Angriff auf Österreich im vorigen Sommer. Frankreich bringt uns wie bestellt das einzige Mittel, den ersten großen Schritt zum Ziele zu tun: Anlaß zu einem Kriege, der die ganze Nationalkraft anspannen mußte. Deutschland begreift es, steht auf, bringt freudig jedes Opfer, stellt sich, jeden Zwiespalt vergessend, unter die Führung Preußens, und Preußen, unter zweideutigen Äußerungen über den Zweck seiner Rüstung, zögert, bis die Stunde vorüber ist. Bald genug geht in Erfüllung, was jeder voraussah und voraussagte, der sich von der französischen Phrase nicht hatte täuschen lassen. Savoyen und Nizza wird weggenommen und hiemit ausgesprochen, daß es für Frankreich keine Verträge, kein durch Recht geheiligtes Besitztum gibt. Und wirklich, kaum getan, so werden die deutschen Rheinlande bedroht. Jetzt hatte Frankreich sein ganzes Heer gegen uns zur Verfügung, während im Sommer vorher seine Kerntruppen in Italien standen, Preußen war mit Österreich entzweit, und das übrige Deutschland, ich meine das Volk, hatte es durch jene Verzögerung und Hinhaltung, noch mehr durch den Hohn, der von seiner Presse wie ein giftiger Mehltau auf eine wahre, von klaren Gründen getragene Begeisterung geworfen war, gründlich gegen sich erbittert. Näher und näher trat die Kriegsgefahr, und nicht einmal über den Bundesfeldherrn waren wir einig.

Der Leser darf nicht vergessen, daß dies die Lage der Dinge war, in der ich meine Reise antrat. Seit jenen Tagen, Wochen, Monaten

des unseligen Zauderns war mir in der Spannung jedes Nervs, in Qual der Seele, Angst, Empörung, Verzweiflung, unter dem Spott und dem noch verletzenderen Mitleid des Auslands, das mich umgibt, die Resignation verloren gegangen, die deutsche Frage zur Leidenschaft geworden, die mein Innerstes beherrschte, und ich denke, ich habe mich dessen nicht zu schämen. Glaubt man, darüber sei mir die verständige Betrachtung der Dinge abhanden gekommen und findet in diesen Blättern keinen Gegenbeweis, so muß ich es mir gefallen lassen.

Inzwischen hat sich vieles verändert, die Lage hat sich um ein Bedeutendes aufgehellt, aber wirklich licht und beruhigend ist sie nicht geworden. Motive, deren Eintritt niemand voraussah, bestimmen den Kaiser der Franzosen, den offenbar beschlossenen, deutlich genug angekündigten Krieg gegen Deutschland aufzuschieben und es fürs erste mit anderen Waffen zu versuchen. Er dringt dem Prinzregenten von Preußen seinen Besuch auf, er wird nach Baden-Baden beschieden, findet ihn von einem Kreise deutscher Fürsten umgeben, und seine Versucherkünste scheitern an einem Hindernisse, das er nicht in Rechnung genommen hatte, an der deutschen Ehrlichkeit; Preußen feiert einen moralischen Triumph und versöhnt manchen erbitterten Gegner seiner jüngsten Politik. Allein hinter dem nächsten Zweck, der ihm fehlschlug, hatte der französische Gast sichtbar noch einen zweiten im Auge, den er auch erreicht hat. Die nahe Kriegsgefahr hatte dem Drange der Nation zur Einheit einen rascheren Puls gegeben, und die Fürsten selbst waren auf dem Wege, angesichts der brennenden Notwendigkeit diesem Drang entgegenzukommen. Der Urheber der Drohung begreift, daß er Deutschland stärkt, indem er es schwächen wollte; seine tiefste Furcht ist die vor einem Erstarken Deutschlands, das hat der Friede von Villafranca gezeigt; aufs neue sieht er es nun im Aufschwunge begriffen, und er beschließt, diesem beschleunigten Zuge zur Einheit den Nerv zu durchschneiden, indem er in aller Gemütlichkeit den versammelten Fürsten seinen friedfertigen Sinn beteuert. Vielleicht der feinste von allen seinen Ränken; er hat Deutschland sein Villafranca vor dem Kriege bereitet, niederschlagendes Wasser auf seine Gärung ausgegossen, seinem ausholenden Arme den Gegenstand genommen, so daß er sich verhieb. Der deutsche Charakter ist nicht so flüchtig, daß er von seinen

Zielen abließe, wenn ihm eine solche Posse gespielt ist, allein wir können die menschliche Natur nicht verändern: steht uns nicht deutlich und greiflich mehr in naher Aussicht der Krieg, der das einzige Mittel zu unserer Einigung ist, so ist der Bewegung fürs nächste der Sporn genommen; sie wird nicht einschlafen, aber sie ist auf die lange Bank geschoben.

Ein neues, wichtigeres Ereignis folgte im Verlauf dieses Sommers: die Zusammenkunft in Teplitz; Preußen und Österreich sind versöhnt, der Feind wird Deutschland wenigstens nach außen, ihm gegenüber vereinigt finden, wenn er es angreift. Noch ist Geheimnis, was einzelnes verabredet wurde, doch wahrscheinlich, daß Preußen den Beistand seiner Waffen zugesagt hat, falls ein italienischer Angriff auf Venezien mit Frankreichs Hilfe unternommen würde. Die Versöhnung mit Österreich ist zugleich freundliche Annäherung Preußens an Bayern, dem das Verdienst gebührt, jene eingeleitet zu haben, also an den stärksten unter den Mittelstaaten, und somit scheint auch nach dieser Seite eine bessere Zukunft eingeleitet.

Warum nun noch eine Reise beschreiben, die unter so ganz anderen Umständen, in so ganz anderer Stimmung gemacht ist? Deutschland freut sich der gewonnenen Grundlage kräftigen Zusammenhalts, und du, so höre ich sagen, willst uns noch von deinen Stimmungen in hoffnungsloser Zeit erzählen? Was soll uns diese Lyrik? Erspare sie uns!

Ja wohl, wenn es so gut stünde, wie es auf den ersten Blick den Anschein hat! Wie aber steht es in Wahrheit? Was wirklich gewonnen ist, wird von einem wahrlich nicht kleinen Teile der Nation verkannt, und eine scheinbare Rechtfertigung für dies Verkennen erwächst daraus, daß Anderes, Wesentliches nicht gewonnen ist.

Glücklicherweise hat die preußische Regierung gezeigt, daß sie ihr Interesse und das Wohl Deutschlands besser versteht, als die Mehrzahl der Preußen und als die Mehrzahl der Deutschen, die zur preußischen Partei gehören. Ich weiß mich frei von der Leidenschaft, womit diese Partei von den meisten bekämpft wird. Es ist nur ganz begreiflich, daß man in der Ratlosigkeit der Frage über die Form der deutschen Einigung auf die Ansicht kommt, es müsse der stärkste unter den rein deutschen Staaten

an die Spitze gestellt werden, und daß man im Eifer für diese Überzeugung alle naheliegenden Schwierigkeiten zu leicht nimmt. Die entgegengesetzte Partei, die wir die föderative nennen wollen, steht nicht minder großen Hindernissen gegenüber, deren Gewicht auch sie nur zu oft unterschätzt: sie vergißt, daß zwischen Teilen, die so ungleich an Macht und Größe sind, wie die deutschen Staaten, von einer wahren Föderation nicht die Rede sein kann. Die Partei der Zentralisation, wie man in ungenauem Gebrauche des Worts die preußische nennt, hat gegen sich das Widerstreben der Teile, die nicht dulden wollen, daß ein Teil das Ganze werde. Es sind nicht die Fürsten allein, es sind die Stämme, die Bevölkerungen mit ihrem historischen Leben, die im Bewußtsein gleichen Wertes gegen diese Art von Unterordnung sich stemmen. Jeder Anhänger der preußischen Partei wird gestehen, daß er nur auf langen Wegen der Reflexion zu seiner Überzeugung gelangt ist; es kann nicht anders sein, denn die Erhebung eines Teils zum Ganzen, zur Herrschaft über das Ganze, ist gegen die natürliche Logik. Nun meine ich gar nicht, daß Logik und Geschichte zwei gleiche Dinge sind, allein um gegen die natürliche Logik recht zu behalten, müßte ein solcher Teil Gewichte von bedeutender spezifischer Schwere einzusetzen haben, wozu keineswegs genügt, daß er größer ist als alle rein deutschen Staaten. Ein solches Gewicht ist ungleich höhere politische Entwicklung: wäre es vorhanden, so würde die Zuneigung der Bevölkerungen das Sträuben ihrer Regierungen vielleicht überwinden. Es ist aber nicht vorhanden. Ein anderes Gewicht wäre ausgezeichnetes Genie, verbunden mit Kühnheit und Entschluß; es ist auch nicht vorhanden, es lebt kein Friedrich der Große. Trotz diesem Mangel ließe sich noch ein Fall denken, der zu einer Hegemonie Preußens führte: die Gelegenheit, eine Wendung der Dinge, die Preußen fast ohne sein Zutun, nur übrigens ein kräftiges patriotisches Handeln in einem bestimmten Falle vorausgesetzt, das Heft in die Hand drückte. Unter welcher Bedingung die Nation sich damit zufrieden geben würde, dies wird sogleich und muß dann auch weiterhin in diesen Blättern zur Sprache kommen. Hier ist nur erst hinzuzufügen, daß das eine Wendung ist, die man am wenigsten macht, wenn man viel von ihr redet, eine mögliche Tatsache, kein Prinzip für eine politische Partei. Dagegen wissen die Föderalisten nicht, woher sie die Mittel nehmen

sollen, den Teilen die annähernde Gleichheit zu geben, die ein wahrer, organischer Bund voraussetzt. Praktisch genommen, d. h. darauf angesehen, was man denn nun eigentlich tun soll, um zum Ziele zu gelangen, ist also das Bild, das beiden Parteien vorschwebt, gleich vag, gleich idealistisch, und keiner von beiden ist ein Vorwurf daraus zu machen, denn so, wie für jetzt die Dinge liegen, ist jede Form des organischen inneren Aufbaues, die man ersinnen mag, untunlich. Es gibt kein Programm für die deutsche Einheit. Wir wollen sie, wir müssen sie haben, wir müssen agitieren auf dies Ziel nach allen Kräften, aber wie sie sich gestalten müsse, kann für jetzt kein menschlicher Verstand ersinnen. Es ist kläglich, aber es ist so, die deutsche Einheitsfrage ist eine verzweifelte und wird es bleiben, bis große Tatsachen den Knoten zerhauen.

Unbefangen und leidenschaftslos verhalte ich mich zu der preußischen Partei bis zu dem Punkte, wo die österreichische Frage anfängt. Glaubt sie, das übrige Deutschland werde sich unter Preußen einigen lassen, — ich teile ihre Meinung nicht, aber ich hasse sie auch nicht, wofern sie nur nicht auf den Untergang Österreichs spekuliert. Dies ist die Bedingung, von der ich vorhin gesprochen habe. Ich weiß recht wohl, welcher Vorwurf des logischen Widerspruchs von den Fanatikern der Partei bei diesem „Wofern" auf mich wartet. Ich wage dennoch die schreckliche Ketzerei auszusprechen, daß die Partei recht wohl bestehen könnte ohne das heillose Dogma: man müsse der Auflösung Österreichs untätig zusehen, denn Österreichs Untergang sei Preußens Aufgang. Das bekannte Programm Gagerns aus der Zeit der deutschen Reichsversammlung oder die sonst schon aufgestellte Formel: engerer Bund unter Preußen ohne, weiterer Bund mit Österreich ist nur gerade so praktisch und so unpraktisch, als der Vordersatz des ganzen Parteiprogramms; es wäre um nichts schwerer, den Hauptsatz mit diesem Beisatz durchzuführen, als ihn überhaupt durchzuführen. Es ist Zeit, dies schwankende Gebiet des Denkbaren zu verlassen, denn hier können wir nicht weiter. Da alles durchaus dunkel bleibt, was über die Einrichtung unseres inneren Haushaltes vorgebracht wird, so müssen wir die Sache am anderen Ende fassen und fragen, wie es mit der politischen Reife einer Nation steht, und was einer Nation droht, die in der Stunde der Gefahr nicht vor allem daran denkt, daß sie ihre gesamten Kräfte zusammen-

halte, ihr Eigentum, ihre Habe schütze und wahre. Wir haben zwei große, gleich unbedingte Aufgaben zu unterscheiden: die der Selbsterhaltung und die der inneren politischen Form, betreffe sie die Gestaltung der Einheit oder der bürgerlichen Freiheit. Und mir will scheinen, der ernste Moment habe einen großen Teil der Nation auf demselben Standpunkte der Vermischung und Verwirrung beider Aufgaben getroffen, auf dem uns das Jahr 1848 traf. Den Begriffen: Existenz, Eigentum, Besitzstand und Ehre der Nation wird der Begriff: Verfassung, Einrichtung, Konfession, Bildung, Rechtsgleichheit usw. untergeschoben. Wir sagen: laßt Österreich nicht im Stich, es wird sich bitter an euch bestrafen — Antwort: ja aber dort ist das Konkordat! Sieh hin, ein Zuavenhund bohrt einem Tiroler das Bajonett in die Brust, hilf! — Antwort: ja, lieber Gott, der Mensch dauert mich, aber er ist Pfaffenknecht und Reaktionär, ich kann ihm nicht helfen. Laß Napoleons Macht nicht aufkommen, reißt sie Österreich ein Stück ab, ob Bundesland oder nicht, so bedroht sie dich, uns alle, auch unsere Bundesländer, wird zur europäischen Diktatur! — Antwort: in Österreich herrscht der Absolutismus. Preußen und Österreich ist versöhnt, freue dich, wir werden vereint gegen den Feind stehen, wir werden so vereint zur ersten Macht in Europa werden! — Antwort: o weh, das wird uns unser neues Verfassungsleben kosten, die Kreuzpartei ans Ruder bringen. Und das ist euer Selbstvertrauen? Und solcher Schwäche, solcher Widerstandslosigkeit euch bewußt verlangt ihr, daß Deutschland euern Satz von der Unterordnung unter Preußen wie eine heilige, unumstößliche Wahrheit verehren solle? Noch heute — da ja doch jedermann noch vom Sommer 1859 spricht — sagt ihr: wäre Preußen damals wirklich zum Kriege geschritten, so stünde jetzt Österreich an der Spitze Deutschlands, mit ihm der Absolutismus, der Romanismus, und wir wären da, wo Deutschland war anno 1818. Wie? Ihr hofftet, zu siegen, während Österreich Niederlagen erlitt, und ihr traut euch nicht zu, daß ihr dann die Kraft gehabt hättet, Österreichs altem System zu widerstehen, es zu brechen, euch in ein Verhältnis zu diesem Staat zu setzen, wie ihr als die siegende Schutzmacht es wünschen mochtet? Und habt ihr denn nicht gemerkt, daß damals, als wir uns unter euch stellten und von euch zum Kriege geführt sein wollten, auch diejenigen von uns, die nicht zur sogenannten klein-

deutschen Partei gehören, für sehr wahrscheinlich hielten, daß ihr mit dem Hefte des Kriegsschwertes auch das Heft der Hegemonie in die Hand bekommt, und daß alle es sich gern gefallen lassen wollten, wenn nur kräftig gehandelt würde? Damals regnete es Brei für Preußen, und Preußen hatte keinen Löffel. Was man durch rasches Handeln wahrscheinlich errang, verrannte man sich durch Unterhandeln und Zögern, worin man den Eindruck hervorbrachte, daß man es haben möchte, und wodurch man Österreich zu jenem verzweifelten Friedensschlusse trieb. Jetzt nun, nachdem die Stunde verpaßt ist, will durch Bitten, Drängen, Werben, Schieben eine Partei das machen, was, wenn es je kommen kann, wie ein Blitz kommt, der aus der Wolke fährt, was ein Akt des Genie, der Kühnheit, eine Tatsache ist, bei der man eines schönen Morgens erwacht. Die unverbesserliche Verwechslung von äußerer und innerer Politik, von Fragen der Existenz mit Fragen der Freiheit des Geistes, der Bildung erklärt nun jeden, der nicht will, daß Österreich aufgegeben werde, für einen Partikularisten, für einen Spießgesellen des Pfaffentums, für einen Verräter, im besten Fall für einen Toren, einen Gefühlspolitiker, ein bewußtloses Werkzeug in der Hand der Sonderbündler; was von den Mittelstaaten ausgeht, muß auf alle Fälle, auch unbesehen, schlecht sein. Wir sollen nicht vergessen, daß man uns, als wir euch die Führung gaben, um zur rechten Zeit eine Macht zu brechen, die euch und uns alle gefährdet, gar noch mit Okkupation bedrohte, und hiemit war das Maß voll. Wer solche Körbe austeilt, kann fürder keine Anträge erwarten. Doch genug der traurigen Erinnerungen; ich wäre der letzte, der sie aufrührt, wenn nicht der Trauergesang über die Versöhnung Preußens mit Österreich zeigte, daß jenes unselige Dogma, das mir auf der ganzen Reise noch im Ohr summte: das Dogma von der Spekulation auf die Zertrümmerung Österreichs, morgen wie gestern, wenn ein Angriff auf Österreich uns alle bedroht, durch die Reihen der preußischen Partei laufen wird.

Man wird mir ohne Beteuerung glauben, daß ich unserem alten Losungswort: Freiheit, rein menschliche Bildung, Kampf gegen Wahn und Verfinsterung nicht abtrünnig geworden bin. Ich will es nur nicht da unterschieben, wo es nicht hingehört; zuerst existieren, zusammenhalten, was wir haben, uns nicht entehren lassen durch

fremde Eroberungspolitik, dann der innere Aufbau und die Prinzipien! Man wird sehen, daß ich Österreich, das Land und die Leute, von Österreich, dem System, zu unterscheiden weiß. In der Tat, wenn die Freude über diese neueste Versöhnung Preußens und Österreichs uns durch die Torheit jener getrübt wird, die im Hintergrunde derselben nichts sehen, als schädlichen Einfluß der alten inneren Politik Österreichs auf das Verfassungsleben P r e u ß e n s, so wird sie auf der anderen Seite durch die wohlgegründete Besorgnis geschmälert, daß Österreich auch jetzt nicht erkannt habe, wie es durch ein ernstliches Umlenken sich beeilen muß, an Deutschland wahrhaft und dauernd anzuwachsen und uns dadurch den Aufbau der deutschen Einheit möglich zu machen. Noch ist kein Schritt geschehen, der eine wirkliche Umkehr beweist. Meine Überzeugung, daß es Wahnsinn ist, auf seine Zertrümmerung Deutschlands Stärke bauen zu wollen, bleibt stehen nach wie vor, und zwar hoffe ich zu zeigen, daß wir Österreich uns erhalten müssen, seine außerdeutschen Völker m i t e i n b e g r i f f e n, daß nur die innere Politik Österreichs bis jetzt es war, was diesen Besitzstand zu einem Bleigewicht, zu einem Fluche für Deutschland machte, daß er, sobald jene umlenkt, ein wahres Gut für Deutschland ist; aber die Perspektive wird freilich eine andere, wenn es nicht eilt, durch freies Verfassungsleben diese Völker an sich zu fesseln; dann muß Deutschland sich gefaßt halten, daß es sich die Stärke gebe, diese absolute Forderung des deutschen Wohles in Österreich durchzusetzen.

Davon eben muß ja die Rede werden auf unserer Reise. Für jetzt wollte ich nur zeigen, daß ich nicht Ursache habe, die sorgenvolle Stimmung, in der ich die Reise machte, im Ton ihrer Erzählung ganz abzuschwächen. Tief bewegt wie ich reiste, werde ich schreiben. Ich bin gereist, weil es mich nicht zu Hause ließ, weil ich wandern mußte. Eine wilde Jagd von Reise habe ich beschlossen wie einer, der über Berg und Tal mit hastigen Schritten rennt, um inneren Sturm durch äußeren zu vertoben. München, Wien, Pest, Triest, Venedig, Verona, Mailand in sechs Wochen, das wäre ein toller Reiseplan für einen, der ruhig schauen und genießen will, war ein begreiflicher für den, der Unruhe in Unruhe ertränken wollte. Warum aber nach Österreich? Vor allem einfach, weil ich, der ich im Ausland lebe, einmal wieder mit Deutschen sein, mit Deutschen klagen,

trauern, mich trösten, dann, weil ich in der Nähe sehen wollte, wie es dort steht. Lage der Dinge und Stand der Parteien im übrigen Deutschland war mir hinreichend bekannt; was man in Österreich hofft oder fürchtet, sieht und denkt, ist uns in der Ferne verschleiert. Wer etwa meint, ich sei mit blühenden Illusionen hingegangen, der wird sich von seinem Irrtum überzeugen. Man wird die Stimme eines Mannes vernehmen, dessen Meinung zwei Standpunkte vereinigt, die sich sonst an entgegengesetzte Parteien verteilen: völlige Unbefangenheit des Urteils über die österreichische Politik und völlige Überzeugung, daß wir Österreich nie und nimmer aufgeben dürfen; offener Widerspruch gegen sein früheres System und aufrichtiger Eifer dafür, daß wir nicht nur seine tüchtigen deutschen Stämme, sondern auch seine außerdeutschen Völker am Reiche festhalten. Meines Wissens ist eine Meinung wie diese nicht so stark vertreten, daß sie nicht das Recht hätte, sich noch einmal vernehmen zu lassen. Ich beschloß den Heimweg durch Oberitalien zu nehmen; wie öde ich Venedig, wie drohend ich Mailand finden werde, verbarg ich mir natürlich nicht, aber muß man denn immer um des Angenehmen willen reisen? Das Interessante und Spannende im Unheimlichen enthält doch wohl auch eine stärkende Kraft, und die reinen Genüsse der Kunst bleiben ja jedenfalls gewiß. — Daß ich die italienische Frage von der ungarischen und slavischen zu unterscheiden weiß, wird sich zeigen.

Gleich auf dem ersten Schritt meiner Reise muß ich an das anknüpfen, was ich vom Widerstand der Stämme gegen die Oberherrschaft eines Teils gesagt habe, der sich doch keiner höheren politischen Entwicklung rühmen könne. Ich vernahm zu gutem Anfang auf dem Wege nach München im Eisenbahnwagen das vielbeliebte Wort, daß in Preußen mehr Intelligenz sei als in Süddeutschland, namentlich in Bayern; es war zwar eben einmal wieder ein Reisender in Rotwein oder Zigarren, der es vortrug, aber wenn es nur bloß Reisende in Rotwein oder Zigarren wären, die solche Weisheit predigen! Der Unterschied unserer Stämme könnte ein wohltätiger Sporn des Wetteifers, ein heilsamer, fruchtbarer Lebensreiz sein, nebenbei reiche Quelle des Humors im unschädlichen gegenseitigen Necken; die Geschichte des vorigen Jahres hat ihn giftig entzündet, und daß die geschworen preußisch gesinnte Presse ihren Ton

nicht ändert, das gibt dem Gift immer neue Nahrung. Es ist wahr, daß man auch in Süddeutschland oft ungerecht ist gegen preußisches Wesen und daß man den bekannten Stempel des Berliners leicht verwechselt mit dem Norddeutschen überhaupt, vor allem mit den trefflichen, gediegenen Stämmen, die unsere Küsten bewohnen. Ich selbst gestehe, daß ich diese Befangenheit und Verwechslung in dem Aufsatz: Strauß und die Württemberger mir beigehen ließ*). Aber ich glaube doch, daß das Reizen und Ärgern mehr von dort ausgeht. Einen gewissen Ton des Besserwissens, den wir nicht ausstehen können, der unfehlbaren Weisheit, welcher alle Dinge so entsetzlich klar sind, einen Ton des Belehrens, der naturlosen, zugespitzten Ironie, welcher alle anderen Sterblichen für naives Objekt gelten, vernahm man nie stärker als im vorigen Sommer, und vor allem gegen Bayern. Von Preußen her klang es nur immer, wie wenn es da nichts als Ultramontane und darum blinde Anhänger Österreichs gäbe; es gibt ja deren, aber nicht sie haben den Aufschwung geschaffen, der zur rechten Zeit Entschluß und Handlung gegen Frankreich verlangte; auch kann man ja in Handbüchern der Statistik lesen, daß kein kleiner Teil der bayrischen Bevölkerung protestantisch ist. Ein vorurteilsfreier Gast wird sich dem Eindruck eines gleichmäßig verbreiteten Elements von geradem, gesundem Verstande nicht verschließen, das ihm gerade in München recht besonders wohltuend entgegenkommt. Ich habe in der mir schon lange lieb gewordenen Stadt mit ihrem läßlichen, behaglichen, wohlfeilen Leben auf der ersten Station meiner Reise wieder ein paar Tage zugebracht. Kein Zufluß von Fremden, keine Vergrößerung, kein Fortschritt des Modernen hat bis jetzt die Unbefangenheit, Offenheit, Zutraulichkeit der Sitte, Leichtigkeit der Ansprache verderben können. Von Kunst habe ich diesmal nur wenig zu erzählen, doch schlage ich dem Leser vor, mit mir das eine und andere zu betrachten, um sich ein Stündchen der Ruhe in den Aufregungen der drängenden Gegenwart zu gönnen. Größere Unternehmungen der Historienmalerei bereiten sich bekanntlich für das im Bau begriffene Nationalmuseum vor. Der Auftrag, die Salamisschlacht zu malen, hat Kaulbach auf das Feld zurückgeführt, worauf er mit dem bekannten Geisterkampfe der Hunnen und Römer so glücklich begonnen

*) S. oben S. VI und vgl. Altes und Neues, 1882, III, 255, 342ff.

hat. Ich habe mir vorbehalten, ein andermal eine Zergliederung des eigentümlichen Verhältnisses zu versuchen, in welchem sich Idealismus und Realismus, hoher Styl und bis an Karikatur grenzende Schärfe der Charakteristik, Symbol und herbes Abbild der Wirklichkeit, Überfülle beziehungsvoller Reflexion, Ironie, Satire und fruchtbare Sinnlichkeit der Phantasie in diesem Künstlergeiste mischen. Mag man die Mischung nicht für eine organische, gesunde halten, man wird doch nicht läugnen, daß sie viel zu reich, tief, als Spiegel der Zeit viel zu bedeutungsvoll ist, um sich leichthin mit ihr abzufinden. Ich meinesteils habe mich frühe gegen das stehende Motiv des „oberen Stockwerks", der mythischen Symbolik erklärt, welche die wirkliche Handlung nicht zu Atem kommen läßt, und bin der Meinung, daß Raffael mit seiner Disputa del Sacramento und seiner Umstimmung des Attila, so sehr bei ihm diese Einführung mythischer Gruppen und Figuren aus der Anschauung der Zeit hervorgieng, doch auch viel Unheil angestellt hat. Es ist hier nicht der Ort, diese Ansicht gegen Einwendungen zu verteidigen; genug, Kaulbach selbst hat in seiner Salamisschlacht auf den Meergott Glaukos verzichtet, der auf dem ersten Entwurf dem Xerxes jene Ketten vor Augen hielt, mit denen er im Übermut den Hellespont fesseln wollte, und als einziges transzendentes Motiv bleiben die Gestalten der Heroen in der Luft, die nach dem eigenen Volksglauben den Griechen in dieser Schlacht vorkämpften; ich bin überzeugt, sein großes Schlachtbild hat dadurch nur gewonnen, indem nun an die Stelle des Glaukos die stolze, wilde Artemisia getreten ist. Ich glaube aber, daß Kaulbach noch eine ungeteiltere Wirkung erreichen und manchen Gegner versöhnen wird durch das letzte Bild für das Treppenhaus im Museum zu Berlin. Endlich ist ja dort seine Absicht durchgedrungen, das Reformationszeitalter als den modernen Wendepunkt der Weltgeschichte darzustellen. Ich kenne Kaulbachs Skizze; er verfährt diesmal wie Raffael in der Schule von Athen, er versammelt einfach die Männer, in denen der Geist dieses Zeitalters Leben gewesen ist: auf höherer Basis der weiten Räume einer Kirche die Reformatoren, Luther in der Mitte, der voll Energie der Begeisterung die Bibel hoch emporhebt, zu seinen Seiten Melanchthon und Zwingli, die das Abendmahl austeilen, tiefer, im Vordergrunde, links die großen Entdecker, rechts die Humanisten,

die Künstler. Hier wird er ungeteilt in seinem Elemente sein, der starken Charakteristik; wir werden einen reichen Kreis von Charakterköpfen und Gestalten sehen, aus deren lebendigem Zusammenwirken die Einheit des Grundgedankens mächtig hervorspringen wird, statt in abstrakt schönen Allgemeinfiguren symbolisch danebenzutreten, und irre ich nicht, so wird der Künstler auch die sonst gewohnte Überfruchtung mit Nebengedanken, Beziehungen, reflektierten Episoden zu opfern wissen, wird eingedenk sein, daß die höchste Reife Einfachheit ist.

Es wird sich nun zeigen, wie die Münchener Kräfte zu der großen Prinzipienfrage des Idealismus und Realismus sich stellen, wenn einst das Nationalmuseum uns vor Augen bringt, was inzwischen im stillen reift. Bis jetzt hat die deutsche Malerei ihre höchste Kraft in einem gedankenvollen Monumentalstyl mit vorherrschender Zeichnung entwickelt; das Gedankenvolle sprach sich in einem bestimmten Zuge zur Einkleidung ideenreichen Tiefsinns in mythische, symbolische Gestalten aus. Der Realismus darf sich auf den berechtigten Geist der Zeit und den germanischen Genius berufen, wenn er fordert, daß der Künstler dieselbe Tiefe als inwohnenden Geist in die Gestalten der Wirklichkeit ohne solche Zutat lege, und daß er diesen Gestalten das volle Gepräge des individuellen Charakters gebe. Man muß aber beide Forderungen wohl unterscheiden, denn in der Wirklichkeit kann sich zerlegen, was dem Begriffe nach zusammengehört; realistischer Styl kann sich mit idealistischer Erfindung vereinen und idealistischer Styl, der wenig individualisiert, mit realistischer Erfindung. Der große, geniale Meister, den die Münchner Schule als ihr Haupt verehrt, Cornelius, ist nach der Seite der Erfindung Idealist, denn er neigt durchaus zum direkten Ausdruck von Ideen durch übersinnliche Gestalten; aber nach der Seite des Styls ist er Realist im besten Sinne des Wortes durch die strenge, herbe Dürerische Kraft der Individualisierung und Charakteristik, die nichts von akademischer Allgemeinheit der Formengebung weiß. Auf der allgemeinen Ausstellung hat sich darin am nächsten neben ihn der leider so früh uns entrissene Rethel gestellt. — Die Münchner Schule hatte das Element der Farbe vernachlässigt, und der Realismus hat nun seine Forderung natürlich auch auf diesen Punkt zu richten, er muß volleren Schein der Wirklichkeit durch gesättigtes, lebenswarmes

Kolorit verlangen. Das führt nun freilich ebenfalls auf ein verwickeltes Gebiet notwendiger Unterscheidungen, das ich hier keineswegs zu erschöpfen meine, wenn ich das eine hervorhebe: Auch der Realismus teilt sich natürlich in einen Monumentalstyl und einen Genrestyl. In der Nachahmung des einzelnen, vorzüglich der Dinge, die als tote Körper dem inneren Lebenskern einer Person und Handlung anhängen, wie Kleidungsstoffe usw., oder als physikalische Erscheinungen über ihn ergossen sind, ihn umgeben wie Licht, Luft, kann nun das Kolorit einen Grad der Vollendung suchen und erreichen, welcher die Aufmerksamkeit von jenem Kerne hinweg und, ist das Gemälde ein historisches, es in das Genre herüberzieht. Das Monumentale im Styl wird immer eine gewisse Mäßigung und Schlichtheit der Farbe bedingen, nicht nur in der Freske, auch im Ölbild; nicht, als sollte damit das Unvermögen beschönigt werden: der Maler wird zeigen, daß er darin nicht weiter gegangen ist, weil er nicht weiter gewollt hat, und freilich von der älteren Münchner Schule wird so ziemlich gelten, daß sie nicht weiter gegangen ist, weil sie nicht weiter gekonnt hat. Die neuere Wendung zum Realismus und zur ganzen Farbe ist vorzüglich durch Piloty vertreten. Seinen noch unvollendeten Nero, der nach der Feuersbrunst über die römischen Trümmer hinschreitet, habe ich nicht gesehen und glaube den rühmlichen Nachrichten gern, daß hier die geistige, das Ganze beseelende Kraft unter der kunstvollen Vollendung dessen, was in einem großhistorischen Bild Außenwerk heißt, voller, ungehemmter atmen wird, als in seinen früheren Werken. Sein Verdienst wird bleiben, daß er zuerst im großen und mit wirklicher Herrschaft über die Kunstmittel dasjenige in München einbürgert, was vor Jahren die Belgier uns wieder in Erinnerung gebracht haben: das volle Bild der Erscheinung, die eigentliche Malerei; allein die deutsche Art wird, auch nachdem sie sich dieser Mittel in ihrem ganzen Umfang bemächtigt hat, doch immer dahin neigen, dies Verfahren dem historischen und dem reinen Genrebild vorzubehalten, im monumentalen Historienbild aber die koloristische Seite mit freier Verzichtung auf das oben bezeichnete Maß zu beschränken und die großen Züge des Inhalts durch die markige Kraft der vorherrschenden Zeichnung zu führen. Der Realismus wird hier in der Kraft der Charakteristik und Individualisierung liegen wie bei unseren großen altdeutschen

Meistern. Davon wird ein koloristisches Historienbild zu unterscheiden sein, das dem historischen Genrebild näher steht, wiewohl es einen ausgezeichneten und benannten Moment der Geschichte darstellt; ein kleinerer Maßstab wird ihm zusagen, es wird vorzüglich in der Bestimmung zum Schmucke von Privaträumen seinen Wert behaupten, während das monumentale Historienbild den öffentlichen angehört. Von einzelnem dieser Art, was ich diesmal gesehen, erwähne ich ein Bild des Schweizers Boßhardt, der sich vor Jahren durch das Gemälde: Der Tod des Franz von Sickingen einen guten Namen gemacht hat; es stellt die edle Tat des Bürgermeisters Wenny von Solothurn dar, der im erbitterten Reformationskampfe sich mit breiter Brust vor eine Kanone stellt, welche die von Pfaffen aufgehetzten Katholiken auf die Protestanten abzufeuern im Begriffe sind, trägt die Handlung klar und überzeugend vor und zeigt sehr erfreulichen Fortschritt in ergiebiger Entwicklung des Inhalts, Mannigfaltigkeit und Individualisierung der Charaktere, Fülle und Wärme der Farbe.

Wie sehr ich für den Realismus in der einen und anderen der hier unterschiedenen Richtungen stimme, ich darf doch hier nicht ungesagt lassen, daß ich gegen den reinen Idealismus gerechter und anerkennender geworden bin als früher. Der Realismus ist nicht Naturalismus, nicht Materialismus, aber die Versuchung liegt ihm nahe, darein zu versinken, daher bedarf er seines Antipoden, der ihm stets die Mahnung entgegenhält, daß es der Kunst nicht um die gemeine Wahrheit zu tun ist; des Antipoden, der uns in eine Welt von Göttern und götterähnlichen Menschen einführt, der nicht tiefer individualisiert, als es mit der reinen Schönheit der Formen verträglich ist, mit zarter Hand an der Grenze umlenkt, wo das härtere Gepräge des strengen Lebens mit seinen die Natur verhüllenden Kulturformen beginnt und sich eben daher, weil die ganze Farbe auch in die ganzen Gegensätze des Lebens führt, auch mit einem konventionellen, mehr symbolischen Kolorit begnügt. Es versteht sich, daß auch in dieser idealen Beschränkung wieder mancherlei Stufen möglich sind; Genelli hat in seinem „Raub der Europa“ bewiesen, daß der Idealstyl weit tiefer in der Farbe zu gehen vermag, als man meinte; aber doch gestehe ich, daß ich ihn am meisten in der Handzeichnung mit den ihm eigenen warmen, wohligen

Linien liebe. Wie fehlt einem, wenn man nun nach München kommt, der geistvolle Mann, dem die Griechen, Dante und Michelangelo ihren vereinten Segen gegeben haben, und den wir nicht minder lieben und verehren werden, mag er auch aus seinem reinen und ernsten Geisterreiche zürnend und schmollend auf die ihm widerstrebenden Ziele der Gegenwart schauen!

Von Genrebildern fand ich Pechts „Goethe“, der dem Karlsruher Hofe aus seinen Gedichten vorliest, der Vollendung nahegeführt, ein heiteres, sonniges, lebendig aufgefaßtes, farbenfrisches Sittenbild der Zeit mit trefflichen Porträts: man erfreut sich an dem warmen Lebensgefühl, das diesen Maler im Gebiete der Kritik zu einem so eifrigen Verfechter des Realismus macht; in diesem Eifer ist es ihm wohl geschehen, daß er notwendige logische Unterscheidungen überspringt, die schwere Frage über Verhältnis von Inhalt und Form nicht gründlich genug nimmt, und so hat er denjenigen, die ihn fälschlich für einen Führer zur gemeinen Naturwahrheit nehmen, ohne seinen Willen manche Waffe in die Hand gegeben; sein geistvoller Text zu den Kunstschätzen Venedigs, der kürzlich erschienen ist, frisch, lebhaft, unmittelbar, wie alles, was er schreibt, wird wohl das wirksamste Manifest gegen diese Mißverständnisse sein. — Bei meinem Landsmann Schütz fand ich ein gar freundliches Bild auf der Staffelei: Schwäbische Landleute, eine große Familie, am Kornfeld in der Ernte unter dem Schatten eines vollen Obstbaumes zum schlichten Mittagsbrote betend, das am Boden aufgestellt ist, fern die weite Ebene von den blauen Zügen der Schwäbischen Alb begrenzt. Dies unser Mittelgebirge mit seiner eigentümlichen Physiognomie, schwäbischer Menschenschlag, Sinn, Gemüt und Volkssitte haben schon lange auf ihre Maler gewartet, denn der lustige, derbe alte Pflug in Biberach mit seinen oberschwäbischen Sittenbildern war doch mehr Naturalist und Dilettant. Schütz ist kein gewöhnliches Talent und schreitet rasch in seiner Durchbildung vorwärts; ein sanftes, inniges, unverfälschtes Gefühl weist ihn auf das ernstere, empfundenere Genre. Er ist aber nicht frei von einem gewissen spezifischen erbaulich-sentimentalen Pastoralton, den er aus seiner Natur ausscheiden muß, wenn er nicht ins Unerquickliche geraten will. Ein solches Bild wie die betenden Landleute ist ganz gesund, allgemein menschlich, wahr und schön; nur wenn man

dann auch in den anderen Bildern eine Neigung sieht, die Idealität in einer freudlosen direkten Beziehung auf kirchliche Frömmigkeit zu suchen, wenn man bemerkt, wie auf dem übrigens so herrlichen Bilde: „Frühlingsspaziergang des Dorfschulmeisters mit seinen Kindern“ keines dieser Kleinen, die ihre Gesangbuchlieder absingen, eigentlich einfach lustig ist, wenn die Szenen an Gräbern sich wiederholen, so entsteht die Besorgnis, er werde sich in einer pfarrerlich weltlosen Auffassung der schönen Welt befestigen. Die Kunst bedarf solcher direkter besonderer Beziehung, die man ein „Geschmäckchen“ nennt, nicht, um dem Weltleben die höhere Weihe zu geben. Dies sei in allem Frieden und aller herzlichen Anerkennung gesagt. — Was ganze derbe Fülle des Lebens ist, hat ein anderer Landsmann, Grünewald, in jenen markigen Tuschskizzen gezeigt, durch die er einst als eines unserer kräftigsten Talente in der Stuttgarter Akademie sich hervortat und die auf der allgemeinen deutschen Ausstellung zu München im Kupferstichkabinett aufgehängt waren: ein friesartiger Streifen, die Jahreszeiten in Arbeit und Lust schwäbischen Lebens darstellend; was mich vor vielen Jahren, als ich diese Jugendarbeit sah, freudig überraschte, war eine Art von Stylisierung, die mich in ihrer derben Energie und Entfernung von allem akademischen Abrunden an Holbein und Dürer erinnerte, die der Naturwahrheit in Volkstypus, Tracht, eckiger Bewegung nichts abfeilte und sie doch unvermerkt in volleres, freieres, markigeres Dasein hob. Wird denn diese treffliche Komposition nicht gestochen oder, was ihr besonders anstünde, in Holz geschnitten werden?

Ein kurzer Besuch bei dem heiteren, erfindungsreichen Fr. Folz, der in so anziehender Weise das Tierleben mit dem Menschenleben zu verbinden weiß, gab Anlaß, mich der ungleich höheren Lebendigkeit zu erfreuen, wodurch die deutsche Kunst vor der niederländischen sich auszeichnet. Auch diese hat beide Stoffe in Idylle, Jagd, Wanderung, Krieg gerne zusammengestellt, aber ist doch gar zu arm an freieren Motiven, bewegteren Beziehungen, wärmerer Komik. So etwas Trauliches, Gemütliches wie z. B. der Folzsche Einsiedler vor seiner Hütte, wo er sich in der Armut und Wildnis doch so behaglich eingerichtet hat mit seinen Häschen, Böckchen, zutraulichen Vögeln, findet man doch bei den Holländern nicht; der Genremaler

mag gerne den ruhigen Situationen nachgehen, jene aber scheuen gewiß nicht bloß aus malerischen Gründen fast jede lebendigere und innigere Beziehung. Wie herzlich stellt Ludwig Richter, um doch Illustration und Holzschnitt hier ja nicht zu vergessen, Mensch und Tier zusammen! Meine Münchener Wege führen mich denn auch auf einen Künstler, über den mir schon lange ein freudiges Lob auf der Zunge liegt, zu dem trefflichen Koller aus Zürich. Ich sah bei Kupferstecher Merz eine Arbeit von ihm wieder, worin dieser lebensvolle Realist ein Feld betreten hat, auf dem wir nicht gewohnt sind ihm zu begegnen; es ist eine Kreidezeichnung, die ein Relief in Medaillonform darstellt und ein einfaches Motiv in plastischem Sinne behandelt: ein kleiner Knabe, lachend vor Lust und doch etwas ängstlich, reitet auf einem mächtig großen Hunde, der etwas ältere Bruder oder Kamerad hält ihn. Beide Knaben sind nackt, und die Formen sind mit einer Zartheit und Kraft, Schwung und Rundung der Schraffierungen modelliert, daß man das Fleisch und seine Farbe zu fühlen meint. Koller hat hier eine ungewohnte Einheit des Skulpturartigen und der malerischen Durchbildung des einzelnen gewagt und glücklich gelöst; dies zeigt nun namentlich auch die Behandlung des Hundes: das lockige, langhaarige Fell, der stattliche Federschwanz ist mit solcher Liebe und Sicherheit behandelt, daß man hineingreifen und mit den vollen, prächtigen Haaren spielen möchte. Aber dies fleißige Detail geht bei ihm nie auf Kosten des inneren Lebens. Wie die zwei Knaben, so ist auch der Hund mit ganzer, getreuer Hundeseele bei dem Spaß, schreitet frisch mit ausgehängter Zunge vorwärts und würde lachen, wenn er nur könnte. Das ist das Gediegene an Koller, daß er die zwei Pole: Leben von innen heraus, gefühlten, warmen Moment und gewissenhafte, auf unermüdlichen Studien, auf der fleißigsten Modellbenützung ruhende Vollendung der ganzen Erscheinung bis hinaus auf Kohlhaupt, Schaffell, feuchte Kuhnase, faltige Haut und durchsichtiges Ohr des Rindes in eins zusammenfaßt und zusammenarbeitet. Er erreicht so eine Wirkung, die sich der Illusion nähert, ohne doch entfernt an wahllosen Naturalismus zu erinnern; die Figuren scheinen sich wirklich von der Leinwand abzuheben, es ist ein so voller Schein der Wirklichkeit, wie er lange in der echten Kunst nicht gesehen worden ist. Zwei Abwege liegen dem Tier-

maler nahe: Langweiligkeit und Überschraubung. Wer nur immer das Dumpfe, Gähnende, Wiederkäuende, Schläfrige malt, wie die meisten Niederländer: nun der bringt auch uns zum Gähnen; wer dagegen die Analoga menschlichen Seelenlebens im Tier aufsucht, hüte sich, diesen Ausdruck dahin zu steigern, daß sie zu empfindsamen Werthern, frommen alten Jungfern, guterzogenen Schülern, raffinierten Intriganten, ersten Liebhabern und Helden werden. Wir haben französische Sachen gesehen, z. B. Hunde, die am Grabe des Herrn trauern, so menschlich sentimental, daß sie offenbar sogleich ein Taschentuch hervorziehen und sich die Tränen damit trocknen werden. Das Tier muß Tier bleiben und doch erraten lassen, daß in seiner unbewußten Seele etwas vor sich geht, was menschlichem Affekt, menschlicher Stimmung verwandt ist, in Ernst und Komik. Gerade die Tiergeschlechter, die weniger hoch, an innerem Leben dem Menschen weniger nahestehen, sind ein besonders dankbarer Stoff, weil sich gleichmäßig die weite Kluft und die Brücke über die Kluft an ihnen darstellen läßt. Das Rind ist daher für diese Auffassung günstiger als das Pferd; dieses erinnert durch sein affektvolles, feuriges Wesen eher zu rasch, zu unmittelbar an das Verwandte im Menschen, und die schönen Kurven seiner Gestalt sind mehr noch plastisch, als malerisch; das träge, schwerfällige, dumpfe, genährige Wesen des ersteren gibt dem Spiele der Vorstellung, mit dem wir uns in die dunkle Tierseele versetzen und uns fragen, was darin nun wohl eigentlich vor sich gehe, mehr Reiz der Gemütlichkeit, und Koller versteht es gründlich, uns zu diesem Spiele zu nötigen; namentlich führt er uns gern den Pierro, das halbgewachsene täppische Rind vor, mit den abstehenden, von durchsichtigem Saum eingefaßten Ohren, dem faltigen Überfluß der Haut am Hals und dem dumm-ehrlichen, neugierig glotzenden, gutmütigen Blick. Die menschenähnlichen Momente und Züge rührender Art weiß er ebenso wahr, als ungesucht in Szene zu setzen; so in der Kuh, die sich mit ihrem Kalb bei Gewittersturm hinter einen Fels geflüchtet hat und nun mütterlich besorgt, zugleich dem unfaßbaren Feind mit scheuem Blicke drohend, den Kopf über es biegt; oder in jener anderen, die sich abseits der Herde an einer Felswand auf blumenreicher Matte mit ihrem Jungen gelagert hat, und es emsig ableckt: die Gruppe hat sich wie in einem gemütlichen Stübchen

eingerichtet, um fern vom Getümmel in aller Stille Mutter- und Kindesfreuden zu genießen. Ein andermal denn ergeben sich ebenso ungesucht ironische Parallelen. Landseer, der große englische Tiermaler, hat sie gern aufgesucht, man kennt z. B. seine zwei Hunde, dignity and impudence getauft, die nebeneinander aus ihrem Häuschen schauen, der eine ein naseweiser, lausbübischer kleiner Rattenfänger, ein Gamin der Hundewelt, dem man ansieht, er läßt niemand und nichts in Ruhe, kläfft und zankt mit aller Welt, der andere ein gesetzter großer Schweißhund, ganz Amtskopf, ganz Oberforstmeister, Charakterrolle, Mann der Gesinnung, der nur mit strenger Auswahl sich zum Mitwirken entschließen wird, wenn es ans Anbellen geht. Häufig aber treibt Landseer die Beziehung zu weit und wird dann tierischer Karikaturmaler. Koller bleibt immer mäßig und läßt die Anwendung wie ohne sein Zutun hervorspringen, wie z. B. in seinen drei Kühen, die in einem Kohlgarten eingebrochen sind: die eine im gründlichen Vollgenusse die saftigen Blätter malmend, daß man meint, jenen dumpfen, behaglichen Ton der arbeitenden Kiefer zu hören, der den Wiederkäuern eigen ist; die andere eben erst sich bückend, um recht ins volle Zeug zu gehen, die dritte aber im ersten Genusse tragisch unterbrochen, denn die Bauernfamilie hat das Ungeheure dieses Einbruchs bemerkt, händeringende Weiber, schreiende Kinder sind auf dem Altan des nahen Bauernhauses sichtbar, der Mann ist herbeigestürzt und reißt dem lüsternen Tier mit grober Faust den Kopf am Horn zurück, dieses sendet einen wehmütigen Blick zum Himmel, während ihm das eben abgerupfte Kohlblatt aus dem Maul hängt; alles predigt hier: bestrafte Naschhaftigkeit, oder: belehrte mangelhafte Kenntnis des Privateigentums, oder: „nicht an die Güter hänge dein Herz, die das Leben vergänglich zieren, wer besitzt, der lerne verlieren, wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!“, was aber freilich auch wieder der Bauernfamilie gilt, der ihr Kohlgarten so wichtig ist wie ein Absolutes, Unendliches, so daß hingegen die Kühe in ihrem Rechte sind, die ihn als ein Endliches behandeln. Es haben manche andere Künstler solche Einfälle gehabt, aber man muß Kollers Liebe, Geist, Fleiß, volle Leibhaftigkeit in der Ausführung sehen. Bei idyllischer Zusammenstellung des Tieres mit dem Menschen wird der Maler im richtigen Sinne gemütlich wirken, wenn er uns an die Worte

der Sennerin im „Versprochnen hinterm Herd“ zu erinnern weiß, die auf die Frage des Herrn nach dem Befinden des Viehes erwidert: „mer sein gottlob alle g’sund.“ Ich will hier ein allerliebstes kleines Bild von Eberle nicht unerwähnt lassen, das ich früher im Kunstverein zu München sah. Ein schwäbischer Hirt mit Dreispitz und in dem bekannten weißen Kittel von merkwürdig hoher Taille hat sich etwas von der ruhenden Herde entfernt, um mit seinem Schatz zu plaudern, der eben vorübergeht. Der Lockhammel ist ihm gefolgt und steht hinter ihm, ihn eigentümlich ansehend, als habe er sich bei dieser novellistischen Seitenhandlung zu beteiligen, gehöre so mit dazu. Duftige, blaue Luft, reiner Sommertag, die klarste harmonische Stimmung. Koller hat jetzt wieder ein größeres Bild vollendet: Eine Hirtenfrau mit ihrem Kind hat sich in glühender Mittagshitze unter einen breiten, schattigen Baum gelagert, das Kind schläft, sie ist am Einnicken; es ist so schwül, so heiß, man möchte mitschlafen; ringsum sind Schafe und Ziegen bereits dieser Einladung gefolgt, eine Kuh aber, die im Bach daneben steht, hat den Kopf auf dem Rain aufgelegt und glotzt merkwürdig dumm gutmütig die rührende Gruppe der Schlummernden an; ob sie wohl Studien zu einem Genrebild macht? Noch ein Zuschauer findet sich ein: hinter dem Stamme des Baums, dunkel abgesetzt vom brennend sonnigen Hintergrunde, kommt eben ein mutwilliges junges Rind hervor und beschaut sich ebenfalls die Gruppe, man sieht, es steigt ihm eine Idee auf, es entwickelt sich ein Witz in ihm, der sich wahrscheinlich bis zur Höhe eines plumpen Sprunges versteigen wird. — Das Rind mag aus dem genannten Grunde den Tiermaler mehr anziehen als das Pferd, das schon in der Natur mehr ästhetisch erscheint und ebendarum dem Künstler weniger zu zu tun übrig läßt; wer wollte darum so töricht sein, das herrliche Tier von der Malerei auszuschließen? Auch komische Motive bietet es dar als eingewöhntes, träge gewordenes Zugtier, wo es gewissermaßen zum Ochsen heruntersinkt. Eines der frühesten Bilder von Koller zeigt einen Schimmel, der aus dem Stallfenster schaut, den Kopf auf den Sims gelegt. Es ist ein träger Bauerngaul, ganz Philister; heute ist es offenbar Sonntag und ein unschuldiger Naturgenuß erlaubt; so sieht er sich die sonnige Landschaft an, ohne Gemütsaufregung, langweilig, die schlaffe Unterlippe drückt sich im

Aufliegen des Kopfes breit und lang über die Oberlippe vor; hätte er eine Tasche, so guckte gewiß das abgenagte Mundstück einer alten Ulmerpfeife heraus; meditiert er Verse, so sind sie gewiß im Style des „Biedermeier". Wie aber der humoristische Künstler auch ins Gewaltige gehen kann, wird man sehen, wenn er seine kraftvolle Komposition ausführt: vier prächtige Hengste, die sich scheu und wild vor einem Abgrund bäumen und ineinander wirren, da der schwere Güterwagen, den sie ziehen, auf steiler Steige in Schuß gekommen ist und sie aus der Straße hinweg an die fürchterliche Stelle vorwärts gestoßen hat.

Koller ist reich und fruchtbar an Erfindungen, ohne daß ihn der rasche Geist je zur Schnellmalerei und Flüchtigkeit verführt; Lob verderbt ihn nicht, und es steht gewiß eine schöne Laufbahn vor diesem bedeutenden Talente. In Behandlung der menschlichen Gestalt bedarf er wohl noch einiger Lehrjahre, einige Härte ist noch zu überwinden, eine gewisse tiefere Vereinigung des Stylvollen mit dem Naturwahren zu gewinnen, wozu eine italienische Reise das Beste tun wird. Auf die Debatte über sein Grün will ich hier nicht eintreten; die Gegner nennen es giftig, und er antwortet: die Bäume sind nicht rot, wie ihr sie malt, sondern grün. Mir scheint immerhin, die Kunst fordere etwas mehr Abdämpfung, als er zugibt.

Nach neuen Erscheinungen in der Landschaft umzusehen, war diesmal wenig Zeit. Mein Landschaftheiliger, bei dem ich, so oft ich in München verweile, jeden Tag wenigstens einmal erscheine, um mich zu erbauen, ist Rottmann; die Feierstunden zwischen anstrengendem Galeriensehen und allerhand ermüdenden Gängen, wie die Umstände sie bringen, werden in den Arkaden genossen. Einst als junger Mensch, der noch keine Ahnung hatte vom hohen Styl, von klassischer Einfalt und Großheit, vom südlichen Land und seiner Natur und wie man in ihr die Antike fühlen und verstehen lernt, stand ich zum erstenmal vor diesen Fresken. Da giengen mir die Augen auf, und lange nachher, als ich Italien und Griechenland sah, mußte ich, wo immer diese Welt der reinen Form und Farbe in besonderer Schönheit und Größe vor mir sich auftat, leise sagen: Rottmann! Deutschland darf stolz darauf sein, daß ihm die Kunst den einzigen Genius verdankt, der die historische Landschaft in echt modernem Sinn neu geschaffen hat, indem er ihren Idealstyl mit

bestimmter Physiognomie, mit der Individualität der wirklichen gegebenen Erscheinung verschmolz; will man recht lernen, was es heißt: ein gegebenes Objekt aus sich selbst heraus ohne Willkür rein stylisieren, so darf man nur seine Werke betrachten. Es war wohl gute zehn Jahre später, als ich bei dem herrlichen Manne mich selbst einführte, und er mich freundlich zu seinen griechischen Landschaften begleitete, die damals noch im unteren Raume des Königsbaus am Boden standen. Da waren mir, wie so manchem andern, die ruhig großartigen Bilder weit die liebsten; dies blaue Delos, Naxos, verbrannte Korinth, steinige Sikyon, diese baumreiche Spartaebene, der stille Kopaissee: hier breitet sich rein und groß das wunderbar poetische Gefühl der Raumprojektion, der feierlichen Linie, des ewigen elementarischen Lebens aus; dagegen gab sich auf andern Bildern zu erkennen, daß Rottmann nach zwei Seiten begonnen hatte, aus seiner erhabenen Einfalt herauszutreten. Er verfiel auf eine zu beziehungsreiche Staffage, wie das reiterlose Pferd auf dem Schlachtfelde von Marathon mit dem verlorenen roten Mantel, das zugleich mit dem über die Ebene wütenden Gewitter die Schlacht andeuten soll, die hier geschlagen wurde; er suchte in seltsamen, unruhigen oder durch Intensität des Lichts unnachahmlichen Effekten der Luft und Beleuchtung mit der Natur zu wetteifern, wie auf dem Bilde der Bucht von Aulis mit der Sonne am Himmel oder Epidaurus mit dem phantastisch glühenden Sonnenuntergang. Rottmann bedurfte keiner besondern, den Verstand zu Nebenfragen reizenden Einzelheiten, um uns zu sagen, daß hier eine Natur ist, in der große Menschen lebten, große Taten geschahen, das predigt bei ihm Stein, Erde, Berg und Luft von selbst, und er war viel zu groß im bleibend Schönen, als daß er sich auf den Wettkampf mit einzelnen, flüchtigen, auffallenden Lichtwirkungen hätte einzulassen gebraucht. Doch wer wollte dem früh Entrissenen, der seinen rechten Weg darum nicht verloren hätte, mit einem unzufriedenen Blick nachsehen?

Unbegreiflich ist es mir, daß man in München nicht längst etwas getan hat, die Arkadenbilder zu schützen. Ließe sich denn keine Vorrichtung finden, sie nachts zu bedecken? Freilich, sie haben bereits so viel gelitten, daß es längst Zeit gewesen wäre, sie in möglichst guten Kopien zu erhalten; meines Wissens sind solche in Privat-

auftrag bereits ausgeführt, wird der Staat nicht dies Beispiel für den Zweck der Öffentlichkeit nachahmen?

Weil wir eben in der Nähe sind, blicken wir noch hinüber nach der Feldherrnhalle. Die loggia dei lanzi in Florenz, der sie nachgebaut ist, war einst von den bunten Gestalten der Landsknechte belebt, welche die Schloßwache hatten, heute noch schmückt sie nicht nur eine Reihe von Bildsäulen, sondern sie ist zugänglich und meistens von Menschen belebt. In dieser leeren, toten Feldherrnhalle mit der nackten Wand stehen Tilly und Wrede so einsam und verlassen, daß sie einen ordentlich dauern wegen der tötlichen Langeweile, die sie ausstehen müssen. Wollte man die Schloßwache nicht hineinlegen, warum belebt man nicht wenigstens die Wand mit Trophäen, reichen bronzenen Gruppierungen von Schilden mit Fahnen, Waffen?

Wir sprachen von der Landschaft. Es versteht sich, daß ich neben dem Stylbilde, wie es in Rottmann so rein sich darstellt, die realistische Landschaft, die mehr oder weniger Stimmungsbild ist, in ihrem ganzen Wert und Recht würdige, nur daß ich diesmal von einem Schleich, Bürkel, Morgenstern und anderen nichts Neues sah. Dagegen möchte ich hier einiges von der eigentümlichen Richtung des Malers Böcklin aus Basel sagen. Man kennt den verliebten Faun von seiner Hand in der neuen Pinakothek, der dem feuchten Schilf in heißer Mittagsglut auf der Syrinx seine Herzensleiden vertraut; es ist eine Spezialität, aber eine höchst geistreiche. Zwei neue Bilder sah ich unvollendet auf der Staffelei. Das eine derselben zeigt auf steiniger, verbrannter Gebirgshöhe einen griechischen Hirten, der in wilden Sätzen, seiner Herde voran, voll Entsetzen abwärtsspringt: Pan hat ihn geschreckt; von der Höhe des obersten Gipfels lacht das bocksfüßige Ungeheuer, scharf von der blauen Luft sich abhebend, dem fliehenden Menschenkinde nach. Alles ist so überzeugend, stimmungsreich gegeben, daß man den Seelenvorgang, der solche Phantasiebilder der Alten, solche dunkle mystische Vorstellungen erzeugte, angesichts des Bildes leicht und schnell in sich wiederholt: die einsame, wilde Berghöhe stimmt gespenstisch, und irgendein Laut, Schall in der Wildnis vergrößert sich der scheu gewordenen Einbildung zum geisterhaften Ruf einer dunkel geahnten Naturgottheit. Man fühlt, daß Böcklin in die Alten, besonders in den Theokrit, sich innig und phantasievoll eingelebt haben muß; das beweist neben

jenem Faun wohl auch die schlafende Satyrfamilie, die ich nicht gesehen habe, die mir aber sehr gerühmt wurde. Dennoch bleiben nach meiner Überzeugung auch diese Bilder geniale Spezialitäten. Böcklin ist ausgezeichneter Landschaftsmaler, aber die Landschaft genügt ihm nicht; es liegt noch eine andere Kraft in ihm, die ihn zum Aussprechen des Innern in Figuren und Szenen treibt, er ist ein Dichter, er will erzählen; diese zwei Kräfte sucht er so zu vereinen, daß er die Stimmung der Landschaft in Gestalt und Handlung ausdrücklich hervorstellt. Nun entsteht ein zwischen Landschaft und zwischen menschlichem oder mythischem Lebensbild schwankendes Ganzes: es ist sowohl dies als jenes, ebendarum aber weder dies noch jenes. Ich bleibe bei meiner alten Behauptung: Landschaft darf keine Staffage haben, die unser Interesse nach den Vorgängen des menschlichen Lebens, dem Reiche des Bewußten abzieht. Es hilft nichts, wenn man sagt: beide Seiten müssen allerdings zusammengestimmt sein; das Wesentliche der Landschaft ist, daß Stimmungen der Seele in ihr nur geahnt werden; die Ahnung gestaltet sich gern zu der bestimmteren Vorstellung einer Szene des Menschenlebens, wie sie dem Charakter der Landschaft entsprechen würde; gibt man aber dieser Ahnung Gestalt, macht man Ernst aus derselben und führt Menschen ein, die etwas tun oder leiden, wodurch jene Stimmungen zur eigentlichen Wirklichkeit werden, so verschwindet eben das Wesentliche: das bloß Geahnte, das träumerische Unterlegen und Übertragen. Ich sehe nach der interessanten, beziehungsreichen, spannenden Szene, die unter Menschen vor sich geht, und ich bin mitten in die heißen, mit klarem Worte sich nennenden Fragen des Menschenlebens hineingezogen, das träumerische Helldunkel, das Spiel der Empfindung ist zerstreut, womit ich die Landschaft betrachte; ich verweile bei d i e s e r, dann vergesse ich die Handlung, und nur ein gewaltsamer Ruck, ein Stoß versetzt mich wieder in die letztere. Will also der Maler für die Menschenwelt interessieren, so muß die Landschaft untergeordnet, sie muß zum bloßen Echo, Hintergrund, sie muß zu dem Rang herabgesetzt werden, den umgekehrt im reinen Landschaftsbild die allein richtige, die anspruchlose Staffage einnimmt. Ich berufe mich auf Böcklins eigene Erfahrungen bei der Ausführung des zweiten Bildes, das ich damals auf der Staffelei sah und das eben jetzt durch die

schweizerischen Kunstausstellungen geht: Ufer des adriatischen Meeres, schöne Villa in einem Garten, unten im Vordergrund reißt ein Seeräuber eine jammernde Frau nach einem Boote, wo zwei seiner Gesellen bereits ein geknebeltes Mädchen hüten. Auf dem beschatteten Wege, der zur Villa hinaufführt, liegt ein Leichnam: es wird der Gemahl der Geraubten sein, der in ihrer Verteidigung gefallen ist. Man sieht sogleich: der Maler wollte eine poetische Erzählung geben, etwa im Geist und Ton Byrons. Während der Arbeit wurden die Figuren zuerst größer, dann kleiner, zuerst zahlreicher, dann sparsamer gehalten, die düstere Handlung sollte zuerst noch mitten im Kampfe stehen, dann wurde sie auf den Moment des beendigten Kampfes gestellt; alles im Gefühle, daß spannende Handlung von der Landschaft ablenkt, die hier nun einmal entschieden zu bedeutend ist, um bloß in zweiter Linie, als eine Art musikalischen Nachhalls einer Handlung zu wirken. Allein auch in jener Beschränkung ist die letztere immer noch ihrerseits viel zu bedeutend, um nicht in schwankendem Kampfe mit der Landschaft um den Vorrang der Bedeutung zu streiten. Das Bild hat zwei Schwerpunkte, es wankt daher und beunruhigt. Jeder Teil ist mit ausgezeichnetem Geist und Kunstgefühl behandelt, das Schloß unter Zypressen und Oleander, im Rosenlichte der untergehenden Sonne tief empfunden, voll Adel, die kalten Schatten auf dem Vordergrunde meisterhaft beobachtet und gemalt; die Figuren mit wenigen Mitteln ganz für die beabsichtigte Wirkung leicht, geistreich gegeben, allein die Teile, obwohl jeder vortrefflich, gehen in der Empfindung nicht zusammen. Ein glückliches, vornehmes Ehepaar, das eben von einer Gondelfahrt zurückkehrt: das hätte eben hingereicht; eine Landschaft ist kein Drama, keine Novelle, der Maler kein Dichter. Dieser verfährt sukzessiv; er mag uns also z. B. einen Garten, eine Villa am lachenden Ufer der Adria schildern, dann das stille Glück edler Menschen, eines liebenden Ehepaars, dann den Einbruch von Piraten, den blutigen Kampf, das tragische Ende; im Anfang seiner Erzählung haben wir nur ein landschaftliches Bild vor uns, dann schreitet er zu einem Genrebild, dann zu einer dramatischen, tragischen Handlung fort: wenn wir aber einmal in diese hineingezogen sind, tritt in unserer innern Vorstellung die Landschaft und das Schloß zurück, d. h. sie verschwinden nicht

völlig, aber das Auge der Phantasie verweilt nur sekundär, mit schwächerem Nachdruck darauf, sie werden zum bloß akkompagnierenden Teile (um den schiefen Ausdruck Nebenwerk zu vermeiden). Im räumlichen Bilde des Malers dagegen koexistiert nun die Landschaft mit der dramatischen Handlung so, daß beide Teile gleiches Gewicht ansprechen, während der spezifische Unterschied ihrer ästhetischen Wirkung doch verlangt, daß einer von ihnen herrschendes Ganzes sei. Anders scheint es sich mit mythischen Wesen zu verhalten, die in die Landschaft eingeführt werden, namentlich wenn es solche sind, die entschieden nur eine Personifikation von Naturpotenzen, sozusagen nur eine leichte, schwebende Gerinnung der Landschaft selbst zu persönlicher Form darstellen. Der sentimentale außermenschliche Kauz dort im Röhricht flötend erscheint wie eine natürliche Konkretion der feuchtwarmen, brütenden Luft über dem stillen Teich; dies Bild ist eigentlich, da es überhaupt gar keine entwickelte Landschaft gibt, eine Sache für sich; im ganzen und großen aber gehört auch die mythische Staffage einer Zeit an, welche glaubte, für die Landschaft noch einen Legitimationspaß von bedeutenden Figuren zu bedürfen; es ist eine besondere Form des Idealismus; man mag sie durch innigeres Gefühl des Zustands, wie es dem geistvollen Böcklin sicherlich eigen ist, neu zu beleben suchen, man wird anerkannt werden, aber man steht nicht in der gemeinsamen Stimmung der Zeit, die doch einem innern Gesetze folgt, das wir nicht verändern können. — Ich bin nichtsdestoweniger ein warmer Verehrer der Prellerschen Bilder; mit dieser Richtung aber hat es eine besondere Bewandtnis. Prellers Fürsprecher für diese Einheit von Landschaft und Handlung ist seine Quelle, ist Homer, ist das uralte, grundnaive Epos, das sich so kindlich an allem erfreut, was schön ist, und es nebeneinander harmlos gelten läßt. Aber man sehe auch näher hin nach seiner Auswahl: wo die Landschaft stark vorherrschende Bedeutung anspricht, da hat die Handlung nicht spannenden, beunruhigenden, sondern idyllischen, also echten Staffagecharakter.

Den Schluß der paar Münchener Tage bildete ein Gespräch mit Paul Heyse, dem ich zum Erfolg der Elisabeth Charlotte herzlich Glück zu wünschen mich getrieben fühlte. Er hat mit diesem Wurfe die Ungerechten geschlagen, die ihn als ein umhertastendes bloßes

Formtalent beurteilt haben. Dem Werke des sogenannten bloßen Formtalents — ein Talent, das schlechthin nur formell wäre, gibt es überhaupt nicht — fehlt es zwar nicht an inneren Motiven, aber diese sind nicht ursprünglich, nicht wahrhaft vom Dichter selbst erzeugt, sondern nur anderen nachempfunden, anempfunden. Von Heyse aber wird niemand behaupten können, daß seine Formen nicht vom fühlenden Nerv, nicht von der eigenen, schaffenden, warmen Bewegung durchdrungen seien. Das Gewicht liegt allerdings bei ihm auf dem künstlerischen Bilden; er wird immer seinen Stoff zuerst darauf ansehen, ob er die Motive enthält, eine Reihe schöner Situationen aus ihm zu entwickeln; aber schön wird ihm stets nur das sein, was nicht nur künstlerisch rein gezeichnet, sondern ebenso menschlich rein empfunden ist. Es ist wahr, daß es noch einen anderen Weg gibt: denjenigen, den die Epoche machenden, urgewaltigen Geister gehen: sie beginnen mit titanischen Werken, bei denen alles vom gewaltigen inneren Impuls, vorerst ohne alles bewußte Absehen auf die Form als solche ausgeht, das innere Feuer wirft die Form nur unwillkürlich mit aus wie ein wildes, schroffes Gebirge, der Geist ist mit ganzer Gewalt auf die Sache, auf den Inhalt gerichtet; aus langen Kämpfen geht dann die Läuterung hervor, die zu einer Höhe führt, wo bewußte Richtung auf die Form mit der inhaltsvollen Macht des Impulses ununterscheidbar gleichwiegt; dann beginnt und wächst allmählich eine bedenkliche Betonung der Form vor dem Inhalt. Goethes und Schillers Theorie der reinen Form, welche „den Stoff vertilgen soll“, enthält Wahrheit, führt aber diese Wahrheit nahe an die Linie, wo sie unwahr wird, wo sie zu innerlich kühlen, individualitätslosen Schemen, Typen, Masken verleitet, wie das z. B. in Goethes „Natürlicher Tochter“ zutage liegt. Man kann vielleicht sagen, bei Heyse sei die Feinheit des Formgefühls größer, als die Macht des Impulses, und er habe früher, als große Dichter pflegen, auf die Form als solche sein Auge gerichtet, aber es ist und bleibt höchst ungerecht, von leeren Formen zu sprechen; das Wahre wird sein, daß seine Dichternatur vorzüglich auf diejenige Welt des Inhalts bezogen ist, die wir — versteht sich ohne Vorwurf der Schwäche — die weibliche nennen wollen, auf die Welt der Liebe; sagen wir: ein erotischer Dichter, nur mit dem Zusatz, daß damit kein Ovid gemeint, sondern jeder

tiefe Konflikt, jeder schwere Kampf der Liebe mit anderen Lebensmächten, jede gewichtvolle ethische Frage mit eingeschlossen ist: also etwas Goethe Verwandtes, ein bedeutendes Talent, dessen Richtung und Anlage in dem Gebiete liegt, worin dieser urgewaltige Genius wirkte. Den tiefgefühlten Inhalt schaut er denn immer mit der Frage, welche bestimmte ästhetische Bilder sich im bestimmten Falle aus ihm entwickeln lassen, merklich auf die Form an, wobei man deutlich sieht, daß ihm ein innerer Zeichner, Maler, ein Kunstsinn innewohnt, dessen Auffassungsweise wesentlich durch die klare Objektivität italienischer Natur und Volksweise, durch antike Plastik und Poesie bestimmt ist. Die zwei Novellen: La Rabbiata und die Einsamen, Bilder, die an Leopold Roberts Pinsel erinnern, geben hiefür den Beleg. Es kann sein, daß das in solcher Art gebildete feine Auge durch seine Art, zu blicken, den Dichter in der Stoffwahl fehlgreifen läßt. Der epische Versuch: Thekla entrollt eine Reihe meisterhafter Bilder; ja es sind hier einzelne Situationen mit einer Festigkeit gezeichnet, welche klassisch genannt werden darf. Und wahrlich nicht bloße Form ist es, sondern der Inhalt: opfermutige Begeisterung für eine neue Weltidee, kühner Bruch mit den Banden der alten Heidenwelt, Heldenschritt zum Märtyrertod, ist mit einer Glut ergriffen, die unzweifelhaft aus den rein gezeichneten Formen lodert. Allein diesen Inhalt bot der Stoff mit einer spezifischen geschichtlichen Bestimmtheit von so starkem Beigeschmack, daß sie dem modernen Gefühl ein für allemal widerstrebt: es ist die weltlose Beschränktheit bei der tiefen Intensität in den religiösen Begriffen der ersten Christenzeit, Wunder, Askese und was daran hängt. Aus diesen Begriffen hat nun Heyse in jener an sich so großartigen Szene des Kerkergesprächs zwischen Paulus und der Heldin die reine Vernunftidee gezogen: unsere Überzeugung ist der Gott in unserem Busen und muß die Welt überwinden; die Wunder behandelt er so, daß uns freigestellt wird, anzunehmen, es sei wohl mit natürlichen Dingen zugegangen, die Askese aber bleibt in dem Sinn stehen, daß die Heldin als eine Art weiblichen Apostels, Reisepredigerin von uns scheidet. Dies alles wirkt nicht rein, es bringt einen störenden skeptischen Riß zwischen der Freude an der künstlerischen Schönheit und dem unabweisbaren Denken über den Inhalt mit sich. Die Glaubensvorstellungen der Zeit lassen sich von

den reineren Ideen, die ihnen verhüllt zugrunde lagen, ohne Gewalt nicht ablösen; Wunder werden entweder mit der naiven Überzeugung der Legende erzählt — etwa auch mild ironisch, wie ein Hans Sachs solche Stoffe behandelt hat, — oder aber man meidet sie lieber ganz; es tut z. B. nicht gut, wenn man bei der Szene, wo Thekla die Löwen mit einem Blicke bändigt, die Wahl hat, an ein Übernatürliches oder an van Aken zu denken, und was Askese betrifft: ein schönes Weib, das in der Blüte des Lebens auf den Lebensberuf des Weibes verzichtet, läßt immer ein Bild in uns zurück, das zu sehr das besondere Gepräge einer Zeit trägt, nicht ungetrübt rein menschlich wirkt. Dagegen hat nun Heyse durch sein Drama „Elisabeth Charlotte“ eine ungeteilte reine Wirkung erreicht. Von solchen Bruchresten zwischen Inhalt und Form, die sich im Bewußtsein der Zeit nicht völlig auflösen, kann hier keine Rede sein; der Dichter griff frisch in die moderne Geschichte und nahm sich nur die Freiheit, wie sie jedem Dichter zukommt, seinen Stoff umzubilden, zu idealisieren. In den Sabinerinnen hatte er moderne Humanität in die alte Römerwelt zurückgetragen; ich glaube, daß diese weit weniger, als die griechische Heroenzeit, solche Verklärung zuläßt; mit dem Mantel vom Fell des Apenninenwolfes will so viel zarter Edelmut wie in diesem Romulus nicht stimmen. Das Bessere ist doch immer, wenn der Stoff an sich schon unserem Bewußtsein näher liegt, und das Beste, wenn er uns in unserem Eigensten, dem Grundgefühl des nationalen Lebens, anspricht. Heyse hat diesmal das Herz seines Volkes getroffen, und wollte einer sagen, das liege eben im Stoff, sei stoffartige Wirkung, so werden wir antworten: Der Stoff findet nicht den Mann, sondern der Mann den Stoff, und zeigt die Wünschelrute glücklich, so kam es vorher darauf an, wie sie angesetzt wurde; nicht zu reden davon, was der Künstler am Stoff alles umzubilden hat, bis der sittliche, volkstümliche Kern rein hervorspringt und wirkt. Und es galt ja wahrlich keine Sittenpredigt; reine deutsche Weiblichkeit sollte ohne Tugendstolz und Steifheit schlicht, naiv, heiter in der Mitte französischer Verdorbenheit und Tücke stehen und über sie triumphieren; sie sollte auch nicht ohne weiteres fertig sein, sondern in schwerer Versuchung den Sieg zuerst über die eigene Schwäche erringen und dann über andere siegen. Die Szene im Pavillon, wie Elisabeth zuerst in vollem Zuge

selbstvergessener Erregung der Liebe eintritt, dann durch den Blick auf ihr Spiegelbild zu sich kommt und sich sagt: schäm' dich, alte Liselotte! ist ein Meisterzug psychologischer Wahrheit, reiner sittlicher Umwendung ohne Prätension, schlicht, treuherzig, Ernst mit Humor, echt deutsch. Dem gegenüber ist die französische Frivolität, Intrige, Repräsentation und Feinheit gewiß mit freier und gewandter Hand gezeichnet, nur bleibt etwas Lastendes in der Empfindung des Zuschauers zurück, was über die ganze Anlage der Handlung viel zu denken gibt. Der König steht am Schlusse zu glänzend, Elisabeth Charlotte zu untergeordnet da, sie nimmt die Befreiung der Pfalz und Deutschland in ihr den Ryswicker Frieden als eine Gnade an; in der Tat leidet darunter auch das Pathos deutscher Ehre, das diesem Drama doch einmal wesentlich ist. Es gab zwei Wege, dem zu entgehen. Entweder das humoristische Element in Elisabeth Charlottens Charakter wurde (der Geschichte gemäß) verstärkt, ihr sittlicher Triumph, obwohl an sich ernst aus dem Innern begründet, verlief sich der Form nach in lauter Scherz und Schalkheit; dadurch trat das Lustspielartige überhaupt in den Vordergrund und wurde ein gewisses Schwanken zwischen dem Charakter einer Intrigenkomödie und ernstem Drama vermieden. Dies war nun aber aus zwei Gründen schwer tunlich: der geschichtliche Charakter der Hauptperson ist einmal, unbeschadet des Naiven, von vornherein mehr in der Richtung des Ernstes und der Tiefe idealisiert, er verdankt diesem Tone seine erhebende und rührende Wirkung; dazu kommt der Umstand, daß ein Giftmord, an der ersten Gemahlin des Regenten verübt, seine dunkeln Schatten auf das Ganze wirft. Freilich gerade liegt hier ein Zwiespalt, der auf alle Fälle sein Störendes hat: de Lorraine ist eine jener Figuren, wie wir sie aus dem französischen Lustspiel kennen: Vereinigung des Liederlichen und Ritterlichen, bekannter französischer Typus, glücklich aufgefaßt in manchen Momenten, aber er durfte kein Giftmörder sein, und dies forderte doch die Handlung. Der andere Weg würde die Elemente des ernsten Dramas, die im Stücke liegen, am Schlusse zu mehr befriedigender Herrschaft bringen. Ich würde vorschlagen: der Dichter benütze die geschichtliche Tatsache, daß Ludwig XIV. in seinen letzten Jahren durch die bittern Folgen seiner Mißregierung innerlich gebrochen war, er verstärke die

Stimmen innerer Selbstverurteilung, wie sie im Laufe des Stücks (namentlich in dem furchtbaren Traumgesicht vom Brande Heidelbergs, einer Stelle in Shakespeares echtem Ton und Geist) einzeln sich vernehmen lassen, zu einem dauernden Zustande, einem bleibenden Gefühl, von der Geschichte gerichtet zu sein, er benütze unter anderem die Worte voll Schuldbewußtsein, die nach den Denkwürdigkeiten von S. Simon der König vier Tage vor seinem Tode zu seinem Urenkel, dem späteren Thronfolger sprach (auch von Hettner angeführt, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts II. Teil); der also innerlich gebrochene König gebe uns zu erkennen, wie nun das Bild jener deutschen Frau als sein leibhaftiges Gewissen neben ihm steht, seine unwillkürliche Achtung vor ihr nehme diese bestimmte Farbe an; er trete am Schlusse nicht noch einmal wie ein Gnade spendender Gott, sondern Elisabeth Charlotte trete als wahre Hauptperson, als der Genius auf, dessen Anblick ihm zum inneren Gerichte wird, und in dieser Stimmung verkündige er den Frieden von Ryswick. Heyse hat in den Sabinerinnen das Gewicht der Hauptrolle zwischen den zwei Schwestern verteilt und dadurch die Wirkung eines Dramas voll hoher Tragik der Leidenschaft und des Schicksals geschwächt; ähnlich, obzwar in ganz anderem Sinn, verteilt er es hier zwischen dem König und Elisabeth Charlotte; der angegebene Weg würde den König energisch zurückstellen: während der Glanz seiner Repräsentation bis zum Ende bliebe, würde dessen ganze innere Hohlheit schlagender zutage treten. Übrigens bringt es die Organisation seines Talents, wie ich sie zu bestimmen suchte, mit sich, daß Heyse geneigt sein muß, zum Mittelpunkte seiner Dramen Frauencharaktere zu machen. Daß hiedurch kräftige Hand in der Zeichnung von Männercharakteren nicht ausgeschlossen ist, beweist ja allein schon der frische, derbe, saftige Ancus in den Sabinerinnen; dagegen solche Mannesnatur, die einen geschichtlichen Zustand prinzipiell anfaßt und im hohen geschichtlichen Sinn umwälzt, radikaler Wille, der eine neue Welt in sich trägt und mit der Begeisterung jene Bitterkeit des Hasses verbindet, ohne welche Großes nie geschieht: dies einschneidende Bild wird seinem Griffel ferner liegen.

Länger als ich wollte, habe ich den Leser in München aufgehalten, doch vielleicht wird er sich mit mir im betäubenden Strudel Wiens

nach der Stadt zurücksehnen, die mit dieser verglichen, so still, so gemütlich und behaglich ist. Fort also auf der Eisenbahn nach Regensburg! Da steht die alte Herrlichkeit vor uns in dem berühmten Dome, dessen Inneres zur alten Einfachheit nun wieder hergestellt ist und rein von störender Zutat seine ernste, schwungvoll gegliederte Wölbung wirken läßt, dessen herrlicher Chorbau und reiche Schauseite mit dem über Eck gestellten Portalvorsprung uns in die besten, phantasievollsten Zeiten der Gotik versetzt; der verdienstvolle Dombaumeister Denzinger zeigt uns gefällig den Riß für die Ausführung der Türme und weiht uns in die Geschichte und Stylunterschiede der vollendeten Teile des Ganzen ein; wir wandern durch die Stadt, gedenken der uralten Karolingerzeiten bei dem Vorhofportal von S. Emmeran, das vorgotische Mittelalter, die Zeit des phantastisch reichen romanischen Styls tritt uns im Portal der S. Jakobskirche entgegen; in den engen Gassen erhebt sich zwischen den behaglichen Erkerhäusern mancher turmartige Bau, der doch auch Wohnhaus war oder noch ist, und gemahnt an Trutz und Kampf der alten Geschlechter; die Fassaden waren einst bemalt, und dort prangt aufgefrischt noch ein David und Riese Goliath. Und endlich führt unser Weg uns denn auch zum alten Reichstagssaal im Rathaus. Da steht ja selbst der Stuhl noch, auf dem der Kaiser gesessen! Sitz und Lehne mit gepreßtem Leder bezogen, hochbeinig, hart und unbequem; dem Oberhaupt oder seinem „Prinzipalkommissarius“ mag es wohl oft recht heiß geworden sein auf dem zähen Stoffe, wenn die ehrwürdigen Stände des Reichs, Kurfürsten, geistliche und weltliche Herren und Reichsstädte einmal wieder recht eigensinnig „hinter sich trieben“, so heiß, bis es ihm endlich zu viel wurde und er dem Reiche den Stuhl vor die Tür setzte, — doch fort aus diesem Geisterraume, wo man nicht weiß, ob man lachen oder weinen soll; ich meinte sie sitzen zu sehen in engen, faltenreichen spanischen Krägen, mit wackelnden Köpfen wie Pagoden, in unendlicher Verhandlung beratend über des Kaisers Bart, der Stände Rangordnung, Recht und Vorrecht, während draußen die Welt, die sie durch die spärlichen Fenster nicht sehen können, ihren Gang geht und Stück für Stück die Herrlichkeit des Reichs zertrümmert; sie stierten mich so wunderlich blöd an, es wurde mir doch zu unheimlich, und ich lief fort, hinaus auf die

stattliche Donaubrücke und schaute, den Geist voll dunkler Fragen, in den brausenden Strom hinunter, der seine Wogen der alten Kaiserstadt zuwälzt. Der Abend verfloß mit Männern, die mir gar gefällige Führerdienste geleistet, im Kreis einer wackern, freundlichen Familie, und ich überzeugte mich, daß das alte Regensburg, einst die erste Stadt Deutschlands, jetzt gar still und einsam und fast vergessen, doch nicht tot ist, sondern reich an munterem, gesundem, tüchtigem Leben, unbefangener, echt deutscher Güte und Sitte.

Morgens früh im kalten Nebel aufs Dampfschiff. Zuerst galt es Geduld, denn über zwei Stunden ließ der Nebel die Abfahrt nicht zu; endlich teilt er sich, die Schaufeln arbeiten kräftig durch die mächtigen Fluten der angeschwollenen Donau. Bald wird hoch auf dem linken Ufer die Walhalla sichtbar. Vor zwanzig Jahren betrat ich sie, sie war noch im Bau begriffen. Damals sah ich sie mit etwas grämlichen Blicken an; ich kam eben von ihrem hohen Vorbilde, dem Parthenon, her; Attikas sanft geschwungene Berge und reichgegliederte Gestade, Pinien, Lorbeer, Myrthen und Oleander, die weite See, den tiefblauen Himmel spiegelnd, der goldig glänzende Marmor Pentelikons und die Gestalten des Phidias standen mir frisch wie von gestern vor dem innern Auge; hier das Nachbild im rauheren trübgelben Gesteine die feinen Formen und reinen Verhältnisse nachahmend, Schwanthalers kurzleibige, harte Figuren im Giebelfeld, ein griechischer Tempel in grauer nordischer Luft, umgeben von schweren und ungeschlachten Erd- und Bergformen, mit dem Blick auf düsteres Tannen- und Fichtengehölz: es wollte mir nicht ein, kam mir gemacht, gesucht vor. Heute gedachte ich, als der stattliche Bau herunterwinkte, nur mit herzlicher Rührung des guten nationalen Willens, der hier deutschen Mannes- und Geistesruhm in einer stolzen Halle verewigt hat, die uns so ernst mahnend zuruft: Schaut zu, daß ihr euch noch eine andere Halle baut, bestellet euer Haus und gründet es auf feste Säulen!

Vorüber am alten Straubing: dort über die Brücke wurde die arme Agnes Bernauer gestürzt. Hebbel wird nicht der letzte sein, der den erschütternden Stoff im Drama behandelt hat; freilich liegt ein schwerer Knoten darin: Herzog Ernst teilt entweder den wilden, blöden Wahn, daß die Baderstochter Hexenkünste geübt hat, und

dann ist er ein undramatischer Charakter, oder er benützt ihn aus politischen Motiven, und dann ist er doch immer unleidlich grausam; Hebbel hat ihn soweit möglich dem Erträglichen genähert: Agnes wird dem Wohle von Tausenden geopfert, die unter einer Kette von Übeln leiden müßten, wenn die Mißheirat dauerte, der Herzog entschließt sich vorher zum Schwersten, einer Veränderung der Erbfolge, und erst da der neue Thronerbe stirbt, greift er zum letzten, furchtbaren Mittel. Ich zweifle dennoch, ob dies hinreicht, die unerträgliche Härte im Stoff ganz in höhere tragische Notwendigkeit aufzulösen, aber das weiß ich, daß dieser Herzog ein Meisterstück von männlicher Charakterzeichnung ist. Das ist ein Mann, menschlich fühlend und streng sich bezwingend, wortkarg und durch die kurze Rede auf ein reiches, aber vom Schicksal und der allmächtigen Zeit zu Stahl geschmiedetes inneres Leben zeigend, schlicht in seiner Stärke, wahrhaft deutsch. Hebbel ist nur auch in den andern Charakteren zu wortkarg; sein Styl wird im ursprünglich gesunden Streben, die Phrase zu vermeiden und deutsche, nordische Art zu zeichnen, die weniger sagt, als sie im Innern trägt, bis zum Manierierten gedrängt, epigrammatisch komprimiert, zugespitzt, stachlich, dornig und verfällt dadurch in das Gegenteil des Schlichten, nach welchem er überall strebt, in die reflektierte Absichtlichkeit der inhaltvollen, überwürzten Kürze. Leidenschaft ist beredt, sie muß ihre Stellen haben, wo sie in warmem, reichem, glänzendem Strom hervorbricht und daherrauscht. Am wenigsten gelingt ihm das Weib, die verschleierte, unbewußte, naive und doch klare, hohe Seelenschönheit edler Frauen. Er will in Agnes recht den Adel der Natur, die Einfalt in Hoheit zeichnen, aber man fühlt die Absicht. Dennoch welcher tüchtige Fortschritt ist dies Drama gegen die früheren Überschraubungen alttestamentlicher und romantischer Stoffe ins blasiert Moderne, die mystisch allegorischen Visionen mit dem tollen Umsprung aus phantastischem Ernst in komischen Realismus, dem ungesunden Humor! Hebbel wird schwer aus einer trüben Mischung von romantischem Idealismus, schneidendem Realismus, modernem Subjektivismus, beziehungsreichem Gedankenhinterhalt sich ganz herausarbeiten, aber er ist niemals unbedeutend.

Während ich von solcherlei kritischen Gedanken allmählich wieder zu mir komme und mich mit J. Pauls Fälbel vergleiche, der an

allem, an Weg, Wiese, Wald und Wasser dozieren muß, hat uns der Steuermann, der glücklicherweise sich durch keine Schulmeistergrillen zerstreuen läßt, nach dem schönen Passau geführt, das turmreich am Einfluß des Inn und der Ilz in die Donau sich hinlagert und aufbaut. Die Stadt sieht altertümlich und ehrwürdig genug aus, um die Phantasie zu wecken, daß sie sich ein uraltes Sagenbild heraufrufe; hatte ich doch nicht vergessen, daß ich des Weges zog, auf dem einst Kriemhilde und dann die Nibelungen in ihr Schicksal giengen. Hier in Passau empfängt der Bischof Pilgerin mit „Burgären und Koufliuten" der Stadt seine „Niftel", die im Geleite Rüdigers und seiner Mannen und reich geschmückter Jungfrauen vom Rheine hergeritten kommt. Drunten in Bechlarn hat sich schon Rüdigers Gemahlin, die schöne Gotelinde, aufgemacht; sie reitet mit ihrem stattlichen Gefolge der Enns zu und begegnet der Braut Ezels bei Everdingen (Everding); hier geht es, wie nachher, wo Hagen auf den grimmen Fergen Else stößt und hierauf der Raubanfall auf die Nibelungen erfolgt, in unserem alten Heldenliede den braven Bayern schlecht: „Gnuoge uz Baierlande solten han genomen den Raub nach ir Gewoneheit", hätte es nicht der Markgraf Rüdiger mit seinen mehr als tausend Rittern „understanden". Man steigt vom Pferde, begrüßt sich, ruht aus unter Zelten im Klee, erfrischt sich, turniert den Frauen zu Ehren, daß die „Trunzune" fliegen, es geht weiter nach Bechlarn, dann über Medelike (Melk) ins eigentliche „Osterlant"; in „Mutaren" (Mautern) scheidet Pilgerin; an der Traisen hält der Zug in Ezels Burg „Zeizenmure" (Traismauer), man weilt vier Tage; inzwischen hat Ezel gehört, „wie herlichen Chriemhilt kõme durch die Lant", er zieht ihr entgegen, und bei Tulln empfängt er sie mit seinem wildfremden Geleite, das der Königsbraut ein nie gesehenes Schauspiel bietet: „Pölan und Blachen, Riuzen und Kriechen, Degen vom Lande zu Kiewen, und die wilden Petschenäre" tummeln ihre Rosse, schießen mit Pfeilen nach den Vögeln, voran Ezel selbst mit seinen ersten Helden, unter denen Dietrich von Berne glänzt; der Zug bewegt sich von Tulln nach der Stadt zu Wiene, wo das Vermählungsfest gefeiert wird, dann geht es ins Ungarland; „zu Heimburg der alten sie waren übernacht", zu Misenburg (Wiselburg) schiffen sie sich ein und erreichen Ofen, „Ezelenburg". Die Phantasie überspringt sieben

Jahre; ein anderes, größeres Schauspiel auf tragischem Grunde belebt diese Donauufer. Das rachebrütende Weib hat die Brüder und ihre Mannen in Ezelenland eingeladen; sie ziehen heran, sie gelangen höher oben bei „Möringen“ zur Donau, der grimme Hagen belauscht die Meerweiber, sie weissagen ihm seinen und aller Nibelungen gewissen Tod; Else, der wilde Ferge, will sie nicht übersetzen, Hagen erschlägt ihn, ein unheimliches Vorzeichen, im Schiff, setzt die Seinigen über den angeschwollenen Strom, und drüben verkündet er ihnen ihr Schicksal: „Do flugen disiu märe von schare baz ze schare, des wurden snelle Helde missevare;“ es folgt der Anfall der Bayern unter Gelfrat, sie ziehen weiter, wir finden auch sie in Passau, wo sie bei Pilgerin einen Ruhetag halten, dann empfängt sie gastlich der edle Rüdiger in Bechlarn und verlobt dem Giselher seine Tochter, nicht ahnend, in welchem furchtbaren Zwiespalte des Herzens er nachher gegen seine Gäste das Schwert zücken muß, und endlich langen sie im Ezelenland, in Ungarn, an, wo Kriemhilde, Worte der wilden Freude auf den Lippen, vom Fenster sie einreiten sieht. Ich meinte da drüben deutlich den gewappneten Zug zu sehen, den Tritt der schweren Rosse zu hören und Hagens harte Schicksalszüge, „geswinde Blicke“ und mit „griser Varwe“ untermischten Bart zu unterscheiden. Das sind große Bilder, wie sie nicht an jedes Volkes Stromufern aus grauem Altertum aufsteigen; unsere herrliche alte Heldensage weist uns gleichermaßen an die Donau, wie an den Rhein und mahnt uns, den einen wie den andern Strom zu wahren und zu halten.

In Engelhardszell kurzer Halt, erste österreichische Mauth, jetzt krümmt sich der Strom zwischen verengten Ufern, waldreichen Bergen, es dunkelt schon, da wir an dem freundlichen Städtchen Aschach vorüberfahren, und endlich landen wir in Linz. Wie anders war mir's zumute, als ich vor siebenundzwanzig Jahren, ein junger Bursch, der zum erstenmal die Welt sah, von Wien aus in diese heitere Stadt einzog! Ich war damals vom Norden gekommen, hatte den Winter in Göttingen und Berlin zugebracht und vor lauter Studieren, Schüchternheit und Ungeschicklichkeit wenig vom Leben gesehen und wenig mich gefreut. Wien war noch das alte Wien, mir war, als wäre ich eingefroren gewesen und taute nun auf. Dialekt, Ton, Sitte zutunlich, naiv, vertraulich; alles wohlfeil und

schon darum die Grundstimmung behaglich, denn teures Land greift bekanntlich nicht nur den Beutel an, sondern erscheint unwirtlich und läßt das Gemüt nicht anwachsen; mächtige Erholung des eingeschnurrten Magens bei den stattlichen Portionen der saftigen Küche; kindliches Staunen bei dem ersten Anblick der mancherlei fremden Völker mit ihren Trachten: Türken, Griechen, Armenier, Ungarn, Slawen, des Heeres mit seinen mancherlei fremden Physiognomien, Uniformen und mit seinem treu bewahrten alten Wallensteintypus; Drehorgeln, Harfen, Geigen, Gesang auf Weg und Steg; glänzende Praterfahrt voll reicher Karossen mit flotten Jägern, schönen Frauen; herzlich zu lachen über tausend Naivitäten auf Schritt und Tritt, und vollends im Leopoldstädtertheater der Hauptspaß: Raimunds Stücke und Spiel, Scholz, Nestroy; dann das Burgtheater, wo noch die alten guten Namen waren, wo ich die alte Schröder noch in Grillparzers Medea sah und ihr stylvolles, antik großes Spiel; endlich der reine Kunstgenuß: voran Belvedere mit seinen Schätzen. Nun gieng es dann damals weiter nach Linz. Wer kennt nicht den sonnigen Eindruck dieser österreichischen Landstädte mit ihren breiten Marktplätzen und der obligaten Mariensäule, die sich aus steinernen Wolken wie aus Knödeln auftürmt, worüber runde, lustige Engelchen im Jubel auf und abpurzeln? Ein Bild, wie leicht und fröhlich man das Leben nimmt! In Stellwagen, Postwagen und Gasthof, überall noch war man gleich zu Haus und gut Freund; nicht zu vergessen die freundliche Ansprache der schönen Linzerinnen mit den reichen goldnen Flügelhauben. Die Politik kümmerte mich wenig; was hinter dem heitern Vordergrunde Metternichs Dunkles spann, um welchen Preis dieser Stillstand in patriarchalischem Stillleben erkauft war und wie sich vorbereitete, was wir jetzt erleben, das machte mir damals keine grauen Haare. Man hatte mich schrecklich gewarnt, nicht zu politisieren; ich wunderte mich nicht wenig, als im ersten österreichischen Stellwagen ein Leutnant aus Theresienstadt mich anredete: „aber Sie, der Börne, des is doch e Mordkerl.“ — Von Linz trat ich eine Fußreise nach Salzburg und Tirol an, ich sah zum erstenmal im Leben Hochgebirg, wilde Päße, Riesenkampf zwischen Wasser und Fels, Alpen- und Sennerleben, Bauernvolk von noch ungebrochenem schwunghaftem Schlage, freiem, frischem Wesen, stolzer Haltung und Schritt, malerischer Tracht. Ich

war wie elektrisiert, in jedem Nerv gehoben, entzückt über diese unbekannte, neue Welt von Poesie. Es bleibt eine Erinnerung wie ein schöner Traum; sie begleitet mich von da an durchs Leben. Ich war so ganz wie ein Verliebter, daß mir, als ich wieder in die ersten Ortschaften kam, wo moderne Tracht und Sitte zwischen die naturvollen Formen des Volkslebens sich mischte, das Weinen nahe stand; mir war zumute, als müßte ich zusehen, wie ein geliebtes unschuldiges Mädchen von einem raffinierten, frivolen Geck verführt wird; ich bedachte nicht, daß ich ja selbst in Städterkleid und mit dem beobachtenden Auge der Bildung, die der Poesie des Unmittelbaren entwachsen ist, diese grünen Täler zwischen den gletscherbedeckten Bergen durchzog. Wenn man in meinen Schriften da und dort mit einer gewissen Leidenschaft den uralten Widerstreit zwischen den Interessen der Ästhetik und der modernen Bildung ausgesprochen findet, wenn das tragische Gefühl der Notwendigkeit, daß jeder Fortschritt der letzteren ein Stück des Malerischen, Naiven, Unmittelbaren wegnimmt, des unvermeidlichen Verschwindens der Volkstrachten und alter, ursprünglicher Sitte und Einfalt mit Heftigkeit durchbricht: aus jenen Tagen rührt die Stärke dieser Herzensteilnahme an einem unvermeidlichen geschichtlichen Hergang. Die Versuchung ist nicht klein, die auf diesem Scheidewege von der geradlinigen Straße der Vernunft nach der Taumelwelt falsch angewandter Ästhetik lockt; wer da nicht gründlicher nachdenkt, wird Romantiker, Feind der Aufklärung und endigt als fanatischer Reaktionär, Proselyt usw. Wie mancher ist vom schönen Scheine betört zum Ritter der Unfreiheit geworden! Wie mancher hat Folterturm und Jesuiten zurückgewünscht und zurückgeführt, weil die Welt der Verdunklung malerischer aussieht, hat das „freche Licht“ bekämpft, weil ihm die ahnungsvolle Dämmerung heiliger, herrlicher schien! Wir wissen jetzt, es ist uns klar, daß uns die Augen beißen, wohin diese Herrlichkeit der Romantik führt; man will die schöne, alte, rührende Einfalt, den kindlichen Gehorsam, das Glück des Nichtwissens erhalten und man erzeugt Verdorbenheit, Heuchelei, Frivolität, Grimm, Zerrüttung. Österreich hat es erlebt und Preußen nicht weniger, daß die Romantik, daß die falsche Genialität an den Abgrund führt. Bis zu diesem Taumel, der die Vernunft als die Verführerin der Menschheit verdammt, kam es denn glücklicherweise

mit meinem elegischen Empfinden nicht, aber ich verstand von da an, wie man in diesen Zug des Wähnens hineingeraten kann. Das Ende vom Lied ist, daß diese Poesie der Vergangenheit in ihrer Praxis nicht nur die Geister abstumpft, sondern gerade das zerstört, was sie zu erhalten vorgibt: das sinnliche Glück der Völker, das Element, worin die kindliche Einfalt lebt, daß Wohlstand, Freude, Gesang und Tanz unter ihrer Hand sich in Elend, Armut, Hunger, Zerrüttung, das Kinderparadies in die Hölle verwandelt. Und mit dieser Betrachtung kommen wir eben im rechten Momente wieder zurück zur Gegenwart.

Wie es mit den Finanzen Österreichs aussieht, das trat mir in greiflichem Symbol entgegen, als ich im Bahnhof zu Linz meine Karte nahm und der Beamte, der mir neunzig Neukreuzer herauszugeben hatte, mir mehrere Geldrollen in die Hand legte: lauter der Zeitersparnis halber zum Zwecke des Wechselns schon gezähltes Kupfer, Rollen von zehn, zwanzig, dreißig Kreuzern. Ich schleppte mich mit meinem Kupferbergwerk in der krachenden Tasche zum Wartesaal; bald pfiff es und schneller, als unsere Nibelungenrecken auf ihren eisenbedeckten Hengsten, durchflog ich das herrliche Land mit seinen blauen Bergfernen, Flüssen, Städtchen, Dörfern und geschmackvollen Bahnhöfen.

Wir sind nun in Wien, und ich werde den Leser mit einer Aufreihung des Gesehenen, Gehörten, Erlebten verschonen. Ich muß nachholen, daß ich die Kaiserstadt zum drittenmal besuchte. Vom ersten Male habe ich schon gesprochen; das zweitemal, im Herbst 1840, kam ich von Griechenland. Ich fand Wien bereits sehr verändert, verteuert, ernster als sieben Jahre früher. Oder war ich ernster? Jedenfalls diesmal nicht unbefangen, denn mir war das Herz schwer von Heimweh nach Athen, Theben, Parnaß, Delphi, Thermopylen, Marathon, Nauplia, Argos, Korinth, nach den kreisenden Adlern hoch in Lüften, nach der Musik der tausend Nachtigallen im Wirrgarten der üppigen Täler, nach den Palikaren mit Fustanella und Jatakan, nach der poetischen Wildheit und Freiheit eines kulturlosen Zustandes, nach den Geistern der Helden und Weisen, die um Gräberhügel und zerbrochene Marmorsäulen schweben. Unsere Kultur kam mir übersatt vor, das üppige Wien mit seinen gnädigen Herren und gnädigen Frauen und seinen

Lakeien machte mir übel. Ich lernte freilich Männer aus kleinen, stillen Kreisen kennen, in welchen sich eine neue geistige Zukunft, ein neues Österreich vorbereitete, das aus schweren Wehen soll geboren werden.

Der nächste Eindruck Wiens ist Betäubung. Die Stadt ist noch volkreicher geworden, und trotz manchen Erweiterungen sind gerade die Hauptstraßen ihres Mittelpunktes eng geblieben; das ist ein Drängen, Drücken, Schieben, Stoßen, Hetzen, Schreien, Knallen, das jeden Fremden, wenn er nur nicht soeben aus Paris oder London oder aus Neapel und seiner brüllenden Toledostraße kommt, zu Anfang in einen Zustand wie den eines heftigen, wild und schmerzhaft aufregenden Ohrensausens versetzen muß. Verweilt der Beobachter nun überhaupt auf der Oberfläche, so begegnet ihm das alte Jagen nach Genuß, die blühende Sinnlichkeit, der bekannte Charakter Wiens. Tanz, Theater, Musik, Gesang, Wein und Liebe, Prater, Schönbrunn und wohin überall gegangen, geritten, gefahren wird, Plaudern, Lachen, Spaß aller Art scheint noch heute die Achse, um die das Leben läuft; das Essen nicht auszulassen oder vielmehr eine kindliche Wichtigkeit, welche auf die Freuden des Gaumens und Magens gelegt wird. Der Dienst der Venus geht in allen Großstädten sichtbar genug um; in Wien hatte das immer eine gewisse eigene Farbe: der Geist Wielands schien in ihm zu wandeln mit jener besondern Lüsternheit, welche aus den Gaben jener Göttin Aufheben macht, als wäre ihre Süßigkeit soeben erst entdeckt worden und könnte man nicht oft genug und stets aufs neue schmunzelnd auf sie hindeuten. Dies alles schwamm nun vor Zeiten noch in einem Elemente der Naivität, das die Strenge des sittlichen Urteils verscheuchte. Es war ein fröhliches Heidentum, eine Naturreligion mit Astarotkultus, mit Priapdienst, ohne die Wildheit, die bei den alten Völkern dazu gehörte, es war — ich weiß nicht mehr, wer es so ausgedrückt hat: — „Sünde vor dem Genuß vom Baume der Erkenntnis“; eine gewisse festive Kinderseligkeit, eine harmlose Hanswurstlaune nahm dem lieben Leichtsinn seinen Stachel, den Schwachheiten des lieben Fleisches ihre stoffartige Schwere. Den Geist des alten Wien hat man in der Zauberflöte und umgekehrt, die Zauberflöte versteht nur der ganz, der das alte Wien kannte. Papageno und Papagena: das sind die alten Wiener, Tamino,

Tamina und Sarastro und die Osiris-Isis-Priester nicht minder: ihr schreckliche Geheimreligion, ihre rigorosen Prüfungen laufen auf einige Sätze einer wohlmeinenden, gutmütigen, schließlich eudämonistischen Moral hinaus. Noch zu Raimunds Zeiten gaben die Vorstadt-Theater recht ein Bild des unschuldigen Frevels dieser Harlekinlaune der Kaiserstadt. Raimund legte dem phantastischen Humor etwas schärfere Moral, sogar Politik unter, aber die Lustigkeit blieb doch der Grundtakt. Eben in diese Theater muß man nun aber gehen, wenn man zusehen will, was aus dem alten Humor jetzt geworden ist. Schon 1840 trat mir der Verfall der Volkskomödie unter den Händen Nestroys entgegen. Er ist noch immer da, und ich sah ihn zuerst in einer französischen Posse „Orpheus“, die eben viel Glück machte, im Leopoldstädter Theater. Schon das ist bezeichnend, daß das liederliche Stück in Wien überhaupt Eingang fand. Französische Frivolität ist erträglich im spezifischen Elemente der spielenden Leichtigkeit, worein der Franzose auch das Bedenklichste zu tauchen weiß; in der geraden, derben deutschen Weise wird derselbe Stoff gemein und ekelhaft. Ein Götter-Cancan (buchstäblich) auf einer deutschen Bühne! Nun aber dieser Nestroy: Er verfügt über ein Gebiet von Tönen und Bewegungen, wo für ein richtiges Gefühl der Ekel, das Erbrechen beginnt. Wir wollen nicht die tierische Natur des Menschen, wie sie sich just auf dem letzten Schritte zum sinnlichsten Genuß gebärdet, in nackter Blöße vors Auge gerückt sehen, wir wollen es nicht hören, dies kotig gemeine „Eh“ und „Oh“ des Hohns, wo immer ein edleres Gefühl zu beschmutzen ist, wir wollen sie nicht vernehmen, diese stinkenden Witze, die zu erraten geben, daß das innerste Heiligtum der Menschheit einen Phallus verberge. Ich sah Nestroy noch in den „Siebzehn Mädchen in Uniform“, wo er eine Reihe von schmierigen Wachstubenzoten über die Jungfrau von Orleans losließ. Von unseren Theatern — und wir verstehen doch wohl auch einen Spaß — würde solche Gemeinheit mit Fußtritten gejagt, hier wurde gerade bei den widerlichsten Stellen am meisten geklatscht, und es sitzt vor diesen Vorstadtbühnen zwar nicht das Publikum des Burgtheaters, aber doch wahrlich auch nicht lauter Pöbel; man bedenke aber, daß immer auch Jugend unter den Zuschauern ist, und mache sich eine Vorstellung, wie die Phantasie eines zum Jüngling reifenden Knaben,

zur Jungfrau reifenden Mädchens vergiftet werden muß, wo Auge und Ohr solche Dinge sieht und hört. Es bedurfte natürlich eines so bedeutenden und erfindungsreichen komischen Talents, wie es in Nestroy versumpft ist, um ein Publikum gegen das tiefer und tiefer gehende Versinken ins Gemeine abzustumpfen, den Übergang vom gesunden Lachen in das Meckern des Bockes ihm unvermerkt einzugeben. Einer der Wege zur Verrottung des ästhetischen Gefühls sind die ins Volkslustspiel eingelegten Liedchen. Die herkömmliche Sitte, daß der Sänger oder die Sängerin abgeht, wieder hervorgerufen wird, und dann auf das schon Gesalzene noch Gesalzeneres bereit haben muß, verderbt den Gaumen. Das sah ich auch in einem ganz warm und frisch geschriebenen Volksstück von Anton Langer, das im Theater der Vorstadt Wieden gegeben wurde: Zwei Mann von Heß. Zwei Verwundete aus dem letzten Kriege werden von einer Wirtin, einer jungen Witwe, in Pflege genommen, den oberen Ständen wird gezeigt, wie gut, wie herzlich das Volk Österreichs ist, den Regierenden und Befehlenden in Staat und Heer werden starke Wahrheiten gesagt; die Wirtin ist in den verwundeten Unteroffizier, den sie aufgenommen hat, verliebt, nach verschiedenen Mißverständnissen, Störungen und den Wechselfällen einer Zwischenhandlung, die den stolzen Adel durch weitere Züge des aufopfernden, braven Volkscharakters beschämt und rührt, endet alles glücklich. Da sang nun die junge Frau gleich zu Anfang solche eingelegte Verse, wo in Wort und Refrain der äußerste Moment der Liebe in schnöder Deutlichkeit wirbelte, eine witzlose, in weiblichem Mund vollends unleidige Nacktheit, die den schönen Ernst im Grundtone des Ganzen zum voraus vernichtete. Leider war im Burgtheater keine Labung nach solchen Erfahrungen zu holen; es wurde während meines dreizehntägigen Aufenthalts nichts Bedeutendes gegeben, ich kann über den jetzigen Zustand nicht urteilen; „Dorf und Stadt", das einzige Stück, das ich hier sah, gab mir nicht einmal einen Begriff von der beliebten Goßmann, da an der gemachten Naivität dieser Rolle jede Fähigkeit erliegen muß.

Ich habe nun sehr schlimm von den guten Wienern gesprochen, und mancher Leser mag sich im stillen fragen, wo ich denn hinaus wolle, da ich Liebe und Lob angekündigt habe und nun von Fäulnis rede? Zur Antwort könnte ich auf die reineren Elemente der Ge-

sellschaft hinweisen, wo in ernster Stille Geist, edle Sitte und Gesinnung gepflegt wird; allein ich habe es nicht nötig, mich darauf zu berufen, und es würde nichts nützen, denn es handelt sich vom Ganzen. Ich sage vielmehr: Wenn derselbe Zustand des Geschmacks und der Sitte unter den Bildungsbedingungen unserer protestantischen Welt einträte, so wäre dies ein Zeichen von einer Verdorbenheit, welche notwendig auch die Züge der Herzensgüte und des Wohlwollens ausschlösse, die doch unbestritten dem heutigen Wiener und Österreicher eigen sind, wie dem der früheren, ungetrübteren Zeit; eben diese Dauer der guten Grundzüge beweist, daß, was bei uns die äußerste Frivolität wäre, hier nicht ebenso zu benennen ist. Man ist von der fröhlichen Sinnlichkeit zum Häßlichen fortgegangen, wie einer im Zimmer unbewußt über die Fuge zweier Bretter schreitet; ein geschärfteres, akzentuierteres sittliches Bewußtsein mußte nicht erst abgestumpft werden, weil es überhaupt nicht geweckt war, ein strengeres Fühlen und Denken nicht verbannt, weil es in klarem Gegensatz gegen die leichte Lebensbetrachtung des Eudämonismus vorher nicht hingestellt war; das ist eben nicht erfreulich, aber doch lange nicht so schlimm, wie wenn ein geistigeres, klareres Unterscheiden vorhergegangen und dann in Verdorbenheit aufgelöst wäre. Unter dem Schutte der alten kindlicheren Lust, die wir hier häßlich vergären und verwesen sehen, liegt noch ungehoben der Schatz des bewußteren und sittlicher fühlenden Geisteslebens; der ganze Reiz der Neuheit wartet auf ihn, wenn er sich entwickelt. Es könnte kommen, daß wir die Österreicher, wenn sie einst wahrhaft am deutschen Leben teilnehmen werden, frischer und unversehrter an inneren Kräften finden, als wir selber sind; mancher Jüngling ist von Lustigkeit in Unsitte und Ausschweifung übergegangen, und wenn er dann sich sammelte, ungebrochener ins handelnde Leben eingetreten als ein früh nach regelrechter Linie geschnittener Moralist.

Ich werde noch weiter gehen auf dieser Linie des scheinbaren Widerspruchs gegen mich, gegen meine Zwecke. Seit Jahrhunderten ist hier dem Geist eine Welt von Nahrung versagt und dafür alles zugelassen, ja gepflegt worden, was ihm Vergessenheit seiner Entbehrung im Sinnentaumel bereiten sollte. In gleicher Progression mit Sinnlichkeit und Luxus stieg aber die Teuerung, das Produkt mancher Ursachen, vor allem der bekannten Finanzwirtschaft. Ein

solches Verhältnis ist denn die rechte Stätte für Verderbnis jeder Art. Es sicherte seine stets neue Rekrutierung dem Spionenwesen, dem einen der großen und furchtbaren Übel, welche die Wurzel des sittlichen Lebens benagt haben, gleich giftig für die, auf welche es drückt, wie für die, welche es ausüben, und zunächst an dies Übel reiht sich die amtlich systematisierte Mißachtung des Briefgeheimnisses, wovon heute noch jeder zu erzählen weiß, der nach Österreich in Briefverkehr steht. Ein Staat, der mit solchen Mitteln regiert, ätzt seiner Bevölkerung den Begriff ein, daß er ihr Gegner sei, den sie nun ihrerseits, wie es gehen mag, dürfe zu überlisten, zu betrügen suchen. Und hier haben wir nun nach meiner Überzeugung die Hauptursache jener großen eiternden Wunde: der Unredlichkeit in der Verwaltung, des Betrugs am Staate, oder richtiger das Haupthindernis ihrer Heilung, denn ihre Ursache ist eben jenes Zusammentreffen der unnatürlichen Teuerung mit steigender Genußsucht und mit phantastischer Spielsucht und Gewinnsucht, die durch das gründlich verderbliche Lotto genährt wird, eine der romanischen Vergiftungen des öffentlichen Lebens, womit Österreich angesteckt ist. Man wird vergeblich an dem Krebsschaden der Unterschleife und Betrügereien schneiden, indem man einzelne schreiende Fälle verfolgt und bestraft; es ist ein Markschwamm, der sich durch alle Adern des Staatskörpers gefressen hat, es ist wie zu einer Notwendigkeit geworden, als verstehe es sich von selbst. Man muß Leute, die in diese Zustände hineinsehen, erzählen hören, durch wie viele Hände der Betrug geht, bis nur ein ärarisches Fenster repariert ist. Ein Verwaltungsbeamter sagte zu einem Bekannten von mir ganz naiv: „schau'ns, mei Besoldung, das is nur Nebensach", und er blieb dabei ein ganz geachteter Mann. Hier muß ein ganz neuer Boden gelegt werden, nur Veränderung aller Prinzipien, nur völlige Aufrichtigkeit des Staates, nur volles Licht, kurz Öffentlichkeit des Staatslebens, Verfassung kann dem Verderben steuern. Der Bürger, der in den eigenen Angelegenheiten nicht mitberät, dem der Staat ein Abstraktum, ein dunkles Geheimnis ist, kann sein Land und seine Leute lieben, den Staat wird er befeinden, belügen, betrügen.

Jede Faser dieses tief erkrankten öffentlichen Lebens, dieses sittlichen Verderbens der Gesellschaft seufzt nach einer neuen, wahren,

gesunden Volkserziehung. Auf diesen Seufzer, diesen Ruf, diesen Schrei antwortete Österreich mit einer recht ausdrücklichen Erneuerung des Mittelalters, sie breitete über ein nach freiem Geistesleben, nach den unveräußerlichen Gütern der mündigen modernen Menschenwelt ringendes Volk das schwarze Sargtuch des Konkordats aus. Sich selbst band der Staat hiemit die tragikomische Rute eines wahren Diskordats auf den Rücken, in der Gesellschaft verletzte er alle Parteien, die einzige natürlich ausgenommen, die dabei gewann, er empörte die Katholiken nicht minder als die Protestanten. Preußen war in der vor kurzem verschollenen Ära seiner modernen Romantik weit zurück in den Byzantinismus versunken; Österreich wollte es überflügeln, wollte den Primat über Deutschland, und was tut es? Es tritt recht eigentlich erklärter, beschlossenermaßen auf den Standpunkt, der ihm vor dreihundert Jahren diesen Primat gekostet hat, denn damals, als es sein politisches Interesse so wenig wie die Bewegung der Geister begriff, die Reformation bekämpfte, einzelne Staaten, die sie beschützten, zur vollen Selbstmacht gelangen ließ, als dann das protestantische Preußen aufstieg, damals verscherzte es die Oberherrschaft über Deutschland und betrat den Weg, der ihm das Gepräge eines wildfremden Auslands in Deutschland gibt. Ich schweige, wo die Geschichte spricht, und was näher die Volkserziehung betrifft, so ist es gleichgültig, ob ich hier sage oder nicht sage, was Tausende gesagt haben: Kirchenzwang kann keine Menschen bilden, die Weltanschauung des Mittelalters kann keine Völker erziehen, weil sie der Sinnlichkeit, die veredelt und geläutert werden soll, nur eine andere, eine sublimierte Sinnlichkeit entgegenzusetzen hat. Daran hängt denn alles Weitere: die Fesselung des Gedankens, die Kneblung der Presse, die Bevormundung der Wissenschaft, kurz, der starre Druck auf den Geist, welcher von jeher ein notwendiger Ausfluß des Systems, jetzt noch straffer, angezogen wurde.

Es kam die schwere Prüfung des Jahres 1859. Hochherzig wie sonst opferten die Völker Gut und Blut: der beste Beweis, daß der ganze vereinte Druck so vieler Übel dem unverwüstlichen Kern dieser gediegenen tüchtigen Stämme nichts hatte anhaben können. Ich rede zunächst von den Deutschen; die Slawen, Ungarn, Romanen folgten nur dem Zuge der kriegerischen Ehre und einzelne Truppen schwankten

auf dem Schlachtfeld. Fragt man nun aber: Wie stand es nicht mit dem Herzen, sondern mit dem politischen Urteil? Auf welcher Stufe der Bildung fand die furchtbare Katastrophe es vor? Gereift war es, still groß gewachsen unter der Decke des Zwangs, mit scharfen, unbestochenen Augen sah es, mit der ganzen Frische ungeschwächter Wissensbegierde verschlang es jede neue Kunde. Ich bin entschlossen, nichts zu verhehlen, Österreichs aufrichtiger Freund, will ich die ganze Wahrheit sagen, oder anders: Ich will jenen Starblinden, die es auf Österreichs Zersetzung absehen, den scheinbaren Gefallen tun, auch das Traurigste nicht zu verschweigen: Ich habe in Wien nicht etwa von ein paar Unzufriedenen, sondern von Personen verschiedener Stände, von Leuten, die ihr Vaterland redlich lieben und allen Übersturz hassen, nicht von wenigen, sondern sehr vielen vernommen, daß man während des Kriegs vor Siegesnachrichten zitterte. Warum? Weil im Falle des Sieges der Druck des inneren Systems unerträglich geworden wäre. Doch um jenen verblendeten Deutschen die Freude so schnell wieder zu verderben, eile ich hinzuzusetzen, wie es weiter lautete: „aber das haben wir erwartet,“ so fuhr man fort, „daß Deutschland losschlage“; deutsche Siege bei österreichischen Niederlagen, davon versprach man sich in Österreich eine Änderung der Dinge. Darauf kommen wir zurück; hier galt es nur, zu zeigen, wie tief schon der Riß zwischen Land und Regierung klaffte. Wohin muß es gekommen sein, wenn ein braves Volk, anhänglich, treu, gutmütig, patriotisch, bis zu diesem furchtbaren inneren Zwiespalt des Gefühles gelangt, daß es den eigenen Söhnen im Heere nicht Siege wünschen kann, ohne für die Rechte, die es im innern Staatsleben fordert, neue Niederlagen zu fürchten!

Die Katastrophe kam. Das Heer war halbverhungert zur Schlachtbank geführt, wo es dennoch wie Löwen focht, aber von einem Feinde geschlagen wurde, in dessen Heer der Geist die Stellen einnimmt, die ihm gebühren. Nicht des Heeres Mut und Kraft unterlag auf diesen Schlachtfeldern, sondern ein System wurde geschlagen, das dem Geiste nicht seine Rechte gibt. Bald folgen die furchtbaren Enthüllungen, die in einen dämonischen Abgrund der Korruption weisen. Das Schicksal hatte den Weg eingeschlagen, auf welchem wir ihm in der Geschichte so oft begegnen: es hatte dem unwürdigsten Werkzeug erlaubt, an das Gebäude einer verkommnen Politik zu

klopfen, und siehe, es klang hohl und morsch. Freut euch nicht darüber, ihr in Deutschland, die ihr es wolltet und herbeiführtet, daß man mit der Hilfe zögerte, bis es zu spät war! Was das Schicksal erlaubte, durftet ihr nicht erlauben; trägt die Frucht eures lieblosen Wollens heilsame Wahrheit und bessere Zukunft für den verlassenen Bruderstamm in ihrem Schoß, euer Verdienst ist es nicht, denn ihr seid nicht die Vorsehung.

Die Erfahrung fand also ein Volk vor, das im Verborgenen mündig geworden war, und öffnete ihm vollends die Augen. Hier erst ergänzt sich, was ich oben von den Wiener Zuständen gesagt habe. Der Wiener geht noch dem Vergnügen nach, aber er ist nicht mehr vergnügt. Vor Augen floß mir noch der Strom, der nach Genuß eilt, darunter rollte tief und stark ein anderer, der laut und hörbar genug dahinbrauste. Es war zur Zeit meines Aufenthalts in Wien noch nichts geschehen, was auf ein Umlenken im Systeme schließen ließ, man hatte vergeblich gehofft; der Eindruck, den die Entdeckung der großen Betrügereien machte, war neu. Hier schien alles eine nah bevorstehende Krisis anzuzeigen; denn so, ja so wie damals in Wien, sieht es in einem Staat aus, dessen Grundgebälke kracht; so durchdringt Verdacht und Argwohn alle Röhren der Gesellschaft, solche gallenbittere Witze laufen um, so offen auf Weg und Steg öffnet gründliche Enttäuschung, herzliche Verwünschung jahrhundertelanger Übel den Mund. Wo war dies alte Österreich geblieben, in welchem man nur scheu im Verborgenen ein Wort über Politik flüsterte? Die Spione waren noch da, aber wollte man mit Verhaften beginnen, so hätte man alle Welt einsperren müssen. Den eingefleischtesten Anhängern Altösterreichs war der letzte Faden ihrer patriarchalischen Begriffe ausgegangen, die treue Armee war in den Tod verbittert; man meine nicht, ich habe meine Beobachtungen etwa von einigen unzufriedenen Journalisten, die wegen eines Nichts, wegen einer harmlosen Notiz die Treppen der Polizei auf und abgehetzt, bis aufs Blut schikaniert werden, durch alle Stände, durch alle Bildungsstufen gieng dieser Geist der gründlichen Enttäuschung, der drohenden Ungeduld, der Verzweiflung und des sehnenden Hinblicks nach Deutschland.

Und wie steht es jetzt, während ich diese Zeilen schreibe? Unzweifelhaft erfreulich und tröstlich ist eines: die Versöhnung mit

Preußen. Sie hat Deutschland über die äußere Politik seiner Großmächte beruhigt; wir werden zusammenhalten. Was auch nur ein Zeichen deutscher Einigkeit vermag, das ersieht jeder Unbefangene aus den unmittelbaren Folgen der Zusammenkunft in Teplitz: Napoleon fürchtet uns, schreibt den Hemdärmelbrief nach England, die englische Presse aber begrüßt mit Freuden den aufgehenden Stern Deutschlands, wir erkennen alsbald, daß wir nur wollen dürfen, um die erste Macht in Europa zu sein. Eine Versöhnung gleich erfreulich für Preußen wie für Österreich. Dieses vergißt seinen Groll, jenes verbessert seine unselige Zögerung, die Folge des älteren Grolls gegen dieses, und zeigt sich erhaben über die Torheit, die unnatürliche Verdrehung des Verstands und Gefühls bei einem leider nicht kleinen Teil seiner Bewohner und der Partei, die ihm die Oberherrschaft zuwenden will. Als wir im Sommer 1859 von Preußen vorwärts zum entschlossenen Schlagen geführt sein wollten, ruhte unser Wille, daß man für Österreich eintrete, auf Erwägungen, die gar manches „Obwohl" und „Trotzdem" einschlossen. Ich will sie nicht mehr wiederholen, diese damals so oft und so klärlich aufgezählten „Obwohl" und „Trotzdem"; ich will statt dessen nur erzählen, was damals ein schwäbischer Bauer im Zwilchkittel zu mir sagte: wenn ein Räuber ihm den Bruder anfalle, sei es nicht Zeit, des Zwistes im Hause zu gedenken; möge der Bruder auch das ganze Hauswesen stören, den Räuber dürfe man nicht aufkommen lassen, denn sei er mit dem Bruder fertig, so gehe er an des Bruders Bruder; und als ich bemerkte, Preußen sei eigentlich nicht verpflichtet zum Handeln, denn Italien sei nicht Bundesland, so erwiderte er, verpflichtet zum Löschen sei man auch nicht, wenn es im Nachbarhaus brenne. Das ist nun bereits Reflexion in schlichtem Volksgewand; hätte es aber auch einer ungleich längeren Reihe von Schlüssen bedurft, als sie in den bildlichen paar Worten meines Bauern eingehüllt liegen, es gibt etwas, das in solchen Lagen alle Kunst der Reflexion ersetzt, eine Naturkraft des Gemüts, ohne die kein Volk zu Macht und Größe gelangen kann. Man brauchte nicht viel zu denken, es durfte nur unter dem Brustlatze richtig bestellt sein. Das Gefühl des nationalen Bandes, wo es lebt, ist absolut; wird ein Staat angegriffen, dessen herrschenden Kern ein Bruderstamm bildet, so wird dies Gefühl, mag der Angriff auch einem

Besitze gelten, der uns direkt nichts angeht, ja uns Schaden bringt, mag der Angegriffene noch so viel gegen uns verschuldet haben, es wird mit der Gewalt des Unbedingten, des Heiligen sprechen. Was anderes ist es, als das erhöhte, erweiterte Familiengefühl! Eine Familie, die nicht dem Zerfalle nah ist, läßt keines ihrer Glieder beschimpfen, berauben; was diese Glieder unter sich abzukarten haben, das geht den Fremden, den Feind nichts an; wie uneins im Innern, eins gegen außen! Dies Gefühl fragt nach keinen Gründen und ersetzt alle Gründe; es läßt sich nicht andemonstrieren; wer es nicht hat, der gehört nicht zur Familie, wer es hat, der hält es ganz rein und frei von fremden Beziehungen, die es zu durchkreuzen suchen. Die Existenzfrage ist nicht protestantisch und nicht katholisch, nicht liberal und nicht reaktionär, so wenig als mein Arm, mein Fuß, Haus, Rind, mein Hund, meine Katze protestantisch oder katholisch, liberal oder reaktionär ist. Ich mag mit den Italienern sympathisieren, immerhin, das gehört nur ganz und gar nicht zur Sache, wenn Österreich gegen die Franzosen kämpft; ich mag Pfaffen, Absolutismus, Adelsvorrecht hassen, immerhin, das hat nur mit d e r Frage ganz und gar nichts zu tun, ob Länderraub, Verträgebruch, der einen verbündeten Staat anfällt und bald seine Hand an mein eigen Gut legen wird, in der Welt herrschen soll oder nicht. Aber „den Teufel merkt das Völkchen nicht, und wenn er es auch schon am Kragen hätte." Es ist wahr, wir hatten es nicht schwarz auf weiß, daß es uns, nachdem wir Österreich gerettet, gelingen werde, seine innere Politik zu verändern; gewiß war nur, daß ein im Krieg erstarktes Deutschland nicht zu befürchten hatte, es werde wie früher dem Einfluß dieser Politik erliegen; doch wahrscheinlich, sehr wahrscheinlich war das erstere. Gibt es eine Gewalt, die auf Österreich bestimmenden Einfluß üben kann, daß es von seinem System ablasse, so ist es Deutschland, das ihm beigestanden ist und ihm dadurch gezeigt hat, wie sehr es seiner bedürfe. Nicht die halbe Großmacht Preußen, nicht die anderen schwachen Staaten Deutschlands können mit Österreich ein starkes Wort sprechen, aber vereinigt durch einen Krieg, der die wahren gemeinsamen Interessen Österreichs und Deutschlands verficht, gewachsen an Macht und Geltung durch diesen Krieg, so können sie Österreich bestimmen, sich in seiner innern Politik ihnen anzu-

bilden und in ein organisches Verhältnis zu ihnen zu treten. Das war nur wahrscheinlich, auch Siege waren nur wahrscheinlich, da die feindliche Armee geteilt war. Etwas anderes aber, das hatte man schwarz auf weiß: die eigene Unmacht, Schande, Nullität. Sie lag vorher auf uns, sie liegt von da an noch schwerer, noch brennender auf uns und wird auf uns liegen so lange, bis wir den Übermut, die Frechheit Frankreichs gezüchtigt haben. Man fragt mich vielleicht mit Vorwurf, warum ich alte Wunden wieder aufreiße? Die Antwort enthält der Anfang dieser Blätter; ich habe schon dort beklagt, daß die Vorfälle dieses Sommers, so erfreulich im übrigen, der deutschen Bewegung ihre volle Kraft genommen haben, während der Krieg doch nur aufgeschoben ist. Eben jetzt aber rückt er näher und näher; nicht direkt gegen Deutschland, sondern gegen Österreich. Die Dinge in Italien sind bis zum äußersten geschwellt, in kurzem muß es zum Bruche kommen, und wir stehen abermals vor der Frage, ob der Angriff auf ein außerdeutsches, zum Bunde nicht gehöriges Land Österreichs für Deutschland ein Kriegsfall sein soll oder nicht. Darum war es wahrlich nicht zu spät, jene Betrachtungen anzustellen, die sich an die Ereignisse des Sommers 1859 knüpfen. Die öffentliche Meinung ist am gewissesten dann eine Macht, wenn Völker Gut und Blut im Krieg opfern sollen. Es ist wohl der Mühe wert, ein Wort mit ihr zu reden, wenn in einem solchen Augenblick das halbe Deutschland für Garibaldi schwärmt, dem niemand den Ruhm eines tapferen, entschlossenen und uneigennützigen Mannes abstreitet, der aber zu uns in feindlicher Beziehung steht, weil er über Neapel auf Venezien, über Venezien auf Ungarn blickt und, wenn Österreich auf beiden Punkten gefährdet und beschäftigt ist, Frankreich freie Hand verschafft haben wird, auf Deutschland sich zu werfen. Doch diese italienischen Dinge müssen auf den weiteren Wegen meiner Reise zur Sprache kommen.

Erst habe ich noch ein anderes Wort vom Anfang dieser Blätter aufzunehmen. Wahrlich mit kaum geringerer Sorge, als zur Zeit meiner Reise, muß ein wahrer Freund Österreichs auf seinen innern Zustand noch heute blicken. Vor der Zusammenkunft in Teplitz war der Reichsrat eingesetzt, von oben gewählt, bei verschlossenen Türen verhandelnd. Wollte sich eine Hoffnung an ihn knüpfen, daß sich

wahres Verfassungsleben aus ihm entwickeln werde, so wurde sie zum Schweigen gebracht. Die Presse blieb gefesselt wie vorher. Halbe Zugeständnisse wurden tropfenweise, widerstrebend gereicht, und wie man sie als Keime von Weiterem, Besserem betrachten wollte, so wurde gebremst und gehalten. Der Tag in Teplitz erregte neue Hoffnungen, und es ist nichts geschehen. Das letzte, was vorliegt, ist, daß protestantische Soldaten nicht neben ihren katholischen Brüdern im Grabe liegen sollen. Die Geschichte predigt, wohin der Absolutismus führt, der sich mit dem Ultramontanismus verbündet. Zweimal außerdem hat die Welt diesen Bund gesehen: in Spanien, und es verlor darüber seine besten Provinzen und strich den eigenen Staat aus der Geschichte; bei den Bourbonen, und sie verloren darüber die Kronen Frankreichs und Neapels. Der extemporisierte, rationelle Despotismus Napoleons I. und III. hat sich nur aus Zweckmäßigkeitsgründen vorübergehend mit der klerikalen Macht verbündet, denn er kennt seine Interessen. — Niemand kann jetzt sagen, ob man in Österreich die Warnungsstimmen der Geschichte vernimmt. Wenn man sie nicht vernimmt, so ist nach menschlichem Ermessen die innere Krisis gewiß. Als man das Schillerfest in Wien feierte, dachte man da wohl an die Worte des Dichters: „vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittere nicht?“ Und an die Tage der Ermordung Latours?

Ich bin der letzte, der da meint, es sei ein Kinderspiel, die richtige Form einer Verfassung für so ungleiche Teile zu finden, wie Österreich sie in sich vereinigt. Der Einheitsstaat hat sich als unhaltbar erwiesen, das föderative Band ist zu locker. Aber niemand wird behaupten, daß man ein Projekt der Organisation in der Tasche haben müsse, um zu der Forderung berechtigt zu sein, daß Österreich endlich seinen Völkern gebe, was sie nicht länger entbehren wollen und können, Landesvertretungen — und zwar natürlich nicht die mittelalterlichen Stände — für die Kronländer und einen Reichstag für das Ganze, Öffentlichkeit, wirkliche Gleichberechtigung der Religionen, freie Presse. Mag es Jahre kosten, bis der Bau vollendet ist, ein großer, aufrichtiger Schritt genügt, den Aufruhr der Gemüter, die Ungeduld, die zu lange mit Flickwerk, mit halben Einräumungen und Widerrufungen selbst des Halben hingehalten ist, in Freude und Zufriedenheit zu verwandeln. Man gebe heute nur das eine: Freiheit der

Presse, und man hat erklärt, daß man entschlossen ist, hart am Abgrund umzulenken, Österreich dem modernen Staatsleben zu öffnen, man hat die Bürgschaft, das Pfand für jede weitere Form vernünftiger Freiheit gegeben, man hat gebrochen mit dem alten tödlichen Haß des Geistes und — was eins und dasselbe ist — der Öffentlichkeit.

Und wenn Österreich nicht umlenkt? Wenn die Krisis kommt? Eine deutsche Bewegung, die einen innern Zweck hat, die eine freie Verfassung fordert, fällt dann mit einer Bewegung der fremden Nationalitäten, die nach außen, nach Losreißung vom Ganzen strebt, in eine Zeit zusammen. Wird Österreich noch einmal sich selbst retten können? Nein! Und wenn es nicht kann, wo ist die hilfreiche Macht, die jenen Dränger befriedigt und diesen am Reiche festhält? Wo ist der Retter, der das Geheimnis findet, jene zu befreien und diese neu mit ihnen zu einigen?

Mit dieser schwülen Frage auf dem Herzen wandelte ich vor vier Monaten durch die Straßen Wiens; die Lüfte, die Erde, die stummen Steine selbst schienen mir zu rufen: Deutschland, nur Deutschland kann dieser Retter sein! Und Deutschland? — will zusehen, wie sich Österreich auflöst; nein, nicht Deutschland, aber ein Teil Deutschlands, und nicht der kleinste.

Ich erinnere mich einer Stunde in der Paulskirche zu Frankfurt. Die Revolution in Wien und Ungarn war ausgebrochen, das österreichische Heer in Italien beschäftigt. Was konnte klarer sein, als daß hier Deutschland, das damals immer noch fähig war, vereinigt durch ein Reichsheer zu handeln, mit einer imponierenden Heeresmacht einschreiten, Befriedigung gerechter Wünsche durchsetzen und mit dieser Gewährung in der Hand den Aufruhr niederschlagen mußte! Es bewies dann Österreich, daß es seiner bedürfe, es kam seiner Rettung durch fremde Hilfe zuvor, die es dem Ausland verpflichtet und gegen Deutschland noch spröder, noch undurchdringlicher machte, es band dies Ungarn, das nur ein Wahnsinniger wird hingeben wollen, mit einem neuen, besseren Band an Österreich, an Deutschland. Damals stellte sich Herr von Vincke auf die Rednerbühne und bewies, daß diese Dinge uns nichts angehen; es sei ja keine Behörde, keine Stelle vorhanden, deren Ressort dies wäre. Er redete der Mehrzahl aus der Seele, es geschah nichts, Österreich suchte Hilfe

bei Rußland und — wir kennen die Früchte; nicht nur Österreich, nein, Preußen selbst hat sie siebenfach geerntet; in Olmütz erfuhr es, was es heißt, wenn Österreich aus Not und Gefahr durch andere als deutsche Hilfe sich rettet. Und derselbe Herr von Vincke ist jetzt Führer einer umfangreichen Partei in Preußen, und die öffentliche Meinung des Landes, wenn sie das Register ihrer Vorwürfe gegen Österreich zieht, nennt mit hochwichtigem Gesicht als Österreichs schwärzeste Sünde — den Undank gegen Rußland!

Niemand kann mehr wünschen, unrecht zu haben als ich, wenn ich fürchte, daß Österreich abermals vor einer Krisis, und zwar vor einer ungleich schwereren steht. Sollte sie dennoch eintreten: dann gebe der Himmel, daß der nicht allein stehe, dessen Meinung sich in das Losungswort zusammenfaßt: Nur das Deutschland, das vereinigt *für* Österreich handelt, gewinnt durch dies Handeln die Kraft *gegen* Österreich, die ihm abringt, daß es seinen Völkern das unveräußerliche Gut der gesetzlichen Freiheit gebe, und daß es sich zu Deutschland in das Verhältnis setze, das der innere Aufbau unserer Einheit fordert. Österreich im Stich lassen heißt immer: es erstarken lassen ohne uns und nachher gegen uns. Nicht vorher markten um Zugeständnisse, um preußische Hegemonie, nein handeln! Es darauf wagen! Nur ein Deutschland, das siegreich vom Schlachtfelde kommt, auf welchem es für Österreich eingestanden ist, findet das richtige Band zwischen Deutschland und Österreich! Und der Krieg, ja: der außerdeutsche Länderbesitz Österreichs wird uns in ihn verwickeln. Es ist Zeit, daß wir von der Bedeutung desselben ausdrücklich reden. Die Nationalitätsfrage muß hier erst bestimmter zur Sprache kommen, die neben dem preußischen Selbstgefühl in den verkehrten Ansichten über die Stellung Deutschlands zu Österreich eine so große Rolle spielt.

Von den übrigen nichtdeutschen Besitzungen Österreichs ist natürlich *Ungarn* die wichtigste. Ich wollte nicht zum drittenmal in Wien sein, ohne wenigstens ein Stück des merkwürdigen Landes zu sehen; besser wenig und kurz, wie die eng gemessene Zeit befahl, als gar nichts. Wir wollen also die Erörterung unterbrechen und uns mit Schauen erlaben; ich kann freilich dem, der Ungarn kennt, fast nichts bieten: zwei Tage in Pest, nichts weiter. Er mag diese Blätter überschlagen; den Leser aber, dem auch das kleine

Stück, das ich gesehen, neu ist, lade ich ein, das Donaudampfboot mit mir zu besteigen, das im dichten Morgennebel frühmorgens die Fahrt nach Pest antritt. Wir haben nach stürmischen Regentagen, die nur zu gut mit den düsteren Gedanken in Wien stimmten, glücklicherweise einen guten Tag gefunden. Von Wien führt eine kleineres Dampfschiff aus dem Kanal zum großen Boote, das die Donaufahrt macht; der Strom zeigt uns bald den weit verästelten, zwischen grünen, waldigen Inseln ins Unbestimmte ergossenen Charakter, den er weiterhin noch stärker entwickelt, um nur stellenweise sich wieder zu verengen. Dort die Insel, dem Dampfboot gegenüber, das wir nun erreicht haben, ist Lobau. Unsere Phantasie löscht das Tageslicht aus, die Nacht erglänzt von unzähligen Wachtfeuern, die ein unendliches Getümmel von Kriegern, Pferden, Kanonen und reisigem Zeug jeder Art beleuchten, und auf dem Feldstuhl sehen wir den kleinen Mann eingeschlummert, der das mächtige Österreich zu vernichten gedenkt. Landeinwärts liegt Aspern; dort hat er zum erstenmal recht erfahren, was deutsche Helden sind; er hat sie gesehen, wie sie bewegungslos, eine Mauer, Gewehr im Arm stehen, bis seine Reiterscharen, unter deren furchtbarem Andrang die Erde zittert, so nahe sind, daß man ihnen das Weiß im Auge sieht, um sie dann mit ihrer Kugelsaat zu empfangen, er hat sie anstürmen sehen unwiderstehlich, den großen Erzherzog voran mit der Fahne in der Hand; er ist besiegt. Da rettet ihn bei Wagram der überlegene Geist; die alten Übel, Säumnis und Hängen an verkommenen Regeln der Kriegsführung, haben das klare Auge seines vielerfahrenen Gegners getrübt, und der Lorbeer, den das herrliche Heer schon so gut als in Händen hat, fällt dem Feinde zu: vor fünfzig Jahren die ganz ähnliche Ironie, wie wir sie jetzt erlebt haben: ein Heer, das mit überlegener Tapferkeit kämpft, wird siegend geschlagen. Und Deutschland? Damals haben deutsche Heere an Feindes Seite gefochten, fünfzig Jahre später — hat nur eine deutsche Macht sie zurückgehalten, beim Freunde zu stehen.

Bei Hainburg sammelt sich der vielgeteilte Strom, malerisch krönt die alte Stadt mit Türmen und Schloßruine die Höhen des rechten Ufers. Bald folgt links mit seiner alten Felsenfeste Theben, jetzt sind wir im eigentlichen Ungarn, und dort zeigt sich ja schon die alte Krönungsstadt Preßburg; nah am Ufer der kleine Hügel ist

der Königsberg, auf welchen einst der neugekrönte König umgeben vom glänzenden Staate der Großen ritt, das Schwert des heiligen Stephan nach den vier Weltgegenden schwang und schwor, das Reich gegen jeden Feind zu schirmen. Von hier ab fließt der Strom wieder vielgespalten zwischen flachen Inseln hin, wir haben links die große, rechts die kleine Schütt. Zum Melancholischen der Fläche, des grauen, kreidigen Tons der Weiden und sandigen Ufer bringt der Charakter des ungefaßten, unbezwungenen, unberechenbaren Elements etwas Wildes, Unheimliches; an den Ufern sah man da und dort Menschen beschäftigt, den Donausand durch Siebe zu worfeln; plötzlich überfluten die starken Wellen des Dampfschiffs ihre gesichteten Sandhaufen und verschwemmen ihr mühsames Werk, Gelächter der Zuschauer folgt ihrem vergeblichen Zappeln und Eilen; es sind arme Goldwäscher, denen die seltenen Körnchen kümmerlich die heiße Arbeit belohnen. Komorn mit seiner oft belagerten, nie erstürmten Festung unterbricht endlich das Eintönige des Bildes; flach am Ufer hingestreckt verbirgt sie dem ersten Blick durchaus ihre Widerstandskraft, sie gleicht einem geduckten, im Sumpf verkrochenen, farblosen, unscheinbaren, doppelt gefährlichen Lindwurm. Unter Komorn nimmt sich der Fluß wieder zusammen, die Ufer erheben sich in wechselnden, anmutigen Bergzügen. Unerwartet war mir die plastische Schönheit, durch welche die Linien dieser Berge an Italien, Spanien, Griechenland erinnern; ich hatte ihn lange nicht mehr genossen, diesen Reiz von Erdbildungen, die durch ihre bloße Form das Auge beglücken, an deren Umrissen es nicht müde wird hin und her zu laufen; es ist, als hätte eine unsichtbare Künstlerhand einst die noch weichen Massen zu schwungvollen Vertiefungen und Erhöhungen modelliert, oder wäre der bauende Prozeß der Erde glücklicher, ergiebiger vonstatten gegangen als im kälteren Klima, wo es bald aussieht, als wäre der Teig sitzen geblieben, bald als wäre er zu grob, gewaltsam, ungeschlacht in die Höhe gefahren.

Der Dom von Gran, der nun sichtbar wird, hält in der Nähe nicht, was er von weitem versprochen; er gibt dem landschaftlichen Bilde eine eigentümlich phantasiereiche Wirkung, wie er mit seiner Kuppel über die Stadt emporsteigt; man sagt sich nun, daß man sich dem ungarischen kleinen Rom nähert, wirklich will die Kuppel auch eine Art Nachahmung der S. Peterskuppel vorstellen; in der

Nähe aber ist das Bauwerk gar trocken und dürftig. Statt uns jedoch mit architektonischer Kritik zu befassen, unterhalten wir uns mit dem, was wir unmittelbar um uns haben. Ungewohnte Gestalten haben sich nach und nach auf dem Schiff eingefunden; an ungarischen Kostümen hat es zwar von der Abfahrt an nicht gefehlt, wir haben sie auch in Wien schon häufig genug gesehen, denn bekanntlich hat man zur politischen Demonstration die Nationaltracht wieder hervorgezogen; jetzt aber tritt sie in ihrer Ursprünglichkeit auf, freilich nicht die Herrentracht, sondern die gröbere und nicht so säuberliche Volkstracht, dafür aber auch nicht künstlich aufgewärmt, sondern naturwüchsig, Kleid und Mann recht ein Stück zusammen. Dort der alte Bauer mit dem zottigen Mantel von Schaffell, der schwarzen, kegelförmigen Pelzmütze, dem sonneverbrannten, wilden schnurrbärtigen Gesicht und langgewachsenem, gescheiteltem Haar ist schon eine gründlich andere Figur, als unsere rasierten Bauern mit Dreispitz und mit dem Städterrock des vorigen Jahrhunderts; man spürt schon recht, daß man aus unserer Zivilisation, aber auch unserem Philistertum entrückt ist. Wer kennt nicht das eigentümliche Gefühl des Wildfremden mit seiner Mischung von Schauer und Reiz bei solchen Reiseübergängen? Und hier geht es dem Oriente zu; das wunderbare Bild fängt an, in der erregten Einbildungskraft aufzuquellen, in welcher schon längst eine Welt uralter, bunter Erinnerungen von Türken- und Ungarnkämpfen durch die vorüberfliegenden Städte und Burgen geweckt ist. Der Alte unterhält sich mit ein paar stämmigen Männern in der sogenannten ungarischen Schwabentracht: breiter Hut, blaue Jacke und Hosen, mit wenig Verschnürung, steife Stiefel; wir belauschen uns jetzt aufmerksamer den Klang der Sprache. Er hat etwas pathetisch Gestoßenes, Wildes, Metallisches, Sporenklirrendes, Ritterliches; doch zu Pest im Theater werden wir ihn reiner vernehmen. Wo man vom Schiff in das Innere eines Dorfes blicken kann, zeigt sich nun freilich die liebe Natur in ihrer ganzen Blüte; selten haben die Strohhütten einen Kamin, die Straßen befinden sich in reinem Urzustand, ein Paradies zum Bummeln und Wühlen für ihre Hauptstaffage, die Schweine. Doch kehren wir auf unser Verdeck zurück. Am Boden liegt eine Gruppe Soldaten, die zum Regiment einrücken, der begleitende deutsche Unteroffizier dabei. Sie sind etwas an-

getrunken und stellen sich recht besonders lustig, wie es unsere Leute in solchem Fall auch halten, sie singen, spielen. Einer springt auf und versucht auf dem engen Raum einige Schritte und Wendungen eines Nationaltanzes. Da gab es eine Szene, die, obwohl nur ganz im kleinen, leidig an die verkehrte Behandlung erinnerte, wodurch österreichische Härte das tüchtige Volk seit alten Zeiten abgestoßen und erbittert hat, um es freilich ein andermal wieder zu verwöhnen. Es war ein Schirrmeister vom Train auf dem Schiff, der mit diesem Transport nichts zu schaffen hatte, ein großer Lümmel, ein Deutscher, der jedoch geläufig ungarisch sprach. Er fuhr einen am Boden liegenden Soldaten barsch an, ich weiß nicht warum, sichtbar ohne Grund. Dieser entgegnete, der Deutsche brach nun grob los und drohte, wie mir nachher jener Geleitsmann dolmetschte, mit Prügeln. Nach kurzer Pause des Schweigens machte nun der roh beleidigte Soldat, immer noch am Boden kauernd, den Gegner mit feurigen Blicken anschauend, dem empörten Herzen in einer pathetischen, fließenden, klangreichen Zornrede Luft, die mir, obwohl ich kein Wort verstand, noch heute nach Klang und Ton als voller Gegensatz gegen das wortarme, schwerfällige Wesen unserer Bauernsöhne lebendig in der Erinnerung ist. Der Schirrmeister wußte nichts mehr zu sagen, als zum geleitenden Unteroffizier die deutschen Worte: wenn er den Kerl am Land hätte, würde er ihm was anderes sagen; er stieg an der nächsten Station aus; den Soldaten aber sah ich aufstehen, ans Schiffgeländer treten, und helle Tränen standen in seinen Augen.

Enger treten nun die Ufer zusammen und nehmen die Form von Steingebirgen an, man gedenkt des Rheines, wie er sich zwischen seltsamen Felsbildungen und malerischen Ruinen durchwindet; dieser Reiz fehlt auch hier nicht: dort auf hohem Gipfel winken die sagenreichen Trümmer von Wissegrad, dem alten Schloß der ungarischen Könige, einem Lieblingsaufenthalt des Matthias Corvinus, in seinen Ruinen einer der Zeugen türkischer Verwüstung. Die letzte Stadt, an der wir vorübergleiten, ist Waitzen, der Strom fließt wieder geteilt durch die Fläche, schon zeigt sich von weitem der Blocksberg, der Ofen überragt; Vorstädte, Schiffswerften von Pest, die Margareteninsel mit ihren Gärten verkünden die Nähe der Stadt, und endlich steht ihr prachtvolles Bild vor uns. Andere Städte

mögen farbenreicher, bunter, vielgestaltiger uns entgegentreten, altergraue Giebel, mancherlei Formen von Gipfeln und Turmspitzen, dazwischen frisches Grün von Bäumen und Gärten mögen in gedrängten Rahmen das Auge auf und nieder führen und durch reiche Kontraste ergötzen; hier sind es vor allem die großen Bahnen, die sich dem Blicke bieten, es ist das stattlich Hingestreckte, das Ergiebige, nicht Gesparte im Raum, was einen Eindruck, ich weiß nicht welcher ernsten Vornehmheit, welches großartigen, ruhigen Adels macht. Dabei wirkt freilich sogleich die Architektur mit: am Uferkai von Pest steigt Palast an Palast, es sind zum Teil Gasthöfe, aber von bedeutenden Formen, die Schauseite in Pilaster und Säulen gegliedert. Ein einfacher, großer Gegensatz teilt das umfassende Gemälde: rechts legt sich Ofen am Ufer hin und steigt am Berg hinan seine Feste mit dem offen und glänzend vortretenden königlichen Schlosse, weiter unten springt in reinen, schön und ruhig fließenden Umrissen das Bild abschließend der Blocksberg vor, links dehnt sich das glänzende Pest flach und weit am Ufer hin, ins Land hinein. Der gewaltige Strom trennt die beiden Städte, aber die herrliche Kettenbrücke vereinigt sie. Ich kann mich keines besonderen Sinns für Werke der Mechanik rühmen, hier aber ist die Leistung, welche die erstaunliche Last, bestimmt, noch größere Lasten zu tragen, schwebend an die mächtigen Ketten gehängt hat, so wunderbar und durch die zwei herrlichen Pfeiler, zu denen die Kette vom Ufer aufsteigt und zwischen denen sie in weitem Bogen läuft, in so großartigen Kunstformen ausgesprochen, daß man an die kolossalen Römerwerke erinnert ist. Die Kraft der Profilierung aller Glieder und Ornamente hat wirklich nur an römischen Triumphbögen und Amphitheatern ihr Ähnliches; dies bewirkt mit den wohlgewogenen Verhältnissen dieser zwei gewaltigen Massen den vollen Eindruck des Monumentalen; hier spricht alles: ich überrage und überdaure Generationen, sieh, wie klein der Mensch neben meinen Sockeln wandelt, — er, dessen Geist doch diese Formen geschaffen hat! Der Farbenton, wie er dem unvergleichlichen Ganzen dieses Städtebildes seinen Charakter gibt, ist weißlich, trocken, kreidig; die Donau stimmt dazu mit ihrem schwarzbräunlichen Wasser; das Grün des Blocksbergs hatte noch die Frische des Frühlings, aber man sah ihm an, daß es bald von der Glut des östlichen Tages verbrannt sein werde;

die vielen Weiden der ferneren Ufer und Inseln dämpfen auch die farbigere Vegetation ins Grauliche; in sämtlichem Bauwerk herrscht das Weißgelbe des dortigen Sandsteins: alles geeignet, durch keinen bestimmteren Farbenreiz die ernste und hohe Ruhe der Formfreude zu zerstreuen. Die Brückenköpfe auf beiden Ufern werden von zwei steinernen ruhenden Löwen bewacht; schwarze Fahnen ragten von ihren Mähnen: sie galten der Totenfeier Széchényis, des Mannes, der um Ungarn so hoch verdient war, dem die Stadt Pest den Bau dieses unsterblichen, von dem Engländer Clarke ausgeführten Werkes verdankt, und der kurz vorher im Irrenhause sich den Tod gegeben hatte.

Wir benützen nun schnell den Abend zu einem Gang durch die Straßen und wollen, ehe wir weiter des Ernstes der Zeit gedenken, einfach uns dem Schauen hingeben. Wir verfügen uns auf den Korso von Pest, die Waitznergasse, wo die Abendstunde eben jetzt die schöne Welt versammelt hat. Wir sehen billig zuerst nach den Frauen, und nach wenigem Auf- und Niedergehen können wir uns schon sagen: Es ist doch ein ander Ding, durch ein Volk zu wandeln, wo die Schönheit nicht kärglich, sondern reichlich, mit voller Hand ausgeteilt ist. Seien wir ja nicht ungerecht gegen die deutschen Frauen, ihre stilleren, sanfteren Reize und die geistige Anmut, die im längeren, gehaltvolleren Austausch bescheiden den inneren Wert aufschließt; aber auch ihr bester Freund kann nicht leugnen, daß man ihrer hundert, ja viele Hundert sehen muß, bis man einer begegnet, die jene glücklich und rein entwickelten Formen schmücken, welche wir rassemäßig nennen; hier ist es umgekehrt, ähnlich wie in Italien: wer dort gewesen ist, wer sich entwöhnt hat, nur nach blühender Farbe zu sehen, wer weiß, was wohlgezeichnetes Profil, große Feueraugen und schwungvolle Brauen, gefüllter Nacken und kräftig gewölbter fester Bau der Brust heißt, der wird mich nicht mißverstehen. Ich möchte wissen, ob unser Schlag immer die eingesunkene, beinige Büste gehabt oder ob nur das jahrhundertlange Stubensitzen, Nähen und Stricken die Formen so vertrocknet, eingesenkt, zerdrückt und zerstaucht hat. Man kann sich vorstellen, wie wohl den schönen Gestalten die Mente, der pelzverbrämte, reich verschnürte, mit dicken, runden Silberknöpfen und auf der Brust zwei großen runden Silberbuckeln besetzte Oberrock ansteht, nur übergeworfen wie ein Dolman

oder angezogen und die schlanke Taille zeichnend; so ein husarenmäßiges Trachtstück stimmt gar gut zu dem entschlossenen Wurfe, der diesen Erscheinungen eigen ist. Einzelne hatten sogar das Ungeheure gewagt, den Hut abzulegen und trugen die diademartig über der Stirn steigende und umlaufende Parta mit dem langen Schleier; fragt man nach einer stylvollen Kopfbedeckung für Frauen: es gibt keine bessere. Die Männertracht gibt sich durch die engen, in die bespornten Stiefel laufenden Hosen sogleich als Reitertracht zu erkennen, und sehr häufig weist auch der Bau der Beine mit den etwas auswärts gebogenen Knien auf die Gewöhnung eines Reitervolks; die Jacken mit den vielen kleinen Silberknöpfchen stehen wohl zu den schlanken Taillen, und aus dem Kalpak, der Pelzmütze mit Reiherfeder oder anderem Aufputz, blicken Gesichter, denen die Kultur noch nicht das markig Ausgeladene, Volle, Feurige, selbst Wilde der Natur abgeleckt hat. Dazu gehören nun neben den reichverschnürten, pelzbesetzten Überwürfen, Bundas, eigentlich volle Farben; jetzt gieng fast alles schwarz, Zeichen der Trauer um Széchényi und den bei dem bekannten Auflauf kurz vorher gefallenen Studenten. Mir wird man es in Anbetracht meines Handwerks nicht verübeln, wenn ich mir die Freude an einer Nationaltracht, die mich auf einige Stunden das elende Philistertum unserer modernen Fetzen vergessen läßt, dadurch nicht verderben lasse, daß sie zum Zwecke der Demonstration künstlich wieder hervorgesucht ist.

Es ist ein eigener Eindruck, unter einer Bevölkerung zu wandeln, die auf einer Höhe der Aufregung steht, welche vermuten läßt, daß der Aufruhr naheliege. Etwas Unheimliches, Drohendes blickt aus allen Augen, flüstert aus den Stimmen, errät sich aus dem Köpfezusammenstecken, ja aus einer Summe von unbewußten Wahrnehmungen erwächst eine Stimmung, daß man meint, es gehe ein seltsamer, dunkel anschwellender Ton durch die Lüfte. Ich kenne diesen Zustand recht wohl aus einem Besuche Mailands im Herbst 1857. Mehr, um das Mitspiel des Publikums, als um das eigentliche Spiel zu sehen, gieng ich ins Theater. Die Blutzeugen von Szigeth-War (a Szigetvári vértanuk) von Jókai Mórtól wurden aufgeführt; ich hoffte, da der Inhalt, die Geschichte Zrinys, auch von Theodor Körner behandelt und dadurch uns geläufig ist, dem Gange der Handlung auch ohne Kenntnis der Sprache so weit folgen zu

können, daß ich jedenfalls das Verhalten der Zuschauer verstand. Aber das Spiel interessierte mich auch für sich. Man kann die magyarische Art der Darstellung gegenüber der deutschen, soviel ich nach dem wenigen urteilen darf, mit der italienischen zusammenstellen; der deutsche Schauspieler ist stärker im Innigen, Tiefgedachten und in der Individualität, der italienische in der Leidenschaft, er ist vor allem pathetisch und neigt vermöge seiner Natur und Tradition zum hohen, klassischen Styl. Das Wilde und Feierliche im orientalischen Charakter führt den Ungarn auf dieselbe Bahn; eigentümlich aber ist ihm in den Momenten des Durchbruchs der Leidenschaft und kühnen Entschlusses eine gewisse höchst energisch gestoßene Art der Bewegung und des Vortrags, etwas kriegerisch Straffes, Durchhauendes, das von dem kräftigen Trompetenklang der Sprache harmonisch getragen wird. Es fehlt aber dieser Sprache auch das rührend Weiche nicht, und höchst anmutig klingt sie aus gebildetem weiblichem Mund. Die Kostüme gaben ein prächtiges Bild, so daß das Stück schon als eine Reihe von Gemälden fesselte, wäre auch nicht das Interesse, die Haltung des Publikums zu beobachten, noch dazu gekommen. Bei jeder patriotischen Stelle — der Inhalt ließ sich leicht erschließen — wurde denn nicht nur stürmisch geklatscht, sondern erschollen laute: Eljen! Eljen! Und in einem Zwischenakte wurde der Dichter herausgerufen. Eine besonders leidenschaftlich begrüßte Stelle sagte, wie mir gedolmetscht wurde, Ungarn sei die Vormauer Deutschlands gegen den Orient, und das Volk verlange für seine Opfer und das reichlich vergossene Blut seine Rechte, seine Ehre und Geltung.

Die Geschichte dieses merkwürdigen Landes mit seinen Völkerfluten, seinen unendlichen Kämpfen ließe sich prächtig an den Schätzen des Nationalmuseums verfolgen, das ich am nächsten Tage besuchte. Aus diesen Inschriften, Gefäßen, Waffen, Geräten, Geschmeiden springt dem innern Auge eine Welt entgegen, die Gestalten leben auf, schwingen die krummen Säbel, die Streitäxte und Kolben, besteigen die glänzenden Sättel, legen den funkelnden Schmuck an, füllen die kunstvollen Pokale und Schüsseln; bis zurück zu den Römern führt dich die Phantasie am Bande der merkwürdigen Ausgrabungen, dann in die grauen Zeiten des dunkeln Gewimmels der Völkerwanderung; die Kreuzzüge, das ungarische Heldenalter:

Stephan Bathori, Johann Hunyadi, Matthias Corvinus, ihre Türkenkämpfe, die deutschen Kaiser, endlich die neue Zeit, alles geht in sprechenden, greiflichen Zeugnissen an dir vorüber. Überall wirken solche kulturgeschichtliche Sammlungen mächtig auf die Einbildungskraft: hier aber tritt ein besonderer Reiz hinzu durch die ungewohnten, fremdartigen Formen, die überall auf das bunte Fluten und die Zusammenstöße verschiedenartiger Völker, auf weite, unbekannte Fernen, phantastisches Wesen des Orients, seine Wunder und Zauber und seine blutige, erobernde Wildheit hinausweisen; woneben der rein künstlerische Standpunkt an so manchen Prachtwerken uralter Goldschmiede und Juweliere sich entzücken mag.

Ich werde den Leser nicht bemühen, mir Schritt für Schritt zu folgen; vom Blocksberg, den ich am anderen Nachmittag bestieg, mag er mit mir nach dem Schwabenberg hinüberblicken und der Zeit gedenken, wo das deutsche Heer nach dem Entsatze Wiens und den blutigen Kämpfen mit dem türkischen Heer, die ihr folgten, 1685 hier Lager schlug; er mag hinunterschauen nach Hentzis Denkmal in der Festung Ofen und mag sich dann sagen, was das neue Festungswerk auf der Höhe bedeutet, auf welcher er steht. — Wir steigen herab und befinden uns abends in der Restauration zum Hopfgarten, um Zigeunermusik zu hören; die Räume sind voll schnurrbärtiger Magyaren im glänzenden Nationalkleid, auch reichgeschmückte Damen fehlen nicht. Ich setzte mich mit einem Deutschen an einen Tisch neben einige ungarische Herren; mißtrauische Blicke fielen anfangs auf uns, und wir konnten uns denken, was sie ungarisch unter sich flüsterten. Da wir uns aber durchaus unbefangen erzeigten, wurde man offener, sprach deutsch mit uns, gestand sogar, man wisse honette Menschen von „Spionencanaillen“ wohl zu unterscheiden; einer fragte mich, wie mir die jungen Leute in Pest gefallen; ich verstand, zog aber vor, die dumme Antwort zu geben: die Tracht stehe ihnen recht wohl, worauf mir mit bedeutendem, feurigem Blicke bemerkt wurde: da sei keiner darunter, der nicht entschlossen wäre, für das Vaterland sein Leben einzusetzen. Man wurde, da man uns wohlwollend fand, wärmer und lud uns ein, auf Ungarns Wohl mit anzustoßen. Ich sah nun ein, daß hier ein aufrichtiges Wort nötig sei, und sagte: man möge mir nicht übel nehmen, ich könne als Deutscher nicht unbedingt folgen, ich wolle aber meines-

teils mit dem Spruch anstoßen: es lebe Ungarn eng verbunden mit einem vernünftig geeinigten Deutschland. Das wurde nun mit lebhafter Zustimmung angenommen, und man befand sich jetzt so gemütlich zusammen, daß ich gern geblieben wäre, hätte ich die Zigeunermusik ausgehalten. Das rasende Gewirbel, worin jeder Melodieansatz nur auftaucht, um alsbald wieder zu verschwinden, dies wilde Chaos drohte mich zu berauschen, toll zu machen; das Bedürfnis der Vernunftruhe ist in einem Deutschen doch zu stark, als daß er einen solchen Sturm des Außersichseins in die Länge aushielte, und so trollte ich mich denn fort. Wie ich so in der stillen Nacht nach Hause gieng, mußte ich lächeln über meinen Trinkspruch, nämlich teils wegen des gar zu blühenden Hoffnungstraums, den er überhaupt enthielt, teils wegen der Unklarheit des Begriffes, den er aufstellte und womit er doch so ordentlich Glück gemacht hatte. Aber auch alles Schwere und Trübe, was in diesen verworrenen Aufgaben liegt, fiel mit erneuter Gewalt auf mich, und während meiner nächtlichen Eisenbahnfahrt nach Wien zurück hatte ich reichlich Zeit, die dunkeln Fragen, die jetzt mit verdoppelter Gewalt auf ein Gemüt sich wälzen, das sein Vaterland liebt, im tief bekümmerten Geiste zu bewegen.

Das große Donauland, dies Ungarn ist es, das jene Trefflichen zu allererst im Auge haben und im Munde führen, die Deutschlands Heil von Österreichs Auflösung erwarten. Es spukt hier nicht nur in geschworen demokratischen, sondern auch in manchen gemäßigt liberalen Köpfen ein gutes Stück alter, den unreifen Gefühlszuständen von 1848 angehöriger Sentimentalität für fremde Nationalitäten, die für jedermann sorgen möchte, nur nicht für das eigene Haus. Ich bin weit entfernt, die Nationalitätsfrage frivol behandeln zu wollen; in ihrem vollen Gewichte liegt sie vor in Italien, wo eine wirkliche, ganze, einer alten, eigenen Kultur sich bewußte Nation ihre Einigung sucht und daher ein Teil derselben, der in der Macht eines fremden Staates ist, mit einer gewissen Notwendigkeit aus dieser Verbindung hinweg und dem eigenen Zentrum zustrebt; nur daß auch hier noch bestimmte konkrete Verhältnisse den Fall verwickeln und die Entscheidung gar nicht so leicht und einfach machen, als es dem Enthusiasten scheint. Die Betrachtung dieser Verhältnisse wird sich von selbst aufdrängen, wenn uns die Reise nach Oberitalien

führt. Ungarn aber ist, wie man weiß, ein Ganzes, worin mancherlei Nationalitäten bunt zusammengewürfelt sind, Slawen, sächsische Deutsche, Rumänen, Magyaren, die Zigeuner und Juden nicht zu rechnen. Dies Land hat nicht wie Italien ein nationales Zentrum außerhalb der Grenzen, in welchen Österreich es beherrscht; kann man doch ein solches nennen, so ist es Rußland, der einzige Staat, worin die slawische Nationalität zu starker Einheit zusammengewachsen ist. Die Slawen bilden den zahlreichsten Teil der Bevölkerung Ungarns, man weiß, daß ihrer acht Millionen, der Magyaren nicht ganz fünf Millionen sind. Die ungarischen Slawen neigen Rußland zu, und hier knüpft sich an die ungarische Frage sogleich von selbst die nach den übrigen außerdeutschen Ländern Österreichs; es sind ja außer Venezien lauter Slawenländer, und die panslawistische Idee spukt in allen. Rußland pflegt und benützt sie, man weiß, wie es unter diesen Völkern gewühlt hat und wühlt, man weiß, wie dies in den Grenzländern gegen die Türkei mit seinen orientalischen Plänen zusammenhängt, und man wird nicht vergessen haben, wie der russische Feldherr das bezwungene Ungarn „zu den Füßen des Zaren gelegt hat". Meinen denn jene weisen Prediger der Zertrümmerung Österreichs, daß seine Teile, wenn es je sich auflöste, in nichts, daß sie als Gase, als Blasen in die Luft zerstäuben werden? Haben sie auch einen Augenblick darüber nachgedacht, ob diese Teile, wenn sie nicht mehr zu Österreich gehören, je sich selbst angehören? Ob sie nicht die Macht des konsequentesten aller Feinde Deutschlands, des gefährlichsten, weil er nicht aggressiv auftritt, sondern unter der uns tief erniedrigenden Maske des Vormundes sich verbirgt, die Macht Rußlands damit verstärken? Für jetzt steht Rußland zunächst im Hintergrund, im Vordergrund Frankreich; während es Österreich in Italien bekämpfte, wiegelte es Ungarn mit dem Trugbild künftiger Selbständigkeit auf und machte seine Regimenter wankend. Wir wissen nicht, wann es Österreich aufs neue anfallen wird; wirft es sich auf Deutschland, dann sicher faßt es gleichzeitig Österreich durch eine Empörung Ungarns, während Sardinien Venedig packt. Jetzt aber schürt Garibaldi die Flamme, und in blinder Verkennung des Unterschieds stellt sich der Ungar dem alten Kulturvolke Italiens gleich, das nach Einigung und Bildung eines eigenen Staates ringt. Die rechte

Grube ist dies Land, worin alles wühlt, was zu wühlen beliebt. Laßt es heute von Österreich sich ablösen: zuerst wird es eine Art freien Vorlandes von Italien bilden wollen, mit Frankreich ein Schutz- und Trutzbündnis stiften, inzwischen werden seine vielerlei Völker es innerlich veruneinigen und lockern, wenn dann seine ganze Schwäche zutage gekommen, wird Rußland die Hand darauf decken, und endlich nach unendlichen Leiden wird es zu spät erkennen, daß seine wahre Bestimmung der organische Verband mit Österreich und Deutschland war. Nicht vergessen wollen wir dabei die anderthalb Millionen des herrlichen deutschen Kernstamms, der dort, umgeben von Slawen, Walachen, Magyaren, an unsere Ostgrenze vorgeschoben ist und im Revolutionskriege so schwer mitgelitten hat, die Siebenbürgen.

Allein es braucht das alles nicht, die ganze Erörterung fällt von selbst weg, und das sentimentale Mitleid mit den armen Nationalitäten wird überflüssig, wenn man die Denkenden in Ungarn selbst fragt. Nur eine extreme, fanatische Partei hat in der Revolution ein selbständiges Ungarn geträumt und gewollt; wer irgend etwas von Geschichte, von realen politischen Bedingungen, von Bildungszielen und von national-ökonomischen Interessen weiß, oder wer all dies auch nur in dunklem, aber gesundem Instinkt ahnt in Ungarn, der will keine Losreißung von Österreich, von Deutschland. Wir wollen diese zwei zunächst so unbestimmt nebeneinanderstellen; freilich ist leider von Österreich so vieles geschehen, was die mit ihm verbundenen Völker gewöhnt hat, beide Begriffe einander entgegenzusetzen; davon muß ja die Rede werden, zunächst aber können wir diese Seite so im Unbestimmten liegen lassen. Was je in der Welt ein Volk an ein anderes knüpfen kann, knüpft Ungarn an Deutschland. Von hier hat es seine Bildung; der Humanismus ist ihm von da gekommen, die Reformation — eines der wesentlichsten Bande — von da eingedrungen; seine Söhne holen von alters her ihre wissenschaftliche Bildung auf unseren Hochschulen, und die Stipendien, die an mehreren derselben für sie gegründet sind, sprechen tatsächlich diese jahrhundertealte geistige Verbindung mit dem fernen Volke aus. Die deutsche Sprache ist in Ungarn die Bildungssprache; sie schreitet fort, muß fortschreiten und weiterdringen ganz von selbst, der Natur und Sache gemäß; nur jedes Zwangsmittel

ist verkehrt und gerade recht geeignet, den Germanisierungsprozeß aufzuhalten, zu stören. Ich habe wohl hinlänglich gezeigt, daß ich dem magyarischen Wesen in Sprache und übriger Erscheinung gern seine Schönheit, Feuer und Reiz anerkenne; allein das können wir nicht verändern, daß die moderne Bildung dies naturvolle Wesen Schritt für Schritt in ihre knappen, kurzen, unscheinbaren, aber bewußten, freien, geistigen Formen umsetzt; wird sich die Sprache neben der deutschen auch in ferner Zukunft erhalten? Kenner verneinen es, sie erklären sie für zu arm, um als Organ der Wissenschaft und Literatur sich auszubilden, die deutsche wird ohne jemands Zutun die herrschende bleiben und noch mehr werden, als sie es ist. Die Ungarn wissen sich aber auch durch die Geschichte an Deutschland geknüpft; in grauer Vorzeit, und freilich auch nachher oft im Kampfe mit uns, aber noch viel öfter für und mit uns kämpfend, sind sie uns durch das eigene, tapfer vergossene Blut angeschweißt, wissen sich als die Vorkämpfer deutscher Bildung gegen den Orient, haben mit uns Napoleons Weltmacht zertrümmert, teilen ihre Erinnerungen mit den deutschen Heeren und ahnen wohl, daß sie noch manche Schlacht mit uns schlagen werden. Und nun die Interessen! Meint man denn, die Ungarn wissen nicht, wo sie den Hauptmarkt für ihre reichen Produkte zu suchen haben, wohin Handel und Austausch sie weist, doppelt weisen wird, wenn erst die moderne Industrie entwickelt, die vollen Quellen geöffnet, die schlummernden Schätze gehoben sein werden?

Das alles und noch viel mehr, was hundertmal gesagt ist, kann man von den Ungarn selbst hören. Und Deutschland? Dort unten an der Donau ist uns eine Art deutschen Morgenlands gegeben, um mit milder Hand unsere Bildung dahin zu pflanzen, seine reichen Produkte gegen die Erzeugnisse unseres Gewerbfleißes einzutauschen, den Strom der Auswanderung hinzuleiten, um die öden Flächen zu bevölkern und anzubauen, dort ist unsere Ostmark, unsere Vorhut gegen den Orient und russisches Gelüste nach ihm, von dort auf feurigen Rossen eilen uns die geflügelten, ritterlichen Husaren, das gewandte, starke Fußvolk zu, altgewohnte köstliche Waffengefährten — und das sollen wir lassen? Stubenhocker sind es, die das meinen, Leute, die nicht über ihre vier Wände, nicht über ihre Ofenbank hinaussehen! Ein Staat, den eine große Nation bildet,

kann sich nicht mit der inneren Politik begnügen, auch nicht mit der allgemeinen, eines bleibenden Objekts entbehrenden äußeren Politik; er bedarf einen bestimmten Wirkungskreis, der eine Art von Mitte zwischen dem innern und äußern politischen Leben bildet; Platz muß er haben, um sich zu regen, Raum für seine Lunge, Röhren, wohin er seine vollen Säfte leitet, sonst erstickt, verkommt, versauert und versumpft er. Andere Staaten haben ihre Kolonien, ihre fernen Stapelplätze, Inseln und Häfen, dem Deutschen, da er das nicht hat, ist für jetzt als Ersatz dies Donaureich gegeben. Es ist auch eine alte Wahrheit, daß in der neueren Geschichte die Völker tatkräftiger leben, deren Naturell einen Gegensatz von Elementen in sich verarbeitet hat; den Deutschen fehlt das Feuer, das aus einem solchen Prozeß sich entzündet: dort aber liegen die Elemente, die unserem kälteren Wesen durch engere Verwachsung einen belebenden Einschlag des Fremden, Neuen, Fernen zuführen sollen.

Leider nun, ja leider ist es wahr, daß uns Österreich bis jetzt nicht der rechte Vermittler für diese unsere Weltbestimmung gewesen ist. Es gibt nur ein Mittel, fremde Völker an sich zu fesseln: wir müssen es ihnen so gut machen, daß sie gerne bei uns sind; Österreich hat gemeint, die Gewalt könne fesseln, was nur die Liebe fesselt. Nicht so schlimm hat es gewaltet, wie seine Verleumder sagen, nach manchen Seiten ist Wohlsein und Ordnung von ihm mit gutem Willen und Einsicht gepflegt worden, aber was half das, wenn man im großen und ganzen fehlte? Die Forderung der Völker Österreichs, ihre Angelegenheiten selbst zu beraten, unterdrückt man vergebens, die Aufklärung, den freien Geist und sein Wort hemmt nur, wer sich selbst Wunden schlagen will. Metternich hat das Geheimnis erfunden und systematisiert, je eines derselben durch das andere zu bewachen und zu knebeln: Der stumpfe, mechanische Begriff wollte leisten und erzwingen, was nur die organische Idee leisten kann, und es hat seine Früchte getragen. Ungarn hat man abwechselnd wieder vorgezogen, seine Aristokratie begünstigt, dadurch seine Völker und Deutschösterreich um so tiefer verletzt; die Empörung brach aus, und nachdem sie bezwungen war, hielt man Blutgerichte, die neuen tödlicheren Haß säten. Die Wechselbewachung aller kostete ungeheure Summen, verschlang den größeren Teil der Staatseinkünfte: „die teuerste Regierung ist die

über Unzufriedene"; der alte, wahre Satz ist jüngst auch im Reichsrat ausgesprochen worden. Der Begriff des Staats löste sich in den Begriff der Polizei auf, und ein System, das ursprünglich aus der romantischen Vorstellung kindlich patriarchalischen Gehorsams floß, endete mit der absoluten Belauerung und Scharwache. Es wäre Napoleon nicht gelungen, die Grundempfindungen der deutschen Nation zu verwirren, in einem großen Teil derselben das heilige Gefühl des Zusammengehörens mit einem räuberisch angefallenen Bruderstaat zu unterbinden, wäre nicht seit alter Zeit der österreichische Staat für alle Welt noch etwas anderes, als ein Staat unter Staaten gewesen: ein Symbol für alles, was heißt Unterdrückung, Zwang, Verdunklung, ein fremdes Wesen, ein Gespenst. Und immer das Empörendste war der Geisterzwang. Eine Verachtung, eine Art von Hohn und doch eine tiefe Furcht vor dem freien Gedanken sprach aus allen den Maßregeln, die ihn bannen sollten. An Deutschland ist in der langen Zeit der Reaktion seit den Befreiungskriegen in allen Bundesstaaten wahrlich genug gesündigt, und in Preußen vor allem dürfte man sich die Parabel vom Balken und Splitter wohl zu Herzen nehmen, die furchtbare Reaktion seit 1819 fand in ihm kein widerstrebendes, sondern ein williges Werkzeug, und nichts ist verkehrter, als wenn man alles deutsche Unheil Österreich in die Schuhe schieben will, aber wahr bleibt, daß nirgends so eiserne Konsequenz, nirgends alles, was dem strebenden Geist entgegenwirkt, so beisammen war wie in Österreich.

Die Frage über Österreichs außerdeutsche Länder hat uns auf diese Betrachtungen geführt, und wir faßten vor allem Ungarn ins Auge, wobei die Slawenländer mit zur Sprache kommen mußten. Ich weiß nicht recht, ob die Schwärmer für Selbstkonstituierung der Nationalitäten, die Freunde der Zertrümmerung Österreichs auch das deutsche Bundesland Böhmen, da ja doch auch die Tschechen Anwandlungen von Losreißungsgelüsten haben, hergeben möchten, ob sie Galizien zurufen wollen, es möge sich doch an der Grenze Rußlands als eigener Staat aufstellen; wir gehen weiter von der Bukowina herunter nach der Militärgrenze und geben die Rumänen hinüber an die Moldau und Walachei, um da mit ihren Brüdern ein ostromanisches Reich zu bilden, das zwischen der Türkei und Rußland, unberührt von der orientalischen Weltfrage, in Heiterkeit

blüht; wir wandern an der Sawe fort durch Slawonien, Kroatien, Illyrien und haben hier wiederum Slawen, die wir am passendsten an Serbien und Bosnien ablassen, weil doch Österreich und Deutschland, wenn einmal die Türkei in Stücke geht, und diese ihre slawischen Länder und Nebenländer in Frage kommen, dort ja nichts zu suchen haben, sondern ruhig zusehen sollen, was andere einstecken; und nun bleibt Triest, Istrien, die dalmatische Küstenstrecke: das Adriatische Meer geht uns nichts an, die Leute dort sind ja eigentlich lauter halb slawische, halb romanische Bevölkerung; daß Triest mit Illyrien zum deutschen Bunde gehört, verändert wiederum nichts, und man hat recht getan, 1859 zuzusehen, wie es blockiert wurde; das alles dort führt in die weite Welt, da gibt es Schiffe und Handel, mit welchen wir nichts zu tun haben.

Es ist schwer, ohne Bitterkeit von dieser Verrenkung des Denkens, dieser Enge des Bewußtseins zu reden, schwer, nicht an unserer Zukunft irre zu werden, wenn man bedenkt, wie groß und verbreitet die Partei ist, welche diesen weiten, herrlichen Boden, dies in die Welt hineingestreckte, dem Orient zuführende, fast noch ungenutzte Ackerland für den Pflug deutscher Zivilisation und Nationalökonomie, den Händen des Zufalls, vielmehr der Ländersucht fremder Großmächte als Beute überlassen will. Dem Vorwurf wird, ich weiß es wohl, mit der Einwendung begegnet, Deutschland müsse sich vorher einigen, ehe es diese weiten Aufgaben in die Hand nehmen könne. Aber richtet sich denn die Geschichte nach unserer Logik? Warten denn diese Völker, an deren Verbindung mit Österreich von allen Seiten gelockert und gezerrt wird, bis wir unser Haus eingerichtet haben? Können wir es verändern, daß diese Verhältnisse den Krieg bringen werden, worin wir unsere und ihre Angelegenheit gleichzeitig in die Hand nehmen müssen? Läßt sich die deutsche Frage abschälen von dem Material, das zum Stande der deutschen Staaten gehört? Müssen wir nicht einen klaren, festen Begriff darüber schon bereit haben, wenn die Stunde der Entscheidung schlägt?

Diese dunkeln Fragen und trüben Aussichten im Innern bewegend, fuhr ich schlaflos durch die dunkle Nacht nach Wien zurück. Ehe wir es verlassen, gönnen wir uns nun wieder eine Ruhestunde. Nicht in die Kunstsammlungen will ich den Leser führen; Belvedere und

Privatgalerien sind so reich, daß ich, wollte ich es auch nur versuchen, ihn vor den Perlen der Malerei zu fesseln, weit über die Grenzen schreiten würde, die ich mir diesmal gesteckt habe. Es ist das alte blühende, glänzende Wien, das sich hier in diesen Sälen, diesen Reihen von Sälen, an deren Wänden die Werke aller Malerschulen, so manche berühmte Meisterbilder strahlen, in seinem besten, edelsten Schmucke auftut. War Luxus und Genuß die Losung, so ist dies echter und reiner Luxus und Genuß. Dem Kunstsinne des Kaiserhauses folgte der altberühmte reiche Adel des Landes, mit welchen Mitteln, das zeigt z. B. ein Gang durch die fünfundzwanzig Säle des Palastes Liechtenstein; aber wir dürften die Sammlung Esterhazy, durch ihre spanischen Bilder namentlich ausgezeichnet, Harrach, Czernin nicht vergessen. Und wollten wir erst die Schätze der Kupferstiche und Handzeichnungen uns öffnen lassen, so wäre schwer ein Ende zu finden. Allein es ist diesmal nicht meine Absicht, den Leser in den stillen Geisterkreis vergangener Kunst einzuführen; ich selbst bin wohl in diesen Räumen fleißig umhergewandelt, aber ich gestehe, es war im Grunde mehr Studium als innige, freudige Vertiefung; für diese fehlte dem peinlich aufgeregten Innern die Sammlung, die Stille. Als kleiner einzelner Zug mag hier noch eingefügt werden, daß mir einen schönen Vormittag der streng gemessenen Zeit, die ich der Kunst widmen konnte, die Polizei wegnahm. Ich wurde dahin zitiert, obwohl es nicht mehr wie sonst Regel ist, daß Fremde sich selbst dort einfinden müssen; ein schweizerischer Paß, der nach Wien, dann nach Venedig und von da nach Mailand lautete, dazu die Wohnung in einem Gasthof, wo meist Ungarn einkehrten, mochte das Gemüt eines Polizeikommissarius beunruhigt haben; er sah mich mit Augen an, als wollte er Herz und Nieren prüfen, und fragte mit sehr verständlichem Tone, wie lange ich denn in Wien eigentlich bleiben wolle? Es war mir komisch, und ich sagte ihm mit Heiterkeit, er möchte es mir doch nicht bergen, wenn er Bedenken über meine Person hege, ich habe Mittel, sie zu beseitigen; als ich mit diesen Worten meinen Paß in die Brieftasche steckte, kamen ein paar solide Adressen zum Vorschein, und die gestrengen Züge klärten sich auf. Das Lokal kannte ich noch von der alten Zeit her, wo sich jeder Fremde stellen mußte, und ich erinnerte mich, daß früher auf einem Schrank eine Schiller-

büste stand; solcher Humor, der durch Kontraste zu wirken sucht, scheint jetzt dort nicht mehr zu walten, ich fand die Büste nicht wieder. Das lief denn ganz friedlich ab, allein der schöne Vormittag war zersplittert. Wir lassen uns nicht stören, und da ich ohnedies den Leser nicht mit Forschungen alter Kunst anstrengen, ihn aber doch einladen will, sich mit mir im Reiche des Schönen zu erholen, was können wir Besseres tun, als uns nach der neuen, der gegenwärtigen Kunst umschauen? Wir wollen uns denn für heute in das Atelier eines Malers begeben, dessen Name dem Leser wohlbekannt ist: zu Karl Rahl, den ich vor zwanzig Jahren in Rom kennen gelernt, mit dem ich manchen Abend in meiner Wohnung dort in der Via Sistina am Kaminfeuer gesessen bin, plaudernd und lachend mit der dicken Hausfrau und den munteren Töchtern Margherita und Antonia; damals noch ein Lernender, ist er jetzt ein berühmter Künstler geworden. Diesmal nun hat er ein vortreffliches Mittel für uns, um aus dem Wirbel und heißen Drang der Gegenwart uns in reinere, idealere Regionen zu entführen: in attischen Lüften dürfen wir Atem schöpfen. Es ist ihm eine Aufgabe geworden, wie sie schöner und willkommener einem Historienmaler nicht zufallen kann, dessen Geist so entschieden dem Monumentalen, Großen, Stylvollen, der Darstellung vollkommener Naturen zugewandt ist: die Aula des neuen Hochschulgebäudes in Athen soll nach dem Auftrage des um sein Vaterland, um Athen insbesondere so hoch verdienten Baron Sina mit Fresken geschmückt werden, wie sie nach dem Plane des Baumeisters, Christian Hansen, für ihren Portikus von Anfang bestimmt waren, und wo liegt für solche ein herrlicher Inhalt näher, als im griechischen Land, in Attika? Wo ist es natürlicher, in reinen klassischen Formen zu sprechen, als da, wo sie gewachsen sind und wo die göttlichen Gestalten in ihrer natürlichen Heimat heute noch dem inneren Auge lebendig begegnen? Sie haben den Künstler, Fremdling aus dem Norden, vertraut begrüßt, und er hat sie wohl verstanden; sie sind ihm keine bleiche, gelehrte Erinnerung, sondern ein Leben, denn Kraft und Fülle des Lebensgefühls ist sein eigenes Wesen. Die Geschichte der Sittigung, der geistigen Bildung Griechenlands war in kurzen, großen Zügen darzustellen; ein fortlaufendes Band von Fresken sollte durch ein selbständiges Mittelbild: die Gründung

der Universität durch König Otto, in zwei Hälften geteilt werden. Rahl breitet nun seine Kartone vor uns aus, und wir verweilen zuerst hier, bei dem mittleren Felde. Wie oft sind die Fakultäten in allegorischen Figuren personifiziert worden! Hier unter griechischem Himmel und durch den feurigen Nerv unseres Künstlers sind die kalten Begriffszeichen zu lebenswarmen Wesen geworden; wie nahe lag ein totes Zeremonienbild, und durch wie einfache Mittel hat der Künstler eine Handlung daraus gemacht! Die Philosophie — sie hebt sich vor allen begünstigt hervor — ein mächtiges, herrliches Weib, tritt vor den thronenden König, weist mit entschlossener Bewegung des Arms hinauf, hinaus ins Weite, als spräche sie: laßt sie forschen frisch und kühn, die auf sich selbst stehende, von keiner Satzung gebundene, göttliche Vernunft! Der König, dessen Züge in der Stylisierung, welche die antik imperatorische Gewandfigur fordert, doch recht wohl kenntlich sind, heißt sie mit der Rechten willkommen, hält aber mit der Linken die ernste Gerechtigkeit am Arme fest, als wollte er sagen, daß diese der feste Grund ist, auf den er alles bauen will. Die übrigen Frauengestalten, stehend, wandelnd, sinnend oder einander im Gespräche zugewandt, an den Attributen leicht kenntlich, gleichen lauter Wesen, die hier nur eben ganz natürlich, dem Rufe des neuen Herrschers gerne folgend, aus ihrem Olymp herbeigekommen sind; sie haben alle Fleisch und Blut, und die stattliche Gewandung zeigt wie die Körperformen, daß sie kein Draperie-Professor, sondern ein Mann geschaffen hat, dem die Antike lebt. Das fortlaufende Band zu den Seiten dieses Mittelbildes wird von zwei kleineren Darstellungen, die für Seitenwände bestimmt sind, vorbereitet und abgeschlossen. Die erste derselben, wenn wir nun links beginnend der Bilderreihe folgen, spricht durch einen Prometheus, der den erstaunten Menschen das Feuer vom Himmel bringt, den Grundgedanken des Ganzen aus. Im ersten größeren Bilde dann, wo der Künstler zeigen wollte, wie der Grund zur Menschenbildung durch strenges Recht gelegt wird, das die Wildheit der Urzeit bricht, erkennen wir sogleich das Talent dramatischer Belebung: Minos läßt einen Verbrecher greifen und zur Strafe abführen, den ein schutzflehendes Weib angeklagt hat; der nächste Schritt führt uns in die Heroenzeit: Homer singt sein göttliches Lied; der Stoff ist oft behandelt, neu und geistreich ist hier das

Motiv, daß neben Heldenjünglingen, die sich zu Achillestaten begeistern, auch tiefsinnende Künstler zuhorchen: wir sollen nicht vergessen, welche Nahrung die Kunst aus dem ewigen Liede schöpft, das den Griechen ihre Götter gegeben hat. Wie ungesucht Rahl die einzelnen Bilder zu verknüpfen weiß, beweist hier die Gestalt eines Weibes mit einem Kinde, das ebenso zu der vorhergehenden Gruppe gehört: sie schien gekommen zu sein, die Verurteilung eines Mörders mit anzusehen, lauscht aber hinüber auf Homers Gesang. Nun kann sich schon die junge Wissenschaft entwickeln: der königliche Pythagoras schreitet mit dem sinnenden Thales und weist ihn nach oben zur Harmonie des Alls, aber auch hier sollte Handlung nicht fehlen: die Anfänge der Heilkunde entwickeln sich zu einem rührenden Familienbilde, da Hippokrates zu einem kranken Greise sich niederbeugt, welchen besorgt und den Arzt um Hilfe beschwörend die Seinigen umgeben. Hierauf sind die ersten Grundlagen der demokratischen Gesetzgebung nicht etwa durch das ermüdend oft dagewesene Motiv des Schreibens auf Gesetztafeln u. dgl., sondern durch den scheidenden Solon veranschaulicht, und unter den Männern, die ihm schwören, sehen wir schon die Marathon- und Salamishelden, die Vorkämpfer gegen die Barbarei des Orients, die großen Staatsmänner Miltiades, Themistokles, Aristides: die Heroen der Tat durften hier nicht die Hauptrolle spielen, aber es galt dennoch, sie in eine künstlerische Erzählung der griechischen Geistesgeschichte hereinzuziehen. Hier unterbricht das Mittelbild die Reihe; wir folgen ihr wieder zu der Rechten desselben und befinden uns bei der ersten Blüte der Geschichtschreibung, dem Kinde der reisenden, erfahrungsreicheren Bildung: Herodot liest sein Werk vor, eine Nike krönt den Sieger im Wettkampfe von Olympia, eine Ate flüstert ihm Schicksalsworte zu, der junge Thucydides lauscht ihm, der gewappnete Xenophon ruft ihm Worte begeisterten Grußes zu, und damit wir wissen, wo wir sind, sehen wir zwei gekrönte Wettkämpfer, den einen als Diagoras benannt, ihm zujubeln. Jetzt folgt der schönste, reichste Moment des griechischen Lebens: um Perikles und Aspasia versammelt sich Philosophie, Dichtung und Kunst auf ihrer Sonnenhöhe. Wie echt antik gefühlt, majestätisch und doch so ganz unbefangen sind diese zwei sitzenden Hauptgestalten, wie sie dem Plato, der vor ihnen, mehr zur Seite, steht

und dem Anaxagoras, der ihnen gegenüber an einer Weltkugel lehrt, mit zwangloser Aufmerksamkeit zuhören! Zu den trefflichsten Figuren des Ganzen gehört Sokrates, der links neben Perikles sitzt, mit dem Kartoffelgesicht, das doch so klassisch ist, mit dem naiven Hinüberhorchen und der gediegenen immer gleichen Ruhe und Ironie in seinem ganzen Wesen. Wie schön Rahl komponiert, mag man an diesem Bilde namentlich sehen; ein ungesuchtes Gegenüber, eine Wechselwirkung milder Kontraste trennt und vereint das Ganze, keine Linie, kein Teil bleibt unaufgelöst, und mit Befriedigung geht das Auge von Sokrates in die Höhe, wo hinter Perikles Stuhl Phidias und Sophokles stehen, gleitet herunter zu Perikles und Aspasia, verweilt dann auf der herrschenden Mitte des Bildes, der götterähnlichen, von erhabenem Leben durchströmten und gehobenen Gestalt Platos mit Antisthenes, lauscht hinüber zu Anaxagoras, an dessen Stuhl sich Alcibiades lehnt und neben welchem, tiefer im Bilde, wie drüben der Bildhauer, Dichter, so hier der Architekt Iktinus, der Erbauer des Parthenon, und der Maler Polygnot stehen; des letzteren Züge sind dem Leben entnommen, und wir dürfen nicht weit suchen, um das Original zu finden; am Boden rechts ist Archimedes mit seinen Kreisen beschäftigt und stellt so die Symmetrie mit dem sitzenden Sokrates auf der linken Seite her. Es war nicht leicht, das Zeitalter Alexanders mit der realistischen Philosophie des Aristoteles darzustellen; Rahl weiß Rat und läßt den Lehrer des großen Eroberers, der denn auch unter seinen Zuhörern vor allen hervorsticht, den Bau eines zergliederten Vogels demonstrieren; aber rechts wendet in trübem Sinnen Demosthenes von dieser Gruppe sich ab: er betrauert Griechenlands Untergang. Die nacharistotelische Philosophie, Stoiker und Epikureer, überspringt der Künstler, wie er die Sophisten umgangen hat: das Bild der Auflösung des gediegenen griechischen Geistes, die Dialektik, die Zurückziehung des Geistes ins Innere und die Philosophie der Lust ließ sich nicht wohl aufnehmen, ohne an das Moderne zu streifen oder in das Komische zu geraten, das unter diesem ernsten Kreise keine Stelle finden konnte; nur den Meister des Komischen selbst, Aristophanes, hätten wir gern unter diesen letzten Größen in der Epoche der wachsenden Zersetzung gesehen. Rahl beschließt seine Wanderung mit einer sparsamen Gruppe, welche die alexandrinische Epoche

andeutet: Ptolemäus Philadelphus, durch den die Bibliothek zu Alexandria zu ihrer Bedeutung erwuchs, empfängt aus den Händen des Aristarchos eine Rolle; Theokrit als Vertreter der letzten Blüte der Poesie, Eratosthenes als Typus der alexandrinischen Gelehrsamkeit sind zur Ergänzung in die Gruppe mit aufgenommen. Den Schluß bildet nun in getrenntem Felde die zweite jener kleineren Darstellungen: die Predigt des Paulus im Areopag, das Gegenbild zu Prometheus, das Licht des neuen Geistes gegenüber der Lebensflamme, die Prometheus der vorchristlichen Menschheit vom Olymp gebracht. Überschauen wir noch einmal die ganze feierliche Reihe von Gestalten: hier ist nirgends ein falscher Zug des Modernen, nirgends etwas Theatralisches, Bewußtes, Gespreiztes, auf Wirkung Hingespitztes eingedrungen: überall Einfalt, schöne Gelassenheit, hohe Stille des antiken Lebens; nur in der heroischen Körperbildung will es mir da und dort scheinen, als habe den Künstler die Stärke seines Lebensgefühls in michelangeleske Überkraft des Muskels und Breite der Formen geführt, und gestikulierende Hände kommen mir in der Fingerstellung nicht überall schön behandelt vor; nicht, als fehlte unserem Künstler die Zartheit: das beweist allein schon die schlanke, reine Knabengestalt des jungen Thucydides, das beweist der Rhythmus im ganzen, der Adel der Gestaltung, Bewegung, Faltengebung, besonders aber Gewandfiguren wie jener Sokrates zeigen das reinste Stylgefühl.

Ich traf bei Rahl noch jemand, der mich an die Tage in Athen erinnerte: Christian Hansen, den Architekten, der mit Roß und Schaubert das berühmte Werk über die Akropolis von Athen herausgegeben hat; jetzt wird er uns nicht die Propyläen hinaufführen zum reizenden schlanken Niketempel, zum Erechtheion, zum Parthenon, wir werden nicht ausschauen nach dem Pentelikon, Lykabettus, Hymettus, auf den Ölwald, auf Küsten und Meer, wie sie im purpurnen Abendrot schimmern, nicht seine eigenen Werke an der klassischen Stätte, nicht die Räume kann er uns zeigen, wofür eben jene Fresken bestimmt sind, aber etwas anderes, recht Prächtiges dürfen wir sehen: wir wandern mit ihm zum neuen Arsenal, dieser großen, umfangreichen Waffenburg, treten durch das Tor in den gewölbten Durchgang des Umfassungsgebäudes mit seiner reichen romanischen Fassade, von van der Nüll und Siccardsburg erbaut, in

den Hof und stehen vor dem Werke Hansens, dem Bau, der zur Aufbewahrung der neuen und in seinem reichsten Teile zur Schaustellung alter Waffen bestimmt ist; dieser letztere tritt uns in dem gewaltigen länglichen Viereck, das an jeder Ecke zwei Türme zieren und schützen, als Kuppelbau mit glänzender Schauseite entgegen. Ein Bau, dessen Masse Backstein, dessen Zweck das herbe nordische Waffenwerk ist, hatte mit den rein griechischen Erinnerungen nichts zu tun; aber Griechenland, der Orient und auch das alte Rom bot noch eine andere Formenwelt, aus der sich hier Neues, Geistvolles entwickeln ließ: Hansen hat den byzantinischen Styl auf dem Punkte, wo er stehen geblieben ist, fortgebildet, und da etwas Ähnliches, nur nicht so organisch, die maurische Phantasie vollzog, so erinnert er uns auch an ihre schmuckvolle, kristallische Formenwelt; die gemusterte, an Teppichweberei erinnernde Wand, die überhöhten kleinen Bögen über den Säulchen, welche die Rundbogenfenster gliedern, die wie aus Stäben eckig gefügte Füllung der drei Rosetten über denselben, die gespaltenen Zinnen über dem kräftigen Rundbogenfries, das alles erscheint als Anklang an den arabischen Styl; die organische Fortbildung des Byzantinischen aber liegt in der Entwicklung der Bogenglieder, der Gurten und Rippen des Gewölbes aus dem Kapitäl. Wir treten in das prächtige Vestibül ein, steigen die Prachttreppe hinauf, erfreuen uns unterwegs an der schön gedachten Belebung der Fläche des Mauerkörpers zur Linken durch eine rundbogige Nischenreihe mit Statuen, und nun tut sich der Hauptraum, die herrliche Halle mit der Kuppel, dem österreichischen Waffenruhme geweiht, vor uns auf. Auf zwei Seiten derselben steigt eine Kolonnade mit Rundbögen, die eine Galerie trägt; hier, wie im Vestibül und überall, wo Säulen, Bogen und Wölbung auftreten, finden wir nun jenes neue Motiv angewandt. Der byzantinische und der frühromanische Styl blieb in der Verbindung des Gewölbes mit seiner Stütze bei schwerfälligen Versuchen stehen, er wich dem gotischen, der die Gewölbeglieder durchaus schon am Fuße des Pfeilers beginnen ließ und das Kapitäl nur als leichten Anflug behandelte, über welche jene fortwachsen und in die Wölbung ausstrahlen; Hansen dagegen legt in das Kapitäl den Keim, aus welchem diese Formen hervorsprossen, durch die Überhöhung des Bogens gewinnt er die Freiheit, jenem Körper die reichgegliederte

Gestalt zu geben, daß die Gewölbmotive in ihm sich entwickeln, und der Abakus ist in eine Art von Band umgestaltet, das sie zusammenhält. Dabei ist die Profilierung durchaus kräftig, markig, und die Ornierung im einzelnen zeigt eine reiche Phantasie, welche aus lebendigen, aber edel stylisierten Pflanzen eine wechselnde mannigfaltige Welt neuer Formen erschaffen hat. Diese Fülle des einzelnen drückt jedoch nicht auf die Wirkung des Ganzen, die uns beim ersten Eintritt schon mit dem Charakter des Offenen, Freien, Klaren entgegentritt. Nun handelt es sich aber um die gegebene Bestimmung: in der Kuppel sollen Fresken die österreichische Kriegsgeschichte verherrlichen, unten sollen Rüstungen, Trophäen, Reliquien ausgezeichneter Generale aufgestellt werden. Angemessener und wohltuender konnte der Künstler den letzteren Zweck nicht mit dem ersteren vereinigen, als indem er auf zwei Seiten über die Bogenstellung eine Galerie setzte, welche nicht nur dazu dienen wird, die Fresken bequem zu sehen, sondern in ihren geteilten Räumen zugleich diese Reliquien aufnehmen soll, wie wir denn in einem derselben bereits Waffen, Uniform und Ehrendiplome Radetzkys sahen: mit welchen Betrachtungen, das bedarf der Worte nicht. Auf den Galerien eröffnet sich durch Glastüren zugleich der Blick in die großen Säle der Flügel des 124 Klafter langen Gebäudes, wo auf zweckmäßigen Eisengestellen von Hansens Erfindung die neuen Waffen für die Ausrüstung der Armee aufgestellt sind. Die berühmten Waffen der Ambraser Sammlung und des alten kaiserlichen Zeughauses werden Vestibül, Treppen und Prachthalle zieren, teils in Trophäenaufstellung, teils als Anzüge plastischer Figuren, und der Künstler hat auch hier nichts Unorganisches, Zufälliges dulden wollen, sondern für bestimmten, einleuchtenden Zusammenhang mit der Architektur gesorgt: diese Rittergestalten werden sich um die Pfeiler, an die Treppen, vor Säulen und Zwischenwände, an Erker und Fenster als Wächter stellen, Postamente am rechten Ort werden den ausgezeichnetsten die Bedeutung von Monumentalstatuen geben.

Auch Rahl hat uns in diese herrlichen Räume begleitet und ist so freundlich, uns den Freskenzyklus auseinanderzusetzen, mit dem er die Kuppel der Haupthalle und die zwei anstoßenden Säle schmücken sollte. Ich bin sonst nicht unter denen, die für den Scharfsinn in die Gedankenverbindung zwischen einer Anzahl von Bildern

mehr schwärmen, als sie sich an der Schönheit und inneren Einheit des einzelnen Bildes selbst erfreuen, ja ich gestehe, daß meine Fassung und Gedächtnis für ein solches Netz von Beziehungen im Herüber und Hinüber, Oben, Unten und Neben besonders unglücklich organisiert ist; hier aber war alles in der quellenden Ergiebigkeit der Erfindung so klar und überzeugend gedacht, daß es auch meinem harten Kopfe leicht und lustig eingieng. Namentlich gefiel mir die Idee, oben in der Kuppel, also im herrschenden Mittelpunkte nicht Allegorien (diese sind in vier tiefer angeordnete Medaillons verwiesen), sondern heroische Typen aus der geläufigen alttestamentlichen und christlichen Welt als Vertreter der großen Hauptsphären aufzustellen, deren Inhalt in den größeren Flächenbildern an den Seiten unter der Kuppel als historische Handlung entwickelt werden sollte; in höherer Bedeutung sind diese typischen Gestalten zugleich als mächtige Grundpfeiler der moralischen Ordnung des öffentlichen Lebens gedacht und daher kolossal behandelt. Gideon versinnlicht leibhaft die Befreiung von fremdem Joch: unter ihm sollte an der großen Wandfläche der Sieg Karls des Großen über die Avaren glänzen und Österreichs bleibende Bestimmung, den Schutz der Ostmark gegen Barbaren, ins Bewußtsein rufen. David und Goliath: unter dieser Gruppe sollte Friedrich der Streitbare erscheinen, der die Mongolen schlägt und so das durch Karls Sieg deutsch gewordene Land vor neuer Überflutung wilder Völkerhorden schirmt. Josua besiegt die heidnischen Kananiter und erobert das gelobte Land, er ist der Kämpfer für die Religion: unter ihm sollte Leopold der Tugendhafte, der Kreuzfahrer, Ptolemais erstürmen. Der Erzengel Michael als Drachentöter: unter ihm die Schlacht im Marchfelde, worin Rudolf von Habsburg den Böhmenkönig Ottokar schlägt, Österreichs Selbständigkeit, die Macht des Hauses Habsburg begründet, aber, würdig des reinen Vorbildes in der Kuppel, voll Menschlichkeit den gefallenen Gegner mit seinem Purpurmantel bedeckt. Um das Rund der Wölbung, welches jene vier kolossalen Typen schmücken sollten, zieht sich nun noch ein Fries, den Rahl für Darstellungen aus der Urgeschichte Österreichs bestimmt hatte, und diese treten denn als Zwischenglied wieder in natürliche Beziehung nach beiden Seiten: Kampf der Urvölker mit wilden Tieren entspricht nach oben dem Bilde Gideons, nach unten der Schlacht

Karls des Großen gegen die Avaren; Markomannenkrieg dem Bilde Davids und der Mongolenschlacht; geordneter, gebildeter Rechtszustand nach eingesetzter Römerherrschaft unter Marc Aurel entspricht dem Bilde Michaels und des Siegs über Ottokar durch Rudolf von Habsburg, Einführung des Christentums durch S. Severin dem Bilde des Josua und der Erstürmung von Ptolemais, aber dann folgen die wilden Fluten der Völkerwanderung, durch deren Aufnahme der Fries dann in wirklichem, geschichtlichem Zusammenhang des Inhalts auf die großen Flächenbilder hinausweist. Wir gehen nicht weiter in das einzelne der Kompositionen ein, welche für die zwei Nebensäle bestimmt waren: Der linke sollte Kriegssaal heißen und alle Schrecken des Krieges versinnlichen, der rechte als Friedenssaal mit diesen Schrecken versöhnen und den Zweck des Kriegs, die Wohltaten des Friedens, Handel, Wissenschaft, Ackerbau, Kunst vor Augen stellen. Um die einförmige Wiederholung von Schlachtgetümmel zu vermeiden, waren im ersteren Saale für die Flächengemälde Porträtzusammenstellungen der Fürsten und großen Feldherren der neuern österreichischen Geschichte in ruhigen Situations- und Zeremonienbildern beabsichtigt, Lagerszenen u. dgl. Im Friedenssaale ließ sich immer noch Abwechslung genug erreichen, da er in der Geschichte Österreichs weiter vorwärts gieng, Maria Theresia, Josef, Erzherzog Karl, den die Bürger Wiens beim Siegesheimzuge begrüßen, und endlich die Legung des Grundsteins zum Arsenal durch den gegenwärtigen Kaiser, umgeben von Radetzky und anderen Feldherren der neueren Zeit, vorzuführen bestimmt war.

Rahl ist seiner Richtung nach Stylist, Idealist; allein die Stärke seines Lebenssinns bewahrt ihn vor Einseitigkeit: Zeugnis ist sein berühmtes Kolorit, seine Wärme und Kraft im Porträt. Mag er noch so lebhaft für Götter, Heroen und eine von keiner Prosa der Kulturformen beengte Menschheit das Wort nehmen, er wird doch, wo Energie des Daseins und Handelns darzustellen ist, durch die „kalbsledernen Hosen" sich nicht von der wirklichen Geschichte zurückschrecken lassen. Wer seine Kartons für diese Fresken gesehen hat, wird sich überzeugen, daß es auch eine Verbindung von Realismus und großem Styl gibt, und daß Rahl auch in diesem Gebiete sein Talent zu bewähren der Mann ist.

So hätten wir nun eine Weile ausgeruht im Gebiete der Kunst.

Ich hätte noch von diesem und jenem zu erzählen, was ich von Werken neuerer Künstler gesehen, allein es würde ein zerstreutes Bild entstehen, denn diesmal erlaubte mir die Zeit nicht, mir einen Überblick über Zustände und Richtungen der österreichischen Kunst zu verschaffen; ich kann, was die Malerei betrifft, nichts zu dem Einblick hinzubringen, den die große Münchener Kunstausstellung im Jahre 1858 gab; zum Zeitmangel kamen Zufälle wie z. B., daß der treffliche Albert Zimmermann eben nichts Größeres auf der Staffelei hatte. Auch auf die Architektur und ihre bekannte kräftige Pflege im neueren Wien kann ich diesmal nicht weiter eingehen. Mein Schweigen drückt keinerlei Urteil, mein Nennen keine Parteilichkeit aus; ich lasse mich nicht in den Streit der Richtungen und Personen ein; ich frage nicht, wie es kam, daß Rahls Entwürfe nicht zur Ausführung gelangten, und darf nur eines nicht unerwähnt lassen: daß ich in dem Grafen Franz Thun, dem Direktor der Kunstanstalten des Reiches, eine Persönlichkeit kennen lernte, die mir unvergeßlich bleiben wird und deren Güte und edler Geist auch da, wo man jetzt von deutschen Verbindungen nicht atmen darf, in Oberitalien noch von dankbaren Herzen in treuem Andenken bewahrt wird. Wie vieles mußte ich mir für ein andermal vorbehalten! Diese Reise war nicht in einer Stimmung unternommen, die mich berechtigte, sie eine Reise auf Kunststudien zu nennen. Ich hatte keine Ruhe, war keiner fähig, wollte keine haben, und wer sich entschließt, mich zu begleiten, soll auch keine haben. Legt er diese Blätter in jedem Nerv aufgeregt aus der Hand: das ist es eben, was ich wollte, denn Deutschland braucht jetzt keine kontemplativen, sondern sehr bekümmerte Gemüter.

Wir brechen also auf und gehen zur Südbahn. Unter kaltem Regen fahren wir frühmorgens ab, haben nicht Zeit noch Sonnenlicht, uns Baden anzusehen, klimmen vom keuchenden Drachen gezogen hinter Gloggnitz den Semmering hinauf, erblicken von kühnen Steigungen, Durchbrüchen durch Berg und Gestein, weitgeschweiften Windungen, Tannenwäldern und Felsen und lieblichen Tälern links in der Tiefe so viel, als die wirbelnden Schneeflocken erlauben, erreichen den höchsten Punkt und sausen durch den langen Tunnel nach Mürzzuschlag, wo Zeit gegönnt ist, sich zu erfrischen. Hier saß im Hofe der Restauration eine ganze Truppe von Burschen und

Männern an einem gedeckten Tisch, deren Aussehen auf Arbeiter oder beurlaubte Soldaten schließen ließ; auf meine Frage erhielt ich die Auskunft: sie reisen nach Rom, sind für den Papst geworben. Auch noch! — Weiter: wir sind jetzt in Steiermark, fahren bald in malerischem Tale dem Laufe der Mürz, dann hinter Stadt Bruck der Mur entlang und erreichen abends die freundliche Universitätsstadt Graz, von der Mur durchflossen, im weiten fruchtbaren Tale um seinen Schloßberg gedehnt. Ich kann den Leser nicht einladen, mit mir durch die belebten Straßen zu schlendern, er hat unter meinem Schirm im strömenden Regen nicht Platz, und ein Besteigen des Schloßbergs wäre bei solchem Wetter rein zwecklos. Wenn er aber am Abend im Gasthof mit mir den Gesprächen einiger Einwohner zuhören will, so erfährt er, daß auch Graz nicht mehr das alte gemütliche Graz ist. Einen der Superklugen aus Deutschland wünschte ich hieher, die da meinen, man habe in Österreich kein Bewußtsein, kein Urteil über die Zustände, die Österreicher seien Konkordatsleute, Kinder des Stillstands, keine Deutsche. Nun aber war mir zudem etwas vorgekommen, was die neuesten schweren Erinnerungen furchtbar in mir aufregte: ich hatte auf den Straßen von Graz die ersten Invaliden vom Kriege des letzten Sommers gesehen (in Wien war mir keiner zu Gesichte gekommen): zwei prächtige, blühende Bursche, an Krücken hinkend; das war wenig, nur eine schwache Spur, aber als mir erzählt wurde, wie es in den Lazaretten aussah, und als Augenzeugen das Ächzen, Stöhnen und Schmerzgebrüll der Verwundeten schilderten, da — — doch nein; das an sich wäre es nicht, ein Mann muß das hören können; Schlachten bringen Wunden und Tod, das ist ja nicht anders; aber nun die mancherlei neuen Beiträge zum Verlauf des Krieges, die Bilder des Hungers und Durstes auf dem Schlachtfeld, die einzelnen Belege für die unglaublichen Fehler der Führung, die Nachweise, wie ohne sie der Sieg gewiß war, und dazu endlich noch in frischem Andenken das halb mitleidige, halb ironische Achselzucken jener Deutschen, die ihre Brüder verbluten ließen: denn auf der Eisenbahn hatte ich desselben Tags aus dem Mund eines tiefen Denkers wieder diesen Ton vernommen: „ach nun ja, die armen Soldaten mußte man freilich bedauern“ und „immerhin“ und „allein genauer betrachtet“ usw. — Das alles muß der Leser zusammennehmen, um

zu begreifen, in welcher Stimmung ich die halbe Nacht im Bett durchwachte und am frühen Morgen weiterfuhr. Es war mir alles wie neu, was in jenen Tagen der neuesten schweren Erfahrung unseres Vaterlands jedes Gemüt bestürzen mußte, das unbeirrt ihm angehört. Ich habe schon zu Anfang dieser Blätter berührt, wie sich das alles für den verschärft, der im Auslande wohnt. In der Heimat fühlt man die Schmach nur halb so tief; Freund klagt dem Freunde, einer leidet mit dem anderen, und verwünschen und verspotten wir unter uns die Uneinigkeit, Säumnis, Unentschlossenheit der Deutschen, das geschieht auf dem Grunde des Einverständnisses über die Eigenschaften der Nation, die ihr eine bessere Zukunft verbürgen, das fließt aus der Liebe, aus der Hoffnung, daß Selbsterkenntnis zum Bessern führe. Alle Lauen, alle Gleichgültigen sollte man ins Ausland setzen, damit sie spüren, wie es tut, wenn der Angriff von Fremden kommt, wenn bei dem Namen Deutschland die Mundwinkel in die Höhe gehen, wenn man sich sagen muß: und möcht' ich sie zusammenschmeißen, ich kann sie doch nicht Lügner heißen. Der Einsichtigen, die Deutschlands Bestimmung verstehen und nur wohlwollend von seinen Blößen sprechen, sind überall wenige; die Mehrzahl urteilt, verurteilt nach dem Anschein. Was nützt Abwehr dieser Beleidigungen im einzelnen Fall? Die Wunde schließt sich nicht und wird immer neu aufgerissen. Dies alles schmerzte und brannte nun frisch, wie von gestern, da ich dem Schauplatze näher und näher rückte, wo der deutschen Kraft und Ehre die letzte blutige Scharte geschlagen ist. Man vergesse nicht, daß niemand die neue tröstlichere Wendung der Dinge ahnen konnte. Es sah ratlos, hoffnungslos aus. Jeder hat seine ungläubigen Stunden, wo er mathematischen Beweis für die bessere Zukunft haben möchte; es ist ja doch auch möglich, daß eine Nation voll Geist und sittlicher Kräfte ihre politischen Ziele nicht mehr erreicht; vom inneren Werte führt kein sicherer Schluß auf das Politische; die Deutschen könnten ja auch ein bloßes Kulturvolk bleiben. Das fatale Xenion fiel mir ein: „Zur Nation euch zu bilden" usw. Man ist ungeduldig, man möchte eben etwas wenigstens, einen Anfang, einen ersten Schritt, der Bürgschaft für die folgenden enthielte, erleben. Die Unmöglichkeit, eine Form für die Einigung Deutschlands zu finden, die Unhaltbarkeit aller Programme, die der Reihe nach aufgestellt sind, stand

lebhafter als je mir vor dem Geist; diese dunkle Welt von Qualen und Zweifeln arbeitete, schnitt und nagte in mir, als ich Triest zufuhr, während draußen der Regen prasselte, Marburg, Cilli, Laibach vorüberflog; mir schien alles so schwarz, so trostlos, wie der Himmel über mir, und Nichtsein wünschenswerter, als leben ohne Aussicht auf — da öffnete der Dalmatiner das Fenster und sprach:

Il mare — quanto è grato e dolce!

Und so sind wir bei unserem Anfang angekommen. Der Zug hielt kurze Zeit an, denn Rutschungen infolge der Regengüsse hatten genötigt, auf telegraphische Nachricht über den Zustand der weiteren Bahnstrecke zu warten. So ruhen wir denn aus in dem großen, stillen Bilde des Unendlichen.

Doch weiter wie das Leben rollt der Zug, und wir sind in Triest. Am anderen Morgen klärt sich der Himmel auf, und wir genießen einen der ganz wenigen schönen Tage dieser Reise; denn von Anfang an bis jetzt war immer Wechsel von Schirokko mit Regen und Sturm gewesen. Der Mittag wird zu einer Spazierfahrt auf die Höhen hinter der Stadt benützt, wozu mich eine Familie von Triest einlädt; es geht in einer langen Allee sachte bergauf, unser Ziel ist eine der Villen, die dem steinigen Gebirge, das weithin die Stadt umgibt, abgewonnen sind. In grünen Matten, umgeben von Springbrunnen, Bosketten, neben einem Gewächshaus voll duftender Blumenpracht steht im Styl eines Schweizerhauses gebaut der liebliche Landsitz. Weit hinaus auf Küsten der Adria und die blitzende See mit der grenzenlosen Linie am Horizonte, hier von einem Dampfer, dort von Segelbooten der Fischer belebt, schweift der entzückte Blick. Aber wir sollen auch hier nicht die Qual des Menschenlebens vergessen; herauf in diese freien Lüfte, unter diesen blauen Himmel, auf diese weite, offene Höhe ist uns das Gespenst eines düsteren Geheimnisses gefolgt, das auf die tiefe Zerrüttung eines großen Staates weist. Warum schleichen alle Diener des heiteren Lusthauses und Gartens gebückt mit schwer bekümmerten Mienen umher? Wir sind in der Villa Rivoltella; vorgestern ist der Besitzer mit Mandolfo und Brambilla plötzlich verhaftet worden; die Familie, mit der wir die Lustfahrt gemacht, ihm befreundet, an Schuld nicht glaubend, voll Teilnahme und düsterer Ungewißheit

wechselt Worte des Kummers mit der Dienerschaft: ein Flüstern und wieder ein dumpfes Schweigen wie in einem Trauerhause hier in den prachtvollen Räumen, im lustigen Grün, um duftende Blumen, plaudernde Fontänen. Im Rückwege gab der Besuch der Villa Potaccini noch ein Bild dieser reichen südlichen Landsitze zwischen Lorbeer, Myrte, Limone, geschmückt mit wohlgewählten Werken des Pinsels und Meißels, aber der finstere Geist schlich mir auf den Fersen nach und war nicht abzuschütteln, da überall von dem trüben Ereignis und dem, was sich unberechenbar daran knüpfte, die Rede war. Es dämmerte bereits, als ich in der Stadt nach der Höhe von S. Giusto stieg; die merkwürdige Basilika, mit einem Baptisterium und einer byzantinischen Kirche in Kuppelform zu einem verbunden, vielleicht aus dem sechsten Jahrhundert, mit Mosaiken des byzantinischen Styls geschmückt, stehend auf der Stätte eines Jupitertempels, von welchem Säulenstücke dem christlichen Bau einverleibt sind, ist der einzige Rest uralter Zeit, der fremd und seltsam auf die moderne, palästereiche, mit breiten Quadern gepflasterte Kaufmannsstadt mit dem lärmenden, schiffewimmelnden Hafen herunterblickt. Allein schon ist es zu dunkel, um irgend etwas in der Kirche deutlich zu erkennen, und wir treten heraus, wir dürfen die Zeit nicht verlieren, denn uns winkt ganz nahe ein Ruheplätzchen von besonderer Art, recht gemacht, zu vergessen, was abermals die dumpfe Gegenwart uns heute des Schweren und Bangen gebracht hat; das letzte Licht des Abends soll uns auf diesem Schritte leuchten. Es ist ein alter, kleiner Kirchhof neben der Kathedrale, jetzt eigentlich der Ort für Aufbewahrung der Trümmerstücke des Jupitertempels, antiker Sarkophage und anderer Zeugen der alten Tergeste; da steht nun zwischen Zypressen eine Nische, in ihr ein Marmorsarkophag, dessen Inschrift und Relief uns sagt, daß Winckelmann hier schlummert. Drunten am Hafen in der Locanda grande zeigt man noch das Zimmer, wo der Arglose vom Mörder überfallen wurde und, aus vielen Wunden blutend, mit ihm am Boden sich wälzte; der Mörder entflieht, und der Arme schleppt sich, noch Hilfe suchend, bis an die Treppe, die erschrockene Magd eilt zum Geistlichen, endlich kommt ein Arzt und bemerkt lange nicht die Schlinge aus dünner Schnur, die ihm der Mörder, ehe er zustieß, um den Hals geworfen und fest, so daß sie tief einschnitt, zugezogen hatte. Jetzt ruhet er

still und friedlich da oben; ein traulicheres, ein heimlicheres Plätzchen konnte er nicht finden; um ihn die dunkeln Zypressen und Tempeltrümmer, da kann er von seinem Rom, von seiner Villa Albani träumen, wohin ja von Wien die Sehnsucht ihn auf der Reise zurückzog und in die Mörderhand führte, und hinaus von dem kleinen Zypressenhain schaut er aufs weite Meer und hört fernher sein heiliges Rauschen.

Hier in dieser Dämmerung gieng es an meinem Geiste vorbei, was dieser Winckelmann uns gewesen, wo wir wären, wenn er uns nicht aus Barbarei und Ungeschmack vor die reine Formenwelt und unschuldvolle, hohe Einfalt der Griechen geführt, uns die Augen geöffnet hätte, sie zu schauen; wo selbst unsere klassische Literatur, wo Lessing, wo Goethe, wo auch Schiller geblieben wäre, hätte er sie nicht gelehrt, durch die Antike die Dichter des Altertums verstehen. Winckelmann ist das lebendige Band zwischen dem Norden und Süden, der modernen Kunst und Bildung und dem Altertum; er, der eine, ist die zweite Völkerwanderung, die geistige; die erste erobert mit der Faust die Welt der klassischen Bildung, und die wilden Eroberer verschwinden im romanischen Volkstum, er, die persongewordene tiefere Sehnsucht des Nordens nach dem Lande, wo ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht, die Myrte still und hoch der Lorbeer steht, fällt unter dem Stahle des Mörders, aber er ist uns allen vorangereist, für uns gereist, hat uns Italien und seine Griechenschätze herübergetragen mit Geisterhand, zu uns verpflanzt, in der Heimat zu eigen und zur Pflege gegeben, ein stiller, milder, sanfter Genius, ein Eroberer ohne Schwert, ein blutarmer deutscher Schulmeister und gewaltiger als Alarich, Theodorich, Goten und Vandalen.

Aber die Zeit mahnt, um Mitternacht fährt das Dampfschiff nach Venedig ab, es sind noch Besuche bei freundlichen alten und neuen Bekannten zu machen, vor der Abfahrt wird noch das Lokal des Schillervereins im Gebäude des Lloyd besucht, einer der erfreulichen Sammelpunkte der Deutschen im Ausland, die dem Schillerfest ihre Gründung verdanken; dann zu Schiff! Wie ich mit anderen Passagieren auf dem Verdeck wandle, tritt ein Reisender, der eben erst eilig das Schiff betreten hat, unter uns mit der Nachricht, daß der Minister Bruck gestorben sei, er spricht von einem Blutsturz. Sechs

Tage vorher war er in Fülle der Lebenskraft, wohl sichtbar nachdenklich und ernst gestimmt, vor mir gestanden; eine Adresse, höher gehend, als ich sie gesucht, hat mich zu ihm geführt. So war die Nachricht wohl geeignet, mir Gedanken zu machen über Menschenlos und Menschenleben, während ich in der Kajüte vergebens den Schlummer suchte, doch nahm ich für jetzt die Nachricht arglos, wie sie lautete.

Der grauende Morgen rief mich wieder aufs Verdeck, die Sonne gieng blutrot über dem Meer auf, endlich wurden von ferne die Türme Venedigs sichtbar, zuerst der Campanile von S. Marcus, dann die Kuppel von S. Maria della Salute, wir steuern näher und näher und machen halt vor der Riva dei Schiavoni, der Piazetta gegenüber. Eine Barke trägt mich in die Nähe des stillen, kleinen deutschen Gasthofs nahe am Kanal und Markusplatz, der „Stadt München", wo ich gar gemütliche, freundliche Herberge fand. Zuerst eine kurze Ruhe nach der nächtlichen Fahrt, dann zum Frühstück in das Kaffeehaus ai Quadri auf dem Markusplatz. Einundzwanzig Jahre sind es, daß ich zum erstenmal unter dem Bogen dort unter dem neuesten Flügel der Prokurazien hervortrat und den Platz und die Markuskirche gegenüber sah. Einer gründlichen Unwissenheit — ich hatte noch keine Abbildung dieses wunderbaren Raumes gesehen — dankte ich es, daß mich der Anblick wie ein wunderbarer Traum überkam, wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht: so hat schon mancher gesagt, und so wird noch mancher sagen, wenn er mit weit aufgerissenen Augen auf dieser einzigen Stelle der Welt steht.

Die Deutschen, je mehr sie jetzt von der venezianischen Gesellschaft getrennt sind, halten um so mehr zusammen, man redet und knüpft leichter an, macht schnell Bekanntschaft. Im Kaffeehaus, kaum eingetreten, wurde ich gefragt, ob ich von Wien komme? Was ich von Brucks Tod wisse? Der hat sich gewiß umgebracht! wurde laut gerufen. Ich erwähne es als ein Zeichen des alles durchfressenden Verdachts, der in den Gemütern umgieng, denn es war noch keinerlei bestimmte Kunde von der Todesart des Mannes angelangt. Wie diese Stimmung ansteckt, fühlte ich an mir selbst, denn kaum war es gesagt, so glaubte ich es auch, und abends wurde es bestätigt.

Wie öde ist der Markusplatz! Wenn die Militärmusik (la banda) spielt, wie anders als sonst, wo die schönen Venezianerinnen mit

den stolzen, vollen Nacken, Deutsche und Italiener und alle Nationen der Welt durcheinander wie in einem Ballsaal so dicht auf und ab spazierten, daß man sich auf die Fersen trat, wo auf den Hunderten von Stühlen bei Kaffee oder Sorbetto oder bei nichts eine plaudernde geputzte Welt unter und außer den Arkaden herumsaß, während die unzähligen Gaslampen den unvergleichlichen Raum in einen Feenpalast verwandelten! Die schöne Welt Venedigs hatte sich nach Beginn des Krieges zuerst einen anderen Korso ausersehen, auf der Giudecca; die österreichischen Offiziere machten sich den Spaß, sich ebendahin zu begeben und mitzuschlendern; seitdem bleibt jene, soweit sie nicht mit ausgewandert ist, zu Hause. So ist denn Venedig jetzt freilich um ein Gutes leerer als sonst, aber so arg sieht es doch nicht aus, als man meint: das Volk ist munter wie immer, hämmert, rudert, marktet, feilscht, plaudert, lacht, prellt und brüllt. Schreien, Schreien ist oberstes Hauptvergnügen des italienischen Volkes. Wie man es auch von früheren Reisen her kennen mag, dies furchtbare Geschrei ist dem, der Italien betritt, immer neu, erschreckt für den Anfang und gibt dann herzlich zu lachen. Man meint durchaus alle Augenblicke, es brenne oder es gebe Mord und Totschlag, — man hört hin: was ist es? Pfirsiche, Feigen, Orangen, Fische, Krabben, Würste, Zündhölzchen, Fleckenseife, irgend ein Bafel von Warenausschuß wird mit einem Gebrüll und furchtbarem Auslaut der gequetschten, unverständlichen Worte feilgeboten, als gälte es die Pforten der Hölle aufzureißen. Auch der Straßenverkäufer bleibt nicht gern bei der Abstraktion der bloßen Nennung des Begriffs, er entwickelt Prädikate, die Prädikate zu Sätzen, die Sätze zu gefühlten Monologen, wie ich denn eines solchen Dramatikers in Neapel mich erinnere, der über die Bratwürste, die er auf der Straße gebraten, mit einem Ausdruck von Entzücken sich beugte, die Hände andachtvoll zusammendrückte und ausrief: ma che salgigie! quanto son belle, buone, delicate! usw. Dies Redenhalten und Schreien ist nun zunächst zwar wohl Mittel zum Zweck, wird aber mit so sichtbarem Behagen getrieben, daß es sich zur Höhe des reinen, uninteressierten ästhetischen Genusses erhebt. Ich habe unter den Arkaden des Markusplatzes einst einen alten Mann gute drei Stunden lang, tief in die Nacht hinein umlatschen gesehen, der mit einem Geschrei, als brüllte Ajax die Scharen zum Streit

oder wollte das Haus der Atriden, Labdakiden untergehen, alte Operntexte feilbot, Makulatur, die er irgendwo erwischt haben mochte; ich zweifle, ob er nur einen Centesimo löste, aber ich zweifle nicht, daß er nach dieser Leistung wütigen Brüllens zufrieden wie ein Schröder, wenn er den König Lear gespielt, und durch die zuträgliche Motion in seiner Gesundheit sehr gefördert sich zu Bette legte. Ein deutscher Kutscher fragt halblaut: befehlen Sie keinen Wagen? oder: foa'ma, Gnoden? An den Gondelplätzen Venedigs erschreckt den Ungewohnten ein aufgeregtes, pathetisches, gestoßenes: gondola! gondola! Wer sich Neapel nähert, hört von weitem schon den Lärm der Hauptstraße Toledo, so laut, so wild, daß er glaubt, es sei eine Revolution los. Einmal gieng ich durch eines jener engsten Gäßchen Venedigs, wo zwei sich schwer ausweichen, ich hörte vom Ende desselben das ungeheure Gebrüll eines Verkäufers, gleich darauf kam der Schreikünstler mir entgegen mit einem Korbe voll Krabben, ich sah ihn, indem ich geduckt seinem Korb ausweichen mußte, lächelnd an mit einem Blick, der ihm sagte: nicht wahr, das Schreien ist halt ein Vergnügen, wir verstehen uns? Er sah mich ebenso lächelnd, zunickend, mit innigem Ausdruck des Verstehens meines Verstehens an, gieng weiter und am Ende des Gäßchens hörte ich ihn schon wieder brüllen, daß der Erebos in seinen Tiefen erdröhnte. Spielen sie nun erst Morra, dann hört alles auf, man glaubt, der Teufel sei ganz und gar los, stürzt hinzu und findet ein paar Kerle, die ihre Finger auswerfen und erraten, wie viele jeder gestreckt hat.

Einem richtigen Deutschen, der zum erstenmal nach Italien kommt und dies aufgeregte Wesen, dazu die schwarzen, blitzenden Augen, dunkeln Gesichter sieht, wird es im Anfang immer unheimlich zumut, er meint unter Räubern zu sein, dazu die ungemütlich weitläuftigen Wohnungen, leer, der freundlich einengenden Fülle unseres Hausrats und Ausschmucks entbehrend, der Schmutz und die Prellerei auf Weg und Steg: alles zusammen wirkt, wie wenn man zum erstenmal im Jahr in ein kaltes Bad steigt; mancher hat schon den Fuß zurückgezogen und ist umgekehrt. Überwindet man aber den ersten Schauder, so wird man bald heimisch in dem fremden Element und hat auf Schritt und Tritt reichlichen Spaß. Selbst die Prellerei verderbt schließlich den Humor nicht, denn die Preller

haben dieses Fluidums selbst eine hinreichende Quantität, mit mitzulachen, wenn man ihnen zeigt, daß man sie kennt und zu behandeln weiß. Es ist ein antikes Erbstück der Italiener; die List gilt für eine Tugend wie im Altertum, wo Athene selbst den Odysseus lobt und Söhnchen nennt, wenn er sie grün und blau angelogen hat. Es ist eben keine rühmliche Eigenschaft, aber doch nicht so schlimm, wie wenn man gleich wenig Ehrlichkeit bei Völkern fände, die nicht ebenso bis über die Ohren noch im lieben Heidentum stecken. Die Venezianer insbesondere sind mit all ihren bösen Kindereigenschaften im Grund ein gutes Völkchen, weit verschieden von den schneidigen, herberen Mailändern, harmlos, kordial, geschworene Plauderer und Lacher und doch stolz auf ihre alte, vornehme, Meere beherrschende, palastreiche, wunderbare Lagunenstadt, und doch im vollen Besitz jenes natürlich nobeln Anstands, der auch dem gemeinen Italiener das stylvolle Wesen gibt, das uns scheinlose Nordländer so seltsam anmutet. Dieser Zug ist oft geschildert, mir fällt zu seinem Beleg noch eine venezianische Erinnerung von 1857 ein. In der Galerie der Akademia fand ich damals täglich eine englische Familie; Mutter und Tochter hatten Staffeleien aufgestellt und kopierten. Die Mutter war halb lahm, unfähig zu gehen. Jeden Mittag um ein Uhr wurden sie von den Ihrigen abgeholt, unten wartete die Gondel und der Gondolier kam mit herauf, um die Frau hinabzutragen. Gewöhnlich hatte er noch etwas zu warten und sah sich nun Bilder an, machte auch Bemerkungen darüber. Hemdärmelig, die sonnenverbrannte Brust ganz offen, die rote Schiffermütze in der Hand, stand er unter der vornehmen Welt, sein Benehmen war bescheiden ohne Schüchternheit, über die Bilder sprach er naiv ohne Beschränktheit, der Familie, der er wohl seit Wochen diente, zeigte er sich anhänglich wie ein Familienmitglied ohne Aufdringlichkeit, und wenn es fortgieng, faßte er die Frau energisch ohne Plumpheit um den Leib und trug sie hinweg. Man begreift oft, warum unser Volk den Italienern als „razza inferiore“ erscheint. Doch sah ich vor Jahren einmal unter den Arkaden einen deutschen Fuhrmann sitzen, blaues Wamms, rote Weste mit Silberknöpfen, Lederhosen und hohe, weiche Stiefel bis in die Mitte der mächtigen Schenkel; er schien zum erstenmal italienisches Wesen zu sehen, blickte ernst, ruhig, grob,

trotzig auf die vorbeigehenden fremden Gestalten und schien zu denken: mit sechsen mindestens von euch schwarzen Spitzbuben nehm' ich's auf. Der breite, große Kerl hatte doch auch Styl; altdeutsch, reckenmäßig, nibelungisch.

Mag nun der Venezianer auch lärmen so gut wie jeder andere Sohn Hesperiens, Venedig ist doch für den, der vom Strudel und Drangsal einer modernen Großstadt kommt, ein Paradies der Stille, ein Zufluchtsort des Friedens, eine Stätte der inneren Sammlung, und das sollte es auch mir sein. Erwäge, denkender Mensch und Leser, der Nerven besitzt, vor allem in ihrer ganzen Tiefe und Bedeutung die Tatsache, daß es hier keine Pferde, folglich keine Droschken und Kutscher gibt, daß der Fiaker Venedigs der Barkarol und Gondelier ist, dessen Wagen gar still und weich und sanft durch die dunkeln Kanäle gleitet, bis an der Ecke sein Ruf „stà là" den etwa begegnenden Bootsmann vor Anstoß warnt. Und auf den Gassen und Plätzen kannst du gehen, stehen, träumen, plaudern, ohne daß der rohe Knall der Peitsche, das unverschämte Gerassel der Räder, die stete Not, acht zu geben, daß du nicht überfahren werdest, dein Gespräch und Selbstgespräch wie mit rohen Fäusten auseinanderhaut. Die Menschen mögen drängen, stoßen, schieben, schreien, sie haben ja keine Hufe und Hufeisen, das ist ja alles noch zum Aushalten. Doch entfernst du dich von den Hauptadern des Verkehrs, so bist du schnell in der ganzen Stille und Einsamkeit, kannst schauen und in Betrachtung dich verlieren und dir sagen: Hier, in diesem Venedig ist jeder Schritt ein Bild. Gar nicht bloß die glänzenden Hauptstellen, Piazza, Piazetta, Riva dei Schiavoni, der große Kanal mit seinen Palästen, die Kirchen, nein, stell' dich aufs nächste beste Brückchen, blicke in einen obskuren, engen Kanal, sieh, wie die alterbraunen Häuser im dunkeln Wasser sich spiegeln, folge den Reflexen, belausche dies tiefgefärbte Helldunkel und begreife, wie hier die großen Koloristen, die Poeten des Blicks, die feinen Empfinder des zuständlichen Lebens sich bilden mußten. Die sahen nun freilich ein anderes Leben, als jetzt das verkommene Venedig es zeigt; das äußere Bild aber, Wasser und Gebäude, ist durch den Verfall nur malerischer geworden; da wird fast kein Haus neu verputzt, kein Fenster, Gesims, Türe, Staffel wiederhergestellt, an Scheuern denkt ohnedies der Italiener blutwenig; auf allem liegt

der wahrhaft malerische Dreck, alles ist Vergangenheit, die Phantasie hat völligen Raum und überall Anreiz, zurückzuträumen, kein Anblick drängender Gegenwart weckt sie auf und entführt den Geist ins Gebiet der Zwecke, alles bleibt Gegenstand, steht uns als Gemälde gegenüber. Das ist freilich eine grausame Abstraktion der Ästhetik, die sich um das wirkliche Wohl der Völker nicht kümmert, aber alles hat seine Zeit; sieht ein Land, eine Stadt so aus, daß sie uns zu einem Bilde der Vergangenheit wird, warum sollen wir nicht ein paar Stunden, tagelang uns die Gegenwart und ihre Fragen fernhalten, um diese Poesie zu genießen? Ein andermal ist es Zeit, zu fragen, wie dem Staat, dem Handel, den Schulen aufzuhelfen wäre; nicht so ganz wollen wir dies Interesse zurückstellen wie Goethe in Italien, doch auch Goethe war ja darum, weil er nur als Künstler und Dichter schaute, kein Nero, der Rom verbrannt hätte, um Feuer und nachher poetische Ruinen zu sehen.

Ich werde mich nun wohl hüten, den Leser bei den oft beschriebenen Herrlichkeiten Venedigs als Lohnbedienter herumzuführen. Nicht einmal in die Akademie nötige ich ihn mich zu begleiten; hätte ich ihn einmal da, so ließe ich ihn so schnell nicht wieder los, und er würde so müd wie ich, wenn ich meine drei, vier Stunden da zuerst geschwelgt, dann studiert und endlich nur noch gearbeitet hatte; denn es so zu halten, ist bloß dann töricht, wenn man Zeit im Überfluß hat. Nur auf einigen meiner Gänge mag mit mir gehen, wer Lust hat, ohne alle Methode, sich mir zu überlassen, wohin meine Laune ihn führt. Gerade vor den berühmtesten Werken werden wir denn für diesmal nicht verweilen. Jenes Götterweib, das entzückt, von himmlischen Schauern bis in die zitternden Finger durchzuckt, von Engelscharen, lieblichen, schönen Knaben, umjauchzt, vom sehnenden Nachruf der Apostel begleitet zum Herrn und seinem Lichtmeer emporschwebt, jene Assunta des Tizian, und alle die anderen Perlen des Meisters, wer bewundert sie nicht? Allein es hat jeder so seine besonderen Neigungen, ist in dies oder das persönlich verliebt. Das hat mir selbst jene heilige Barbara, das Wunderwerk Palma Vecchios in S. Maria Formosa, nicht angetan; wohl ist sie reizend, das blonde und doch südlich braune, große, volle Weib mit den majestätischen Formen, mit den dunkeln, wie in seltsamen Träumen halb-

geschlossenen Augen, reizend und abweisend, stolz, unnahbar und doch berauschend, aber eine geheime Herzensangelegenheit lenkte gleich meinen ersten Gang in ganz anderer Richtung. Das nächste Traghetto genommen, hinüber nach der Kirche ai Frari! Nicht das Denkmal Tizians, nicht Canovas, selbst nicht das wunderliebliche Bild Giovanni Bellinis in der Sakristei, wo der alte, ehrliche Meister schon offener, freier im Ausdruck wird und die Madonna nicht mehr als trutzigliches, fast schmollendes, kurznasiges Weib, sondern als himmlisch zarte, hochbeglückte Mutter behandelt, wo Glieder und alle Formen sich schon ausrunden, das Fleisch weich, blutwarm, organisch wird, die Farbe den tiefen Goldton annimmt, wo am Fuße des Throns die beiden musizierenden Engelknaben so rührend naiv, den einen Fuß auf die erste Stufe gestemmt, vorgebeugt, horchend sich einander zuneigen, um ja richtig im Takte zu bleiben, während das Christuskind freilich noch steif, drollig soldatisch auf dem Knie der Mutter steht, wo auf den Seitenflügeln die Heiligen mit den ernsten bärtigen Köpfen so würdevoll gruppiert sind, — nicht das alles war es, was meinen Schritt in die Hallen der altberühmten gotischen Kirche leitete; vielmehr eine alte Liebschaft war es. Freilich ist zu gestehen, daß das Verhältnis an einem erheblichen Mißstand leidet, nämlich ungemeiner Altersdifferenz: Das Mädchen ist etwa dreizehn, höchstens vierzehn Jahre alt; dies würde sich einigermaßen ausgleichen, wenn ich die 350 Jahre in Rechnung bringen könnte, die verflossen sind, seitdem Tizian das gute Kind hieher in diese Kirche gebracht hat, allein das geht wieder nicht, denn der Meister hat sich mit Zauberkräften in Verbindung gesetzt, die es bewirkt haben, daß diese reizende Jugend nimmer altert. Dieser mein Schatz, um es nicht länger zu verschweigen, ist ein kleines Töchterlein des Hauses Pesaro. Zwischen vier Männerköpfen blickt die liebe Kleine nach dem Zuschauer heraus auf dem Bilde, das für einen Sieg über die Türken hier von ihrer Familie gestiftet ist; sie verspricht keine der stolzen, vollen, glühenden Schönheiten Italiens zu werden, die etwas blasse, doch gesund ins Bräunliche gehende Farbe, der Schnitt des Gesichts, der hochgezogene Bogen der Brauen über den lichtvollen, dunkelbraunen Augen, der sinnige Ausdruck in der zarten Zusammenziehung der Lider an den äußeren Winkeln, die feingeschnittenen, beredten

Lippen zeigen einen anderen Typus, der Italien ja auch nicht fremd ist: eine geistigere Natur, mit der ihr entsprechenden zarteren Nervenkomplexion, künstlerisch, dichterisch, voll Talent; es ist, ich weiß nicht, welche Vornehmheit einer begabten Mädchenseele, was aus diesen Zügen spricht, und nun doch so herzlich gut, so naiv, so ganz gewiß in keiner Pension gewesen, so zutraulich und zum Plaudern aufgelegt, so webend und atmend im einfachen Dasein, so nichts denkend und doch voll unendlicher Möglichkeit jeder edeln und schönen Menschenentwicklung, wie sie aus dem Bilde heraus dich anguckt: sie wird sogleich die Lippen öffnen, der feine Mund allerliebst schwatzen, und sie wird nicht wissen, wie sinnreich, wie geistvoll sie schwatzt. Was kann man nicht alles mit ihr reden, und was habe ich nicht schon mit ihr geredet! Sie weiß aus Dante und Petrarca auswendig, auch sonst manches schöne Sonett, Terzine, Ritornell, aber sie wird gewißlich kein Blaustrumpf; wie sie zu Tizian ins Atelier kam, ihm zu sitzen, hat sie über seine Bilder so grundgescheite Sachen gesagt, daß er sie ans Herz drückte und verküßte, dafür hat er sie im weißen seidenen Sonntagskleid auch so prächtig dahineingemalt, daß man sie sogleich findet, und die wackeren, ehrenfesten Männerköpfe so um sie herum angeordnet, daß sie durch das Mark ihrer Züge die Zartheit und Liebenswürdigkeit der süßen Kleinen als ihre Folie heben; heute erzählt sie mir, wie vor vierundsechzig Jahren auch ein Forestiere dagewesen sei, sie oft besucht und gar freundlich mit ihr geplaudert habe, ein prächtiger Mann mit einer Stirne wie Jupiter und herrlichen schwarzen Augen, und wie sie zusammen gar gute Freunde geworden seien. Das muß der Zeit und Beschreibung nach Goethe gewesen sein. Und fast glaube ich, daß Tizian aus lauter Freude an dem lieben Kind sich im ganzen Bild so bemüht hat, etwas recht besonders Gutes zu malen, was ihm auch so trefflich geraten ist, und daß er auch darum sich selbst mit seinem stolzen, schönen Kopf und langen Bart als stattlichen Fahnenträger mit hineingemalt hat, der einen gefangenen Türken herbringt und ihn dem ehrwürdigen Petrus empfiehlt, daß er ihn bekehre; das Christkind selber will auf dem Schoße der Maria nicht gut tun, sondern zu der Donatorengruppe links heruntersteigen, gewiß um mit der Kleinen zu scherzen, zu kosen, dazwischen auch ernsthafte, hohe Dinge zu reden.

Da ich mir's heut einmal gut machen will, so sei der Mittag, nachdem wir im Cavaletto unser pranzo eingenommen, dann auf dem Markusplatze bei einer Tasse Kaffee gemütlich der Musik zugehört haben, abermals einem Lieblinge geweiht. Das ist nun freilich kein zartes Mädchen, sondern ein gestrenger, harter, eckiger Mann, in Eisen von Kopf zu Fuß gepanzert, hoch zu Roß, den Marschallsstab in der Hand. Es ist Colleoni, der venezianische Feldherr, der gar manche Schlacht gegen die Mailänder, dann mit diesen gegen die Franzosen, dann wieder im Dienste der Republik gegen die Türken geschlagen hat und 1475 gestorben ist. Da, auf dem Platze vor S. Giovanni und Paolo, hinter sich die Eingangsseite dieser berühmten gotischen Grabkirche der Dogen, zur Rechten die Fassade der Scuola di S. Marco mit ihrer anmutigen, phantasiereichen Frührenaissance, sitzt hoch zu Roß, von der wohlgegliederten Basis frei und kühn emporgehoben, der eherne Reitersmann; die Beine sind steif gestreckt und die Fußspitzen am Bügel abwärts gebogen, wie man auf allen alten Bildern die Ritter sitzen sieht, die ganze Gestalt herb, aber auch durchaus gewaltig, weil ebenso, wie das breite Pferd unaufhaltsam schreitet, an dem Manne alles unerbittlich vorwärts drängt: wenn der zum Sturme kommandiert, da m u ß es durch, das ist der rechte Marschall Vorwärts Venedigs. Hier sieht man, was die noch harte, vom beginnenden Einfluß der Antike noch nicht erweichte, aber in strenger, sachlicher Individualisierung auch unbeirrte Skulptur eines Verocchio vermochte; und noch heute, wo wir die reine Formenwelt der Antike uns zu eigen gemacht haben, mag man an diesem Werke lernen, wie man in der historischen Monumentalstatue einen ganz anderen Weg gehen kann als jene, und doch auf gleicher Höhe der kraftvollen Wirkung anlangen. Den Fehler, daß das Pferd den Gang des Zelters hat, der bei einem Kriegsroß nicht wohl denkbar ist, übersieht man ganz, man verweilt nur bei der Mächtigkeit seiner Form und Gesamtbewegung. Wenn man den Kopf des Mannes genauer anschaut, namentlich wenn man ihn im Gipsabguß näher vor sich hat, den ich in einem Atelier fand, so erinnert er freilich ganz an einen markigen alten Römerkopf, und wie viel Verwandtes hat Venedig in der Zeit seiner Kraft mit Rom! Wer das recht fühlen will, der trete in die Kirche ein, diese „Westminsterabtei Venedigs". Nicht

bei den Gemälden, nicht bei dem herrlich düsteren Mordbilde Tizians — der Tod St. Peters des Märtyrers — verweilen wir heute, sondern aus den Grabmälern lesen wir die Geschichte Venedigs: da liegen unter den reichen Monumenten, deren mehr als eines aus Kriegsbeute erbaut ist, die alten Generale und kriegerischen Dogen, die Orsini, die Mocenigo, Morosini, Loredan, Vendramin, Corner, Venier, Giustiniani, Bragadin, und wie sie alle heißen. Willst du wissen, wie sie fürs Vaterland gekämpft und gelitten, so lies die Inschrift am Grabmal des letzteren: Nicht er selbst liegt da, nur seine Haut, denn die Türken haben ihn im Zyprischen Kriege lebendig geschunden:

M. Antonii Bragadeni, dum pro fide et patria bello Cyprio Salaminae constanter fortiterque curam principem sustineret, longa obsidione victi a perfida hostis manu ipso vivo ac intrepide sufferente detracta

Pellis

anno Sal. CIƆIƆLXXI. XV. Kl. Sept. Antonii fratris opera et impensa Byzantio huc advecta atque hic a Marco Hermolao Antonioque filiis pientissimis ad summam Dei, patriae paternique nominis gloriam sempiternam posita anno Sal. CIƆIƆLXXXXVI. vixit annos XXXXVI. Auf einem Sockel steht die Büste des Märtyrers fürs Vaterland; ein edler, schöner, langbärtiger Männerkopf. In diesen Räumen, unter dieser gotischen Wölbung, vor diesen Denkmalen muß man mit Andacht still verweilen, wenn man den Geist des alten Venedig recht in sein Inneres will einziehen lassen.

Es ist inzwischen Abend geworden, und da muß man in einer italienischen Stadt spazieren gehen, heute nirgends anders hin als auf die Riva, denn es ist Festa di S. Marco, und es wimmelt da von Schiffern, italienischen, dalmatinischen, griechischen, von dichtem Volk Venedigs und seiner Inseln, von Verkäufern aller Art, Taschenspieler und zwei Pulcinellkästen sind in voller Tätigkeit, der eine mehr Tragödie, bürgerlich rührendes und ritterlich romantisches Drama, der andere Komödie, Aristophanes, große Prügelgeschichten zwischen Hanswurst und Teufel, schreckliche Begebenheit, wie einem die Nase ausgeschraubt und er mit derselben gröblich gestoßen und geschlagen wird, wunderliche Abenteuer mit dem Langkragigen, dem, so oft er eine Ohrfeige bekommen soll, mit lautem Rasseln

der Hals sich über die Theaterdecke hinaus verlängert, so daß der Schlag nicht trifft, obligater Chor von tanzenden und pfeifenden Mohren.

Darüber fällt uns ein, wie es denn mit dem eigentlichen Theater stehe. Italienisches natürlich keins, denn der geschworene Nichtbesuch der Venezianer hat es unmöglich gemacht. Vergebens werden wir heut im Theater Apollo eine so allerliebste tolle Posse suchen, wie ich sie vor anderthalb Jahren sah; ich muß sie doch zum Spaß erzählen. Der Vorhang geht auf, ein Tabulettkrämer erscheint auf der Bühne und bietet den Zuschauern Waren an. Allein im Orchester, mitten zwischen den Musikern schreit ihm eine kreischende Stimme zu, es sei unschicklich, hier zu hausieren, er solle sich packen: sie kommt von einem griesgrämigen alten Kerl, einem Richter, wie es schien, einer geläufigen komischen Pedantenfigur der venezianischen Bühne. Der Krämer erklärt jetzt, die Not zwinge ihn, er sei ein jüngerer Bruder, von dem älteren so und so um Vermögen und Laufbahn gebracht, der überhaupt ein nichtsnutziger, sittenloser Mensch sei. Jetzt ruft aus einer Loge der Galerie der Bruder nach der Bühne hinüber, zeiht ihn der Lüge; allein der erstere rückt nun bestimmter heraus: man wisse unter anderem wohl, daß er mit der und der Frau einmal durchgegangen sei. Chi parla mal di moglie mia? schreit es jetzt hart neben mir im Parterre, es ist der betreffende Ehemann. Während jetzt Krämer, Richter, Bruder, Ehemann im Kreuzfeuer sich zanken, streckt ein Bajazzo, dann ein zweiter, dritter, endlich ein ganzes Heer aus verschiedenen Logen die Köpfe, rufen, was das für ein dummer Zank und Lärm sei, sie wollen lustig sein, es sei Karneval, trommeln auf Tamburinen, lachen, lärmen und werden endlich eingeladen, als Zeugen auf die Bühne zu kommen, denn es soll ein ordentlicher Prozeß eingeleitet werden. Die Bühne erweitert sich zu einem Saale, der alte Kauz kommt aus dem Orchester, setzt sich auf den Richterstuhl, der Krämer, Bruder, Ehemann treten Klage und Verteidigung an, aber auf einmal wimmeln die Bajazzi herein, lauter verkleidete allerliebste Mädchen, und verwirren den Prozeß mit Schabernack aller Art, Zupfen, Hutantreiben, Trommeln, Springen, Singen, Tanzen, bis endlich alles in lauter Tollheit sich auflöst und die Männer, selbst der alte Griesgram, ins Singen und Tanzen mit hineingerissen werden, wo

denn im tollen Strudel alles endlich abwalzt. Eine Sängerin und sehr beliebte Schauspielerin — ihr Name ist mir entfallen — sang mit ihrer schönen Altstimme gar reizend die mutwilligen Liedchen, und unendlichen Jubel erregte der Pedant, als er endlich auch mitsang und durch schauderhaft falsche Töne die Mitsänger zur Verzweiflung brachte, die, so oft ein solcher Mißton kam, mitten im Fortsingen eine Gebärde des Entsetzens machten. Nebenher war mir merkwürdig, daß die Polizei einige sehr gesalzene Anspielungen durchgehen ließ, wie z. B., da bei dem Einbruch der Hanswurste auf die Bühne der Richter fragt: perchè adesso i bajazzi son tanto prepotenti? und der Krämer antwortet: perchè i prepotenti son qualche volta bajazzi. Sonst war das Ganze lauter Schaum, ein Glas Champagner, schnell hinabgestürzt, reine Lust und Narrheit.

Heute nun ist im Theater Apollo nichts der Art, sondern deutsches Schauspiel, und die Zuschauer sind nur Deutsche. Die Landsleute waren außerordentlich vergnügt, es einmal in Venedig zu einem deutschen Theater gebracht zu haben; mancher Deutsche, der in Venedig geboren und aufgewachsen und niemals aus Italien weggereist war, genoß den ganzen Reiz des Neuen. Wahrhaft rührend war es mir, in diesem fernen, fremden Raume nun die Klänge der Muttersprache zu vernehmen, noch rührender, mich mit lauter Deutschen als Zuschauer zusammen zu wissen; man fühlt hier, wie der gemeinsame Gegensatz gegen das umgebende feindselig gestimmte Volk enger die Kinder einer Nation umschließt, man wird zur Familie; das Spiel war ganz löblich, allein ich kümmerte mich mehr um die Zuschauer und gab mich dem Gemütlichen und Heimlichen dieses Zustandes hin. Auch ein Kasino haben die Deutschen in Venedig gegründet; es gieng vom Schillerfest aus, und die Büste Schillers, von dem Bildhauer Da Ren, zwar wegen Mangels an guten Vorlagen nicht ganz getroffen, aber fein, edel, geistvoll aufgefaßt und behandelt, ziert ihre Räume. Was in dem jungen Manne für ein Talent ist, beweist aber noch mehr eine Statue von halber Lebensgröße, Tonmodell, einen armenischen Gelehrten von S. Lazaro, den Lehrer Lord Byrons darstellend, wie er voll Rührung und inniger Wehmut das Bildnis des gestorbenen teuren Schülers betrachtet: ein tief und lebendig empfundenes, unmittelbar sich aus-

sprechendes Werk. Sein Meister Ferrari, wohl bekannt durch seine Grazie, hat im Gebiete des weiblich Schönen doch die glatte Süßigkeit Canovas nicht ganz überwunden und noch weniger das unplastisch Grasse und Naturalistische in energischen und effektvollen Stoffen, wie sein Laokoon in der Galerie Tosi zu Brescia beweist: Die Haare gesträubt, die Züge von wildem Schauer verzerrt, strebt er noch im vollen Kampfe mit den Ungeheuern, sich ihrer zu erwehren; die Knaben fehlen; ein höchst grelles Werk ohne jede Versöhnung. — Im übrigen hängt die moderne Skulptur Italiens noch einseitig im Akademismus und Klassizismus; jüngere Kräfte, wie Da Ren, tun gewiß gut, wenn sie den naiven, innigen Geist des fünfzehnten Jahrhunderts wieder auf sich wirken lassen. Die Malerei liegt teils ebenfalls noch in jenen Banden, teils ahmt sie die großen Meister des sechzehnten Jahrhunderts, teils aber auch die neueren Franzosen nach. Man muß ihr vor allem wünschen, daß sie mehr, als sie es bis jetzt getan, an die alten Venezianer sich halte, nicht etwa bloß, um ihnen ihr reizvolles Kolorit abzusehen — daran läßt sie es nicht fehlen —, sondern um mit ihnen ohne Brille zu schauen, aus der ewig frischen Quelle des Lebens frei und frisch zu schöpfen. Der neueren Kunst Italiens geht noch immer der echte Realismus ab, Naturalismus hat sie, neben konventionellem Idealismus, genug. Eine der rühmlichsten Ausnahmen darf ich hier nicht unerwähnt lassen. Es ist der Maler Zona in Venedig, der meines Wissens keine Schule gehabt hat als jene alten Meister seiner Vaterstadt und das Buch der Natur. Man sprach mit Bewunderung von einem Bilde, das in Mailand ausgestellt gewesen war und ein badendes Weib vorstellte, ich kenne dasselbe nicht; eine Photographie aber von einem anderen Gemälde, die in meiner Hand ist, hatte mich lebhaft gespannt, mehr von ihm zu sehen: ein Page, der eine Dogenmütze in der Hand hält; Zona las einen armen Knaben von der Straße auf, der ihm durch seine Schönheit ins Auge fiel, ließ ihn hübsch waschen und kämmen und malte ihn in jenem Kostüm: ein Gesicht, das von Geist, Leben, Naturfrische atmet und sprüht. Diesmal kam ich in sein Atelier, er selbst war leider verreist. Ein zwar unvollendetes größeres Bild stellte Tizian dar, dem auf einer Brücke der Riva dei Schiavoni der junge Paolo Veronese begegnet ist und eine Arbeit seiner Hand zeigt: er verheißt ihm, wie er sie

betrachtet hat, seine große Zukunft; die Gruppe wird erweitert durch Tizians Töchter, einen Knaben und den Dichter P. Aretino. Feine und lebendige Individualisierung, Geschmack in Anordnung und Formen, tiefes, warmes Kolorit bewährten den echten Nachkömmling der alten Venezianer, und die Studienköpfe ringsumher ließen erkennen, daß die Bestimmtheit der Charaktergebung und diese Lebenswärme auch bei ihm auf der Grundlage der Porträtmalerei ruht. Und gewiß ist Zona, wenn ihn denn der Geist dieser großen Ahnen führt, auf dem rechten Wege, indem er das höhere, historische, namentlich kulturhistorische Sittenbild als ruhiges Situationsbild anbaut; durch ihre ganze Lebensanschauung war die venezianische Schule auf dieses Gebiet gewiesen; sie war weltlich, realistisch und doch festlich und hoch gestimmt, nicht aber im Sinne energischer, erschütternder Handlung, sondern schöner, lebensvoller Existenz, episch, nicht dramatisch, allein das Zeitalter wagte noch nicht, das Weltleben ohne mythische Motivierung für sich als Kunstinhalt hinzustellen, daher jene Gewohnheit des Vorwandes: die Findung Mosis, das Wunder zu Kana u. dgl., wird angegeben, gemeint ist eine vornehme Venezianerin mit ihrem Staat, ein reiches Gastmahl mit Porträtfiguren und prächtiger Architektur; dies ist, gestehen wir es uns, eine Schiefheit, früher war es naiv geschehen, damals war es nicht mehr naiv, die transzendenten Motive sind schon Maschinerie, Rokoko und ebendahin gehört gewiß auch bereits die starke Verschwendung flatternder, umpurzelnder Engel. Ein Künstler unserer Zeit, auf den der spezifisch venezianische Geist festlich schöner, farbengesättigter Existenz vererbt ist, hat durch die moderne Geltung einer rein weltlichen Malerei freies Feld und in der Geschichte Venedigs, Italiens eine Fülle noch unbenützter Motive; überdies liegt ja darin, daß die reichen malerischen Kulturformen und alle Poesie in den Zuständen, worin die Vorfahren unmittelbar lebten, für uns eine Vergangenheit geworden, mit dem Reiz der Vergangenheit umgeben sind, auch ein unendlicher Vorteil.

Wir sind ganz vom Theater abgekommen, und ich wollte doch noch von den Marionetten erzählen, die ich billig nicht versäumen durfte; das sind nämlich nicht die Handpuppen, die auf der Riva spielen, sondern die bekannten mechanischen Figuren auf einer ordentlichen Bühne. Wer gern lacht, wird da nicht vergeblich hingehen, das

Pathos ist womöglich noch komischer als der Scherz. Dieser konzentriert sich im Facanappa, einer lokalen komischen Volksfigur Venedigs. Es ist ein lustiger Kerl, der in mancherlei Masken auftritt, im Dialekt, und zwar unendlich viel spricht, gutmütig, schelmisch, voll Witz, kein Held, nicht allzu skrupulös, aber äußerst edelmütig. Heut abend tritt er als Gondolier auf, der ein Verbrechen entdeckt und eine verfolgte Frau rettet, die man, während ihr Mann im Krieg abwesend ist, um ihr Erbe betrügt. Er führt sie, da man sie aus ihrer Wohnung stößt, in seine arme Hütte, überläßt ihr sein Bett und muß nun auf seinem harten Strohsack schlafen, den er mit Füßen und Hintern unter dem Ausruf: o paglierose plume! vergebens weich zu stampfen sucht. Das Kind der Frau ist verschwunden, dazu noch eines, das der hartherzigen Verfolgerin angehört. Facanappa entdeckt, daß man in einer Trattorie, die durch gute Küche berühmt ist, Kinder schlachtet und auch jene zwei geschlachtet hat; die gräßliche Wirtin stürzt sich nach der Entdeckung in einen Brunnen: eh (bekannter Nasenton), rovina l'aqua, sagt Facanappa, da er ihr tragisches Ende vernimmt. Dies erregte großen Jubel, den jeder begreift, der den Wert des Wassers in Venedig und den trockenen Humor erwägt, dem bei einer schauderhaften Begebenheit zuerst dies und nur dies einfällt. Unglaublich ist, was der Mensch schwatzen kann; nie in meinem Leben habe ich die Worte so millionenweis übereinander rollen hören; so kann's nur ein Italiener, eine deutsche Zunge würde sich in solchem Wortschwall hundertmal verrennen. Zum Schlusse des Stücks erschienen die spiriti der gemordeten Kinder, rissen den Schlächter, den Koch jener Wirtin, zur Hölle, und verdammten die grausame Verwandte, die Tugend wurde belohnt und nach so viel Schauern und erhabenen moralischen Gefühlsanstrengungen folgte zur Erholung der Gemüter ein Ballett. Das kannte ich vom Calandrinotheater in Rom als die allertrefflichste Satire auf unseren modernen Kunsttanz, die sich ersinnen läßt, wobei das Lustigste ist, daß das glückliche Völkchen der Zuschauer die Satire nicht merkt, sondern einfach hochvergnügt die Herrlichkeit anschaut. Die Puppen machen nicht nur jede der beliebten Tanzbewegungen, Pirouette usw., sondern es fehlt auch das ganze System der Koketterie, namentlich die unwiderstehliche Neigung des Kopfes nicht, wodurch die Ballettänzerin alle Herzen

erobert; nun aber sieht man doch die Schnüre, an denen die Figur hängt, und was das Hübscheste ist, man hört in den Gelenken immer das Holz klappern; darin liegt eben die ergötzliche Parodie, denn wer hat je im wirklichen Ballett, wo ja doch das mechanische Kunststück als das Höchste gilt, nicht jeden Augenblick gemeint, er müsse die Schnüre sehen und das Holz klappern hören, wenn das Gliederrecken, Renken, Schleudern und Verdrehen angieng?

Damit nun aber der Leser nicht meine, es sei mir in Venedig aller Ernst abhanden gekommen, soll er wenigstens einen der stillen Gänge zu strengerer Betrachtung mitmachen. Wir gehen weit hinaus in die Nähe der Fundamenta delle Zattere und besuchen die Kirche S. Sebastian, deren Wände von den berühmten Werken Paolo Veroneses glühen und wo der große Meister auch begraben liegt. Es ist etwas eigentümlich Zweiseitiges in dem Mann: er hat das venezianische Ideal zur höchsten Fülle, freiesten und reichsten Weite des blühenden Lebens entwickelt und er hat es auch an den Rand des Verfalls gebracht. Der Schnörkel, die Allegorie, die Frivolität, die sich um kein Gewicht des Inhalts kümmert, setzt bereits an, unschöner Naturalismus bricht durch und stört die Würde der Aufgabe; aber auf einmal schwingt sich sein Geist auf und führt uns mit furchtbarem Ernste zum Höchsten. Dieser gepanzerte Sebastian auf dem herrlichsten der Bilder, womit er die Kirche geschmückt hat, ist ein Held, dem heiliger Todesmut jeden Nerv zu Stahl macht; ringsumher flehen Mutter, Vater, Brüder, Schwestern mit ihren Kindern, alles arbeitet an diesem Felsenmann, ihn zu erweichen, er aber weist mit unabänderlich erhabenem Entschluß zum Himmel und bestärkt so die Leidensgenossen Marcus und Marcellinus zu dem gleichen Mut auf ihrem letzten Gange. Ein moderner Maler hätte den zum Tode begeisterten Mann wohl steil aufgerichtet und wäre darüber leicht theatralisch geworden; die Venezianer halten überhaupt ihre Figuren gern geneigt, offenbar der Farbenharmonie zuliebe, damit keine schroff steigenden Linien sie kreuzen und stören; aber Paolo bedarf auch keines Effekts in der Stellung, da der Ausdruck und alle Bewegungen so mächtig die hohe Stimmung aussprechen. Diese Stimmung hat jedoch nicht gleichmäßig das ganze Bild durchdrungen; der greise Vater, die Leidensgenossen sind vom tiefsten, ergreifendsten Ausdruck, die Mutter ist leidenschaftlich aufgeregt, aber unedel, un-

begreiflich gemein behandelt, die Schwestern sind zu gleichgültig, nur der Frauenkopf nicht, der zwischen Sebastian und einem der Brüder, von manchem unbemerkt, und doch eine Welt von Schönheit für sich allein schon, hervorschaut. Nun aber, wenn schon in jener Gestalt der Mutter ein störender Naturalismus durchbricht, so hatte Paolo gar noch den unglücklichen Einfall, unter dem erstaunten Heidenvolk, das an den Säulen des Palastes, von dessen Treppen die Märtyrer den Gang zum Richtplatz antreten, umher sich hält und zuschaut, einen Affen anzubringen, der mit der Fesquaste eines Mohren spielt. Den Krüppel mit dem Hunde, der zur Linken lagert, obligate italienische Straßenstaffage, möchten wir uns immerhin noch gefallen lassen, jenes aber ist zu viel; man muß suchen, es zu vergessen. Wir werden jedoch den Künstler nicht minder erhaben und ernst auf einem anderen Haltpunkt unserer Reise wiederfinden.

Von Venedig nehmen wir jetzt Abschied; mein Wort, daß ich nicht den Fremdenführer machen wolle, halte ich treulich. Einen Landsmann aus Schwaben, der mich etwa auf diesen Gängen im Geiste begleitet, will ich auf dem Rückwege von S. Sebastian nur noch bitten, auf dem kleinen Kanalbrückchen bei Palast Corner sich umzudrehen: mit inniger Rührung seines Schwabenherzens wird er hier zwei Schilde nebeneinander bemerken, einen mit der Aufschrift: Consulat royal de Wurttemberg, den anderen: Consulat général Ottoman; Württemberg und die Türkei haben wirklich e i n e n Konsul; es erklärt sich daraus der entscheidende Einfluß unseres lieben Schwabenlandes auf die orientalische Frage.

Nicht von jeder Stadt und jedem Lande, auch wenn man gern dagewesen ist und viel Schönes gesehen hat, nimmt man mit Empfindung Abschied; von Venedig aber ist mir die Trennung immer gemütlich schwer geworden, denn es gehört zu jenen Stellen der Erde, wo das Herz anwächst; das macht nicht nur seine stille Erhabenheit voll ernster Geister, die von vergangenen Tagen erzählen, sondern auch die Läßlichkeit des Lebens bei dem muntern, gern plaudernden Völkchen und das unvergleichliche dolce far niente auf dem wunderbaren Markusplatz. Wer das kennt, möchte jeden Sommerabend nach des Tages Arbeit dahinfliegen können; er träumt davon, er wird Erinnerung und Sehnsucht nicht los. Noch einmal denn am letzten Abend spät am Dogenpalast hin über die Piazetta;

der Mond wirft das Bild des Maßwerks der Galerien traumhaft hinein an die Wand, dämmernd liegt er über den breiten Lagunen, neben uns steigen seltsam die beiden Säulen mit dem Löwen des heiligen Markus und dem heiligen Theodor nebst seinem Drachen („cocodrillo“); zurück über die Piazza, noch einen letzten Blick auf die Markuskirche und für diesmal — wer weiß, ob nicht für immer — leb wohl!

Am anderen Morgen auf der Barke durch den großen Kanal, dann durch stillere Seitenkanäle zum Bahnhof, und bald saust der Zug über die lange Brücke dem Lande zu. Der Himmel hat sich nach langem Regen aufgehellt, die Luft erwärmt; ich habe dem Leser nur die guten Stunden in Venedig, nichts von der Kälte und Nässe erzählt; nur um nachträglich eine Vorstellung zu geben, diene ihm zur Nachricht, daß in einem liebenswürdigen Familienkreis, in den ich eintrat, die Damen über Winterbeulen klagten. Wir schauen nun aus unserem Wagenfenster umher. Jedes kleine Inselstück, das aus der Lagune ragt, starrt von neuen Verteidigungswerken, hier liest das Auge überall: Krieg, und neben mir sitzt ein Offizier des Regiments Sachsen, das sich im blutigen Feldzuge des letzten Sommers vorzüglich bei Solferino ausgezeichnet hat; es stand auf dem rechten Flügel unter Benedek, der gegen die Piemontesen bekanntlich siegreich vordrang. Er erzählt mir, wie die Truppen mit unendlichem Jubel den General empfiengen, als er frühmorgens bei ihnen eintraf. Was war die lange Rede, die er zur Antwort hielt? Livius hat keine so schöne Feldherrnrede komponiert: „Ich dank' euch, Kinder, aber schreit's net so!“ Und als im blutigen Kampf seine Regimenter Höhe um Höhe mit dem Bajonett nahmen, rief er in der Freude seines Herzens: „Kinder, ihr seid's ja zum Küssen.“ Und das Blut floß vergeblich, und der brave General mußte mit Tränen im Auge umkehren!

Man kann sich denken, daß ein Deutscher, der jetzt Venedig besucht, nicht ganz nur vergessen und ruhen kann, nicht ganz die lastende Frage über diesen Rest italienischen Besitzes in der Hand Österreichs sich fern halten wird, und hätte ich es auch versucht: jene drohenden Zeichen, auf die der Blick längs der Bahn in den Lagunen fiel, hätten mich mit Gewalt daran gemahnt. Der Leser lasse sich aber nicht bange werden, als wolle ich mit Kennermiene profunde Er-

örterungen über das Festungsviereck usw. ihm aufdrängen; die Frage beantwortet sich nach meiner Überzeugung auf die einfachste Weise von der Welt, die wahrlich keine Fachgelehrsamkeit voraussetzt. Könnte Österreich auch je geneigt sein, Venezien, etwa kaufweis, abzulassen, um nach dieser Seite sich Ruhe zu schaffen: in der gegenwärtigen Weltlage wird kein vernünftiger Mensch es ihm raten wollen, am wenigsten ein Deutscher. Wir dürfen, wie wir uns immer das Verhältnis in ferner Zukunft vorstellen mögen, jetzt nichts gutheißen, was Italiens Macht an Deutschlands Grenzen vermehrt, denn in der tiefen Abhängigkeit von Frankreich, in die es sich begeben hat, ist es genötigt, mittelbar oder unmittelbar diesem beizustehen, wenn es sich auf Deutschland wirft; was Sardinien stärkt, das stärkt für die nächste Zukunft einen Verbündeten Frankreichs und hiemit einen Feind Deutschlands. Vor dieser Rücksicht haben alle Sympathien in der gegenwärtigen Weltlage bei uns zu schweigen; doch davon mehr in Mailand!

Mein nächstes Ziel war Verona. Zur Seite bleibt Padua diesmal unbesucht, nur in der Phantasie können wir das anmutige Kirchlein Madonna dell' Arena betreten mit dem blauen Gewölbe, das von goldenen Sternen flimmert, und mit den Wänden, auf denen der ehrliche alte Giotto mit seinem scharfen, klaren Blick, seiner naiven Belauschung und seiner festen Hand die Geschichte der heiligen Jungfrau und des Erlösers gemalt hat, umrahmt von Bildern der Tugenden und Laster, umrankt von Arabesken, ein ganzes reiches Bild des Menschenlebens; nur im Geiste können wir des Meisters Jacopo d'Avanzi Fresken in der Kapelle S. Felice von S. Antonio und in der Kapelle S. Giorgio grüßen, wahrlich eines Leonardo da Vinci seiner Zeit an Milde, Schönheitssinn, Charakteristik; dann besuchen wir im Geiste gleich daneben die Scuola del Santo, um die Wandbilder des Tizian und Contarini zu bewundern mit ihren herrlichen Gestalten und Köpfen und zu erkennen, was der Geist der Schönheit selbst aus abgeschmackten Legenden machen kann; endlich dürfen wir den herben und doch schon dem hohen Style nahen Mantegna mit seiner bis zur Täuschung überzeugenden Modellierung und Perspektive, seinem klaren, festen Raumgefühl nicht vergessen, wie er in der Kirche zu den Eremiten sich verewigt hat. Auch Vicenza müssen wir liegen lassen mit seinen Palladiobauten, denn erst in

Verona soll gerastet werden; will man das Schlachtfeld von Solferino besuchen, so ist es billig, vorher in dieser bis an die Zähne in Festungswerke gepanzerten Stadt zu verweilen, um über manches Auskunft zu suchen, was die Zeitungsberichte undeutlich ließen, und was die Geschichte des letzten Krieges von Rüstow nicht genau berichten kann, weil man ihn, verkehrt genug von österreichischer Seite, nicht mit Material unterstützt hat. Die Stadt an sich, so voll geschichtlichen Charakters ihre Gesichtszüge sind, hätte mich nicht angezogen, nachdem ich ihre Merkwürdigkeiten mehr als einmal gesehen habe. Ist etwas von der Wildheit der reißenden Etsch auf ihre Bewohner übergegangen? Haben die Gladiatorenspiele dort in der Arena, haben die Zeiten Attilas, Theodorichs, die Longobardenkämpfe, hat der finstere Ezzelino, haben die heißen Zwiste der Welfen und Ghibellinen, wie uns Shakespeare in Romeo und Julia davon ein so wahr geschautes Bild entrollt, oder was sonst hat den Bewohnern dieser Stadt die unerfreuliche Rauhheit zurückgelassen, die in so vollem Gegensatze gegen die Venezianer in den selten schönen Gesichtern, im stoßenden Ton der Rede, im ganzen Gebahren, in der heillosen Tierquälerei auf Weg und Steg sich aufdrängt? Grausamkeit gegen das Tier ist freilich ein leidiger Zug im gesamten italienischen Charakter. Pferd, Maultier und Esel werden als eine Maschine behandelt, der man mit Schlägen so viel Leistung abnötigt, als möglich ist, bis sie zusammenbricht. Wenn ich auf der sizilianischen Reise mein Maultier bestieg, bäumte es sich jedesmal; ich untersuchte es im Stall, da es abgesattelt war, und fand den ganzen Rücken aufgeritten, lauter rohes Fleisch; wenn der Sattel aufgelegt war, klebte er auf der eiternden, großen, tiefen Wunde an, bestieg man dann das Tier, so riß das auf und man kann sich denken, mit welchem Schmerz; als ich dem Maultiertreiber Vorwürfe machte und Pflege der Wunde gebot, lachte er mich aus und sagte, das sei bei keinem Reit- und Lasttier anders, sprach sogar etwas von herzweichen Deutschen, was nur mit einem harten Faustschlag erwidert werden konnte. Ich habe in Neapel kraftlose Pferde gesehen, die einspännig an einem Corricolo zogen, auf und an das sich bis achtzehn Menschen gepfropft und gehängt hatten; die ganze Brust, über die der Zugriemen läuft, war *eine* offene Wunde, und das Blut floß dicht auf die staubige, in Sonnenhitze glühende

Straße, unbarmherzige Hiebe trieben das Tier vorwärts, bis es zusammenfiel. Die Eselstreiber halten sich gern eine offene Stelle im Felle des Tieres, um es da empfindlicher stechen und antreiben zu können. In Verona nun ist die Grausamkeit besonders augenfällig; auf Schritt und Tritt begegnet man überladenen Zugtieren; betrachte sie näher, und du siehst, daß ein solches armes Vieh nie gewaschen, gebadet wird, die Insekten haben sich auf seiner Haut so eingefressen, daß sich Beulen gebildet haben, in denen sie nun ihre Stätte zum Wühlen, Nagen, Stechen aufschlagen. Es wird in Verona mehr als sonst in Italien geritten, meist auf abgeschundenen Mähren, aber galoppiert muß sein, die letzte Kraft des Tiers wird mit Peitsche und Stecken aufgeboten, gefahren wird stets im scharfen Trab, nur immer Hetzen, Hetzen! Nicht besser geht es in Italien der kleineren Tierwelt. Die Gassenbuben in Rom machen sich einen Kapitalspaß daraus, einem Hunde zuerst ein Bein lahm zu werfen, dann ihn zu steinigen, nageln Katzen an den Füßen auf ein Brett und werfen sie ins Wasser. In Mailand hielt man früher auf dem Vogelmarkt am Dome zu den Nachtigallen den glühenden Draht bereit, um sie, wenn eine gekauft wurde, gleich zu blenden, weil man meint, sie singen dann schöner. Ich habe mit gebildeten Leuten darüber gesprochen und bin mit Blicken angestarrt worden, die mir zu sagen schienen: sind Sie denn aber auch ganz abgeschmackt? Überall werden die schönsten Singvögel zur Lust und freilich auch zum Essen weggefangen; wie man dadurch die Unmasse lästiger und schädlicher Insekten pflegt und mehrt, bedenkt niemand; die Möven, nicht eßbar, werden zur Kurzweil geschossen, Kinder läßt man mit Vögeln spielen, denen ein Fuß an einem Faden befestigt ist, so daß sie wegflatternd stets zurückgerissen werden können, und den armen Käfern macht man es ohnedies nicht besser. Allerdings haben die Italiener auch Humor für die Tiere, für solche nämlich, mit denen sich spielen läßt; wie allerliebst und gemütlich sagt Boccaccio bei der Rückkehr eines Hausherrn von einer Reise: e venne il suo cagnolino e gli fece festa! Allein dieser Zug ist von keinerlei Konsequenz und macht, ehe man sich umsieht, der Grausamkeit Platz. Wenn ich an diesen schwarzen Schatten im italienischen Charakter denke, vergeht mir alle Freude an so manchem Schönen und Liebenswürdigen, das ich nie an ihm verkannt habe.

Die Nation hebt sich jetzt aus langer Gesunkenheit, ich glaube es gern, ich will trotz jenem und anderem, was man ihr längst vorwirft, nicht an ihr irre werden, aber daß sie sich wirklich aufgerichtet hat, davon werde ich mich früher nicht überzeugen, als bis eine große Dampfprügelmaschine erfunden und im Gang sein wird, unter welche die sämtlichen Tierquäler der Reihe nach gelegt, abgedroschen und so bis zu dem Grade durchgeweicht werden, daß die Menschlichkeit in ihnen gepflanzt werden kann. Das Tier mißhandeln ist tierisch. Die Natur ist erbarmungslos, das edlere, stärkere Tier quält das schwächere und spielt mit seinen Qualen, der Adler mit dem zappelnden Hasen, die Katze mit der Maus usw. Man muß erst aus dem Tiere heraus sein, man muß sich ihm gegenüber wissen, um sich in es hinüberzuversetzen; Mitgefühl mit den Leiden des Tiers ruht auf dem Denken, das den innern Zustand eines fremden Wesens sich vergegenwärtigt. Völker und einzelne, die es dahin nicht gebracht haben, stehen noch im Animalischen, sind nur edlere Tiere. Alle romanischen Völker zeichnen sich vor dem deutschen in dem Gebiete derjenigen Formen und Geisteskräfte aus, die nach dem Animalischen hin liegen; sie sind rassemäßiger an Gestalt und Bewegung, gewandter, lernen Schick, Griff, Takt schneller, sind feuriger, entschlossener; hier aber ist eine, nur eine der dunkeln Kehrseiten dieser Vorzüge. Auch der Franzose hat kein Gemüt für das Tier, der Reiter z. B. liebt sein Pferd nicht. Wo das rein und wahrhaft Menschliche beginnt, da beginnt der Vorzug des Deutschen. Man kann freilich fragen, warum Österreich in der Lombardei nicht mehr getan hat, das wahrhaft Menschliche zu pflegen und unter anderem denn dieser wilden, hündischen, auf offener Straße nackt umgehenden Roheit der Tierquälerei zu steuern durch Schule, Geistlichkeit und Polizei. Ich will diesen Vorwurf nicht durch den andern vermehren oder erklären, daß man in Wiens eigenen Straßen einem empörenden Abhetzen geschundener armer Pferde begegnet, denn dies ist eine Sache für sich, ein Übelstand aller großen Städte, dem schwerer entgegenzuwirken ist, kein Ausdruck eines verbreiteten nationalen Charakterzugs.

Doch genug von der Kreatur. Wir kommen Sonntag mittags in Verona an, und da eben Tagtheater in der Arena ist, gehen wir über die Piazza del Brà nach diesem Raume, dem finstern, gewaltigen

Zeugen alter Römerzeit. Man gab ein Drama „Colombo": — das Schicksal des Kolumbus — und ich betrachtete mir, auf den Stufen des Amphitheaters stehend, mehr die Zuschauer als das Stück. Neben mir stand ein Oberfeuerwerker mit mehreren Ehrenzeichen auf der Brust; ich sprach ihn an und fragte ihn, ob wohl der Offizier der Artillerie noch lebe, der in der Augsburger Allgemeinen Zeitung so lebendig beschrieben habe, wie er sich bei Montebello im dichten Feuer mit seiner Batterie bis zum letzten Augenblicke des Möglichen hielt. Er antwortete, das sei seine Batterie, deren ganze Mannschaft für jene Tat die Medaille erhalten habe, der Offizier heiße Prokosch und sei am Leben. Ich war nun schon seit Wochen in öfterem Verkehr mit Personen des Heers, die den letzten Feldzug mitgemacht haben, aber jenes eigentümliche Gefühl, das uns ergreift, wenn uns körperlich nahe tritt, was wir bis dahin nur wie ein Bild aus der Ferne kannten, knüpft sich gern an das ganz einzelne, Zufällige, Überraschende, und so wurde mir jetzt erst recht gegenwärtig, daß ich mitten unter den Menschen war, die jenes Furchtbare selbst mitgelebt, womit ich solange meine Phantasie beschäftigt hatte. Und wie mitgelebt! Mit welcher Hingebung, welcher Tapferkeit! Die Geschichte dieses letzten Krieges wimmelt von ritterlichen Taten des österreichischen Heers. Wenn man das an Ort und Stelle so erzählen hört, was uns die Zeitungen nur kärglich berichteten, so lacht man über den Wahn von Unwiderstehlichkeit des französischen Soldaten, über diesen Lärm von den unnachahmlichen Bajonettangriffen der Zuaven u. dgl.; o nein, man lacht nicht, man möchte weinen über das nutzlose, verkannte Opfer herrlicher Kräfte. Recht tollkühn im übersprudelnden Lebensmut haben diese Männer die Gefahr noch aufgesucht; da reißt ein Husar, dem das Pferd unter dem Leibe erschossen ist, einen französischen Jäger von dem seinigen, besteigt es und kämpft fort, bis er fällt, dort durchschwimmt ein Offizier die Sesia bei hohem Wasserstande, verjagt eine feindliche Patrouille und nimmt einen Mann gefangen, den er herüberbringt, dort schleicht sich ein Jäger mitten unter die feindlichen Plänkler, kommt mit dreien ins Handgemenge, tötet einen, verwundet den zweiten, verjagt den dritten und schlägt sich, umrungen, mit dem Bajonette durch, dort verteidigt sich ein anderer gegen fünf Reiter und erbeutet noch ein Pferd, stürzt sich ein Ulan mitten in einen

Klumpen Feinde, verliert sein Pferd, springt auf ein anderes, hier schlägt ein Offizier an der Front seiner Mannschaft einen feindlichen Kommandanten mit dem Säbel nieder, in der letzten blutigen Schlacht hauen sich kleine Husarenabteilungen tief in die unendlich überlegene Masse des Feindes ein, die sich bereits siegreich Cavriana zuwälzt, — kein Ende fände man, wenn man diese einzelnen Heldentaten erzählen wollte, aber größer noch als alle ist das Standhalten im stets erneuten Unglück, im Hunger und Durst gegen einen Feind, der überall im Vorteil der besseren Oberführung und Pflege ist. Dabei kennt man das schlichte Wesen dieses Heeres; wenn ich fragte, warum so wenig geschehen sei, den Braven die Genugtuung zu geben, daß ihre Taten auch reichlich der Welt bekannt wurden, so war die Antwort: schauens, wir mögen das nicht, wir mögen nicht so viel Aufhebens machen; doch war es rührend, zu sehen, wie diesen unglücklichen Standhaften die Augen leuchteten, wenn ich ihnen erzählte, wie man bei uns recht wohl wisse, was sie geleistet und welches ganz andere Schicksal sie verdient hätten, denn im allgemeinen zwar ist man sich dieser Anerkennung wohl bewußt, aber das lebendige Wort des Fremden, der von draußen herkommt, ist doch etwas anderes. Die österreichische Armee hat wahrhaft glänzend die deutsche Waffenehre gewahrt. Man lasse den französischen Soldaten hungern und dürsten, immer aufs neue geschlagen sein und gebe umgekehrt dem österreichischen seine Pflege und Führung, so ist keinen Augenblick zu zweifeln, wo der Sieg gewesen wäre. Ja, trotz der verkehrten Oberführung — wie war es denn bei Magenta? „Hätte man uns nur fortraufen lassen, wir hätten's verzwungen." Ein Wahnbild ist durch den gespenstischen Widerspruch zwischen Verdienst und Erfolg, diesen dämonischen Doppelsinn der Tatsache über Europa verbreitet, ein gemaltes Medusenhaupt der Unbesiegbarkeit ist den französischen Waffen vorgesteckt, aber freilich diese Larve ist so gut als eine Wirklichkeit, denn ein Phantasiebild des Schreckens, eine fixe Idee des Unwiderstehlichen, die dem Feinde voranschreitet, droht zu lähmen, wie der Degen des Mephistopheles den Arm des braven Valentin.

Ich habe des andern Tages mit jemand, der den genauesten Bescheid wußte, einen Ausflug nach S. Lucia gemacht, ich habe den Kirchhof gesehen, den in jener Reihe ruhmwürdiger Kämpfe des

Jahres 1848, am 6. Mai, das zehnte Jägerbataillon so heldenmütig verteidigte; überall sind noch die improvisierten Schießscharten in der Mauer, durch welche das untere Glied schoß, an der hinteren Seite die Öffnung, durch welche ein Rückzug versucht werden mußte, da Umringung durch weit überlegenen Feind bevorstand, hier sanken sie in Scharen hin, und der Kirchhof, den sie so tapfer verteidigt, ist nun auch ihr Grab; ein einfacher Grabstein, mit Jägerwaffen als Ornament, trägt die Inschrift: „Seinen am 6. Mai 1848 bei der Verteidigung des Kirchhofs von S. Lucia gefallenen Waffenbrüdern des zehnten Jägerbataillons deren Hauptmann Ludwig Brand." Die Piemontesen genossen ihren Sieg nicht; denn wie sie am Abkochen waren, überfiel sie Clam und jagte sie in die Flucht. In der Ferne sieht man Somma-Campagna, Custozza, alle berühmten Punkte jener Schlachtentage, und nennt still den Namen Radetzky.

Diese Erinnerungen wird sich selbst der nicht trüben wollen, der den Verlust der Lombardei als ein Glück für Deutschland ansieht. Ich meinesteils habe hierüber mein Urteil nicht abgeschlossen, aber ich würde mich vor mir selber schämen, wenn mein Herz nicht bei deutschen Soldaten wäre, die gegen äußern Feind fechten, welches Ziel es immer gelten mag. Der Kern der österreichischen Armee aber ist und bleibt deutsch.

In der ernsten Dämmerung der alten Kirchen Veronas, in der Kathedrale, in S. Anastasia, am liebsten und längsten in den ehrwürdigen Räumen von S. Zeno vergaß ich in stillen Stunden die Spannung der Gegenwart; ich werde auch hier den Leser nicht mit Studien der Kunstgeschichte, mit Untersuchungen über den sogenannten lombardischen Architekturstil, über italienische Gotik, über Fresken der Schule Giottos und noch ältere byzantinische, die man darunter entdeckt hat, über die weitere Geschichte der Malerei in Verona beschweren; wer tiefer eindringen will, als der gewöhnliche Reisende, kennt seine Literatur, wo er das Nötige findet, und mag vor allem Burckhardts gediegenen „Cicerone" zur Hand nehmen. Die Denkmale der Scaliger, die so seltsam traumhaft in der engen Umgitterung an S. Maria antica aufsteigen, der malerische Marktplatz mit seinen altersbraunen Häusern, die Römerreste der Porta de' Borsari, die merkwürdige Backsteindekoration der Paläste der venezianischen Zeit, das Kastell vecchio mit der kühnen Etschbrücke, jenseits welcher jetzt

das schöne neue Arsenal aufsteigt, das alles sei nur rasch genannt, um dem, der schon in diesen Straßen gewandelt, ihr Bild mit dem eigentümlichen, charaktervollen historischen Gepräge aufzufrischen; nur auf einem Gang möge mich der Leser begleiten: über Ponte pietra ans linke Ufer der Etsch; der Fluß, die vielen Kirchen, die Kuppeln geben der malerischen Stadt etwas, was an Rom erinnert; wir sind drüben und wenden uns links, nicht ohne rechts auf die Höhen zu blicken, wo einst, auf der Stelle des jetzigen Kastell S. Pietro, Theoderichs Königsburg gestanden, und am unteren Abhang nach den Terrassen des Gartens Giusti mit seinen hohen Zypressen, deren manche ein Alter von vier bis fünfhundert Jahre zählen; unser Ziel ist S. Giorgio Maggiore, die wohlgegliederte Kuppelkirche, und in ihr das Hochaltarblatt von Paolo Veronese. Da ist der Meister, in dessen Hand fast jeder Stoff, damit ja die Farbe ungestört wirke, zum bloßen Sitten- und Situationsbilde wird, einmal wieder schwungvoll und erhaben wie in seinem S. Sebastian zu Venedig. Dieser heilige Georg, zum Märtyrertod bereit, von einem Henker gehalten, kniend, mit ausgebreiteten Armen zum Himmel schauend, ist wieder eine Gestalt voll hohen Ernstes und im furchtbaren Entschluß voll wunderbarer Freude, die in heiligem Schauer ihn durchdringt. Und welch ein schöner Mann! Einer der herrlichen bärtigen Männerköpfe, an denen die venetianischen Bilder so reich sind, mit denen schon Giovanni Bellini, im übrigen die Kindlichkeit und Heiterkeit selbst, in S. Salvator und S. Giovanni Chrysostomo zu Venedig so kraftvoll und würdig vorausging. Auch der heidnische Priester, der den heiligen Georg auf die Bildsäule des Apollo hinweist, bezeugt diesen besondern Sinn für edle männliche Köpfe. Ein Anführer der Krieger vollendet nebst untergeordneten Figuren die wohlgeordnete Komposition; bewußt, daß er auf diesem Bilde sich selbst zu verewigen berechtigt sei, hat der Meister ihm seine eigenen Züge geliehen. Was diesem schönen Ganzen seine Vollendung gibt, jene wunderbar leuchtende und doch gedämpfte, zu reiner Wechselwirkung zusammengestimmte Farbe, entzieht sich dem schildernden Worte, wie die Wirkungen der Musik. Freilich ist auch dies Werk nicht frei von einer Zutat, die uns erinnert, wie nah jene Zeit schon dem Barockstyle stand: Maria, die drei christlichen Tugenden, schwebende Engel, der obligate himmlische Hofstaat, be-

völkern den obern Raum des Hochbildes und teilen es in zwei Stücke, deren eines auf das andere drückt; das ist einmal nicht anders, darf doch auch auf dem düstern, tragischen Wald- und Mordbilde Tizians in S. Giovanni und Paolo zu Venedig der hinsinkende heilige Petrus der Märtyrer nicht einfach zum Himmel, sondern muß nach ein paar Engelkindern aufschauen, die wie Waldspechte zwischen den Baumwipfeln herflattern. Es ist nicht mehr die Naivität der alten Meister, nicht mehr der platonische Geist Raffaels, der diesen Olymp fordert, sondern die kirchliche und malerische Etikette und die sprudelnde Sinnlichkeit. S. Giorgio maggiore enthält aber noch andere Perlen; man weiß im Ausland wenig, wie rund, voll und weich und wieder wie männlich charaktervoll der anfangs harte Veronese Girolamo dai Libri in den Werken seiner reifen Zeit ist und wie ganz ähnlich Caroto, ebenfalls aus Verona, von trockener Strenge in stylvolle Formen aufstrebt: wer diese Kirche betritt, übersehe ja nicht die Bilder beider Meister, erfreue sich auch hier namentlich der herrlichen Männerköpfe und erkenne, wie ungemein reich dies Italien an edlen künstlerischen Kräften war, da es außer der erlesenen Schar der berühmten Hauptmeister noch eine solche verborgene Welt von Schönheit in den ungekannteren aufzuweisen hat.

Wir verlassen jetzt Verona, nicht ohne eine gewisse unheimliche Empfindung, denn heute noch treten wir in Feindesland. Warum ich es so nenne, wird sich zeigen. Wir durchfliegen das Schlachtengebiet von 1848, halten kurz in Peschiera an, werfen einen Blick auf die trotzige Feste des Gardasees, die sich in jenem Jahr so tapfer gehalten hat bis zum letzten unvermeidlichen Augenblick und steigen aus in Desenzano, um von hier aus morgen das Schlachtfeld von Solferino zu besuchen. Wir sind nun auf piemontesischem Boden. Die Visitation fällt wider Erwarten gnädig aus; kurz vorher hatte man einen österreichischen Kurier am Leibe visitieren wollen, und es war, da er sich widersetzte, zu einem gewaltsamen Auftritt gekommen. Der Bahnhof liegt herrlich; ich trete hinaus, und frei liegt nun der Gardasee vor mir, nach meinem Gefühl die Perle der drei berühmten oberitalienischen Seen. Kann es ein feineres, frischeres Grünblau geben, als das seiner Wellen? Und verbinden die andern Seen so schön das Strenge mit dem Zarten,

das Starke mit dem Wilden? Unten, wo der See sich in der Fläche ausbreitet, die Landzunge Sermione mit den Trümmern der Villa Catulls, der hier wohl seine weichen Lieder singen mochte, höher dort am linken Ufer von unserem Standort die Rocca della Manerba in so reinen plastischen Linien vorspringend, daß sie mich an den reizenden Fall der Umrisse des schönsten aller Berge, des Monte Pelegrino bei Palermo erinnerte; weiter hinauf die lieblichen Inseln Biagio und Lecchi, an den Ufern überall die Süßigkeit des Südens in den Limonengärten, Öl- und Feigenbäumen und Reben, die freundlichen Villen und Dörfer dazwischen; dann, wo der See sich verengt, beginnt die wilde Steinwelt, ohne doch die Früchte Hesperiens, die sich an den Fuß der Felsgebirge schmiegen, verdrängen zu können; aber nicht nur durch diese Verbindung paaren sich hier die vollen Gegensätze, sondern das kahle Gebirge selbst fügt sich mit seinen harten Massen jener unbekannten, rätselhaften, Formen bauenden Künstlerhand, die im Süden Europas gewaltet hat, und die wir auch in Ungarn wiedergefunden haben. Auch in den kahlen Höhenzügen des Monte Baldo oben am See ist sie über die Rücken, die Ecken, die Rinnen und Grate des Gesteins gegleitet und hat ihrem Umriß jenen unnennbaren rhythmischen Schwung der Linie gegeben. Und ein eigentümlicher, wunderbarer Reiz gesellt sich für den deutschen Gast hinzu: in diesen Gebirgen spielt ein Teil der Dietrichsage; hier tummelt sich der Gotenkönig mit seinem Waffenmeister Hildebrand in der Jagd auf Ur und Wisent, hier (ausdrücklich bei „Garden“) findet er den Zaubergarten des Zwergs Laurin, überwältigt ihn mit Hilfe seiner Mannen, schont ihn aber um Dietliebs willen, dessen Schwester Simild er entführt hat, steigt mit ihm in sein unterirdisches Wunderland, folgt ihm dann auf der Oberwelt in seine Wohnung, einen Felsensaal, der von einem Karfunkel mit glühendem Rot beleuchtet ist, befreit in wildem Kampfe mit Zwergen und Riesen, die der falsche Elfenkönig herbeigerufen, das entführte Mädchen und nimmt den Besiegten als seinen gezwungenen Gaukler mit nach Steiermark. Einen ergreifenden heimischen Klang bringen diese Erinnerungen aus dunkler Sagenzeit in das fremde, südliche Bild. Von einzelnen malerischen Punkten muß ich die Lage von Tremosine nennen, das am westlichen Ufer so seltsam traumhaft von steiler Höhe niederschaut und von dem ein

Pfad, der für Gemsen, nicht für Menschen gangbar scheint, verwegen zur Station herabführt, am östlichen Ufer Malcesine, aus Goethes Briefen bekannt, der dort verhaftet wurde, weil er die venezianischen Festungswerke zeichnete, und mit Behagen erzählt, wie seine Beredsamkeit ihn befreite. Endlich schließt das Städtchen Riva am nördlichen Ende das reiche Bild ab, doch ins Land hinein darüber hinweg schweift der Blick zwischen dem steilen Fels, auf dem das Schloß Arco liegt, und den Bergmassen gegenüber in die fruchtbaren Öl- und Obstpflanzungen, auf denen die Sonne des Südens brütet.

Das sind Erinnerungen von früheren Fahrten; noch weiß ich deutlich, wie einst vor zwanzig Jahren, als ich hier zum erstenmal Italien betrat, dem ungewöhnten Sinn die Reize dieser Natur verschlossen blieben: das Auge suchte noch das lustige Grün, die saftigen Wiesen, die kleineren, spielenderen Formen der Heimat; Italien war mir noch eine stolze, abweisende Schöne; alles so fremd, so vornehm und, wie ich in der Blödheit des Neulings hinzufügte, so kalt. Hier in Desenzano, nahe dem Gasthof, wo wir jetzt einkehren, stand ich damals nach der Landung auf dem Platz, das Gepäck lag vor mir, ich suchte eine Gelegenheit nach Verona und konnte nicht italienisch; aus meiner Ratlosigkeit retteten mich endlich zwei Studenten von Padua, mit denen lateinisch verkehrt wurde, aber was für ein Latein! Drei Jahre später war ich wieder da und nahm nun Herberge in Albergo Meier; da saß ich abends mit dem Wirt, einem Tiroler, und einem dicken geistlichen Herrn beim Glase; draußen glühte der See in den warmen Lichtern der Abendsonne; der Prete kam auf die Reformation zu reden: Luther, ja der habe es sich und andern freilich leicht gemacht („à allargata la strada“), da heiße es nicht entsagen und das Fleisch kreuzigen, wie bei ihnen usw.; dabei führte er mit gründlichem Behagen den dunkelroten Wein zum Munde und schmatzte, den Wohlgeschmack verlängernd, mit der Zunge; Stirn und Wangen und Nase glänzten vom Fette der Brianza, denn dort in den segensreichen Geländen nahe dem Comersee war seine Pfarre. Wie manches Vergnügen genießt in solchen Gesprächen, wer in Italien den Humor nicht verliert für die Fülle, für das reine Glück der naivsten Unwissenheit, die man da entdeckt! Es wird wohl tüchtig gegen die Ketzer losgezogen, aber die Ausfälle sind nicht giftig, wie da, wo die katholische

Kirche auf einem Boden mit der protestantischen kämpft; selten ist mir verbissener Fanatismus begegnet. — Jetzt ist der alte Meier tot, der Gasthof heißt Albergo reale, aber wiederum sollte es mir gut werden, denn ich geriet abends in die Familienstube statt ins Gastzimmer und saß nun freundlich eingeladen mit dem Wirt, seiner hübschen, heiteren und gebildeten Frau und zwei Hausfreunden zusammen; bei süßem Wein von Asti wurden die Abendstunden ganz munter verplaudert; die Politik war nicht ganz abzuhalten, man merkte, daß man einen Deutschen vor sich habe, der die Dinge von seinem Standpunkt ansah, da man aber wohl erkannte, daß er den Italienern, abgesehen von der jetzigen Verwicklung, herzlich wohlwolle, so blieb die Stimmung ungestört; man lenkte ab und wir verstiegen uns am Ende zu keiner geringeren Höhe, als zu Aristotile und Platone, bis der Schlaf sein Recht forderte, und man sich felice notte sagte. Mein Schlafzimmer gieng nach dem See, sein mächtiges Brausen sang mir das Schlummerlied, ich schlief ein unter Gedanken an Virgil, dessen Vers auf das meerartige Rauschen des alten Benacus: fluctibus et fremitu assurgens, Benace, marino mir der wackre Bädeker in Erinnerung gebracht hatte.

Als ich morgens aus dem Fenster sah, fiel der Regen in Strömen; ich ließ dennoch einspannen zu großer Verwunderung des Wirts, Kellners und des Kaffeesieders, der das Ungeheure dieser Tat sich nicht anders zu erklären wußte, als daß er mich für einen Offizier hielt; nach der Rückkehr abends begrüßte er mich als solchen und machte auf meine Ablehnung des Titels ein pfiffiges Gesicht, das mir andeutete, daß er begreife. Der Regen hatte nicht nachgelassen, als ich nach etwa zwei Stunden über Madonna della Scoperta, wo bereits Gräber und Kreuze am Weg mir sagten, daß ich mich auf dem Boden befand, wo der rechte Flügel der Österreicher gegen die Piemontesen focht, im Dorf Solferino anlangte. Ich gedachte jener, die hier in der sengenden Glut der Sonne, im tödlichen Hunger und Durst blutig gerungen haben, und schämte mich meines Verdrusses über die kleine Beschwerde, die mir der Regen auflegte. Das Dorf Solferino zieht sich, fast nur aus einer Straße bestehend, in der Richtung von Nord nach Süd am Fuß einer Höhe hin, die steil an seiner westlichen Seite aufsteigt. Der Hauptpunkt dieser Höhe ist

ein Felshügel, daher Rocca genannt, auf dessen Spitze der alte Turm steht, der wegen der weiten Aussicht, die er gewährt, Spia d'Italia heißt. Ich erstieg nun die Rocca und hatte die Punkte vor mir, um die sich der heiße Kampf gedreht hat, in welchem die Österreicher vier Hauptangriffe zurückschlugen, bis sie erlagen. Wir blicken nach dem Westen, von welchem das feindliche Heer anrückte. Vor uns liegt nun der Rücken einer Höhe, die zu beiden Seiten durch einen fortlaufenden Rand begrenzt ist, der nur an einigen Stellen nach außen steil abfällt. In der Mitte ist sie muldenförmig vertieft, und hier steht eine Häusergruppe, die zwar zur Gemeinde Solferino gehört, aber vom Dorfe, das hinter uns in der Tiefe liegt, wohl zu unterscheiden ist; sie heißt Pozzo Catena (Kettenbrunnen, — die Häuser um den Ziehbrunnen); ihre Verwechslung mit dem Dorfe hat viel Unklarheit in die Schlachtberichte gebracht. Nach vornen läuft die ganze Höhe unbestimmt aus, ein hügelichtes Erdreich führt zu den nächsten westlichen Höhen. Ganz nahe unter uns auf der Höhe liegt rechts ein altes Kastell, weiter vorwärts auf der rechten Kante der Kirchhof, cimetero. Auf der linken Kante steht in geringer Entfernung eine Reihe von Zypressen. Wir beschränken uns nun auf das Bild des Kampfes, der sich um die Hauptpunkte dieser Höhe gedreht hat; das Dorf Solferino hinter uns in der Tiefe muß dabei im Verlauf allerdings auch zur Sprache kommen. Die Österreicher hatten ursprünglich die ganze Höhe besetzt; zwei Angriffe machen die Franzosen zuerst auf der Straße, die südwestlich in mäßiger Steigung nach Pozzo Catena heraufführt; sie wurden in furchtbarem Kampf abgeschlagen, aber während dessen lichtete die Artillerie des Feindes, die auf den nächsten westlichen, schon früher genommenen Höhen aufgefahren war, so ihre Reihen, daß sie sich auf das Kastell und den Kirchhof beschränken mußten. Eine Bedrohung von Nordost, wo Ladmirault auf dem linken französischen Flügel von S. Martino her (nicht zu verwechseln mit dem Orte gleichen Namens, den wir auf dem Rückwege besuchen) mit Artillerie vorrückte, erwähne ich nur nebenher; das österreichische Feuer vom Kastell und vom Kirchhof wies ihn ab; der entscheidende Angriff kam von anderer Seite. Das Dorf Solferino hinter uns und die steilen Höhen, die zu unserem Standort von da heraufsteigen, waren natürlich wohl besetzt und verteidigt, und die, welche um Pozzo Catena

stritten, glaubten sich von dieser Seite (ihnen östlich gelegen) völlig gesichert. Inzwischen wird das Schicksal der Kämpfer, die hier oben fochten, auf einem andern Punkt entschieden. Wir müssen uns nach dem Dorfe Cassiano versetzen, das in südlicher Richtung etwa eine halbe Stunde entfernt liegt. Hier kann die ermattete Kraft der Österreicher dem entscheidenden Hauptangriff nicht widerstehen; hiedurch werden die Stellungen auf den Höhen zwischen Cassiano und Solferino überflügelt, der Feind dringt in Solferino ein, es wird genommen, und nun geht es von Solferino aus gegen die Höhe der Rocca. Hier, an dem östlichen Abhang unserer Anhöhe wird noch verzweifelter Widerstand geleistet, aber endlich, nachdem zwei Stürme abgeschlagen sind, ersteigen Gardevoltigeure, Jäger, Zuaven die Rocca, auch die Spia, und dies entscheidet. Von hier trifft jeder Schuß in die dichten Massen, die im Kastell zusammengedrängt sind; das Gewirre und die Plötzlichkeit des Überfalls macht einen Sturm von hier auf diesen Gipfelpunkt unmöglich, und nun ist die ganze Anhöhe, Kastell, Kirchhof nicht mehr zu halten. Ein Teil schlägt sich mitten durch die Feinde nach den östlichen Abhängen durch, ein Teil springt über die Mauern des Kastells auf der nördlichen Seite hinab, und mancher blieb betäubt durch den Sprung liegen, ein wirrer Knäuel entsteht, worin viele Gefangene gemacht werden, der größere Teil aber gelangt auf weiter rückwärts gelegene Hügel und setzt dort mit frischem Mute den Kampf fort. Die südliche Kante, wo die Zypressen stehen, wurde von den Franzosen erst später erstiegen.

Soviel zur Beleuchtung des Kampfes um die Höhe von Solferino. Weit entfernt, den Kenner spielen zu wollen, glaubte ich hievon doch ein Bild geben zu müssen, weil man nach den Zeitungsberichten gewöhnlich die falsche Vorstellung hat, jener Angriff auf die Rocca, der hier den Ausschlag gab, sei gegen die österreichische Front gerichtet gewesen; er traf, wie ich gezeigt habe, vielmehr die Rückseite der Aufstellung auf der Höhe, diese war durch ihn umgangen, und wohl zu unterscheiden davon sind die früheren, abgeschlagenen Angriffe gegen die wirkliche Front auf der vom Westen her nach Pozzo Catena führenden Straße und das Artilleriefeuer von den nächsten westlichen Höhen, das so furchtbar unter den Truppen im Kirchhof wütete. Sieben Stunden haben die Wackeren ihre Stellung

gehalten, und angegriffen wurden sie, wie man sieht, von vier Seiten: denn zu dem Sturm vom Westen und dem vom Osten (Rocca) kommt jenes eben genannte Artilleriefeuer und das andere von nordöstlicher Seite. — Hätte ich keine besseren Quellen gehabt, mein Führer freilich war nicht der Mann, mir von diesen Hergängen ein Bild zu geben; sein Dialekt war kaum zu verstehen, namentlich begriff ich lange nicht, was er immer von Fischen (pesci) sprach, bis ich merkte, daß er pezzi (Stücke d. h. Kanonen) meinte, und zu guter Letzt erfuhr ich, daß er während der Schlacht im Keller versteckt gewesen. Ich umgieng nun die Kanten dieser Anhöhe. Nahe dem Kirchhof, der so verzweifelt verteidigt wurde, stand ein hohes, mit verwelkten Blumen umwundenes Kreuz, auf dessen Spitze eine französische Dienstmütze aufgehängt war, denn hier türmten sich in wilden Knäueln die französischen Leichen. Grab ist an Grab, nicht für einzelne nämlich, sondern Gruben für Hunderte, damals noch leicht an dem darüber geworfnen Kalk zu erkennen. Die Mauer des Kirchhofs rings durchlöchert von den französischen Geschossen, halb zerrissen hing noch das Gittertor schief in den Angeln herunter, überall auch drüben bei den Zypressen lag es noch voll von Patronenhülsen. Im Kirchhof sind einzelnen Gefallenen Kreuze errichtet, und italienische Inschriften fordern zum Gebet für ihre Seelen auf; darunter das Grab einer armen Frau, die zufällig erschossen wurde. Schritt für Schritt heller und furchtbarer entwickelte sich für das innere Auge an diesen Spuren das entsetzliche Bild. Ein Augenzeuge, der in der Schlacht sich auf der Höhe von Cavriana befand, hatte mir in Verona den Moment geschildert, wo das Gewitter aufstieg. Die dunkeln Wolkenmassen breiteten sich zu einer rabenschwarzen Wand aus, die den ganzen Horizont einnahm; auf diesem Hintergrunde zeichneten sich die unzähligen Hohlgeschosse im Flug als weißliche Streifen ab; ein fahles, schwefelfarbiges Licht aber, das durch das Gewölke noch zu schleichen vermochte, das Feuer der Geschosse und die Blitze des Himmels beleuchteten das allgemeine weitverbreitete Würgen und Morden und setzten es als fürchterlich deutliches Gemälde gegen den schwarzen Himmel ab; das Geschrei der Wut, der Ruf der Führer, der Donner der Geschütze, das Stöhnen und Jammern der Sterbenden überbrüllte das Heulen des Sturms und Rollen des Donners. Aber eine andere Erinnerung

desselben Augenzeugen muß ich hier erzählen, die zu dem Entsetzlichen tiefergreifend das Rührende bringt. Es hat wohl mancher, wie man eben so seine sonderbaren Einfälle hat, schon gedacht, was wohl die Vögel für Schrecken befallen mag in der Stunde einer Schlacht; von solchen Einfällen läßt man natürlich nichts verlauten; nun aber wurde mir ohne mein Fragen eine Beobachtung eigentümlich ergreifender Art mitgeteilt. In der Lomellina, in der Lombardei nisten unzählige Nachtigallen; während der Schlachten von Montebello, Magenta, Solferino hörte man sie, je wilder der Kampf tobte, um so heller, lauter, inniger schlagen.

Immer noch strömte der Regen fort, während ich im Dorfe Solferino mich erfrischte und mir von Bauersleuten einige Reliquien der Schlacht erhandelte; Flintenkugeln, Hohlgeschosse der französischen gezogenen Kanonen, Bajonette, Säbel, Schwerter, Aufputz von Kopfbedeckungen, Dienstbüchlein französischer Soldaten wurden in Menge feilgeboten. Nach Mittag endlich ließ der Regen nach, ich eilte noch einmal auf die Rocca, jetzt war die Aussicht offen, und nun erst konnte ich das ganze große Schlachtfeld übersehen. Solferino liegt in dem großen Hügelterrain, dessen Grenzlinie vom Gardasee, von Desenzano, Lonato in einem Bogen herunter und hinüber nach Volta und dem Mincio läuft, es fällt etwa in die Mitte dieser Linie, nahe der Ebene, die jenseits derselben weithin sich ausdehnt. Ein großer, wesentlicher Teil der Schlacht verlief sich nicht hier im Hügellande, sondern in dieser Ebene, die nun offen uns vor Augen liegt. Ich habe nur einen Akt im Drama und nicht, wie man gewöhnlich meint, den entscheidenden erzählt. Wir stehen im Zentrum der Österreicher; in gerader südlicher Linie von unsrer Linken drüben in der Ebene war um Guidizzolo der linke Flügel konzentriert, rechts, südlich im Hügellande gegen den Gardasee, drang der rechte Flügel vor. Über die linke Schulter östlich zeigt sich die Höhe von Cavriana, durch eine hügelige Tiefe von etwa halbstündiger Ausdehnung von der Höhe Solferinos getrennt, der zweite Hauptpunkt des österreichischen Zentrums. Nicht unmittelbar hat das Gelingen des letzten Sturmes auf die Höhe von Solferino entschieden, der hier zurückgedrängte Teil des Zentrums konnte sich auf rückwärts liegenden Höhen wieder sammeln, was er denn auch bereits versuchte; aber zwischen diesen und Cavriana schwankte eine unzuver-

lässige Brigade, meist aus Rumänen bestehend, dies machte dem Feinde möglich, sich hier in die Mitte des Zentrums als Keil einzutreiben, und, was wichtiger ist, Wimpffen, der den linken Flügel kommandierte, erklärte wiederholt, sich nicht länger halten zu können: diese zwei Momente, und schließlich der zweite, entschieden den Rückzug der Armee, deren rechter Flügel unter Benedek mitten im siegreichen Vordringen gegen die Piemontesen nun auch innehalten und umkehren mußte. Nicht auf den Höhen, nicht bei S. Cassiano, nicht bei Solferino, sondern bei Guidizzolo ist die Katastrophe zu suchen. Der unbegreifliche Abmarsch von sechs österreichischen Reiterregimentern*) gleich zu Anfang der Schlacht, der hier den linken Flügel schwächte, ist bekannt. Alle weitere Tapferkeit auf diesem Punkte war vergeblich. Hier ein Sieg hätte die Feinde in Flanke und Rücken gefaßt, so daß sie die auf den Höhen so schwer errungenen Vorteile wieder aufgeben und einen Rückzug hätten antreten müssen, der mit ihrer Auftreibung geendigt hätte.

Zurück fuhr ich auf einem Umweg über S. Martino, die Stelle, wo der Kampf auf dem rechten Flügel am blutigsten war. Die Kirche von S. Martino liegt auf einer Anhöhe von Zypressen umgeben. Einmal gelang es der Brigade Cuneo unter Mollard, den Österreichern diese Höhe abzuringen, sie werden wieder herabgeworfen, dann wird der erneute Angriff der Division Cucchiari abgeschlagen, und erst zuletzt gelingt es den Piemontesen, gegen eine Armee, die nur noch den befohlenen Rückzug unter dem Schutz ihrer Kanonen in Ordnung vollziehen will, bis zu einem Teil des Abhanges dieser Höhe vorzudringen. Ringsumher, hier und auf den nächsten Hügeln verkünden die großen kalkbedeckten Leichengruben den blutigen Ernst des Kampfes; die Zypressenstämme tragen rings die gewaltsamen Furchen der Kartätschenkugeln, doch sind die Bäume trotzdem auffallend gut erhalten; ebenso jene Zypressenreihe auf der Höhe von Solferino. Der stille, dunkle Baum, der Schmuck der Gräber, stand schon bereit, da noch glühend von Lebenskraft die Männer hier kämpften, sie durften nur fallen, und sie lagen in seinem Schatten. Sei ihnen die Erde leicht!

Wie im wachen Traum setzte ich den Rückweg fort; der Aufruhr

*) Nach neuern Angaben sollen es nur zehn Schwadronen gewesen sein; immer noch ein höchst empfindlicher Abgang.

der Phantasie, der Sturm der Empfindung ob den wilden, blutigen Bildern, die aus einem noch so frischen Schlachtfeld aufsteigen und wie die Geister in jener Hunnen- und Römerschlacht den grausen Kampf erneuern, hatte im Anblick dieser stillen Kirche mit den Zypressen sich beruhigt: nun ist es doch vorbei, so flüsterte es mir aus diesen Baumschatten zu, nun dürfen sie doch schlummern, das Stöhnen, das Röcheln ist vorüber, sanfte Winde wehen kühl um das Totenbett, das auch der Sarg war. Auch die neu erwachte Empörung, daß wir andern sie da kämpfen ließen und den Bruderarm nicht für sie hoben, schlummerte nun ein in der stilleren Wehmut, mit der wir auf eine abgeschlossene Vergangenheit zurückblicken, an der all unser Klagen und Sorgen und Zürnen nichts verändert.

Bald rief das unaufhaltsame Leben mich wieder in die Gegenwart; schon in Pozzolengo, durch das der Weg führte, sah ich die Straßen von Bersaglieri wimmeln, die unter dem Busch von Hahnenfedern trotzig nach dem Fremden aufschauten, in dem sie den Deutschen leicht erkennen mochten; in Desenzano wieder angekommen, gieng ich nach kurzer Rast zur Eisenbahn und fuhr Mailand zu. Soldaten in den Wägen, Soldaten an den Bahnhöfen: wohin du blickst, das Bild des nahen neuen Kriegs. Von Lonato bis Rezzato war ich jedoch allein mit einem piemontesischen Offizier in meiner Wagenabteilung. Der Mann gewann mich schnell durch den natürlichen edeln Anstand, womit er sich — nach deutschen Begriffen sehr überflüssig — bei mir mit seiner Müdigkeit entschuldigte, daß er sich nachlässig auf seinem Sitz ausstreckte. Meine Freundlichkeit machte ihn zutraulich, und er sagte mir nun, er sei eigentlich Parmese, er habe der Herzogin treu gedient, so lang immer möglich, dann sei er der Notwendigkeit gewichen, aber diese Frau habe ihm Wohltaten erwiesen, deren er immer mit Rührung gedenken werde. Er sprach das mit einem weichen Tone des Herzens, der mich ergriff; ich sagte ihm, daß ich seinen Schritt nicht mißkenne, aber um so mehr sein Gefühl ehre; eben hielt der Zug, im Aussteigen sprach er noch die abgebrochenen Worte: Sie wissen, empfangene Wohltaten — damit verschwand er aus meinen Augen. Jetzt in sardinischem Dienste, hätte er wohl so etwas mit einem andern, als einem Fremden, nicht sprechen dürfen; es mochte verschwiegen ihm schon lang auf dem Herzen liegen. Ich erzähle den kleinen Zwischenfall,

versteht sich, ohne jede politische Beziehung. Das kurze Gespräch mit einem Mann, dessen Namen ich nicht weiß und den ich nie wieder sehen werde, wird mir, ein Zug des rein Menschlichen, wie es durch die unerbittlichen Gegensätze des Lebens bricht, immer im Gedächtnis leben.

Rechts muß nun Brescia gelassen werden, so gern ich auch nur wenigstens die herrliche Viktoria rein griechischen Styls im alten Herkulestempel des Vespasian wiedersehen möchte; das nahe Ende des Urlaubs gebietet Eile. Gar wohl sind mir die finsteren Blicke der trotzigen Brescianer in Erinnerung von meinem Besuche 1857, stumm las man noch den Namen Haynau auf allen Lippen. Die letzten Tage der Reise waren für Mailand bestimmt, wo ich abends anlangte.

Es waren Tage der gründlichen Verstimmung. Hier erst fühlte ich mich recht und eigentlich in Feindesland; in Desenzano, unter den Landleuten von Solferino hatte ich nicht verborgen, welches Landes Kind und wie gesinnt ich sei, ich fand die Menschen ganz läßlich und traktabel. In Mailand wurde ich von Landsleuten sogleich gewarnt, im Kaffeehaus kein deutsches Wort zu reden, wenn ich mich nicht sehr unangenehmen Weisungen aussetzen wolle, und eine Verwandte legte erschrocken den Finger auf den Mund, als ich sie in ihrem Hausflur deutsch anredete. Ich weiß wohl, daß der Haß den Österreichern gilt und daß die Denkenden dort Österreich und Deutschland immerhin unterscheiden, allein es tröstete mich nicht, daß die Unterscheidung notwendig ist, im Fall einer Streitigkeit wäre ich viel zu stolz gewesen, sie selbst zu machen, und übrigens tut Verabscheuung unserer Muttersprache und unseres Namens immer weh, empört immer, was auch für Klauseln dabei sein mögen. Nun aber hatte ja diese Lombardei für die Österreicher die Franzosen eingetauscht, freilich nicht als geständige Herren des Landes, wohl aber als Bundesgenossen, welche die Herren spielten und welche es eben damals bleibend am Schopf, an Savoyen, gefaßt hatten. Überall wimmelte es von französischen Soldaten, die meisten waren dekoriert, und wer konnte vergessen, daß es Ehrenzeichen waren für vergossenes deutsches Blut! Der Stolz des frischen Sieges saß in deutlicher Schrift auf ihren Gesichtern, und seit diesem Feldzuge ist ja überhaupt dem geringsten Franzosen der Übermut der „großen“ und

„ersten Nation“ auf der Nasenspitze zu lesen. Bei meinem Ausgang am Morgen nach meiner Ankunft sah ich einen Teil der Mailänder Bürgerwehr am Dom aufgestellt, denn es war ein Festtag; zwei französische Offiziere, die dabei standen, spotteten merklich genug, und doch sahen die Leute nicht nur ganz schmuck aus, sondern schienen mir auch gut soldatisch in Haltung und Bewegung. Dem Italiener drückt Arbeit und Stand nicht den einseitigen, harten, kümmerlichen oder komischen Stempel auf, wie dem Deutschen, eine guardia civica gibt nicht den reichen Stoff zu Karikaturen, wie unsere weiland Bürgerwehr. In Mailand war es aber auch wirklicher Ernst mit ihrer kriegerischen Ausbildung: jeden Morgen und jeden Abend zwei Stunden exerzieren, das ist kein Spaß.

Als ich so in den Straßen gieng und mir das gänzlich veränderte Bild dieser Stadt ansah, erinnerte ich mich recht deutlich der Gedanken, die mir schon früher, ja bei meinem ersten Aufenthalt in Mailand 1839, durch den Kopf gegangen waren. Deutlicher als irgendwo sah man ja hier seit langen Jahren dem Italiener den Haß und Grimm gegen die fremden Besitzer des Landes über den Augen an, und manch halblautes „cane tedesco“ drüben und manch hörbares „welscher Hund“ hüben gab über die italienische Frage gar viel zu denken. Ich meinesteils bin, wie ich schon öfters versichert habe, dem italienischen Volke herzlich zugetan; selbst seine übelsten Charakterzüge, Betrug, Lüge, Falschheit, die man wohl in jedem Volke findet, die aber hier zu Nationallastern dadurch gestempelt sind, daß das öffentliche Urteil sie nicht kräftig verdammt, ja sogar jene heillose Grausamkeit gegen die Kreatur haben mich niemals in die Länge abgestoßen; was man immer an ihm lieben muß, ist die unverwüstliche antike Naivität, ist ein natürliches Pathos ohne Affektation, ein angeborenes adeliges Wesen in den Formen, Talent, Humor, Schönheit. Kein Volk gibt uns noch so entschieden ein Bild von der Einheit der Natur und Kultur im klassischen Altertum, seine Sprache ist mit weniger Verschneidung und Verstümmelung aus dem Altertum herübergelangt als irgend eine romanische; die französische daneben nimmt sich aus wie das Bild einer hübschen modernen Kokette neben einer antiken Statue. Das alles könnte immer noch auf den Begriff einer merkwürdigen Ruine hinauslaufen, allein ich bleibe bei meiner Überzeugung, daß diese Nation sichtbar sich

hebt und läutert; wer ihre neuere Geschichte bis etwa in die dreißiger Jahre verfolgt, der wird es zugeben, wofern er nicht auf das Einzelne, statt auf das Allgemeine sieht. Die Frage der italienischen Zukunft hängt natürlich auch mit der andern zusammen, ob eine Reinigung der Religion in dieser Heimat des Papismus zu erwarten ist. Auch hier spricht innere Wahrscheinlichkeit und eine Reihe bedeutender geistiger Erscheinungen nach meinem Dafürhalten für das Ja. Der Italiener ist im Grund eine ganz rationelle Natur und neigt nicht zum Phantastisch-Fanatischen, wie der Spanier; ein formenreicher Gottesdienst, dessen sein südlicher Sinn allerdings bedarf, schließt nicht notwendig den magischen Wahn ein, zu welchem das Mittelalter die Religion verkehrt hat. Wenn ich nun schon vor Jahren diesen Betrachtungen nachgieng und am Schluß notwendig zu der Vorstellung eines Befreiungskampfes gegen Österreich gelangte, so entstand mir der tiefste, schneidendste Konflikt des Gefühls. Vor mir selbst und vor jedem ehrlichen Menschen hätte ich mich geschämt, hätte ich je österreichischen Waffen Niederlagen gewünscht oder gegönnt, und doch wollte ich das Recht einer Nation auf Unabhängigkeit nicht bestreiten. Zwar so schlechthin mich für die Nationalitätsidee zu begeistern, kam mir nicht in den Sinn. Jenes Recht ist nicht ein fertiger Besitz, nicht ein ausgestelltes Diplom und Siegel. Nationalität mit dem Recht und Beruf, einen selbständigen Staat zu bilden, ist, wie die Tugend, nicht ein fertiges Ding, sondern ein Tun, ein tätiges Beweisen. Eine Nation muß zeigen, daß sie eine Nation ist, sie muß sich selbst helfen. Das ist der Grund, warum für Losreißung von Teilen einer Nation, die dem Staate einer andern Nation einverleibt sind, derjenige nie empfindsam schwärmen wird, der es über Phrasen hinausgebracht hat, vollends nicht, wenn dieser Staat das eigene oder doch ein Glied des eigenen Vaterlands ist; er wird vielmehr ganz nüchtern denken, es werde eben jener Nation die wirkliche Kraft der Nationalität gefehlt haben oder abhanden gekommen sein. Wenn nun aber dieselbe mit wachsendem Mut aus der Teilung zur Einheit strebt, wenn der Begriff der Nationalität anfängt, eine Kraft zu werden, wie dann? Wir reden hier von einer Nation, welche die Bedingungen in sich vereinigt, einen Staat zu bilden, der wirklich selbständig ist, nicht von Völkern, wie die Ungarn, wie die slawischen Stämme, die, von Österreich

abgerissen, einen bestehenden despotischen Slawenstaat, unsern chronischen Feind, wie Frankreich unser akuter Feind ist, furchtbar verstärken würden. Nun — der Staat, dem ein Teil jener Nation einverleibt ist, wird auch dann sein historisches Recht nicht fahren lassen, denn sollen, gedrängt von dem Begriffe der Nationalität, die Staaten hingeben, was sie von Völkern anderer Zunge vereinigen, so müßte das wechselseitig sein und gleichzeitig geschehen; es wird nicht eine Macht in der süßen Hoffnung, daß die anderen Mächte es nachher ebenso machen, das Ihrige hervorziehen und auf den Tisch legen. Will also ein Volksteil, der zu dem Staat eines anderen Volks gehört, sich trennen und dem Zentrum seiner Nationalität verbinden, dieser Staat muß es darauf ankommen lassen, daß er ihm seine Unabhängigkeit abzwinge; geschenkt wird sie nicht, hier gibt es keine Großmut. Anders der Zuschauer, der ferner, ja nur bis auf den Grad ferner steht, wie ein nicht österreichischer Deutscher, der ohne jede Gehässigkeit gegen Österreich doch die italienische Frage anders ansehen konnte, als die ungarische und slawische; es war in diesem Fall natürlich, daß er mit sich selbst uneins wurde, indem er Italiens Einigung seiner Teile gönnte und doch nimmermehr Österreichs Niederlagen und Verluste wünschen konnte. Ich habe nicht verhehlt, daß ich in diesem Falle war. Allein vor Jahren schon, ja längst vor 1848, fragte ich mich auch: Wenn Oberitalien je von Österreich sich losreißt, wird es auch wirklich dann einem unabhängigen Italien angehören? Wird dies Italien, dem Namen nach unabhängig, nicht vielmehr in Abhängigkeit von Frankreich fallen? Und wie, wenn es sich gar mit französischer Hilfe losreißt? Wie, wenn du dann eines Tages statt der Weißröcke die roten Hosen in Mailand fändest? Und jetzt fand ich sie; ein Phantasiegebilde, das schon vor so viel Jahren problematisch und doch ganz deutlich mir vorschwebte, war auf einmal zu einer Wahrheit, einer Anschauung geworden. Nun gut: Und damit hat jeder innere Widerstreit der Empfindung sein Ende; kein wahrer Deutscher wird bei solcher Lage auch nur einen Augenblick noch zweifeln, wie er sich zu entscheiden hat. Nicht die Italiener haben Österreich besiegt, nicht die Italiener haben sich frei gemacht, Frankreich hat gesiegt, Frankreich die Italiener — scheinbar — sich selbst zurückgegeben und Frankreichs Angriff auf Österreich

war ein unzweifelhafter perfider Bruch des Völkerrechts, der jeden andern weiteren Bruch in sich trägt, sein Sieg eine dauernde Drohung für Europa und vor allem für Deutschland. Also meine guten, mir sonst trotz alledem und alledem so lieben Italiener, für jetzt sind wir Feinde, sind es um so gewisser, da eure Rüstungen, von denen es auf allen Straßen blinkt und rasselt, diesmal nicht mehr bloß Österreich als Österreich gelten, sondern mittelbar Deutschland, indem ihr Österreich zu dem Zwecke bedroht und angreifen werdet, daß euer Protektor freie Hand habe, wenn er gleichzeitig uns angreift; ich wollte euch wohl, aber ihr habt einen Bund mit dem Teufel gemacht, und so sind wir für jetzt fertig miteinander; vorerst habt ihr ihm dafür nur Savoyen, eures neuen Fürsten Wiege, geben müssen, aber es ist Peter Schlemihls Schatten, ihr werdet es noch spüren; am Kopf hat euch der Arge, am Fuß, in Neapel, wird er euch auch packen, und dann seid ihr Ruck und Eck in französisch Schweinsleder gebunden. Nehmt euch in acht, ihr könntet eines schönen Morgens doch einmal wieder die Weißröcke bei euch haben, denn die Geschenke des Teufels pflegen sich in Luft zu verwandeln, und w e n n es so kommt, wolle nur der Himmel, daß es dann ein a n d e r e s Österreich ist, daß euch seine Weißröcke wieder sendet!

So wanderte ich denn nicht mit zweifelndem Gemüte wie sonst, sondern mit herzlichem Unwillen in diesen wohlbekannten Straßen umher. Alles war fremd, unheimlich, widerwärtig, feindlich und doch interessant genug, um fleißig zu schlendern und zu schauen. Die Auslagen der Kunstläden waren voll von Bildern des Krieges, die natürlich überall piemontesische Heldentaten verherrlichten; Victor Emanuel in unzähligen Formen, namentlich auch als Zuave, gemalt und groß in Ton modelliert: eine Schmeichelei, für die ich mich höflichst bedanken würde. Anschläge an allen Ecken, hier eine Anzeige von Brucks Selbstmord, mit Anmerkungen, die man sich vorstellen kann, dort ein Blatt mit der Aufschrift: Congresso di 2,50 a Verona: fingiertes Gespräch versammelter österreichischer Spione, deren Spottname 2,50 ist, denn man fand nach dem Abzug der Österreicher Rechnungen, woraus hervorgieng, daß zwei Zwanziger und fünfzig Centesimi ihr gewöhnlicher Taglohn waren; reichlich prangten an den Ecken besonders Karikaturen aus dem

Pungolo, einem neu erstandenen Witzblatte; da ist Österreich zwischen den zwei Armen einer Schere zu sehen, der eine Arm Ungarn, der andere Italien, darunter geschrieben: tu non uscirai; eine Sardinia oder Italia hält als Frau Potiphar mit Victor Emanuels Zügen den keuschen Joseph — es ist Preußen (merkwürdiger Versuch, eine Pickelhaube zu zeichnen) — am Rock fest; Preußen flieht mit den Worten: tu mi sei troppo brutta, und ähnliches — ein Witzblatt von wenig Witz.

Ich war begierig gewesen, zum erstenmal seit Louis Philipps Zeiten wieder französisches Militär in natura zu sehen; trotz allem guten Willen, den gerühmten Glanz dieser Truppen anzustaunen, verwunderte ich mich nun doch über die Geschmacklosigkeit der Uniformen; diese unsinnig weiten Hosen geben ja ein ganz und gar törichtes Aussehen, wozu bei den Offizieren noch die absurde Länge und faltige Weite der Rockschöße kommt; zu bauschigem Unterkleid gehört auch bauschiges Oberkleid wie bei den Landsknechten; oben knapp, von den Hüften an weit und breit, das gleicht einem Weibe von widerlich fettem Schoß und Oberbein; vom alten Zopf sind gar noch die lächerlichen, zweckwidrigen, Brust verengenden Achselklopfer, Schulterzwicker, die dicken Epauletten beibehalten. Der gemeine Infanterist sieht in der Regel unsauber, ungewaschen aus; sei mir Zeuge die Bregenzer Wäldlerin, die sich nach italienischer Ansprache unvermutet aus meinem Zimmermädchen entpuppte und auf meine Frage, wie ihr denn die Franzosen gefallen, erklärte: „O so en schmierige Kerle möcht i jo net miteme Steckele anrege, do sind die Österreicher andere Leut gwese.“ Die Körperbildung hatte ich mir feiner, hübscher vorgestellt, man sieht ebenso viele plumpe Bursche wie im deutschen Militär, doch ist leicht zu bemerken, daß ein lebhafterer Nerv auch die schwerfällige Maschine bewegt. Dagegen findet man unter ebenso vielen deutschen Soldaten gewiß nicht ebenso viele eigentlich gemeine Gesichter, und dies soll vollends bei den Zuaven der Fall gewesen sein, die damals schon abgezogen waren. In der Gemeinheit tritt freilich ein Ausdruck hervor, der etwas Unheimliches hat, etwas Blutiges: man erkennt eine Soldateska, wie ein erobernder Staat sie heranzieht, dem bürgerlichen Leben und menschlichen Banden ganz entfremdet, schlechthin und rücksichtslos auf das blutige Handwerk gestellt. Der

deutsche Soldat wird nicht ebenso leicht, nicht ebenso ohne inneren Kampf gegen die Gefühle der Menschlichkeit morden und sich morden lassen; der unbedingte Blutsinn gibt seinem Feinde den Vorteil des Eindrucks einer dämonisch wild vorbrechenden Naturgewalt. Allein der ernste Wille des Mutes, der dem menschlicher fühlenden Herzen abgerungen ist, bleibt doch das Höhere und verbürgt eine Ausdauer, die auch in langen und schweren Entbehrungen, Niederlagen, Unglück aller Art standhält. Die größere Gewandtheit, Schick und Griff des Franzosen wird auch durch eine künftige bessere Schule bei uns freilich nicht ganz ersetzt werden, dafür ist aber die physische Kraft des einzelnen im Durchschnitt größer und die Reiterei zudem in Ritt und Bewegung überlegen. Sieht das französische Fußvolk durchschnittlich unsauber aus, so sind dagegen die Reiter theatralisch aufgeputzt; es ist ein Spaß, diese mädchenhaft koketten Puppen im Sattel humpeln zu sehen und damit einen wirklichen Husaren oder festen deutschen Reiter zu vergleichen, die Elsässer ausgenommen, die ja leider Frankreich seine beste Kavallerie liefern. Die Franzosen haben nur durch eines gesiegt: durch Gleichheit des Rechts in der Armee, vermöge welcher nicht Geburt und Protektion, sondern Talent und Verdienst das Vorrücken und jede Belohnung begründet. Diese Nachwirkung der Revolution ist das einzige Geheimnis ihres Erfolges im Kriege, durch sie ist der einzelne Mann geweckt, jeder weiß, daß ihm wird, was er verdient; der Sporn der Ehre wirkt ungehindert. Und was geschieht bei uns, das Ehrgefühl des einzelnen Manns zu wecken? Oder vielmehr wie wird es erdrückt! Man besuche nur unsere Exerzierplätze, sehe das niederträchtige Schimpfen und Stoßen an! In Österreich wird meines Wissens noch heute geprügelt, in der preußischen Armee herrscht in voller Blüte das Junkertum. Bedenkt man diese Zustände, so muß man mit tiefer Sorge in die Zukunft blicken. Welche Erfahrungen, welche Leiden werden vorausgehen müssen, bis das Talent sich seine Stelle erringt, bis der einzelne Krieger ein wirklich lebendiges Glied des Ganzen wird! Die Nation mache sich gefaßt, den Mangel des Systems durch die Kraft ihrer Ausdauer zuerst zu ersetzen und dann zu tilgen, und sie wappne sich gegen den Feind mit jener Leidenschaft, die in einem Heinrich von Kleist geflammt hat. Es gibt nur zwei Völker in Europa, die wahrhaft Nebenbuhler sind um die Ehre, das erste

Volk zu sein, Deutsche und Franzosen. Unter allen Gegensätzen der heutigen Wirklichkeit ist dies der Grundgegensatz. Es könnte ein unblutiger Wettkampf sein; wir sind gerecht genug, nur zu gerecht, mit Freuden anzuerkennen, was an den Franzosen geistreich und liebenswürdig ist; es sind zwei Nationen, die sich friedlich ergänzen sollen. Nicht wir, sie sind es, die aus diesem friedlichen Wettstreit die wilde Reibung der Feindschaft machen, nicht durch ihre Eroberungskriege allein, sondern durch den Übermut, den Hohn, den ehrlosen Vertragsbruch und die zynische Lüge, womit sie gesucht und beschönigt werden. Oder wenn die Nation für diese Politik nicht verantwortlich sein will, warum leiht sie ihrem Despoten die Hunderttausende williger Sklaven, um ihn durch ihre Mordschlachten auf dem wankenden Thron zu erhalten? Sie tut es der gloire wegen; Deutschland wird nie nach einem Kriegsruhm auf dem Boden des Unrechts trachten; gegen den frechen Eingriff, der uns droht, gilt es die ganze Kraft des Nationalhasses. Ein andermal, wenn hohes Gras über den Leichenhügeln gewachsen ist, Anerkennung, Lob, Zuneigung, heute ist die Losung: im letzten Bauern unseres Volkes einen Grimm schüren, daß sie, wenn sie kommen, wie Hunde totgeschlagen werden.

Welche Gedanken, welche Empfindungen, verglichen mit dem stillen Entzücken, mit welchem ich einst hier zum erstenmal vor den Werken der Mailänder Schule stand, womit ich in der Brera, dort im Anfang der Galerie, an den zwei Madonnen Bernardino Luinis, an seinem himmlisch-sanften Christus in S. Ambrogio, seinen rührend-reizvollen Fresken in Monastero Maggiore, an den milden, lieblich trauernden Gestalten des Borgognone in der Ambrosiana, in S. Maria della Passione aufblickte! Ich hatte immer gemeint, den Italienern gehöre der Ruhm der reineren Formschönheit, den Deutschen der Ruhm des innigeren Ausdrucks. Man kann auch wirklich sagen, die Innigkeit unserer alten Meister sei tiefer, weil sie individuellere Züge durchdringt, aber doch welche Herzlichkeit und offene Seelengüte ist dem holden Liebreiz verschmolzen, welches bezaubernde Lächeln spielt zwischen Sehnsucht und Wehmut in diesen noch halbschüchternen Formen, da die Knospe der Kunstvollendung eben am Aufbrechen war! Noch inniger ergriff mich damals nur das erste bedeutendere Werk der besten Zeit des Pietro Perugino

in der Pinakothek zu Bologna; hier ist es der träumerische umbrische Augenschnitt und Blick, wie auserlesen zu dieser mystischen Liebeswelt voll tiefen Weinens und himmlischer Freude, und die wärmere Kraft der Farbe, was den romantischen Zauber vollendet. In Mailand hat Leonardo da Vinci die florentinische Bestimmtheit, die Energie der Formgebung, den männlichen Sinn der starken Wirklichkeit und den tiefen Gedanken mit dieser weiblichen Welt der zarten Anmut vermählt und so durch höhere Vereinigung des Entgegengesetzten das klassische Ideal geschaffen. Wer seinen Christus und Johannes auf dem Abendmahlsbilde sehen könnte, wie sie waren, ehe die Reihe von Verwüstungen über dieses Grund- und Hauptwerk italienischer und aller neueren Kunstblüte ergieng! Die Studie zum Christuskopf, die in der Brera hängt, gibt eine Ahnung davon, wie derselbe einst im Gemälde ausgesehen, und wie seine wunderbare Anmut, Sanftmut, Wehmut im kraftvollen Kontrast mit den scharf charakterisierten, mächtig bewegten Männergestalten in dem Kreise gewirkt haben mag, den das Wort Christi: einer von euch wird mich heute verraten! wie ein elektrischer Schlag durchzuckt. Wie dieser Leonardo aber das Leben beobachtet, mit welchem Auge er die Eigenheit des Charakters erfaßt hat, das muß man auch auf seinen Handzeichnungen in der Ambrosiana sehen. Hält man diese mit den wenigen vollendeten Werken des Meisters zusammen, so versteht man, was wahrer Realismus ist: Die harte Wahrheit der empirischen Individualität und ihres Ausdrucks im Affekt ist Vorstudie, und im wirklichen Kunstwerk kommt der große Styl darüber, der sie unnachahmlich zugleich erhält und zugleich in die Weihe des Allgemeinen und Normalen aufhebt. Es ist in Leonardo etwas Deutsches, es liegt in jenem Zuge der Innigkeit, Milde, jenes Liebreizes, der Seelenschönheit ist, es liegt in dieser Schärfe der Charakteristik, es liegt in seiner Nachdenklichkeit, in der Verbindung von Kunst und Wissenschaft der Kunst, allein in seinem Formgefühl, dem Schwunge seines Styls ist er ganz Italiener; dem damaligen Deutschland gieng noch die Ahnung des reinen gattungsmäßigen Durchschnitts der Gestalt ab, es fehlte unseren Künstlern der ästhetische Kompaß, der innere Maßstab für die Linie der Schönheit; der einzige Holbein der Jüngste macht eine Ausnahme, doch wissen wir nicht, wie sein edlerer Formsinn,

obwohl frühe sichtbar, ohne den Einfluß der Italiener sich entwickelt hätte.

Mancher geht nach dem berühmten Speisesaal im Kloster von S. Maria delle Grazie, um Leonardos Meisterwerk zu sehen, beschaut sich auch die gotische Kirche mit Bramantes anmutiger Vollendung der Querarme und Kuppel im Style der frühen, poesievollen Renaissance, im malerisch warmen Materiale des Backsteins, übersieht aber in der Kirche jene Kapelle mit den herrlichen Fresken des Gaudenzio Ferrari, von dessen Wert ihm das allbekannte geleckte Ölbild in der Brera, die Marter der heiligen Katharina, noch lange keine Vorstellung gibt; denn hier erst, in dieser großen Komposition der Kreuzigung Christi und ihr gegenüber der Geißelung und Ausstellung (Ecce homo), feiert er den Moment, wo er sich (leider nicht bleibend, denn er wurde später manieriert) zur Höhe des klassischen Styls erhebt. Es bricht zwar an einer Stelle ein Naturalismus, richtiger eine beabsichtigte Häßlichkeit durch, welche ein Leonardo sich nie erlaubt hätte: es ist der rohe Kerl mit zwei Kröpfen, der Christo den Essigschwamm reicht, aber im übrigen welcher Ausdruck und welche energische Formengebung, welche Männergestalten und Männerköpfe! Dieses wehmutvolle, müde Lächeln des sterbenden Erlösers, dieses Hinschwinden der ohnmächtigen Mutter, dieser Aufblick der Magdalena mit dem glänzenden Auge und dem verweinten Antlitz, dessen Züge doch so bestimmt individuell, so entfernt sind von flacher Allgemeinheit! Und dann die weinenden Engel über dem Kreuze! Den stattlichen Männern gibt Gaudenzio gern roten, wallenden Bart, so wie die ganze Mailändische Schule wohl nicht bloß aus malerischen Rücksichten die rötlichblonde Haarfarbe liebt; man sieht in der Lombardei sehr viel blonde und rote Haare, ein Beweis, daß der Einschlag deutschen Bluts durch die Longobarden kein kleiner war; auch kann man heute noch in Oberitalien hie und da eine wunderbare Vereinigung südlicher und nordisch-deutscher Bildung sehen: man begegnet Frauen von blondem, rotem Haar, mit dem duftigen Schmelze schneeweißer Haut und dabei der vollkommenen Büste, dem gefüllten Nacken der Italienerin; die alten Maler Venedigs wußten ja recht wohl, wie schön das ist; aber auch bei Männern kommt diese Verschmelzung von freierem Formenschwung mit germanischer Farbe vor. Man

sehe auf dem Kreuzigungsbilde Gaudenzio Ferraris den Hauptmann, und an der anderen Wand oben den Mann neben dem Ecce homo und überzeuge sich, wie schön hier mit den kraftvollen Zügen dieses matte Rot der Bärte stimmt, und warum ich so oft von den herrlichen Männerköpfen der italienischen Maler spreche. Auch in der Kirche S. Celso muß man den Gaudenzio Ferrari sehen, in Körperformen ist er hier auf seiner Taufe Christi nicht so sicher wie dort in S. Maria delle Grazie, aber wiederum welche majestätische Schönheit in dem Kopfe Gottes des Vaters! Der sonst so genaue Bädeker hat diesen Bau, das heiter-prachtvolle Werk Bramantes, vergessen; unter den Gemälden, die ihn schmücken, nenne ich noch Borgognones liebes, sanftes Bild der Madonna, die, umgeben von Johannes dem Täufer, dem heiligen Rochus und den Stiftern, vor dem Kinde kniet.

Ich widerstehe jedoch auch hier der Versuchung, den Leser durch Kirchen und Galerien weiter an den reichen Kunstschätzen Mailands umherzuführen. Wir wandeln nur noch einmal in die Brera, über den Hof vorüber an der Statue Napoleons I. von Canova, der hier den Kaiser nackt als römischen Imperator sehr geistvoll behandelt hat, eines seiner besten Werke, das erst jetzt aus seiner Verborgenheit wieder hervorgezogen und aufgestellt ist, wie man denn auch bereits beschäftigt sein soll, am Arco della Pace, dem ich diesmal den Besuch schuldig blieb, die Reliefs, österreichische Siegesbilder, zu entfernen. Der Gang in die Brera gilt einem Werke, das eine Welt für sich ist und, wohlgemerkt, neuerdings meisterhaft restauriert durch den Maler Molteni. Das ist jene Perle der Malerei, worin der jugendliche Raffael noch einmal und zum Schluß alles zusammenfaßt, was dem Style, der noch nicht reif ist, aber auch noch ganz keusch ist, von Innigkeit und holdseliger, frommer Süßigkeit innewohnt: sein Sposalizio. Der jungfräuliche Sinn scheut noch die Energie des Affekts, selbst wo sie gefordert wäre: der zierliche Jüngling da rechts, der im Zorn seinen Stab zerbricht, ist nicht zornig, ein Hauch der stillen Feier in anmutigen Naturen, deren Seele keine Risse und Klüfte kennt, weht durch das Ganze. Es ist das absolute Bild einer Trauung; was in diesem Akte Rührendes, Festliches, Bedeutungsvolles und auch Schalkhaftes liegt, Schüchternheit der Braut, tiefe Sammlung des Bräutigams, Ernst des

Priesters, das Achtgeben auf die Form, daß kein Unschick geschehe, alles mit frommem Anstand ablaufe, liebliches, heiteres Träumen der Brautjungfern, Andacht und Freude der Bräutigamsführer, — Raffael selbst und sein Meister P. Perugino schauen unter ihnen heraus — ist so getreulich und herzlich gesagt in der noch altertümlich-symmetrischen, kindlich-klaren Komposition, die Farbe, zwar ohne alles Übergewicht über die Zeichnung, und doch von tiefer umbrischer Leuchtkraft, läßt das alles so warm herausstrahlen: Nein, vor diesem Bilde darf ich mir sagen, ich habe nicht grundlos gegen den Nazarenismus gekämpft, denn wie könnten wir je das wieder erreichen, wie kann es uns einfallen, das also Erschöpfte noch einmal erschöpfen zu wollen in unserer Zeit der Eisenbahnen und der Kritik! In der Ambrosiana haben wir den ganz reifen, ganz freien Raffael im Karton seiner „Schule von Athen". Da sucht ihn auf, wenn ihr ihm folgen wollt, hier studiert den sichern Meisterzug der Hand, entbunden und entwickelt wie der freie Geist in den ernsten Denkern, die er in der prachtvollen hohen Halle versammelt! Noch ein anderes rührend schönes Bild des frommen, noch altertümlichen Styls kurz vor der Blütezeit enthält die Brera: Es ist die Verkündigung der Maria von Franc. Francia. In Deutschland kennt man den Meister aus dem lieblichen großen Bild in der Pinakothek zu München; dort aber steht er noch höher, ein wunderbarer, klarer Friede ist einzig über die stille Szene ausgebreitet. Doch genug, wenn ich nicht meinen Vorsatz vergessen soll.

Es versteht sich, daß ein Schwabe mit besonderer Andacht den berühmten Dom, diese Prachtwelt aus Marmor mit den unendlichen Spitzen und 4500 Bildsäulen, beschaut und betritt, denn jener „Enrico Gamodia", von dem der Entwurf herrührt, war ja eigentlich Heinrich Arler aus Gmünd. Bekanntlich ist aber in der Ausführung der gotische Gedanke vom südlichen, ein für allemal diesem Style fremden Sinn mißverstanden, entstellt worden; ein Unmaß von Ornament umwuchert einen im Grunde schweren, nicht wahrhaft gegliederten Bau, nachher dringt der Zopf, und endlich, selbst in der Fassade, moderner Klassizismus ein. Dies alles kann den wunderbaren Eindruck von Reichtum und edler Pracht nicht aufheben, und höchst interessant ist es, im einzelnen, namentlich dem Maßwerke der Treppengeländer zu sehen, wie der Rokoko und neuere

Klassizismus die dekorative Pflanzenform in seinem Style behandelt und doch auf Distanz das Bild gotischer Dreipässe, Vierpässe, Dreiblätter, Vierblätter, Fischblasen erzielt. Wie bescheiden ernst ist gegen die stolze, geschmückte Schönheit des Doms die Basilika S. Ambrogio mit ihrem uralten Vorhof! Tritt hinein, wenn die Abendsonne auf seine Pfeiler, in seine Hallen fällt und der Backstein in ihren Strahlen warmrot erglüht, sieh zu, wie malerisch die uralte, von der Zeit benagte Architektur vom tiefblauen Himmel sich abhebt, träume dich um ein Jahrtausend zurück in die Tage Ludwigs des Frommen, durchwandle dann die Basilika selbst, von deren Restauration der tüchtige Architekt Schmidt durch das Jahr 1859 weggerissen worden ist; byzantinische Mosaiken des neunten Jahrhunderts schmücken den Chor, ein altchristlicher Sarkophag der ersten Jahrhunderte trägt die Kanzel mit dem seltsam steifen bronzenen Adler und Johannes dem Evangelisten; vor diesem Altar wurden einst die lombardischen Könige und deutschen Kaiser mit der eisernen Krone gekrönt, bis Barbarossa sie nach Monza brachte; schau' den rührenden Heiland Luinis an der Altarseite an, den ich schon erwähnt, und dann in der Kapelle rechts die schönen Fresken von Bernardino Lanini. — Doch ich wollte bloß von Architektur noch weniges sagen und schließlich den herrlichen Backsteinbau des Hospitals mit seinem weiten, königlichen, hallenumgebenen Hofe nicht unerwähnt lassen; diesmal freilich genoß ich den schönen Anblick nicht so rein wie sonst, denn wie ließ sich die Erinnerung unterdrücken, daß dies die Räume sind, welche die Tausende von Verwundeten aus den letzten blutigen Schlachten aufgenommen haben!

Was abends beginnen? Die Scala geschlossen, in der Canobbiana hatte ich eine komische Oper von Petrella gehört, Drama war um diese Zeit nur im Tagtheater La Commenda. Da wird angekündigt: Milano nell' anno 1848 e Milano nell' anno 1859. Das müssen wir doch sehen! Wir verfügen uns also nach der Contrada di Porta Romana und treten ein; Zuschauer bürgerlich, Aufwärter in Blusen schreien mit sonst schon bemeldeten guten Kehlen cigarri, limonata und birra gazosa aus: ein Getränke, dessen bloßer Anblick einem richtigen Bierkenner belegte Zunge macht; — wer jedoch wahre Todesverachtung entwickeln will, der muß in Sommerhitze in einem italienischen Biergarten, wie solche doch mehr und mehr auf-

kommen, dies Getränke mit dem unentbehrlichen Eis gemischt in sich aufnehmen. Der Vorhang geht auf: Straßenszene, Aufregung, ein mailändischer Beamter erscheint und liest die Zugeständnisse der österreichischen Regierung von 1848 vor, das „troppo tardi“ wird ihm zugerufen, man stößt ihn hinaus, zerreißt sein Blatt; der Kampf beginnt, Bürger und österreichische Soldaten jagen sich über die Bühne, Frauen kämpfen mit, bedeutendes Schießen. Unter den Frauen stritt voran die Gattin eines Lamberto, der tödlich verwundet in sein Haus gebracht wird, während jene noch draußen kämpft. Die Erscheinung des bleichen, sterbenden Menschen mit dem blutigen Tuch um den Kopf war erschütternd, allein nun starb er zu lang, und einmal, da er heftig sich losreißen wollte, um an der Seite seiner kämpfenden Frau zu sterben, ließen ihn seine Freunde schnappen, so daß er (nicht ganz nach Willen des Stückes und Spiels) zu Boden fiel. Allgemeines lautes und fröhliches Gelächter; es sind eben Kinder; Deutsche verlangen mehr Zusammenhang der Empfindungen und hätten wohl den Lachreiz unterdrückt. Schlußszene: Straßenkampf, die Frauen voran, Lamberto wird noch zu seiner Gattin gebracht und stirbt an ihrer Seite im Augenblicke des Siegs, d. h. der Nachricht, daß die Österreicher abziehen. Dann nach der Pause folgt Milano nell' anno 1859. Die Witwe des Lamberto, im ersten Stück jugendliche Amazone, sehen wir wieder, gealtert im Gram um das abermals gefesselte Vaterland, verarmt durch die Konfiskation ihres Vermögens, verfolgt vom Verdachte der Polizei; ihr Sohn ist Mitglied einer Verschwörung, sie entdeckt es, fleht ihn an, daß er ihr sich erhalte, er kämpft mit sich, reißt sich aber doch von ihr los und folgt den Verschworenen, sie fällt in Ohnmacht, rafft sich aber auf und beschließt, sich nicht von ihm zu trennen. Geheime Zusammenkunft der Verschwornen, die Polizei pocht, sie entfliehen durch eine Kellertüre, die Sbirren finden das Nest leer. Nun wieder Straße, ein österreichischer General tritt auf, schilt über die drohende Haltung der Mailänder, während Gyulay in Sardinien untätig liegt; ein Adjutant bringt ihm die Nachricht von Garibaldis Märschen und Siegen, dem Rückzuge des Heeres, er wütet und flucht, was das Zeug hält, und zwischen die „corpo di Baccho!“ die „tutti diavoli“ hinein schreit er auf einmal deutsch: „der Teufel!“ Es klang so komisch, daß ich selbst laut mit den andern

auflachen mußte. Ein Graf tritt auf, Repräsentant des patriotischen Adels, und wirft dem General alle Sünden der österreichischen Regierung vor. Der stärkste aller Vorwürfe waren die Stockprügel, und leider freilich hat die österreichische Polizei nicht unterlassen, selbst durch Anwendung dieses rohen Mittels das italienische Volk in der Tiefe des Herzens zu empören. Im Jahre 1848 wurden bei einem Straßenauflauf sogar Weiber geprügelt, es waren zwar nur Ballettänzerinnen, die mit anderem Volk eine Zigarrenhändlerin genötigt hatten, statt der österreichischen die italienische Fahne auszuhängen, aber solche Maßregeln waren immer der sicherste Weg, einer Nation, in welcher uralte Kultur den Begriff der Menschenwürde befestigt hat, das österreichische Regiment als barbarisch verhaßt zu machen. Hätte man die Stockprügel für die Tierquäler aufgespart! Barbarie austriaca war denn das dritte Wort in dieser Strafrede, zu welcher der Redner durch umlaufende Gerüchte von einer großen verlornen Schlacht ermutigt war. Der General eilt fort, seine Truppen zu sammeln, ein Chor junger Leute erscheint und singt ein Nationallied; das Lied schien beliebt und der näselnde Vortrag der leierartigen Melodie, die bekannte Art des eigentlichen italienischen Volksgesangs gefiel so, daß da capo gerufen wurde. Nun wieder Straßenkampf; es darf nicht verschwiegen werden, daß nach einem gefallenen feindlichen Soldaten noch gestochen und geschlagen wurde: also selbst auf der Bühne dargestellt die Mißhandlung von Verwundeten, die leider in diesem Kriege häufig vorgekommen sein soll. Endlich rückt das siegreiche Heer von Magenta an; Franzosen einzuführen erließ sich natürlich das italienische Selbstgefühl, es kamen nur Bersaglieri; Siegesgesang und Schluß mit einer Rede jenes Grafen, deren letzte Worte waren: „sie sind fort und hoffentlich diesmal für immer!“ Außer den Stockprügeln waren es namentlich die Kontributionen und Konfiskationen, deren Erinnerung sichtbar stark auf die Zuhörer wirkte. Nehmen wir dazu das Spionenwesen und nach Entdeckung der Verschwörungen, nach Bezwingung der Revolution die Blutgerichte, so haben wir alles beisammen, wodurch Österreich den tödlichen Haß auf sich gehäuft und die Wirkung der vielen Wohltaten erstickt hat, die dies Land unleugbar seiner Herrschaft verdankt; man weiß, daß seine Regierung die geordnetste, seine Justiz die beste in Italien war, es hob die

Landeskultur, und die Kolonen befanden sich gut unter ihm, Stadt- und Landgemeinde hatte ihre geregelte Selbstverwaltung, das Gesetz stand in Ansehen, die Kunst wurde gepflegt; die Schule war nicht, was sie sein soll, denn sie war nicht frei von der Kirche, aber doch ungleich besser als selbst in Sardinien.

Ich blieb nun vier Tage in Mailand; ganz vergessen hatte ich das Schweizer Kaffeehaus, wo deutsche Zeitungen sind und auch jetzt deutsch gesprochen werden konnte, ohne daß man sich Unannehmlichkeiten aussetzte. Ich gieng am letzten Abend noch hin, und wie ich eintrat, waren das erste, was ich vernahm, die Worte eines Deutschen: „wie hätten wir Österreich beistehen sollen, das in Italien nichts als Übel angestiftet hat!“ Was Frankreich damals dort anstiftete, mag man unter anderem daraus entnehmen, daß gerade in diesem Kaffeehaus statt der österreichischen nun französische Spione saßen, Elsässer Juden, die zugleich als Propagandisten des Napoleonismus und speziell des Rheingrenzengelüstes sich dort liebenswürdig zu machen pflegten. Davon erzählte mir ein Bekannter, den ich fand, und der nach seiner Wohnung in entfernterem Stadtteil nicht wagen konnte, zu Fuß heimzukehren, weil nächtliche Raubanfälle in den Straßen damals wenigstens nicht selten waren. Das erinnert allerdings noch an ein weiteres Verdienst Österreichs. Wohl empörte die Polizei durch das Spionenwesen, aber sie schützte auch wirklich; der Patriot hatte Ursache, sie zu hassen, aber der Spitzbube noch mehr.

Ich hatte des Unerfreulichen, aber auch Belehrenden in der gänzlich veränderten Stadt vollkommen genug geschluckt, fuhr am fünften Tag ab und fand den Comer See, der meine letzte Freude sein sollte, in völlig reizlosem Gewande: trüber Himmel, tiefhängende Wolken, alles war grau, unerquicklich. Wie anders habe ich ihn sonst gesehen, in wie freierer Stimmung seine reizenden Ufer beschaut und betreten! Vorüber an Villa Carlotta, einst Sommariva, Thorwaldsens Alexanderzug bleibt diesmal ungesehen, vorüber am Vorgebirg Bellaggio, auf dessen Höhe Villa Serbelloni die herrliche Aussicht bietet, die wir heute vergeblich suchen würden, an Villa Melzi mit dem berühmten Bilde Napoleons I. von Appianis Hand. Dies Bildnis steht mir deutlich vor das innere Auge geschrieben; er ist als Präsident der Italienischen Republik gemalt mit grünem, gold-

gesticktem Kleide, noch dürres Gesicht, hohes Halstuch und die Locken über die Stirn nach der bekannten Mode der französischen Catone und Brutusse von damals; ein höchst genialer Kopf, dämonisch, unheimlich; geheimnisvolle Geister fliegen über diese feinen, gefährlichen Züge, im Blitze dieses Auges und in den lächelnden Lippen lauert hinter der durchdringenden Gescheitheit und ironischen Freundlichkeit eine unendliche Perfidie und wollüstige Grausamkeit, eine Katze, ein Tiger; das Bild übt im Abstoßen einen geisterhaften Reiz aus, man trennt sich schwer von ihm; schade, daß nicht ein Porträt des Neffen, des Nachahmers, des Reutlinger Nachdrucks vom Onkel, daneben hängt zum Vergleichen.

In Colico steigt aus, wer über den Splügen reisen will, und geht in Chiavenna aus dem italienischen Postwagen in den schweizerischen über. Um Mitternacht gieng es fort und hinauf. Von den Wasserfällen an der Steige auf italienischer Seite war im Dunkel nichts zu sehen, aber wie es höher und höher gieng, erschienen deutlich am Wege die ungeheuern Granitblöcke, die Zeugen der schrecklichen Kämpfe zwischen Fels und Wasser in dunkler Vorzeit. Wer nie eine dieser wilden Gebirgsstraßen gesehen hat, dem fehlt ein großes Bild. Ich war eben dem Einschlafen nah, als einer dieser Riesen um den andern im nächtlichen Helldunkel auftauchte, es war nicht schwer, seltsame Menschengesichter in ihren Profilen zu finden, und wie eben einer sichtbar wurde mit ungeheurer Nase, darauf eine mächtige Warze mit Haar bewachsen, so war ich im Halbtraum schon völlig reif, ein Gespräch zu vernehmen, das er mit seinem Gegenüber, einem nicht minder groben Ungeheuer, führte. Die Kerle sprachen von alten, besseren Zeiten, da es hier noch lebhaft hergegangen sei, da noch Ichthyosauren und Dinotherien und andere artige Tierchen ähnlichen Schlags ihre Gespielen waren, sie erzählten sich, wie sie damals hofften, einen Damm aufzuwerfen, den der kleine Mensch nie übersteigen könne, um dort oben ganz unter sich zu sein; sie schimpften mit trägem, mürrischem Gähnen über das naseweise Geschlecht, das über diese Höhen klettere, und über den Philisterstand, in den sie durch die traurige Polizeiordnung der jetzigen Planetengestalt versetzt seien; nichts ist uns, so grunzte der Linke, übriggeblieben, als den frechen Zwergen hin und wieder einen Schabernack mit Steinerumpeln, Schnee und Wasser anzutun:

„Da kommen auch wieder so einige Knirpse herangekeucht, was meinst du drüben, alter Kamerad mit der ruppigen Nasenwarze und den dichten Binsen darauf?“ Ich konnte die Antwort nicht mehr hören, der Schlaf war über mich gekommen, und der Traum führte mich zurück nach dem Garten der Lombardei, nach dem blauen Gardasee, nach den Wundern Venedigs, zu meinem Liebling in der Kirche ai Frari. Ich unterhielt mich mit der Kleinen über den Wohllaut der italienischen Sprache; il solo parlare, sagt sie, é melodia, è quasi canto e nessuno dei nostri è tanto rozzo, che questa lingua senza qualche grazia e dolcezza sonasse dalle sue labre. — „Gähscht nüt füre, Kueh alte“, mit diesem rauhen Laute wurde ich geweckt; das war unzweifelhaft deutsch; es kam von den Lippen eines Postillons, der eben umspannte, und war an seinen Handgaul gerichtet. Horch und mit dem Donnerworte ward sie aufgetan, die Türe des Postwagens: „meine Herren, Sie müssen aussteigen!“ Das war der Kondukteur, er kommandierte uns in die bereitstehenden Schlitten. Ich hatte rein nicht daran gedacht, daß mir auf dem Splügen natürlich noch eine Schneefahrt bevorstand; also aus dem warmen Schlaf unvorbereitet, leicht gekleidet, heraus in den offenen Schlitten, in dichten, kalten Regen, Hagel, eisigen Sturm. Nun, man muß alles einmal durchmachen. Der Schnee war an vielen Stellen so hoch, daß wir gute zehn Schuh über der Spitze der Straßenpfähle fuhren: gerade auf der Straße durch den Anhalt, den er hier zur Sammlung fand, hatte er einen so hohen Damm gebildet. Ein Scheuen des Pferds, ein starker Stoß und Ruck des Schlittens, so war der Sturz in die Abgründe gewiß und wir brauchten keinen Doktor mehr. Eine gute Strecke gieng es vom Wege ab, nun über dachgähen Abhang, wo das Pferd zwischen Gang und Rutschen auf den Hinterbacken abwechselte. Der Postillon verlor den Humor so wenig wie wir und sprach seinem starken, runden Gaul abwechselnd mit dem obigen „Kueh“, mit „alter Pfannenflicker, alte Liesel“ oder mit dem noch zärtlicheren Liebeswort „alte Sau“ zu. Nach zwei Stunden, gründlich durchnäßt und erkältet, hatten wir noch ein Stück Wegs, wo der Schlitten auf steinigem Boden nicht mehr vorwärts konnte, zu Fuße zu stampfen, bis wir den wartenden Wagen erreichten, der von drüben gekommen war; nach kurzer Erquickung im Dorfe Splügen gieng die Fahrt

durch die wilde Herrlichkeit der Via mala nach Thusis, in Chur nahm mich die Eisenbahn auf, bald sauste der Zug am felsumstarrten, von Wasserfällen umrauschten Wallensee, dann am lieblichen Züricher See vorüber, rasch und jäh, recht ein Symbol der ganzen Reise, wechselte Schroffes und Sanftes, Furchtbares und Friedliches, und abends war ich zu Hause, in Zürich.

Indem ich zurückblicke auf diese wilde Jagd von Reise, auf das bunte Stück Leben, das an mir vorbeiflog und Bild um Bild im Sturm dem heftig bewegten Innern eindrückte, verweilt meine Erinnerung mit besonderer Liebe bei dem Augenblick, mit dessen Schilderung ich diese Blätter begonnen habe. Damals, als mitten im schnöden Unwetter vor dem erstaunten Auge plötzlich in erhabener Ruhe die weite, offene See lag, sagte ich mir, daß man nicht verzagen soll. Das ist wohl ein altes Gebot, aber es gibt Momente, die uns durch die Kraft der Anschauung neu und innig einprägen, was wir immer wußten und leicht vergessen. Der Tag wird kommen für unser Vaterland. Alle die ungezählten Kräfte, die jetzt noch vereinzelt streben und ringen, ohne das Ziel abzusehen, werden endlich vereinigt die Hindernisse durchbrechen, die getrennten Stämme der Nation werden sich finden, wie Bach und Strom sich finden im unendlichen Meer —

il mare, quanto è grato e dolce!

Ein Schützengang.

Als ich am Morgen des 12. Juli 1862 frühe aufstand, war natürlich mein erstes, nach dem Wetter zu sehen, denn ich wollte nach Frankfurt zum deutschen Schützenfest. Meine Wohnung geht nach dem See und Hochgebirg. Da sah es übel aus. Die ganze Kette, vom Glärnisch bis zum Uri-Rotstock, so klar im frühen Morgenlichte, so unheimlich deutlich, daß man meinte, danach greifen zu können. Es ist der Föhn, der die Ferne so nah erscheinen läßt, indem er den Luftschleier, an dem wir sie messen, hinwegnimmt, und was dies für Wetter bedeutet, weiß man. Also tagelang, vielleicht wochenlang strömender Regen, Sturm und nachfolgende Kälte, das ist die Verheißung für das Schützenfest! Was jetzt tun? Mein erster Gedanke war: zu Hause bleiben. Doch schnell besann ich mich eines anderen; dort unten in Frankfurt, sagte ich mir, hat ihnen der Sturm die Festhütte umgerissen, sie sind nicht verzagt, sind mutig und rüstig ans Werk gegangen und sie haben's bezwungen, der Bau steht wieder aufgerichtet; nimm ein Beispiel daran! Also vorwärts, ausharren, nicht nachlassen, das Beschlossene nicht aufgeben!

Ich gieng zur Eisenbahn, stieg ein und habe von der Fahrt nichts zu berichten, als daß nachmittags der vorhergesehene Regen sich einstellte. Die hiesigen Schweizer fuhren in einem besonderen Zug von Zürich aus, dem sich in Basel die Westschweizer anschlossen. Ich wollte aus Eigensinn keine Ausnahme von denjenigen machen, die der merkwürdige Beschluß der badischen Bahndirektion traf, wonach die bedeutende Preisermäßigung, die der Schweizerzug auf deutschem Boden genoß, den Deutschen, die sich in ihn nicht einschmuggeln wollten, nicht zugute kam. Ich fuhr also mit dem gewöhnlichen Zuge nach und kann daher auch von dem festlichen Empfang in Basel nichts erzählen. Vor dem Bahnhof in Frankfurt mußte unser Zug ziemlich lang stille stehen; es brauchte Zeit, bis die vorher angelangten Schweizer, bekanntlich über tausend Mann, ausgestiegen waren; als unser Zug, von Kanonensalven wie alle empfangen, einfuhr, standen sie im Bahnhof aufgestellt. Einzelne Laute der Anrede des Dr. Sauerländer und der Antwort des Oberst

Kurz drangen an mein Ohr, während ich Mühe hatte, mich mit Gepäck und Waffe durch die Menge zu arbeiten, um Droschke oder Träger zu finden und zur gastlich anerbotenen Wohnung zu gelangen. Versteht sich, daß man durch den strömenden Regen sich nicht abhalten ließ, am Abend noch auszugehen und sich durch Pfützen, Füße, Ellbogen und Schirme zu drängen, so gut es gieng. Aus diesem Gedränge und Gewirr, Brausen der Menschenstimmen und fern vom Bahnhof schallenden immer neuen Hochrufen, die den ankommenden Schützenzügen galten, hebe ich den Moment hervor, wo ein nahes Jauchzen und Jodeln mir anzeigte, daß die Tiroler in der Nähe sein mußten. Ich fand sie im Kreis aufgestellt, von einer dichten Menge Neugieriger umringt, auf dem Platz vor dem Theater. Da standen sie um ihren Hauptmann versammelt, der ihnen die Wohnungen anwies, in den bunten Trachten der verschiedenen Täler, mit den schweren, altertümlichen Stutzen, die bekannten Säcke auf dem Rücken, mit denen sie so oft ausgezogen sind zu einem ganz anderen Schießen, das kein Festspiel war. Es ist doch etwas, wenn man so eine Waffe ansieht und denkt: die ist wohl mit dabei gewesen, und es ist doch etwas um eine wirkliche Volkstracht und um rechte Rassemenschen, Riesengestalten aus dem fernen Gebirge, Köpfe vom echten Schnitt jenes Profils, das auf die Verschmelzung von Alemannen und Bajuvaren mit einem dunkeln romanisierten, dann germanisierten Urvolk hinweist, Gesichtszüge, über die der Pflug, aber auch die klein zuschneidende Egge der modernen Bildung nicht gegangen ist; die Phantasie wacht auf bei dem Anblick und sagt sich: es gibt noch ein Stück Poesie, das nicht Maske, das Wirklichkeit ist.

Nun — und ich dachte, jeder müsse sich sagen, es sei doch besser, daß diese da seien, als die Italiener, denn beide zugleich wären nicht gekommen: kamen die letzteren, so blieben die Tiroler weg samt den Bayern und wohl auch samt den Schwaben. Der krumme Zwischenfall der Einladung an den Mailänder Schützenverein ist längst abgetan, aber es ist immerhin nicht zu spät, durch die kürzeste Formel sich Rechenschaft von der Verkehrtheit jener kosmopolitischen Handreichung zu geben. Sie heißt so: wenn die Italiener am Feste teilnahmen, so war es sehr leicht möglich, daß einer von ihnen einen Stutzen gewann; da nun Italien unsere Grenzen bedroht, da wir

Krieg mit ihm nach aller Wahrscheinlichkeit haben werden, Krieg nicht bloß um österreichisches Besitztum, sondern um deutsches Bundesland, so könnte es gar wohl kommen, daß über kurz oder lang der welsche Gewinner einer Waffe mit derselben nach — ihrem Geber schösse. Und ich meine, daß man es darauf nicht ankommen lassen durfte, das müsse selbst der eingefleischteste Parteimann des preußischen Programms, der wildeste Österreichzertrümmerer, der holdeste Schwärmer für fremde Nationalitäten, der dürftigste Kopf und das engste Herz einsehen. Man kann doch die Wirklichkeit nicht ableugnen; mag einer den Umstand in die Hölle verfluchen, daß es „Großdeutsche" gibt, ja möchte er sogar theoretisch recht haben, daß er es tut, mag er Österreicher, Bayern, Schwaben für Unmündige, für Pfaffenknechte, für Bösewichter halten, das verändert ja an der Tatsache nichts, daß sie da sind, daß sie in Menge da sind. Nur ums Himmels willen ein klein bißchen Statistik! Es ist mehr wert als alle Logik eurer Schlüsse. Dies Fest nun war es eben, das uns die unbezahlbare praktische Lektion in der Statistik unserer Stämme und Parteien gab, es war ein Pestalozzischer Anschauungsunterricht über den wirklichen Stand der Menschen deutscher Nation, ein prächtig gemaltes Abc des wechselseitigen Vertragens und Duldens für Kinder und Alte.

In später Abendstunde traf ich noch beim Glase mit einem Komiteemitglied zusammen. Der Mann war so erschöpft, daß ihm die Augen fast zusanken; er hatte zehn Stunden gearbeitet, ohne sich laben zu können: lauter freiwillige Mühe ohne Lohn — Ehre den Braven! Man muß sich recht hineinversetzen, sonst vergißt man leicht, welche ermattende Anstrengung hier von opferfreudigen, edlen Kräften übernommen und wochenlang unverdrossen getragen worden ist. Man scheute sich fast, an diese Männer, denen der lange Kampf mit der Nervenabspannung auf dem Gesichte geschrieben stand, noch mit Fragen und Bitten sich zu wenden, und erhielt doch immer geduldige Auskunft, freundlichen Rat. Nun nehme man aber hinzu, was die ganze Stadt, Körperschaften und einzelne, Senat und Bürger, geleistet hat, man erwäge alle die Opfer an Geld und Mühewaltung, deren Größe man im Festjubel, im Anblick der glänzenden Früchte der Arbeit so leicht nur überhin sich vorstellt, da alle die Pracht, Fahnen, Kränze, Bilder, Transparente, tausendfältiger

Schmuck, fertige Zurüstungen und zarte Ausübung herzlicher Gastfreundschaft, reiche Ehrengaben, Spenden jeder Art zur Anlage des Festplatzes — da dies alles, wenn es sich vollendet dem Auge darstellt, aussieht, als wäre es im leichten Spiele nur so hingezaubert, da es einem schönen Körper gleicht, dessen innerer, vielbeschäftigter Lebensprozeß dem Auge verdeckt ist, da kein Mensch mehr an das unendliche Bestellen, Fragen, Schreiben, Rennen, Zahlen, an die Welt von Verdruß über tausend Hemmungen und Verwirrungen denkt: man gehe hinter diese Oberfläche und man wird erkennen, daß ein solches Fest keine bloße Form ist, nein, ein Werk voll Inhalts, ein Tun des Willens, eine sittliche Arbeit. Eine Arbeit freilich aus Freuden, mit Freuden, für Freuden; aber diese Freuden selbst, was sind sie? Freuden am Bilde einer ringenden Nation, die mit hochgeschwellten Kräften zum ersehnten, wahren Dasein strebt, Freuden in Anschauung eines Ideals mit dem vollen Bewußtsein, daß es nur mit Opfern wird verwirklicht werden, wogegen diese Opfer zum Feste noch ein Nichts sind, hohe Freuden, ein Jubel auf dem dunkeln Grunde des furchtbaren Ernstes. Nun war in der Woche vor dem Fest noch der bekannte große Unfall eingetreten. Es hatte den ganzen, vollen Mannesmut, die äußerste Anstrengung aller Kräfte bedurft, rechtzeitig wiederherzustellen, was der Sturm verwüstet hatte; die Katastrophe hatte Menschenleben gekostet. Man hat es überall erkannt und oft gesagt, daß dies, diese finstere Folie, dem Diamante des Festes noch tieferen Glanz gegeben hat. Die Überwindung der Elemente, die „das Gebilde der Menschenhand hassen“, wurde im Bewußtsein der Überwinder und der Gäste zum Symbol eines höheren Sieges. Entschluß und Ausdauer siegte über die wilden Mächte der Natur, Entschluß und Ausdauer wird über andere Dämonen auch den Sieg davontragen; Germania stand unter Trümmern fest im Sturm.

Am 13. morgens hatte der Regen aufgehört, aber nach Ton und Charakter der Luft und Wolken zu schließen, meinte man tausend gegen eins wetten zu können, daß ein zweiter Regentag folgen werde. Was nun? Der Mensch kann dem Wetter Arbeit, Anstrengung jeder Art abtrotzen, aber Feststimmung nicht. Ein verregnetes Fest: was kann es Trübseligeres geben? Ein verregnetes großes, stolzes Nationalfest mit ungeheurem Aufwand: wer kann

das aushalten, ohne die Flügel hängen zu lassen? Fest will Licht, weil es selber Licht ist. Aber vorwärts, ausharren, nicht nachlassen, das Beschlossene nicht aufgeben! Man wagte und es gelang; aus grauem Himmel arbeitete sich langsam das Sonnenlicht, und nachher, als das Fest eröffnet war, ist es nach Regentag und Gewitter uns treu geblieben bis zum Ende. O Sonne Deutschlands, blicke nach Stürmen so freundlich auf uns Wagende, wenn endlich, endlich der größere Festtag der Nation aufgeht, wenn die teure, vielgeliebte Fahne, die schwarzrotgoldne, hochwallend den Völkern verkünden soll, daß wir da sind, daß man uns nicht mehr beschimpfen darf, daß man uns ehren und fürchten muß!

Ich bedrohe den Leser nicht mit einer Beschreibung des Festzugs, den er längst aus den Zeitungen kennt; wenn ich es wollte, ich könnte die Drohung nicht ausführen, denn ich habe blutwenig von ihm gesehen, weil ich ihn — mitmachte. Ich wollte mit drunter sein, ich war nicht als lorgnettierender Beobachter gekommen; freilich aber hatte ich mir — sehr unrichtig bei einem Zug von solcher Länge — vorgestellt, er werde einmal ganz an sich vorübergehen. Nur am Schlusse sah ich die Festjungfrauen und Knaben am Gabentempel gruppiert, die altdeutschen Reiter absteigen und ein paar von den Bogenschützen hinweggehen. Die Frankfurter haben trefflich dafür gesorgt, daß man an der Spitze des Zuges den Kunstsinn einer gebildeten Nation erkannte. Ein so hoher Festgang will eine Zutat von Phantasie und Styl, von theatralischer Wirkung im guten und echten Sinne des Wortes, einen Reiz schwungvollerer Art, der die Anschauung aus der nächsten Wirklichkeit rasch emporhebt, indem er ihr ankündigt: hier ist geweihter Boden. Geschichtliche bunte Trachten, feurige Rosse dürfen nicht fehlen und das sicherste Mittel, ideal zu stimmen, ist die Erscheinung der geschmückten Jungfrau, des blühenden Knaben. Ehrlich gestanden, es reut mich, daß ich nicht doch austrat, um alles zu sehen; ich versäumte ja noch mehr als diesen Anblick, ich vernahm nicht den tausendstimmigen Jubel, wo die Tiroler unter den Klängen ihrer uralt einfachen Hirtenmusik, der Trommel und der Schwegel, mit ihrer ruhmvollen, zerschossenen Landesfahne, nicht den Ruf der tiefsten, aus Trauer in Hoffnung aufsteigenden Herzensbewegung, wo die Kurhessen, die Schleswig-Holsteiner im Zuge vorüberschritten. Doch nicht verloren war mir

der Anblick des hochgeschwellten Lebens in der Stadt. Ich habe manche Feste gesehen, auch die Stadt Frankfurt im hohen Festschmuck am Eröffnungstage des Parlaments und beim Einzuge des Reichsverwesers; ich weiß nicht mehr, ob die äußere Pracht, der Aufwand an Kranzgewinden, Fahnen, Bildern, Schmuck und Aufputz aller Art, damals geringer oder ebenso groß war, größer gewiß nicht; aber ich will hier nicht von diesen äußeren Mitteln reden, sondern vom lebendigen Schmuck, von den Menschen. Ein solches Leben habe ich nie gesehen; jeder Fußbreit Straße, jedes Fenster, jeder Söller, jede Tür und Dachluke von entzückten Gesichtern Kopf an Kopf belebt, alles rufend, alles winkend, mit Tüchern wehend, am lustigsten die geputzten Frauen und Mädchen. Man sah fast keine Wand mehr, Häuser waren keine Häuser mehr, sie lebten, sie leuchteten von Blicken, sie tönten von Lippen, sie wogten von tausend geschwungenen Tüchern, sie waren in Wellen, in schlagende Pulse, in empfindende Nerven verwandelt. Nicht so freuen sich, nicht so jauchzen die Menschen, wenn es etwas zu feiern gibt, was ist oder war, so nur, wenn ein Unendliches begrüßt wird, das werden soll, das werden muß, das hier vor Augen als verheißungsvolle Erscheinung greiflich da ist, unter der faßbaren Oberfläche ein Keim voll grenzenloser Lebenskraft, noch nicht Wirklichkeit, aber volle Möglichkeit, sichere Bürgschaft, blitzend aus den Augen von zehntausend bewaffneten Männern, Bürgschaft einer von jedem Herzen erseufzten Zukunft, ein idealer Kern, der aufgehen muß und wachsen zum stattlichen realen Baume. Aber nicht jede Bevölkerung wird das so feurig fühlen oder, wie tief sie es fühlen mag, so feurig kundgeben, so durch und durch elektrisiert aufleben, wie das rasche Frankenblut in der alten Krönungsstadt.

Bei der Aufstellung auf dem Roßmarkte, der Übergabe der prachtvollen Bundesstandarte, der Anrede des Dr. Müller und des Fürsten von Koburg, dessen großes Verdienst, den Schützenbund begründet zu haben, kein Parteigegensatz je verdunkeln kann, stand ich gerade den Schweizern gegenüber und will die lange Pause benützen, von der Aufnahme dieser Ehrengäste ein Wort zu sagen. Wer die Dinge mit nüchternen Augen ansieht, dem konnte sich bei der überschwenglichen Auszeichnung und den unendlichen Lobreden das Gefühl aufdrängen, es werde den Schweizern selbst des Guten fast etwas zu

viel sein. Man besorge von mir, der ich seit sieben Jahren in der Schweiz freundlich aufgenommen lebe, gar manches schöne menschliche Band geknüpft habe und hoch in Ehren halte, was alte Tapferkeit, gesunder Verstand und vaterländischer Sinn diesem Land errungen hat, kein undankbares, kein unschönes, kein neidisches Wort. Aber ich weiß auch, in wie ungünstigem Lichte das zerfahrene, unmächtige, unter ungestraftem Schimpf schmachtende Deutschland sich im Auslande reflektiert, und das Licht muß noch ungünstiger sein in einem Nachbarlande, welchem viel Bitteres zuzufügen auch das unmächtige Deutschland mächtig genug war und von welchem wir gerechterweise nicht verlangen können, daß es immer unterscheide, was die Regierungen ihm Feindseliges angetan haben und wie die Nation gegen es gesinnt ist; es sind immer wenige, die auf den Kern unter der Oberfläche sehen und den Wechsel auf die Zukunft honorieren, den wir als einzigen Ausweis unseres politischen Berufes hinhalten können;*) genährt wird der üble Anschein durch Deutsche, die hier im Ausland bei jeder Gelegenheit auf ihr Vaterland ehrvergessen schimpfen und bei jeder Gelegenheit der Schweiz schmeicheln, so schmeicheln, daß der gesunde Schweizersinn selbst in ihre Seele hinein sich schämt; in ärgerlichem Andenken ist unter anderem der plumpe Übermut des ungebildeten Raveaux, den einst das Reichsministerium als Gesandten zu schicken den großen Mißgriff begangen hat. Eine Nation aber, die noch nicht geachtet, jedoch

*) Gar manchen gediegenen und gebildeten Mann könnte ich hier nennen, der als deutscher Schweizer mit Wohlwollen, mit gerechtem Urteil auf das Mutterland blickt. Es kommt aber hier nicht auf Namen an; nur eine freundliche poetische Erscheinung kann ich nicht unerwähnt lassen. Unter dem Titel „Wiederklänge aus dem Rhonetal“ ist 1862 eine Sammlung lyrischer Gedichte erschienen, aus denen vereint mit echtem Schweizersinn die rührendste Liebe für Deutschland spricht. Der Dichter ist ein Offizier, Leo Lucian von Roten, der als isolierter Vorkämpfer deutscher Sprache und Bildung, nicht ohne manchen bittern Kampf mit den Welschen ringsum, im fernen Wallis lebt. Man lese hier Gedichte wie: „des Rheines Wache“, „die Fahnen von Magenta“ und man wird fühlen, wie rein die Empfindungen eines deutschen Patrioten mit denen eines Schweizers in den fernen Bergen sich begegnen. In der ganzen Sammlung spricht sich ein schönes, frisches, klares, menschlich echtes Gemüt so wohltuend aus, daß man der Form einige Härten gern verzeibt.

sich bewußt ist, Achtung zu verdienen, sollte, wenn sie Ausländer mit verdienten Ehren feiert, die es zu dem bereits gebracht haben, wozu sie es erst bringen will, bei ihrem Loben und Rühmen niemals ein gewisses Etwas beiseite lassen, einen gewissen Wink, Beisatz, der da andeutet, daß wir, die wir noch so weit hinter unseren Zielen zurück sind, doch Gerechtigkeit, Einsicht in die Schwierigkeiten erwarten, welche wir in unseren besonderen Verhältnissen zu überwinden haben. So ein Wörtchen wie etwa: wir ehren euch hoch, aber wir vertrauen auch, daß ihr anerkennt, es sei schwerer, vierunddreißig meist monarchische Staaten von höchst ungleicher Größe zu einigen, als zweiundzwanzig republikanische Kantone; irgend eine Andeutung von der ratlosen Verwicklung des deutschen Knotens vermißte ich, vermißten wohl die Gelobten selbst in allen den unbedingten Lobpreisungen der Schweiz als Muster und Vorbild. Allein wenn man ein andermal etwa einem zu scharf Getadelten zumutet, daß er gegen den Tadler Billigkeit übe, so sei es hier erlaubt, von den enthusiastisch Gelobten zu erwarten, daß sie so viel Einsehen haben, die enthusiastischen Lober nicht für Schmeichler zu halten. Die Schweizer haben nun zum erstenmal in Massen sich überzeugt, wie gut es trotz alledem und alledem in Deutschland sich leben läßt: wie viele Güter der Bildung, des Wohlstandes unser Leben schmücken, wieviel Ritterlichkeit, Gastfreundschaft, Bravheit, Geist, Humor, Gemüt, Geschmack, Feinheit, wieviel Anmut der Frauen, Zutraulichkeit ohne Leichtfertigkeit bei uns zu Hause ist; auch haben sie teils mit Augen gesehen, teils wissen sie längst, welches befriedigende Maß politischer Freiheit im Innern die meisten unserer Staaten genießen und wie wacker gekämpft wird, dasselbe da zu erringen, wo es noch fehlt. Wie wir von ihnen noch manches zu lernen haben, so werden sie doch auch fühlen, daß sie manches nachahmenswerte Bild nach Hause zurückgebracht. Ein Volk nun, das zu Hause so viel des Schönen und Guten besitzt, denkt nicht immer daran, wie übel es durch die Unmacht seiner Vielstaaterei sich nach außen darstellt, wie wenig Achtung es als Ganzes genießt, so lang es kein politisches Ganzes ist. Es achtet sich selbst, noch ehe es draußen geachtet ist. Es glaubt sich also nichts zu vergeben, wenn es ein verwandtes, obwohl politisch von ihm getrenntes Volk, das schon erreicht hat, wonach es selbst im großen noch ringt, mit herzlicher

Begeisterung empfängt und preist und im idealen Schwung der Empfindung über alles hinwegsieht, was auch in der Heimat seiner Gäste noch lange nicht so bestellt ist, wie es bestellt sein sollte. Es ist das Idealbild des Wilhelm Tell, wie es Schiller der Schweiz und uns hingestellt hat, das aus dem Jubel dieser Begrüßungen, aus dem Feuer dieser Lobreden hervorstrahlte; in diesem reinen Dichterspiegel sieht Deutschland die Schweiz, und so wenig Schiller glaubte, sich zu erniedrigen, weil er die Schweiz erhöhte, so gewiß er mit reinem Dichterauge in eine Zukunft schaute, wo die versöhnten Völker sich nicht mehr beneiden, so gewiß kam all jenes überflutende Lob von der reinen Liebe, die niemand des Mangels an Selbstachtung beschuldigt, wenn sie sich ganz hingibt. In der Tat wird sich dieser festliche Wechselverkehr der Schweizer und Deutschen, eingeleitet seit Jahren durch die Verbindung mit Bremen, nach beiden Seiten als ein Gewinn von unberechenbarem Wert erweisen. Worin für uns Deutsche dieser Gewinn besteht, was die nächste fruchtbare Lehre ist, die wir von den Schweizern zu empfangen haben, das zu zeigen wird eben der Haupt- und Zielpunkt dieser Schützenbetrachtungen sein.

Der Stillstand auf dem Roßmarkt war lang. Man hatte Zeit, einander anzusehen. Uns gegenüber die junge Trommlerschar aus Basel und die Reisigen in der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts an der Spitze des Schweizerzuges brachten Kurzweil in die etwas ermüdende Pause, mehr noch die bunten Uniformen mancher Schützenoffiziere aus sächsischen Landen, deren Anblick uns schon früher humoristisch gestimmt hatte, und die wir nun Zeit hatten in der Nähe anzustaunen. Ich hatte aber in der folgenden Nacht einen furchtbaren Traum. Mir träumte, ich müsse am hellen Tage so mit Federn aufgeputzt, mit Orden beladen, mit Bandelier aus breiten Silberbuckeln behängt über den Roßmarkt gehen; in Angstschweiß gebadet erwachte ich, der Traum war noch viel entsetzlicher als die bekannte rührende Situation, wenn man glaubt, sich im Hemd auf offener Straße zu befinden. Als ich zu mir kam, sagte ich mir: dies ist die Strafe dafür, daß du die schmucken Herren so boshaft ausgelacht hast; Geduld! Geduld auch damit! Sind alte Späße, ist alte, lächerlich gewordene, in kindlichem Wetteifer mit dem modernen Offizier versunkene Bürgersitte aus der Zeit der

Vogelschießen; die unwiderstehliche Macht des Komischen wird bald auch diesen Schnörkel wegätzen!

Ich führe den Leser nun rasch durch die Straßen, die geschmückte Eingangspforte auf dem Festplatz, vorüber am Gabentempel, wir lassen uns gefallen, daß die wackere Germania auf seiner Spitze etwas zu sehr das Gegenteil von Krinoline trägt, und treten in die Festhalle. Noch schöner als bei Nacht im Glanze der reichen Gaskronleuchter war sie am Mittag, wenn das kräftige Sonnenlicht, gebrochen durch die Transparentfenster des Hauptschiffs, durch das reiche Grün der Bekränzungen, die bunten Fahnen, die auf der Tribüne gegenüber der Musik um das Banner des Schützenbundes vereinigt waren, die Gemälde, die Dämmerung der beschatteten Stellen, einen tiefen, gedämpften Goldton durch die Räume verbreitete. Dies gleichmäßige farbige Helldunkel faßte dann das wogende Meer der Menschenmasse und unendlichen Stimmen, dazwischen die Musik rauschte, in eine harmonische Einheit festlich zusammen. Hier mußte man feierlich gestimmt werden bei aller Lust. Es schwebte ein Geist hohen Adels in diesem warmgelb beleuchteten Festraume; geweckt durch die entzückten Sinne stieg er aus dem Grunde des Bewußtseins der Menschen, die ja alle sich sagen mußten, daß hier eine Nation ihr höchstes, reinstes Wollen zum Ausdruck bringt, daß ihre innerste Seele ihr hier in die Augen steigt, auf die Lippen tritt, ihre Seufzer, ihr Drang, ihr fester Entschluß, ihre Scham und ihr ganzer Stolz. Die Gemälde von Lindenschmitt brachten in feurigem Style Männer und Taten aus alter und neuer Zeit vor die Augen; sie verloren an Wirkung durch die Fülle der umgebenden Pracht, aber der Gesamteindruck genügte auch, jeder Phantasie Schwingen zu leihen. Ja, die Geister von Jahrhunderten, vergangenen und künftigen, schritten durch diesen Raum; aus ferner Wolke blickten die Helden alle bis zu den letzten auf ihn herab, und durch das brütende, warme Licht schien ein leises, feierliches Flüstern zu gehen von künftigen Heroen, die wir noch nicht kennen und schauen, deren Namen unser Ohr noch nicht vernehmen konnte. Dies Gefühl der Hoheit des Festes, am nachdrucksvollsten gesammelt in der schmuckvollen, farbig durchleuchteten Halle, aber draußen wie drinnen ausgesprochen im majestätischen Festzug, in wallenden Fahnen, im geflochtenen Schmuck der Wälder und

Blumenbeete, in unzähligen Augen, rufenden, brausenden Stimmen, winkenden Händen, es hat alle getragen und gehoben. Es kann nicht fehlen, daß in solchem Gedränge auch manche gemeine, niedrige Seelen sich einfinden, aber die hohe Vornehmheit des echten Volksfestes band jeden und hielt ihm die reine Hand auf den Mund, daß kein häßliches Wort, kein wüster Schrei ihm entfahren konnte; es war jedem, als träte sein Fuß auf goldgewirkte Teppiche in einem Heiligtum, das ihm gebiete, vor der Tür den Schmutz des Gemeinen abzuschütteln. Nicht, daß es nicht recht herzlich lustig, gut volkstümlich fröhlich zugegangen wäre. Was war das abends für ein Jubeln, Jauchzen, Singen, Hallo, Hoch, Bravorufen! Eine so aufgeregte Menge muß jeden Augenblick nach irgend etwas greifen, um ihr unendliches sympathetisches Lebensgefühl auszulassen — „hat er keins, so macht er eins" —; hier wird über einen gewonnenen Becher gejubelt, dort über irgendeinen Trinkspruch, links über einen Witz, rechts über ein Lied, einen Jodler, hüben über die Ankunft eines Freundes, drüben über nichts; in der Nähe des Eingangs dort drängt man sich, Gelächter, Vivatrufen: der Appenzeller Senn in Hemdärmeln mit der roten Weste und dem Rundkäppchen von Leder, der Verkäufer von Alpenrosen, den schon jedermann kennt, trägt die Sennerin im weißen Mieder, seine Assoziierte im Geschäft, in den nervigen Armen über den See, den der stürzende Regen in die Hütte ergossen hat, in süßer Scham mit geschlossenen Augen senkt lächelnd die holde Maid den Kopf; jetzt drückt sich ein geschlossener Zug durch den mittleren Gang, es sind irgendwelche mit Gesang und Freudenruf empfangene Ankömmlinge; was gibt es an jenem Tisch für ein Freudengeschrei? was an diesem? Niemand weiß es, man müßte beständig drängen und fragen, wenn man die Ursache erkunden wollte, wo irgendein Aufruhr, lauter Ausbruch wie eine höhere Welle aus dem Stimmen-Ozean hervortaucht. Bei Tage unterbrachen ernstere Episoden das immer gleiche Getümmel; jetzt bringen die Amerikaner ihr Sternenbanner, übergeben es am Gabentempel unter feierlicher Anrede und Antwort, jetzt die Schleswig-Holsteiner ihre beflorte Fahne, mahnend an unseres Volkes tiefste Wunde, jetzt tritt ein Zug von Wienern auf: der Kaiserstadt war es an dem kostbaren Humpen, den sie als Ehrengabe gesandt, noch nicht genug, ihre Schützengesellschaft hat noch eine besondere Ab-

ordnung mit einer prächtigen Fahne und einem neuen Geschenke, einem silbernen Trinkhorn, hergeschickt, vom Gabentempel werden diese Banner mit Musik und Gesang in die Festhütte getragen, um bei den anderen versammelt zu werden, die in prächtiger Fülle die Oriflamme des Schützenbundes umgeben. Doch Ernst oder Scherz, Komisches oder Tragisches: jener Schwung, jenes Gefühl der Großheit des Festes, das jede Seele hob, zog sich durch alle Gegensätze hindurch, bannte überall jedes Unschöne, Rohe und hielt alle Wellen in dem einen, reinen Strome der Begeisterung zusammen, die da weiß, daß es sich um ein Unendliches handelt.

Vom grenzenlosen Summen und Drängen, Schieben und Stocken in der nächtlichen Halle wendet man sich hinaus in die Kühle des Freien auf dem Festplatz. Er war nachts am schönsten, weil er am belebtesten war, weil im heiteren Lichte der Gasflammen, die in wechselnden, reichen Formen umherstrahlten, eine bunte Menge, zwischen Männern eine geschmückte Frauenwelt lustwandelte. Nun gab es auch hier bald dies, bald jenes, Umzüge aller Art, Festspiel, Feuerwerk. Das Festspiel von Dr. Weismann war auf wirksame Gruppen und auf die eingeflochtenen lebenden Bilder wohl angelegt, Fräulein Janauschek, eine großartige, stylvolle Germania in Erscheinung und Vortrag, leider aber dehnten sich die Reden in ermüdender Länge, um so ermüdender, weil der entferntere Zuhörer sie nicht vernehmen konnte, denn man hatte versäumt, in der nahen Festhütte die Musik einzustellen. Bei einem solchen Spiel muß der Dichter nicht alles sagen wollen, was er auf dem Herzen hat, Aktion, Pantomime muß mehr als Worte sprechen. Dabei kann ich nicht verschweigen, daß hier in den Worten, die dem Schweizer in den Mund gelegt waren, die Stelle vom Joch des Hauses Habsburg nach meinem Gefühl besser unterdrückt worden wäre. Ja wohl steht das Haus Habsburg mit einem schwarzen Register im Buch der deutschen und Schweizer Geschichte; allein ein großes Fest hat seinen besonderen Anstand, will seine besonderen Rücksichten; ich meine gegenüber den versammelten Volksstämmen selbst. Der Österreicher kennt so gut, ja besser als wir, jenes schwarze Register, aber es knüpft sich ihm auch manche stolze Erinnerung an diesen Namen, Jahrhunderte des Zusammenlebens eines Fürstenhauses und eines Volkes in einem großen Staate begründen ein tief wurzelndes menschliches Gefühl,

das stärker ist als die Erinnerung an die Sünden der Fürsten, dies Gefühl will bei hoher Feststimmung, wo nicht Zeit ist, ins einzelne zu gehen und das Gute neben dem Bösen zu nennen, geschont sein, vollends wenn Ausländer in Masse geladen und gegenwärtig sind wie hier die Schweizer. Der Schweizer würde auf einem Feste vor so vielen Fremden sicherlich nicht einseitig erwähnen, was etwa die Berner Aristokratie oder der Sonderbund der katholischen Kantone an der Schweiz verbrochen hat, er würde denken, da müßten die Beschuldigten ja eigentlich auch das Wort erhalten, um den anderen Kantonen ebenfalls ihre Sünden vorzurücken, und das gäbe ein langes, häßliches Lied; also lieber die Melodie gar nicht anschlagen! Haus Hohenzollern hat ja auch gar manche schwarz angestrichene Seite in unserer Rechnung; wer verargt es dem Preußen, daß er dennoch daran hängt und lieber der glorreichen Momente seiner Geschichte gedenkt? wenn er in feierlicher Stunde den Namen nicht will unter Verwünschung genannt hören? Was aber dem einen recht ist, das ist dem anderen billig.

Das Festspiel war zu Ende, der Vorhang gefallen und die dichte Menge schickte sich zum Abziehen an, als er noch einmal aufgieng, eine Anzahl städtischer Tiroler in der gewöhnlichen Schützenkleidung im Halbkreis auf der Bühne aufgestellt erschien und ein Jodlerlied anstimmte. Es waren reine, wohlgeübte Stimmen in der schönsten Harmonie und doch der echte Naturklang der wohlbekannten Nationallieder. Unter den mancherlei Improvisationen und Episoden auf dem Festplatz hat nicht leicht eine so viel Freude und Jubel gemacht wie dieser Einfall, auf das Festspiel, das zwar, die Germania ausgenommen, von Dilettanten gegeben, aber doch vorbereitete Kunstleistung war, und worin die Rolle eines Tirolers als Maske vorkam, nun diese Stegreifproduktion eines echten Volksgesangs wirklicher Tiroler folgen zu lassen. Man wollte die Leute gar nicht mehr fortlassen, „noch eins! noch eins!“ schrien nach jedem Liede die gedrängten Zuhörerscharen, bis endlich der Vorhang unerbittlich geschlossen blieb. Müde sind wir schon lang jener „Alpensänger-Quartette“, die ums gute Geld ihre Tiroler-Naivität und gejodeltes Tiroler-Heimweh in der Welt herumzeigen und mit gefüllten Beuteln aus London und Petersburg zurückgekehrt sich beeilen, die Lederhose und Joppe mit modernem Rock und Hosen zu vertauschen; diesmal

aber kam es ungesucht, frei, frisch daher, wie die Gemse, die auf hohem Berggrat plötzlich vor uns aufspringt.

Bei Tage war der dichtest umdrängte Punkt auf dem Festplatz immer der Gabentempel. Wie wässerte dem Schützen der Mund, wenn er die schimmernden Pokale, die reichen Waffen, alle die herrlichen Gaben sah! Er war wie die Ein- und Ausgänge des Festplatzes und der Hütte, wie man weiß, von bewaffneten Turnern bewacht. Alle Stimmen in den Zeitungen haben Freude ausgesprochen an dieser freiwilligen jugendlichen Volkspolizei, und doch ist dabei die Größe der Leistung nicht, wie sie verdient, hervorgehoben worden. Nicht jedermann hat wohl bedacht, was das für eine Geduldprobe, für eine Anstrengung war, wenige wissen wohl, was es z. B. hieß, in der stürmischen Wetternacht des dritten Tages den Gabentempel hüten: die reiche Sammlung der Ehrengaben, die er enthielt, war von Diebesbanden ernstlich bedroht und auf jeden Laut mußte unter dem Getöse des Sturms und Regens peinlich geachtet werden. Die Hauptsache aber ist natürlich: wir haben uns selbst und dem Auslande zum erstenmal gezeigt, daß wir eine ungeheure Menschenmasse mit frei dienenden Kräften ohne die offizielle Polizei, mit einer Schar schlanker karabinerbewaffneter blutjunger Bursche in Ordnung zu halten vermögen, d. h. daß wir uns selbst beherrschen, und ein Volk, welches dies kann, ist reif, seine Geschicke frei aus sich zu bestimmen.

Kommt einst wieder ein Tag, wo der Sturm in unser Volk fährt, er wird diesen Ordnungssinn erproben im kleinen und großen, er wird uns gefaßter, gesammelter, männlicher finden als das Jahr 1848, und wir werden nicht mehr dulden, daß die reine Bewegung durch wüsten Unfug, durch Verbrechen besudelt werde. Es knüpft sich eine blutige Erinnerung an die Nähe des Ortes, wo wir uns befinden. Ich wollte den Leser aus den Pforten des Festplatzes noch auf die Bornheimer Heide hinausführen, eigentlich, um ihm das fröhliche Treiben des Volkes zu zeigen, das sich hier im Offenen, wo kein Eintrittsgeld zu entrichten ist, seinen Freitisch gedeckt, seinen Schwank als Anhang zum klassischen Schauspiel bereitet hat. Ein Markt mit Buden jedes Inhalts hat sich hier aufgetan, Gaukler, Seiltänzer, Kunstreiter spielen, in seinem Leinwandkasten achtet der Pulcinell im Frevel seines Humors nicht menschliche, nicht göttliche,

nicht höllische Mächte, schlägt Tod und Teufel tot, entzückt einen dichten Kreis von Mägden, Bauern, Kindern, Soldaten — man will öfters sogar einen Professor mit sehr andächtigen Mienen in dieser unschicklichen Umgebung bemerkt haben —, vor dem bemalten Wachstuch erklärt leiernder Gesang, von der Drehorgel begleitet, die haarsträubende Mordtat, in deren Darstellung der Pinsel eines Rubens sich erschöpft hat; zahlreiche Wirtsbuden laden zu Trank und Speise ein, um die von so viel Glänzendem und Furchtbarem erschöpften Lebenskräfte zu erfrischen. Das muntere Völkchen hat über den gemalten Greueln das Bild vergessen, das drüben, ganz nahe, vor der schaudernden Erinnerung sich ausspannt, sieht nicht den blutigen Geist, der dort um die Pappelreihen schwebt. Ich will ein Stück Menschenschicksal erzählen, das, in wenige Stunden zusammengedrängt, im Jahr 1848 an mir vorübergegangen ist. Der Leser mag sich gefallen lassen, daß ein finsterer Schatten in das heitere Festbild hereinrage; eine Freudenstimmung hoher und ernster Art weist auch den Schauer nicht ab. Ich erzähle Wohlbekanntes; die Auffrischung mag sich durch das Gepräge des Erlebten rechtfertigen.

Am 18. September wurde in der Paulskirche über das Verhältnis der Schule zu Kirche und Staat verhandelt. Ich hatte früher den Antrag gestellt, diese Fragen auf das Ende aller Beratungen der Reichsversammlung zu verschieben, aus dem ganz einfachen Grunde, um die Verzögerung unseres Hauptzwecks, des politischen, zu verhüten, welche die Aufnahme dieser Verhandlungen durch die unzeitige Aufregung der Leidenschaften innerhalb und außerhalb der Paulskirche mit sich bringen mußte. Ein guter Teil der geistlichen Herren, die auf unseren Bänken saßen, und mit ihnen mancher glaubenseifrige Laie, waren nur um der kirchlichen Frage willen gewählt und für diese Debatte gerüstet, als wären wir ein Konzil; die Linke ihrerseits konnte nicht gesonnen sein, zurückzubleiben, wo es sich um die geistige Freiheit und rein menschliche Bildung handelte; es drohte also wirklich eine heillose Verschleppung unseres eigentlichen Geschäfts, für das wir wahrlich keine Zeit zu verlieren hatten. Als ich jenen Antrag stellte, bekämpfte ihn mit besonderer Lebhaftigkeit der Fürst Lichnowsky; er sprang mehreremal auf die Rednerbühne, ich auch. Er hieng und steckte mit dem katholischen Klerus zusammen. Mein Antrag gewann alle Aussicht auf Erfolg; über Nacht aber fiel

ihm alles, die Linke wie die Centra, wieder ab. Warum? Das ist mir heute noch nicht ganz klar. So begannen denn im September diese Debatten und da sie einmal nicht aufzuhalten waren, so wollte ich auch nicht schweigen und versuchte am genannten Tag meine Ansicht auseinanderzusetzen: die einzige längere, doch nicht lange Rede, womit ich die Versammlung beschwert habe und die ich nur erwähne, um ihren hastigen Charakter aus der Lage des Augenblicks zu erklären. Denn kaum hörte man noch einem Redner zu: draußen stand das Militär und wurden ihm gegenüber die Barrikaden gebaut. Ich gieng noch während der Sitzung auf den Platz vor der Paulskirche hinaus und sah dem seltsamen Schauspiele zu, wie die Soldaten, Gewehr bei Fuß, es ruhig geschehen ließen, daß vor ihren Augen unter Geschrei, Verwünschungen und Steinwürfen die flüchtigen Bollwerke des Straßenkampfes aufstiegen. Hier stand nun auch Lichnowsky, trat, als er mich sah, hart an mich heran und sah mir mit der Lorgnette ganz nah ins Gesicht, wie man einen Käfer auf einem Blatt ansieht; ein ironisches Zucken in den Mundwinkeln schien zu sagen: ich muß mir doch meinen furchtbaren Gegner von dazumal näher beschauen. Ich warf mich rasch herum und drehte ihm den Rücken zu. Er ließ es geschehen, ich war aber nachher doch nicht einig mit mir, ob ich mir gegen die aristokratische Frechheit hinreichende Genugtuung genommen habe. Lichnowskys ganzes Wesen war eine fortdauernde Verletzung und Herausforderung des Bürgerlichen; hier sagte jeder Zug, daß „der Mensch eigentlich mit dem Baron anfange". Er hatte ein schönes Profil, fast griechisch geradlinig, gefälligen Wuchs, soldatisch aufrechte Haltung; neben dem Ausdruck des hocharistokratischen Selbstgefühls spielte aber aus den beschleierten Augen, lief zuckend und zupfend über die Züge und durch alle Bewegungen der Gestalt ein prickelnder Funke der Lüsternheit. Er war einer unserer besten Redner, denn er las nicht fertig aus dem Gehirn ab, was er redete, sondern erzeugte es nach Inhalt und Form gegenwärtig, es wurde vor den Augen der Zuhörer, es kam warm, soeben erarbeitet, aus dem Innern, freilich aus einem Innern, das e i n großes Vorurteil war. Dabei konnte man über den sichtbaren Mangel an wirklicher Bildung, selbst gründlicherer Schulbildung lachen, der in groben Sprachschnitzern zutage trat, wie z. B. „das historische Recht hat keinen Datum nicht". Ich also war

unzufrieden mit mir, besann mich nun, ob ich nicht einen weiteren Schritt tun sollte, und mußte mir doch sagen, daß hiezu der Augenblick verpaßt war. Ich gieng unschlüssig, verstimmt gegen zwei Uhr, als die Sitzung geschlossen war, nach Hause. Ein Mensch, um den ich mich bisher nicht bekümmert hatte, war mir nun ein Dorn im Auge, ich haßte ihn. Ich ahnte nicht, wie bald sich der Haß in Mitleid verwandeln werde. So recht in der „Maienblüte seiner Sünden" war der Mann vor mir gestanden. Ich ahnte nicht, daß er in wenigen Stunden gemähet sein sollte.

Ich wohnte in der Döngesgasse. Meinem Hause nahe fand ich eben noch den Durchgang an einer Barrikade, die noch nicht ganz geschlossen war. Neben derselben sperrte eine zweite, im Winkel zu ihr gestellt, die schmale Hasengasse ab; beide füllten sich soeben mit wenigen gut bewaffneten jungen Männern und schlecht oder gar nicht bewaffnetem Gesindel, Knaben mit rostigem Bajonett auf einem Pfahl u. dgl. Von meiner Wohnung konnte ich alles übersehen. Ich meine, es war um drei Uhr, als der Kampf begann; der erste Angriff, der überhaupt gegen eine Barrikade gemacht wurde, hat an dieser Stelle stattgefunden. Etwa eine halbe Kompagnie Österreicher, Böhmen, kam vom Liebfrauenberg mit gefälltem Bajonett anmarschiert; ich sah deutlich, daß die Mannschaft, als sie an der Biegung der Straße erschien und ihrerseits der Barrikade und der Bewaffneten, die mit angelegten Flinten auf ihr lagen, ansichtig wurde, wie fragend den Offizier anblickte, als wollte sie sagen: sollen wir denn in breiter Linie gegen den Feind anrücken, damit er so recht ins Volle schießen kann? Der Oberleutnant veränderte sein Kommando nicht, die Doppellinie näherte sich der Barrikade; die Leute, die im Anschlag auf ihr lagen, nur etwa zehn Mann, aber tüchtige Bursche von der Klasse der Arbeiter, schwenkten die Hüte, ließen die Republik leben und gaben ihre Salve. Drei Österreicher fielen. Ich habe nachher gehört, daß einer von ihnen starb; eine Kugel hatte ihn vor die Stirn getroffen und war, schlecht geladen und gehemmt durch den Widerstand des Käppischildes, in der Hirnschale steckengeblieben; in bewußtlosem Zustand lebte er noch mehrere Tage. Der Offizier wurde jetzt sichtbar unschlüssig; er meinte gewiß, das Innere der Barrikade sei voll von Bewaffneten, führe etwa auch in weiteren Hinterhalt und er dürfe seine Mann-

schaft nicht daran wagen, sie im Sturme zu nehmen. Das vorletzte Haus vor der Barrikade steht hinter der Reihe zurück; auf das freie Plätzchen, das hiedurch an der Seite der Straße sich öffnet, führte er seine Mannschaft und kommandierte nun Feuer. Fast ohne Erfolg, denn die Barrikadenmänner hatten sich in das Innere ihrer dürftigen Schanze zurückgezogen, doch in den Eckhäusern befanden sich ebenfalls einige Kämpfer, und ein Verwundeter, der winselnd von zwei Kameraden in das Haus meines Nachbars, eines Chirurgen, geführt wurde, muß dort durch das Fenster getroffen worden sein. Der Offizier kam immer noch zu keinem Entschluß; einige seiner Leute stellten sich gebückt mit gespanntem Hahn an den Fuß der Barrikade und lauerten, ob sich kein Feind auf ihr zeige; währenddessen stand er kurze Zeit vor dem Hause gegenüber seiner Mannschaft; zwischen der Ecke desselben und der Barrikade war ein schmaler Raum offen gelassen; durch diese Lücke sah ich einen Knaben den Arm schieben und auf den Offizier, der die Gefahr nicht bemerkte, ein Terzerol abdrücken; die rostige Waffe versagte. Bald darauf zog er mit seinen Leuten ab und hinter ihm her scholl der Jubel der Verteidiger, die so unvermutet geschont waren und sich für wirkliche Sieger hielten.

Den Offizier trifft nach meiner Überzeugung kein Vorwurf; er war sicherlich das Opfer verkehrter Befehle. Es ist bekannt, daß das Oberkommando mit Absicht den Bau der Barrikaden zugelassen hat, in der Meinung, sie nachher mit leichter Hand zu nehmen, und in der Hoffnung, an den mühelosen Sieg einen allgemeinen Umschlag zugunsten der Reaktion zu knüpfen. Das letztere ist gelungen, der Sieg aber war nicht so leicht, als man gemeint hatte. Der militärische Übermut, womit man überall in vollen Linien gegen die Barrikaden anrückte, statt die Häuser zu durchbrechen, aus den Fenstern und, Mann hinter Mann, von den Seiten der Straßen zu feuern, hat sich bekanntlich bitter bestraft und weit mehr braves Soldatenblut gekostet, als zugestanden worden ist. So war denn auch dem Führer dieser kleinen Infanterieabteilung der Linienangriff offenbar vorgeschrieben und die Erwartung, er werde seine Mannschaft als Sieger durch bloße Drohung ohne Kampf unversehrt zurückbringen, so zuversichtlich ausgesprochen, daß er nichts zu wagen wagte.

Die Barrikaden vor meinem Hause wurden nicht weiter beunruhigt und nach und nach verlassen. Inzwischen hörte man längst von allen Seiten der Stadt das Knallen des Gewehrfeuers und müde Kugeln schwirrten wie zwitschernde Schwalben über unseren Dächern weg. Abends kamen die Hessen und eröffneten den lebhaften Kampf in der Fahrgasse, in welche die Döngesgasse mündet. Ihre Schützen schickten, wo sich in dieser noch ein Bewaffneter zeigte, einige Kugeln herein. Ein schöner, großer, schlanker junger Mensch wurde von der Fahrgasse tödlich verwundet heraufgebracht und in dem Nachbarhause des Chirurgen niedergelegt; ich habe des anderen Tages seinen Leichnam noch im Hausflur liegen gesehen; es war meines Erinnerns ein Mechaniker aus Heidelberg. Endlich in tiefer Nacht war auch Artillerie angelangt und man vernahm die dumpfen Schläge ihres Geschützes. Jetzt hörte ich es ganz nahe rasseln, dann zwei Kartätschenschüsse fallen. Sie galten der Barrikade in meiner Straße: Sehr überflüssig, denn, wie gesagt, sie war verlassen. Unmittelbar darauf ein Lärm, Rumpeln, Schimpfen: die Hessen überstiegen den flüchtigen Bau; eine kurze Stille schien Folge der Überraschung, da man das Innere leer fand; jetzt vernahm ich einen wirren Wortwechsel, mehrere Gewehrschüsse fielen, ihnen folgte ein kurzes Ächzen. Ein kleiner Schneider war abends am Fuß der Barrikade eingeschlafen, von den Seinigen vergessen, die Soldaten finden ihn, wecken ihn unsanft, er wird grob, schimpft und sinkt, von Kugeln und Stichen durchbohrt. Ich hatte ihn nachmittags wohl bemerkt; er war der Aufgeregteste unter dem Barrikadenvolke gewesen.

Ich erzähle nicht, welchen Anblick am andern Morgen die Stadt bot; man weiß es aus mancher Schilderung und kann sich ohnedies leicht ein Bild machen. Im unendlichen Gedränge finde ich einen Kollegen aus der Paulskirche, erwähne im Gespräch den Fürsten Lichnowsky als einen Lebenden; — „weißt du es denn noch nicht? er und Auerswald sind ermordet“ — er erzählte mir den Hergang. Es war bekanntlich der kitzelnde Fürwitz, die vordringliche, eitle Geschäftigkeit, was den Mann in die Hände der Scheusale geführt hat, die da meinten, durch den schnöden Mord des immerhin schädlichen, aber vergleichungsweise doch gleichgültigen Individuums die Freiheit und das Vaterland zu sühnen. Schon vormittags hatte er mit eingezwickter Lorgnette voll vornehmen Hohns im Gesichte den Barri-

Ladenbau beäugelt. Nachmittags ließ es ihm keine Ruhe, er mußte sich zeigen, sich zu tun machen, sich an den Laden legen, an der Militärschabracke seines Pferdes mußte der Soldat kenntlich sein, der hier Geschäfte halber — niemand brauchte, niemand rief ihn — natürlich nicht fehlen durfte, und der arme Auerswald, den eine Ahnung warnte, mußte mit ins Verderben. Sie ritten der württembergischen Artillerie entgegen, die von Friedberg her erwartet wurde und auch ohne sie kam. Sobald die ersten Schüsse aus der wild empörten Rotte fielen, die aus dem Friedberger Tore kam und Lichnowsky erkannte, verlor er mit seinem Begleiter den Kopf; wenige Schritte von dem Gärtnerhaus, wo sie sich versteckten, und sie wären auf der Bornheimer Heide gewesen, wo die Reiter nicht einzuholen waren. Das weitere weiß man.

Am Nachmittage gieng ich mit einem Bekannten in das Spital, den Leichnam des Gemordeten zu sehen. Grausen überfiel mich, halb ohnmächtig sank mein Begleiter an die Wand, als uns der Kopf des Toten aufgedeckt wurde. Es waren nicht die Wunden: Wir sahen nur den Streifschuß in der Kopfhaut, nicht den zerhackten Arm, nicht den durchschossenen Unterleib; nein, es waren die Schauer eines entsetzlichen Todes, die auf diesem Angesichte stehengeblieben waren und ihm den Stempel des versteinernden Medusenhauptes aufdrückten. Auf diesen Zügen spielte und hüpfte noch vor vierundzwanzig Stunden der Mutwille des üppigsten Lebens, sprang „der Geck Gelächter“ hin und wieder, und jetzt — —

Doch verlassen wir die Stätte der Todesschatten, auf die ich den Leser seitab von einem farbenreichen Festesbilde geführt habe; kehren wir von der Stille der Leichenkammer ins warme Leben, in den fröhlichen Lärm zurück: Begeben wir uns in die Schießhütte und vergessen den Knall des Mörderschusses über dem endlosen Geknatter der Stutzen, die harmlos nach der hölzernen Tafel zielen.

Ein Schützenfest zerfällt in zwei sehr verschiedene Seiten. Das Schießen ist Arbeit und hat etwas vom Handwerk; es will seinen besonderen, getrennten Raum und macht einen unharmonischen Höllenlärm: eine herbe Realität, welcher die Idealität des künstlerischen Schmucks, Gesangs, der Musik, der Reden in der Festhütte als voller Kontrast gegenübersteht. Ein Sängerfest ist mehr aus einem Guß; an den Mittelpunkt, der selbst idealer Art ist, schmiegt

sich leicht und flüssig jede andere Äußerung des Schwunges, der die Gemüter hebt und in einem Strome führt. Knallend, pfeifend, heulend durchschneidet die Kugel die Luft, ungleich, in mißstimmigem Wechsel, bald wie Peloton, bald durch Pausen getrennt, knattern die Schüsse und betäuben das Ohr; leicht und ätherisch, in geordnetem Einklang, schwebt der Gesang auf den Wellen der Luft, von da zur Festrede, zum gehobenen Gespräch, begeisterten Trinkspruch, Worten der Liebe, Händedruck alter und neuer Freunde ist kein Sprung, nur ein Schritt, es geht in einem Zug. Die Schießhütte ist wie eine Werkstätte, man hat nicht viel Zeit zum Sprechen und kann vor dem Geknall einander kaum verstehen; viele tragen gar Schürzen wie Spengler oder Buchbinder, der lädt, der hämmert an seinem Korn, der putzt den verrußten Lauf, der arbeitet sich durch das Gedränge an den Schießstand, der zielt, der drückt los; da stellt man dir einen Herrn Soundso vor, der deine Bekanntschaft machen möchte: „sehr angenehm — sehr viel Ehre — bitte, erlauben Sie nur, daß ich erst die Kugel hier aufsetze“ — er erwähnt etwas von Literatur — „Ihre Prinzipien, mein Herr“ — die Kugel will nicht ins Rohr — „Erlauben“ — „Was? Wie?“ — Keine Möglichkeit zu verstehen, und so bestellst du Geschäfte halber den neuen Bekannten auf den Abend in die Festhütte, wo du ihn so gewiß findest als eine Stecknadel in einem Heuwagen. Allein das Sängerfest erkauft seinen Vorzug mit einem Nachteil: es ist weiblich wie die Musik selbst, ein Schützenfest ist männlich. Waffenspiel als Mittelpunkt des Ganzen: hier ist das höhere Fest. Dies gilt sogar noch, abgesehen von der politischen Bedeutung. Das Bild, das ich von der Schießhütte gegeben, ist nur halb, nicht einmal halb richtig. Es geht in diesem Raume nicht so prosaisch her, wie es danach scheinen möchte; er hat auch seine Poesie. Es ist freilich Anstrengung, den Kopf klar zu erhalten unter dem tollen, unverschämten Krachen, das alle Nerven aufregt, anfangs völlig berauscht; man muß die fünf Sinne hübsch zusammennehmen, im Laden nichts zu verfehlen, das Zündhütchen nicht aus Zerstreuung am Ladetisch aufzusetzen; das Zielen will die ganze gespannte Aufmerksamkeit des Auges und wache Schärfe des Denkens; es will mehr, vollends dann, wenn es sich um einen Schuß in die Stichscheibe, die heiß umworbene Bringerin der Ehrengaben handelt; der Gedanke: *jetzt*, *jetzt* gilt es, fährt wie ein Dämon in die Nerven, regt

den Puls auf, es flirrt vor den Augen, die Hand zittert wie im Fieber; die neugierigen Zuschauer im Rücken vermehren die Befangenheit; kurz, es ist wie ein mündliches Examen. Nun muß der straffe Wille aufgeboten werden, dieses Irrsein, diese Beneblung niederzukämpfen; anfangs will es nicht gelingen, denn eben die Absicht, dies zugespitzte Wollen vermehrt nur das drangvolle, die Herzgrube beengende Gefühl, daß in dieser Sekunde alles auf der haarscharfen Messerspitze der Entscheidung steht; der Schuß wird „verwackelt, verzappelt". Wer sich anlügen könnte, es sei gleichgültig, es sei nur so getan oder Schuß in die Stichscheibe sei nur Schuß in die Kehrscheibe! Vergebens ersinnt der Kopf alle List, die vibrierende Phantasie zu hintergehen; nur die Wiederholung, die Übung, die Erfahrung gibt ihm endlich die nötige Kälte, die Überlegenheit über den rebellischen Nerv. Aber eben das Bewußtsein: du hast nicht nachgelassen, bringt freudiges Selbstgefühl und dies ist die Stimmung, die in der Festhütte waltet. Es ist ein eisenhaltiges, ein stählernes Element, worin man sich hier bewegt. Es befreit auch die Sinne, nachdem es sie in wildem Aufruhr verstört hat. Es geht wohl manchem so wie mir: Wagengerassel, verwirrendes Durcheinander von Gesprächgruppen an einem Tisch kann meine empfindlichen Sinne in einen Zustand der äußersten Qual versetzen, der Knall des Schießens entlastet, entbindet mir nach kurzer Aufregung die Nerven; wie oft bin ich mit eingenommenem Kopf, bleiernem Druck über trüben Augen mürrisch zum Schießstand geschlichen und hell, frei, mit kühlem, klarem Hirn hinweggegangen! Es ist das Entschiedene, das Ganze, das Durchschlagende in der Explosion, was neben der kräftig anspannenden Tätigkeit diese Wirkung hervorbringt. Zu dem allem kommt nun als Hebel männlichen Selbstgefühls beim Schützenfeste der Wetteifer, das Ringen mehr um die Ehre als um die Preise, und man braucht kein Handwerks-, kein „Provisionsschütze" zu sein, um das Energische zu empfinden, was darin liegt. Doch die Schießstätte ist nicht nur durch das Kraftgefühl, das sie bringt, ein Ort des Frohseins, sie hat auch ihre positiven Freuden. Der gelungene Schuß macht nicht allein dem Schützen Spaß, die Umstehenden freuen sich mit, selbst der Warner ist nicht stumme Amtsperson, — in Frankfurt waren es bayrische Jäger, gar anstellige Bursche, die nicht als gleichgültige Maschinen,

sondern mit der Teilnahme und dem Humor des Fachmanns ihren Dienst verwalteten und schmunzelnd, wohl auch mit einer gemütlichen Bemerkung dem glücklichen Schützen den Zettel verabreichten. Hatte nun eben einer die Zahl der guten Schüsse vollendet, die einen Becher eintrug, oder traf einer gut in eine Stichscheibe, so fehlte nach alter Schützensitte nicht der obligate Jubel, das laute Ju! Ju! der Umstehenden und in seines Herzens Freude sieht man den Glücklichen weglaufen, den Becher zu holen oder aus der Hand des Kontrolleurs das beseligende Blatt nehmen, darauf sein preisgewinnender Tellschuß, seine Apollotat vermerkt ist. Und nun erst der geistige Hintergrund, auf dem das alles vor sich geht, in tiefster Seele das Bewußtsein, daß hier eine Nation ihre Stämme versammelt, um einmal in ihrer Verbrüderung den wahren Boden zur politischen Einheit zu legen, das Bewußtsein, daß dies Spiel zu einem Ernste führen, daß hier der Keim einer gründlichen Umbildung unseres gesamten Wehrwesens liegen muß und daß einer waffengeübten Nation noch ein anderer Schuß gelingen wird, der große Hauptschuß in das Zentrum der Scheibe Deutschland!

Der Gegensatz zwischen Schützenarbeit und Festschwung wird uns nun doch fließender erscheinen als auf den ersten Blick; es ist denn doch nicht ein Kontrast wie Werktag und Sonntag, von der Schießhütte in die Festhütte führt nicht ein Sprung, sondern ein Schritt. Nicht bloß der Schütze, der mit einem herausgeschossenen Festbecher hinüberläuft, um ihn jubelnd mit seinen Kameraden einzuweihen, zu „verschwellen", bringt die rechte Stimmung dahin, nein, jeder, der nicht reiner Schießphilister ist. Da kommt ihm denn der festliche Raum entgegen und statt des Geknatters der Schüsse empfängt ihn die herzlösende Musik und entbindet das Gefühl, das unter dem Ernste seiner Anstrengungen nicht geflohen war, aber nicht wirklich zu Worte kommen durfte.

Das Salz der Rede soll und kann einem solchen Feste nicht fehlen. Es muß heraus, es muß laut auf die Lippen, was alle bewegt; die Bedeutung des Festes muß öffentlich, feierlich in Worte gefaßt werden. Die Begrüßungsreden genügen nicht; dem Feste selbst, nachdem es im Zug ist, gebräche der Punkt auf dem i, wenn nicht wieder und wieder in mancherlei Form von Rednern ausgesprochen würde, um was es sich handelt. Aber eigentliche, entwickelte Reden

waren nicht am Platz. Sie verlangen einen Raum, wo man den Redner überall hört, und eine stille Versammlung. Es konnte nur während des Mittagsmahls gesprochen werden, abends im ungeheueren Getöse der überfüllten Halle war es unmöglich, und von Anweisung irgendeines städtischen Raumes zum gesonderten Zwecke politischer Reden konnte, versteht sich, keine Rede sein. Das Fest war allerdings politisch, und unsere künftigen Schützenfeste sollen und werden es auch sein, aber es war ein Fest und keine politische Versammlung. Rede war nötig als Ausdruck davon, daß es ein politisches Fest war, und doch konnte es nicht anders sein: das Fest überrauschte diesen Ausdruck ebensosehr, als es ihn bedurfte. Der Sprecher mußte die Stimme durch das unendliche Geräusch in den weiten Räumen, wo der entferntere Esser leicht gar nicht einmal merkte, daß jemand auf die Rednerbühne gestiegen, gewaltsam durchdrücken und auch dann vernahm ihn nur die nähere Umgebung und wer sich zu ihr herdrängte. Auch war die Arbeit, das sohlenlederharte Fleisch zu sägen und zu malmen, so groß, daß sie leicht die ganzen Kräfte in Anspruch nahm; während man an diesem Objekt zupfte und zerrte wie eine Ente an einem großen, alten Frosch, konnte man einen Demosthenes überhören. So waren denn die Reden mehr eine Art Tafelaufsätze, Schaugerichte oder, wenn der Ausdruck verletzen sollte — was er nicht will — eine Art rhetorischer Tusch, Trompetenstoß der Zunge, wobei es auf den Inhalt weniger ankam; je enthusiastischer, unbestimmter, desto besser, je mehr Versuch, zu beweisen, zu entwickeln, zu präzisieren, desto schlimmer angebracht. Durch die Kürze der Zeit, die der einzelne Redner einhalten mußte, war denn auch dafür gesorgt, daß er in dieser Form sich bewegte. Aber vor etwas anderem war mir, ich gestehe es, zum voraus bange. Wer warm spricht, der spricht seine Überzeugung aus; wie sollten sich alle Redner darauf beschränken können, bloß dem Gefühle, das uns zum gemeinsamen Streben nach Einheit verbindet, Worte zu leihen und nicht die Frage über die Form zu berühren, in welcher diese Einheit erstehen soll? Und wer kann diese Frage berühren, ohne in jene Sphäre hineinzugreifen, wo der unselige Zwiespalt liegt, der uns im Denken und Wollen trennt? Wer ist nicht Partei? Und wer kann feurige politische Worte reden, ohne daß er seinen Parteistandpunkt ausspricht? Wer aber verletzte nicht

die Gegenpartei und rief ärgerliche Auftritte hervor, wenn er es tat? Welche Vorsicht, welchen Takt forderte es, diese Klippe zu umschiffen! Wer nun diese Gefahr bedachte, der wird gestehen müssen, daß im Verhältnis zu alle dem, was zu befürchten nahe lag, außerordentlich wenig des Taktlosen vorgekommen ist. Auch hier war es die Großheit des Festes, die Hoheit der Stimmung, was die Menschen hob und Maß lehrte; aber daß die Lehre des Augenblicks gelehrige Geister fand, dies beweist einen erfreulichen Reifegrad der Nation. Man höre die Schweizer darüber, wie es auf ihren Schützenfesten oft zugieng, ehe sie zur jetzigen Eintracht gelangt sind, welcher Zank und Streit da getobt hat, welche Leidenschaften ausgebrochen sind! Ja einmal, im Jahre 1844, als in Basel Ober- und Unterwallis noch in der frischen Wut vom vorhergegangenen Kampfe beim Schützenfest zusammenkamen, war es nahe daran, daß das Spiel des Schießens sich in blutigen Ernst verwandelt hätte!

Will man in Beurteilung der wenigen Fehlgriffe, die allerdings vorgekommen sind, billig sein, so muß man sich gestehen, daß die „Kleindeutschen“ hier in einer schwierigeren Lage waren als die „Großdeutschen“. Das Fest war durch die Vereinigung aller Stämme der Nation, worin jedoch, wie man wußte, die Gegner des Programms vom preußischen Primat vorwogen, numerisch großdeutsch. Wohlgemerkt: nur numerisch. Nimmt man das Wort in dem Sinn, als ob dadurch das innere Recht der Partei einen Zuwachs an Gewicht gewonnen hätte, so kommt mir der Streit, ob das Fest klein- oder großdeutsch gewesen sei, sehr müßig, ja lächerlich vor. Allerdings befanden sich die „Großdeutschen“ auf dem Fest in einem entschiedenen Vorteil auch außer dem des Übergewichts an Zahl. Sie hatten es durchgesetzt, daß der Mißgriff der Einladung an die Italiener rückgängig gemacht wurde; jene Einladung konnte aber als ein Ausdruck der „kleindeutschen“ Parteiansicht aufgefaßt werden, sofern sie geneigt ist, in den Feinden Österreichs nicht Feinde Deutschlands zu sehen; in diesem Sinne war dem Fest ein faktischer Sieg der großdeutschen Partei über die kleindeutsche vorausgegangen. Sie war aber auch an sich und überhaupt in der Lage, sich leichter vor taktlosem Aussprechen ihrer Parteimeinung zu hüten. Der bloße Anblick der vereinigten Stämme, das unmittelbare Gefühl, daß hier alle gleich seien, mußte dem „Großdeutschen“ doch als Bestätigung

seiner Ansicht erscheinen, daß kein Teil Deutschlands sich über die anderen Teile stellen dürfe; dies gab ihm Sicherheit, Bewußtsein des Rechtes, der Überlegenheit, und so fiel hier der Sporn, die Versuchung von selbst weg, mit lautem Worte die Gegenpartei unsanft anzufassen. Für den „Kleindeutschen" dagegen, der sich in der Minderzahl wußte, der gewohnt ist, für seine Meinung, gerade weil sie in einem großen Teile Deutschlands verhaßt ist, mit Eifer Propaganda zu machen, für ihn mußte der Reiz, hier ins Volle zu greifen, herauszulangen, ungleich größer sein. Angesichts dieser Versuchung muß man denn zugeben, daß die „kleindeutschen" Redner sich im ganzen und großen taktvoll benommen haben; selbst die Sprecher aus der Preußischen Kammer, die noch warm aus einer Umgebung kamen, wo die preußische Hegemonie nicht wollen ungefähr so viel ist als Gott und Vorsehung leugnen, haben sich rücksichtsvoll mit entfernten Andeutungen begnügt, die man leicht hingehen lassen konnte.

Der einzige eigentliche und ordentliche Bock, der von einem Mitgliede des Nationalvereins geschossen worden ist, mag ruhen in Frieden; wir wollen seine Gebeine nicht aufwühlen; es ist des Lebtags, der über ihm und Herrn Wildauers Gegenschuß gemacht worden, ohnedem zu viel.

Es konnte nicht fehlen, daß neben unseren zwei Hauptparteien auch die demokratische auf dem Schützenfeste reichlich vertreten war. Wir unterscheiden billig zweierlei Demokraten: verständige und besonnene, die begreifen, daß man mit der Idee der Republik die deutsche Gegenwart nicht anfassen kann, daß sie für jetzt und für lange Zeiten ein Instrument ohne Handhabe, ein Schlüssel ohne Griff und Bart ist, und blinde, die das nicht erkennen, weil sie seit 1848 nichts gelernt haben. Jene werden sich bescheiden, auf dem gegebenen realen Boden im Kampfe für Volksrecht zu erreichen, was gehen und stehen mag, und so besonnen einer späten Zukunft vorzuarbeiten, die uns, wenn der Himmel will, aus einem unlösbaren Entweder—Oder durch ein klares Weder—Noch befreit; sie begreifen, daß Tag und Nacht Revolution träumen und mit Revolution drohen keine Politik ist, daß eine Nationalbewegung keine schlimmeren Feinde hat als die, deren ganze Weisheit in diesem Worte liegt; was aber immer werden mag, sie gehen von einem organischen Begriffe

des Staates und vom gesunden Egoismus des nationalen Bewußtseins aus, sie stellen den Staat und seine Ordnung über den einzelnen und seinen schrankenlosen Freiheitstrieb, das Interesse ihrer Nation im Politischen über weltbürgerliche Sympathien; sie wollen und wahren ihre Ehre auf alle Fälle, auch jetzt, auch ehe sie ist, was sie sein kann. Diese aber stecken mit den Mazzinisten aller Länder unter der Decke der großen Propaganda für die Revolution zusammen, schimpfen herum auf das tatlose, träge Deutschland und würden lieber heut als morgen die roten Hosen kommen lassen, um es zu befreien; sie arbeiten an der Knetung eines allgemeinen Völkerbreis der Freiheit, worin vor allem das eigene Vaterland als zerdrücktes Korn verschwinden würde; sie kennen nur einzelne, das Allgemeine soll machtlos, ein notdürftiger, äußerlicher Verband sein; ihr Ideal ist Gesetzlosigkeit; sie sind Chiliasten, sie träumen vom tausendjährigen Reich und meinen, es komme über Nacht; sie verschmähen die Geduldarbeit, die im Tageslichte der laufenden öffentlichen Fragen Stein auf Stein zum langsam steigenden Bau fügt, und wühlen statt dessen an einer unterirdischen Stadt, in deren lichtlosen Gängen sie sich Herren der Welt träumen; sie haben über Legionen zu verfügen, weil sie in irgendeinem Keller ein paar Kisten mit rostigen Flinten versteckt halten; sie dürfen nur stampfen und die unterhöhlte Oberwelt bricht zusammen; eines schönen Morgens strecken sie den Kopf aus ihrem Maulwurfbau und machen große Augen, wenn ihnen die wachsame Reaktion eine Maulschelle versetzt, daß ihnen der Kopf fünfzehn Jahre und länger krumm auf dem Halse sitzt. Diesen Gegner wach zu rufen und wach zu halten ist niemand geschäftiger als sie selbst; sie erklären den General für einen schlechten Kerl, der nicht mit erhabener Beredsamkeit dem Feind ankündigt: morgen werde ich dich angreifen! Wer seine Mittel berechnet, den verdammen sie, wer einer ungeheueren Verrechnung zum Opfer gefallen ist, den gesellen sie zu den großen Märtyrern der Menschheit.

Ich weiß nicht, ob die Stimmen, die von der Rednerbühne in Frankfurt Robert Blum und Trütschler leben ließen, aus diesem Lager kamen. Ich schloß es aus der großen Unzeitigkeit des Hochrufes, aber ich kann mich irren. Wer wird diese zwei Unglücklichen nicht im tiefsten Herzen bedauern! Wer die blutige Ausbeutung

des Sieges, die Rachehandlungen der Reaktion im Jahr 1849 nicht beklagen und verwünschen! Aber Robert Blum und Trütschler an dieser Stelle leben lassen hieß: die Gegner an den Mord Friedrichs von Gagern, Latours und jener zwei erinnern, an deren blutiges Ende uns die nahe Heide gemahnt hat, hieß erklären: wenn es wieder losgeht, wollen wir wieder so unklug uns in einen konfusen, wüsten Aufstand mischen wie Robert Blum, und so angesichts einer Nation, deren unendliche Majorität sonnenklar gegen uns ist, angesichts großer Heere, die uns sonnenklar bekämpfen werden, es noch mit einer Revolution versuchen wie Trütschler; es hieß in der friedlichen, schönen und großen Bewegung dieses Festes einer Welt wohlgerüsteter Gegner, die unser freudiges Auferstehen hassen und verachten, allen reaktionslustigen Elementen in Adel und Heer und Kanzlei mit lauter Stimme zurufen: gebt acht, seid auf der Hut, seid bereit, daß ihr uns zu rechter Zeit wieder auf die Köpfe schlagt, wie 1849!

Indem mir hiebei ins Gedächtnis kommt, wie unsinnig man im Jahr 1848 die Soldaten reizte, um sie ja zu recht entbrannten Feinden der verzerrten guten Sache heranzuziehen, wie man sie mit: „Schergen der Tyrannei, vertierte Söldlinge“ und anderen liebenswürdigen Namen beehrte, so ergreife ich den Anlaß, vom Verhalten des Militärs zum Schützenfeste einige Worte zu sagen. Eine Anzahl bayrischer Offiziere in Schützenjoppen waren, wie ich vernahm, mit ihren Landsleuten gekommen; auf dem Festplatz sah man anfangs sehr selten eine Uniform, allmählich fanden sie sich häufiger ein, österreichische, bayrische, frankfurtische; am spätesten schienen die preußischen Zutrauen zu fassen, doch blieben sie nicht aus. Ich gestehe, daß ich mich freute, so oft ich einen Offizier sah. Wir werden, seitdem wir wieder etwas im Zuge sind, doch wohl nicht wie in den Flegeljahren der deutschen Bewegung damit anfangen wollen, unsere Heere zu beleidigen. Wir werden das Institut des stehenden Heeres nach wie vor bekämpfen und nicht ruhen, bis wir ein Volksheer an seine Stelle gesetzt haben, aber wir werden nicht vergessen, daß dies keine Bürgerwehr sein soll, sondern ein fester, strenger Organismus mit ausreichend großem Rahmen von Berufssoldaten, wir werden nicht nachgeben, bis wir die ekelhafteste Fratze der Menschheit, die ein Gott in seinem Zorn erschaffen hat: die

Mischung von bürgerverachtendem Soldatenhochmut, Adelstolz und Blasiertheit im Junkeroffizier vom reinen Wasser hineingetreten haben in den Schlamm der Schande, wohin sie gehört, aber wir werden wohl beherzigen, daß unzählige brave und gebildete Offiziere in unseren Heeren sind, deren Herz für Deutschland schlägt wie das unsrige, welche die Schmach unserer Zerrissenheit womöglich noch tiefer empfinden als wir, welche die Zeit- und Kräfteverschwendung der zwecklos langen Präsenz und Dressur verwünschen wie wir, wir werden endlich wohl bedenken, daß unsere Soldaten unseres Vaterlandes Kinder, unsere Brüder, unsere Söhne sind. Kurz, der Kampf gegen eine Einrichtung und ihre Mißbräuche soll kein Kampf, kein Haß gegen die Leute sein! Auch das werden wir einsehen, daß es im Auslauf unserer letzten Erhebung kindische Torheit war, die Heere zu unterwühlen, einzelne um einzelne zu bearbeiten und zur Untreue gegen den Eid zu verführen; die Frucht dieser Aussaat war doppelte, durch Grimm geschärfte Kampflust, Rachwut des tief erbitterten Standes gegen das Volk, die schuldig und unschuldig, berechtigte und unvernünftige Forderung nicht mehr unterschied und rücksichtslos zuschlug. Wenn eine Staatsform jählings verändert wird, mag es nicht ohne einzelnen Kampf zwischen Volk und Heer abgehen; die wahre Veränderung ist aber immer die, die das Heer in seiner Ordnung beläßt und ihm nur andere Führer gibt. Umbildung seiner Organisation aber ist Sache der friedlichen Reform.

Unter allen Rednern habe ich keinen gehört, der das Wesentliche, um was es beim Schützenfest sich handelte, genügend dargetan hätte. Mehrere Schweizer haben es betont, auseinandergesetzt hat es keiner. Dies ist natürlich kein Vorwurf, denn wie gesagt, hier war nicht der Ort zu erschöpfender Entwicklung. Daß gerade Schweizer es gewesen sind, die auf den Hauptpunkt den Akzent warfen, ist natürlich. Wer unter Schweizern lebt, der weiß aus ihrem Munde, daß sie ohne ihre Schützenfeste an dem politischen Ziel, das sie glücklich erreicht haben, nicht angekommen wären. Auf ihnen vor allem haben sie praktisch gelernt: *gegenseitige Duldung der Parteien, Konfessionen, der Kantone, Stämme, Stände*; sie haben gelernt, den Gegner ertragen, weil er einmal da ist, sich einfach in diese Tatsache fügen, begreifen, daß man *miteinander* vorwärts muß und daß man einfach nicht vorwärts-

kommt, wenn man sich nicht fügt; sie haben gelernt: Disziplin in der Unterordnung unter den einen, großen gemeinschaftlichen Zweck. Wäre Zeit und Stille gewesen, ein Redner hätte keine zeitgemäßere Aufgabe gehabt, als diese Lehre auf Deutschland anzuwenden.

Es ist nur ein ethischer, kein unmittelbar politischer Rat: daß wir uns in der Frage unseres obersten gemeinsamen Ziels sollen vertragen lernen. Aber wer weiß denn einen anderen? Unsere einzige Hoffnung ruht auf dem unversehrten Schatze der sittlichen Kraft in der Nation; dies ist alles, was wir vorzuzeigen haben, wenn man uns nach einem Ausweis für unsere Zukunft fragt; zehrt an diesem Kapital Haß, Gift und schmutzige Schmähung der Parteien so fort wie bisher, so werden wir es verschleudert finden, wenn einst unsere Stunde schlägt. Unsere einzige Hoffnung, sage ich, denn wie die Dinge jetzt stehen, weiß kein menschlicher Verstand den Knoten der deutschen Frage zu lösen. Hier ist kein Licht, wohin man auch blicke; wir stehen vor einer steilen Mauer, die auch nirgends den kleinsten Ansatz zeigt, wo der Fuß haften könnte, um sie zu übersteigen. Nicht einmal ein Notdach werden wir bekommen für die lange Wartezeit bis zu dem Tage, wo wir eine feste Kuppel über unseren Häuptern wölben können.

Im Volke stehen zwei Parteien sich gegenüber so unversöhnlich als jemals zwei feindliche Nationen. Sie sind ungefähr gleich stark, die „großdeutsche" wird an Zahl weit größer sein, dafür ist die „kleindeutsche" um so geschlossener, ersetzt an Tätigkeit und System, was ihr an Quantität abgeht. Diese rühmt sich des präziseren Programms, der Logik, der Klarheit der Form, die sie aufstellt. Jene wirft ihr vor, daß sie mit dieser Form nicht den ganzen Stoff umfaßt, nicht ganz Deutschland mit den Teilen fremder Nationalitäten, die seinen Anhang bilden und die wir nicht von ihm können wegschneiden wollen, daß die Präzision ihres Programms, die Klarheit, die Logik nur ein Schein sei, hinter welchem ein romantisches Phantasiestück verborgen liege, unpraktisch, ohne alle vermittelnde Anknüpfung an das Gegebene, als bloße Absicht schon, im bloßen Versuche schon verderblich. Diese besteht auf dem Gegenvorwurf der Programmlosigkeit, der Formlosigkeit; sie behauptet die Unverbesserlichkeit des Bundes, die Unmöglichkeit, ihm eine Nationalvertretung beizugeben, die irgendwelche Bedeutung und Kraft des Wirkens

besitze. Das ist, kurz ausgedrückt, der Gegensatz, sofern man noch von allen moralischen Schmähungen absieht, womit beide Parteien sich überschütten. In beiden Lagern ist der Wille gleich gut, ja das Bewußtsein des aufrichtigen Strebens ist es gerade, was den Haß und Grimm verdoppelt, denn je mehr einer sein Vaterland liebt, um so mehr haßt er den, von dem er glaubt, daß er es ins Verderben führe. Es ist nicht zu leugnen, daß der „großdeutschen" Partei mehr unreine Zuflüsse sich beimischen; dem Prinzip, das an dem Bestande der Nation keinen Schnitt vornehmen will, hängt sich naturgemäß ein Troß von solchen an, die in Wahrheit gar keine Kur wollen: reine Partikularisten mit und ohne Fürstenkrone, Ultramontane, Aristokraten, Servile. An der Reinheit des Wollens aller übrigen verändert dies gar nichts; Anlagerung unsauberer Elemente kann keine politische Partei von sich abhalten; jede freilich tut gut, sich vor Koalitionen mit dieser ihrer Karikatur zu hüten.

Den langen Faden der Gründe und Gegengründe, womit beide Parteien für ihre Ansicht ins Feld ziehen, hier abzuhaspeln, wäre müßige Arbeit. Mir meinesteils ist die entscheidende Erwägung diese: das Grundgefühl des deutschen Volkes ist und bleibt föderativ, und zwar föderativ in dem bestimmten Sinne, der die Oberleitung eines Teils über die anderen Teile ausschließt; föderativ so durch und durch wie das der Schweizer, die ja in Mehrheit auch Deutsche sind. Ich verkenne natürlich nicht den Unterschied zwischen einer Gruppe von 22 republikanischen Kantonen von unerheblicher Differenz der Größe und Macht und 34 größtenteils monarchischen Staaten, worunter zwei eifersüchtige Großmächte, deren eine durch ihre amphibische Halbexistenz doppelt stark getrieben ist, sich in Deutschland zu verstärken; aber trotz diesem Unterschiede wird es wahr bleiben, daß die Zumutung an das übrige Deutschland, sich der preußischen Hegemonie zu unterwerfen, ungefähr dasselbe ist, wie wenn man bei der Reform des eidgenössischen Bundes im Jahr 1848 der Schweiz zugemutet hätte, sich etwa unter die Führung des Kantons Bern zu stellen. Man frage um und man wird allerorten hören, daß dagegen der letzte Schweizer den letzten Blutstropfen eingesetzt hätte. Unter den widerstrebenden deutschen Fürsten mögen manche ein ganz anderes Motiv haben als das Volk, es mag hinter ihrem Widerstande gegen den preußischen Übergriff

die Absicht des Widerstandes gegen jedes Opfer, für welche Form der Einheit es auch gefordert werden möge, verborgen sein: im Resultat ist dennoch das Volk ihrer Staaten mit ihnen einig. Wo nun das Grundgefühl einer Nation föderativ ist und mit dem Widerstreben der Fürsten gegen Unterordnung unter einen der Fürsten im Erfolge zusammentrifft, da muß ja notwendig ein Parteiprogramm, das die diplomatische und militärische Führung, d. h. den bedeutendsten, den politischen Teil der Staatsmacht einem unter den Staaten zuwenden will, eine Fackel der Zwietracht werden und uns stets aufs neue mit Bürgerkrieg bedrohen.

Dies scheint mir der Angelpunkt der Frage. Sieht man von der Seite, die beherrscht werden soll, hinüber nach der anderen, welche herrschen soll, so kommt nur dasselbe Resultat heraus: nach beiden Seiten macht die „kleindeutsche" Partei die Rechnung ohne den Wirt. Vergeblich bringt jeder neue Tag neuen Beweis für die Unfruchtbarkeit, die Unfähigkeit der preußischen Regierung, eine Aufgabe in die Hand zu nehmen, deren Lösung kaum der höchsten Genialität und dem höchsten Mute gelingen kann, den Beweis, daß sie es über den Kitzel nicht hinausbringt, der ihr nur Beschämungen bereitet, nicht über die Ankündigung der großen Aktion, womit sie nur Österreich und die Mittelstaaten stärkt und am Ende noch mehr stärken wird, als einem unbefangenen Großdeutschen lieb ist. Angesichts dieser Unfähigkeit beschließt die Partei entweder das, was ist, anders zu sehen, als es ist, oder wenn es ihr selbst zu arg wird, so legt sie sich aufs Hoffen. Hier liegt eine der eigentümlichsten Mischungen von Realismus und Idealismus vor, die wohl jemals in der Politik aufgetreten ist. Die wirklich föderative Einigung Deutschlands wird für ein Phantom des Idealismus erklärt; wir sollen uns als nüchterne Realisten an das halten, was da ist, an einen geschichtlich gewordenen, bereit liegenden Kristallisationskern, der in Preußen gegeben sei. Da nun Preußen zu dieser Rolle das Zeug nicht hat, so idealisiert der nüchterne Realist das reale Preußen wie nur jemals ein Poet einen Stoff im Zauberspiegel der Phantasie verklärt hat. Drängt sich die Wirklichkeit so unerbittlich auf, daß sie das Phantasiegebilde zerbricht, so legt er sich denn aufs Hoffen und hofft und hofft wie die Juden auf den Messias. Wohl sind wir auf das Hoffen gewiesen, aber wenn einmal auf das

Hoffen, warum nicht hoffen auf das, was dem Sinn und Charakter der Nation entspricht, auf eine Sichtung der Verhältnisse, welche einen freien Bund freier Glieder mit gemeinschaftlichem, gerecht gemessenem Anteil an der Regierung des Ganzen möglich macht?

Wäre nun diese Doktrin bloß ein künstliches Gebäude der Reflexion, so hätten wir immerhin Aussicht, mit ihr fertig zu werden; was aber unsere Lage bis zum äußersten erschwert, das ist der Umstand, daß sie in einem ansehnlichen Teile ihrer Bekenner mit der unbeugsamen Gewalt einer tauben Naturkraft auftritt; es ist der Geist der preußischen Bevölkerung. Trifft auf der großdeutschen Seite mit dem Widerstande der Fürsten gegen preußischen Übergriff der föderative Sinn der Stämme zusammen, so steht auf der „kleindeutschen" hinter dem Mögen und Nichtwollen der Regierung das hartnäckige, fast einmütige Wollen des Volkes in der Richtung, welche wir bekämpfen. Hier liegt ein Widerspruch wahrhaft verzweifelter Art vor: in diesem Augenblicke gewährt uns das Preußische Abgeordnetenhaus ein Schauspiel der erhebendsten Art; mit Freude, mit Ehrerbietung muß jeder Freund der gesetzlichen Freiheit auf diesen Kampf gegen das Unrecht, gegen die feudale Willkür blicken, der mit ebensoviel Takt und Maß als Charakter und Ausdauer geführt wird; und wenn den mutigen Kämpfern der Sieg zufällt, was dann? Dann wird das innerlich gestärkte Preußen um so entschlossener und geschlossener jeder Einigung widerstehen, die ihm nicht die deutsche Krone anbietet. So verzweifelt steht es: was wir wünschen, das müssen wir fürchten, was wir verehren, das bedroht uns mit gesteigertem Zwiespalt. Es ist schön und erfreulich, daß es wenigstens in einem Teile Deutschlands politisches Selbstgefühl gibt, und es ist traurig, denn dies Selbstgefühl ist nur unter einer Bedingung, die wir nicht zugeben können, ein nationales. Preußen ist unser Arm, unser Schild, wir müssen ihm Gedeihen wünschen; es verhindert jeden Fortschritt im Wege des Bundes: dies im Auge müssen wir seine Demütigung wünschen; das zweite ist ruchlos, weil das erste wahr ist, das erste ist wahr und wird verdunkelt durch das zweite. Böte uns Österreich mit den einverstandenen Regierungen heute eine Form, die in Wirklichkeit mehr enthielte als das gar zu dürftige Delegiertenprojekt, böte es eine ständige Nationalvertretung am Bunde, selbst mit gerechterer

Verteilung der Stimmen im Bundestag, entschlösse sich das übrige Deutschland, das Anerbieten zu ergreifen, auf den Versuch einzutreten: die Preußen, und zwar gerade recht die Preußen, die im inneren Verfassungskampfe so wacker gefochten haben, kämen nicht, sicherlich nicht. Und umgekehrt: wenn heute Preußen es wagte, die deutsche Fahne in die Hand zu nehmen, ein Parlament nach Berlin zu berufen: die Österreicher, die Bayern, die Schwaben würden mit wenigen Ausnahmen hübsch zu Hause bleiben. Diese innere Zerrissenheit der Nation weist, so könnte es scheinen, auf eine Zweiteilung Deutschlands. Man könnte sich, so trostlos wie die Dinge liegen, in den Gedanken ergeben, gestützt auf die Hoffnung, daß das Interesse, die politische Notwendigkeit mit der Zeit die zwei Bruchstücke wieder zusammenführen müsse. Auch die Zweiteilung wird nicht werden, selbst zu dieser Operation mit dunkler Möglichkeit späterer Heilung fehlt Kraft, Mut, Entschluß.

Am ehesten, ich gestehe es, droht die Geduld auszugehen, wenn man noch einen anderen Punkt ins Auge faßt, in welchem die preußische Bevölkerung, die liberalen Parteien, die Fortschrittspartei selbst nicht ausgeschlossen, mit der Regierung, mit der sie der innere Verfassungskampf entzweit, einstimmig zusammengeht: es ist die Neigung, in Frankreich eine Lehne gegen Österreich zu suchen. Würde der jetzige Ministerpräsident nicht die Verletzung der Konstitution vertreten: darin, daß er dieses Stück der auswärtigen Politik vertritt, wäre er jetzt eine ganz populäre Figur in Preußen. Uns anderen ist und bleibt Frankreich der Feind, der uns alle bedroht. Wir wissen rein nicht, warum wir den Raub des Elsasses und Lothringens, die Gelüste nach dem Rheinufer, die hundert Gründe vergessen sollten, aus denen es wahrscheinlich ist, daß Napoleons letztes Ziel die Rache für Leipzig und Waterloo sei; wir erkennen heute wie gestern in den französischen Siegen von 1859 eine Demütigung, eine Verdoppelung der Schwäche Deutschlands; der schwärende Dorn jenes Sommers ist noch nicht ausgeeitert, kann nicht auseitern, solange Preußen den schielenden Blick mit anbettlerischem Schmunzeln auf die gnädig winkenden Züge des hochmütigen Nachbars gerichtet hält.*)

*) Während das Obige gedruckt wurde, ist die Verwicklung Preußens durch die Intervention in Polen eingetreten. Die russischen Neigungen,

Durch diesen Zwiespalt in der äußeren Politik, durch die Entzweiung in der Frage, wo eigentlich unser Feind zu suchen sei, klafft denn in doppelter Tiefe und Breite der Riß, der durch unsere Nation geht, und zerschneidet jede Verständigung über die Form, in der wir uns einigen sollen. Der Nationalverein hat augenblicklich sein oberstes, ab und zu latentes, dann wieder auftauchendes Dogma von der preußischen Spitze zurückgestellt und den Kampf für die Reichsverfassung zum Losungswort erkoren. Sie besteht wirklich, rein formal genommen, zu Recht. Sie ist aber der Ausdruck, das Abbild eines Parlaments, welches die Reihenfolge seiner beiden Aufgaben: Einheit und Freiheit umdrehte, zehn Monate mit den Grundrechten verlor, endlich mühsam ein Dach auf den mühsamen Bau, ein Erbkaisertum, setzte und von dem Fürsten, den es hiefür ausersehen, einen Korb erhielt, weil er nicht ja sagen konnte auf einen Antrag, der richtig übersetzt also lautete: wir bringen dir hier eine Kaiserkrone, Frucht einer revolutionären Volksbewegung, habe nun die Güte, als legitimer König und von uns erwählter Kaiser diese Volksbewegung zu vollenden, erstens durch einen Staatsstreich gegen die übrigen Fürsten Deutschlands, zweitens als Einführer und Schirmer der beiliegenden demokratischen Grundrechte! Es wäre sehr ungerecht, unser erstes Parlament um dieser Fehler willen anzuklagen und zu verspotten. Es war das natürliche Ebenbild der Volkserhebung, aus der es hervorgegangen; diese Volkserhebung forderte in erster Linie die Freiheit, denn sie war das Resultat eines langen, unleidlichen Drucks, einer empörenden Vor-

älter, ursprünglicher, der Feudalpartei natürlicher als das neuere Verhältnis zu Frankreich, haben durchgeschlagen und es hat sich die komische Lage ergeben, daß die preußische Politik, während sie ihrerseits durch ihr blindes Handeln sich gegen ihre Absicht eine Spannung mit Frankreich wie mit England bereitete, ihm dafür ebenso gegen ihre Absicht den unschätzbaren Gefallen erwies, daß es sich auf wohlfeile Weise mit den europäischen Sympathien verbünden und die Gemüter im Lande von den großen offenen Wunden des Staats ablenken konnte. Was nach dem halben Rückzug, den sie antrat, als sie durch die nächsten Folgen zur ersten dürftigen Erkenntnis ihres Tuns gelangte, weiter werden wird, liegt im Dunkeln. Sollte uns die preußische Kunst gar noch in einen Krieg verwickeln, so wolle der Himmel, daß Österreich mit Deutschland nicht des Jahrs 1859 gedenke! (Anm. Mitte März 1863.)

enthaltung verfassungsmäßiger Rechte; erst hintennach, als eine Art von Nachtrag, als ein Nr. 2, fiel es ihr ein, es müsse „auch" die Einheit geschaffen werden. Die späte Lehre der grausamen Wirklichkeit, daß, wenn man die Freiheit gründen will, man zu-erst für eine Macht sorgen muß, die sie hält und schirmt, — wir haben sie mit blutigem Gelde bezahlt. Die so schwer gebüßte Konfusion war nur natürlich, ganz erklärlich, durchaus naiv, das Parlament teilte sie und lag übrigens seiner Arbeit mit einer Begeisterung und Ausdauer ob, die für alle Zukunft ehrwürdig ist. Ja, daß wir es im furchtbaren Wechselkampf der Leidenschaften nur überhaupt zu einem Endbeschluß über die oberste Reichsgewalt gebracht haben, das ist, so unpraktisch immer das Beschlossene, doch ein Beweis von Willen, Anspannung, patriotischer Disziplin, der ein für allemal Achtung verdient und als muterweckendes Beispiel am Anfangspunkte der Bewegung steht, die zur Wiedergeburt Deutschlands führen muß. Allein jetzt noch auf der Reichsverfassung beharren, das heißt nichts anderes als: unseren nicht entwaffneten Feinden die Geschichte unserer Fehler von 1848 und 1849 ins Gedächtnis rufen; das heißt nichts anderes, als abermals ein Haus bauen, ohne für Sparren und Ziegel zum Dach zu sorgen, ja ohne auch nur an eine Türöffnung zu denken, durch die man eintreten soll. Man kann einwenden, daß wir vielleicht genötigt sein werden, die Reihenfolge unserer Aufgaben abermals umzudrehen, also zu stellen, wie die Bewegung von 1848 sie stellte: möglich, daß wir zu einer lebensfähigen Einheit erst gelangen, wenn in allen deutschen Staaten die wirkliche und wahre konstitutionelle Freiheit gleichmäßig errungen ist: Gleichheit in der Freiheit vor der Einheit. Allein dies zeigt auf einen ganz anderen Weg als den der neuen Proklamation der Reichsverfassung: auf stetige, langsame Arbeit der Vertretungen in den einzelnen Staaten. Die Reichsverfassung aber von oben über Deutschland stülpen wollen, ohne daß man Rat weiß, wie ein Organ ihrer Vollziehung zu schaffen sei, das hat keinen Sinn. Da man dies im Nationalverein unmöglich verkennen kann, so wird hinter dem Rufe nach der Reichsverfassung doch das ursprüngliche Programm noch stecken, die Meinung wird auch hier sein, daß auf der letzten, leeren Seite der Urkunde eigentlich das Dogma vom preußischen Oberhaupt zu lesen sei, daß es hier nur mit einer

Schwärze gedruckt stehe, die erst wieder sichtbar heraustreten könne, wenn Preußen gebessert sein werde, und so haben wir einen doppelten Formalismus: den alten, schwerlich aufgegebenen des Hegemoniebegriffs, der uns immer aufs neue mit einem peloponnesischen Kriege bedroht, und den neuen dazu, daß ein Buchstaben aufgefrischt werden soll, an den sich nur Hader knüpft und dessen Geist wir gereifter, bedächtiger durch nachhaltiges Wirken in den Kammern zu neuem Leben rufen müssen.

In der Ratlosigkeit unserer Gegenwart greift die Phantasie nach Vorstellungen, die vollends reine Traumbilder sind. Man hofft Zerhauung des Knotens von einem Heros. Der eine erwartet, daß er von einem Throne, der andere, daß er vom Volk ausgehen werde. Man versuche nur, die Vorstellung zu vollziehen, und sehe zu, ob sie es zuläßt. Man erdichte sich z. B. einen Fürsten, der es wagt, der Nation zuzurufen: „ich will ausziehen, der zum Himmel dampfenden Schmach in Schleswig-Holstein ein Ende zu machen; — wer folgt mir? Folgt mir die Nation, haben wir den kleinen Feind besiegt, fremde Einmischung mit vereinter Kraft des Volkes abgewiesen, so berufe ich eine Nationalvertretung.“ Es ist denkbar, daß ein großer Teil der Nation ihm folgte, ihn zum Haupte Deutschlands wählte, — denkbar, solang man gar manches nicht denkt, was man denken sollte: solang man nicht denkt, daß ganz Preußen sich ihm entgegenwerfe, wenn es nicht der preußische König wäre, Österreich und die Mittelstaaten, wenn er es wäre, alle großen und halbgroßen, wenn er ein kleiner Fürst wäre; denkbar, solang man nicht denkt, daß in einem Weltzustande, wo jedes Fürstenkind in einer Atmosphäre geboren wird und aufwächst, deren Stimmung ist: den wachsenden Ideen der Zeit so viel autokratisches Vorrecht abdingen und abzwingen als noch möglich, nach aller Wahrscheinlichkeit schöpferische und durchschlagende Geister nicht mehr von den Thronen ausgehen, nicht mehr Männer, die Krone und — Kopf daran wagen, das Höchste zu erreichen. Oder ein Volksheld? Wie wohlweis haben uns kleine Menschen mit großen Worten zugerufen: „Taten! Taten! Keine Worte mehr! Einen Garibaldi braucht ihr!“ Man denke sich einen deutschen Garibaldi! Er sammelt eine Freischar, fällt in Österreich oder Preußen oder meinetwegen Bayern ein: nicht hinausgeschlagen

wird er, nein, nein! nur hinausgelacht. Wir haben ja kein Neapel!

Unsere Zeit arbeitet den Geist in die Massen, den Gedanken in die Gesamtheit. Nur aus der Verständigung der Vielheit der Nation über die zweckmäßigste Form kann unsere Neugestaltung hervorgehen. Alles Hoffen des Heils von der einzelnen außerordentlichen Persönlichkeit ist in unseren Zeiten Romantik. Ist die Gesamtheit reif, dann erst können einzelne schöpferisch hervortreten, leiten, organisieren. Die Demokratie geht von diesem Begriff aus, aber die Demokratie, wie sie zum größten Teile jetzt noch ist und wie ich diesen größten Teil charakterisiert habe, springt von dem Satze, daß das Heil nur von der Gesamtheit ausgehen kann, unvermittelt und vorschnell zu dem Gedanken der Revolution. Eine Revolution? Gesetzt, sie gelänge, was soll denn dann folgen, wenn wir nicht über die Form einverstanden sind, die wir schaffen wollen? Nichts würde folgen als ein Konvent, der gerade so uneinig wäre, wie wir es jetzt ohne Revolution und ohne Konvent eben auch sind, nur viel wilder und so wild, daß ihm rasch ein neues Säbelregiment ein Ende machte.

Also kurz: wie die Dinge jetzt liegen, wird noch lange, lange nichts werden, gar nichts! Wir stehen in der reinen Negation; Preußen, Österreich, die Mittelstaaten, ihre Bevölkerungen wie ihre Regierungen, vor allem unsere zwei Hauptparteien bejahen alle nur ebensoviel, daß jeder das verneint, was der andere bejaht. In diesem Elend wird sich die Nation hinschleppen, vom äußeren Feinde bald geschlagen und getreten, bald durch einzelne Siege notdürftig ihre Existenz rettend, immer unmächtig, immer verachtet um ihrer Unmacht willen, und dennoch immer lebensfähig, unversehrt im Kern, zukunftvoll, hinschleppen so lange, bis aus der Rüttlung und Schüttlung der Gedanken, die sich jetzt noch wild und trostlos durchkreuzen und bekämpfen, das Losungswort, die Formel herausspringt, über welche die Gesamtheit sich vereinigen kann, deren Inhalt wir jetzt noch nicht wissen, nicht wissen können. Daß dieser Prozeß Zeit, viel Zeit will, ist wohl außer Zweifel; ich fürchte, ein halbes Jahrhundert sei noch viel zu niedrig gerechnet; aber ich wiederhole, daß ich doch vertraue, einfach, weil das innere Leben der Nation in Sitte und Bildung gesund, unverbraucht, tief und dauerhaft ist und

weil ihr Ringen, die politische Form für ihren inneren Wert zu finden, hervorgehend eben aus diesem Lebenskern, seit Jahrzehnten in nachweisbarer Progression ansteigt. Man lernt aber Geduld, wenn man nur bedenkt, wie lange Zeit die Entstehung eines einzigen Steinkohlenlagers gebraucht hat.

Und nun komme ich auf mein erstes Wort zurück. Sollen wir nichts tun in der langen Wartezeit darum, weil wir unmittelbar am Hauptwerke nichts tun können? Achtung des Gegners lernen ist, denke ich, auch ein Werk, auch eine Arbeit; vorerst freilich nur eine Arbeit an uns selbst, aber soll ein Gedanke gefunden werden, dem wir uns insgesamt unterordnen, so muß die Stimmung zu gegenseitiger Anerkennung vorausgehen. Einigkeit ist noch keine Einheit, aber die Einheit kann nicht werden, wenn nicht wenigstens mit der Einigkeit begonnen wird, zunächst nur mit der Einigkeit, die darin besteht, daß man sich gerecht und billig in den Gegner versetzt. Man antworte nicht, wir seien schon einig im Ziele, nur entzweit in den Wegen zum Ziele; dies ist keine Wahrheit, solang man in jedem einzelnen Streitfall bereit ist, den Gegner zu verdächtigen, als wolle er das Ziel nicht, weil er einen anderen Weg will. Kampf muß sein, in der Politik läuft es ohne Grobheit nicht ab; aber der Schmutz, womit sich heute noch unsere Parteien bewerfen, zeigt wahrhaftig nicht auf die kräftige Reibung, die zu Resultaten führt. Beide Pressen, die „kleindeutsche" und die „großdeutsche", keine ist darin um ein Haar besser als die andere. Mögen die Kleindeutschen den Ihrigen predigen, daß sie endlich anfangen, die rein Großdeutschen von den unreinen Zuflüssen ihrer Partei zu unterscheiden, die ich zugegeben habe; wir wollen die Unsrigen mahnen, daß sie es damit versuchen, darüber nachzudenken, wie ein redlicher Patriot auf die Doktrin von der preußischen Hegemonie kommen kann. Wer billig ist, muß zugeben, daß ihre bekannte Schlußreihe den Verstand bestechen, gefangen nehmen kann. Es ist eine ganz saubere Rechnung, nur, wie gesagt, ohne den Wirt gemacht; es ist eine logische Lorelei, die zwar in sehr strengem Fugensatz, aber doch ein verführerisches Lied singt. Ich habe herb, aber hoffentlich anständig von der Partei gesprochen, am herbsten von ihrer Hinneigung zu Frankreich. Der Hebel dieser Wendung, sowie der unkritischen Art von Sympathie mit Italien, die in einem großen Teile des „kleindeutschen" Lagers

herrscht, ist kein positiver, sondern ein negativer: das Liebäugeln mit jenen Staaten ist Demonstration gegen Österreich. Der preußische Haß gegen den Kaiserstaat ist erklärlich genug, wenn man sich der tödlichen Beleidigungen erinnert, die Preußen 1850 erduldet hat. Allein Haß, auch begründeter, begreiflicher, ist keine Politik. Wer lieber gegen Österreich zöge als gegen Frankreich, der mag sonst ein Ehrenmann sein, ein Deutscher ist er nicht. Doch eben dieser Flecken, der mir am schwärzesten erscheint, hängt keineswegs der ganzen Partei an. Ich führe als Beispiel die Schrift von Ludwig Frauer an: „Die Reform des Zollvereins und deutsche Zukunft. Zur Versöhnung von Nord und Süd.“ Sie weist mit beißender Ironie, mit schneidender Schärfe die selbstzerstörerische, leichtfertige Politik zurecht, die auf Österreichs Zertrümmerung, Vernichtung spekuliert und zum Erbfeind, zu Frankreich neigt. Sie macht es unter der Überschrift „Schutz gegen außen“ zu ihrer ersten Aufgabe, die heillose Verwirrung der Begriffe, ja der ersten ursprünglichen Empfindungen einer Nation über ihr Interesse und ihre Ehre als Ganzes gegenüber den drohenden Feinden zurechtzusetzen. „Es ist wahr,“ so klagt der Verfasser in diesem Zusammenhang, „in Frankreich könnte man es unterlassen, die Fragen der äußeren Politik, der Ehre und Sicherheit gegen außen auf ein nationales Programm zu setzen, da über diese Punkte alle Franzosen in der Zeit eines auswärtigen Krieges einig sind. Aber in Deutschland, wo in der Zeit der Gefahr jeder mit jedem zu streiten beginnt, wo jeder seinen Nachbar nach dem Katechismus und Liberalismus fragt, um ihm — nicht beistehen zu müssen, da ist es ungenügend, einen Nationalverein zu stiften, der die wesentlichste Nationalangelegenheit nicht berührt.“ Es ist hier nicht der Ort, die positive Aufstellung des Verfassers zu besprechen; auch er will die preußische Hegemonie an der Spitze einer Volksvertretung, die zunächst nur ein Zollvereinsparlament sein, dann in schonendem Übergang ihre Befugnisse erweitern soll. Man sieht, die Schrift ist vor der neueren Wendung der Dinge geschrieben; aber auch in der Begründung dieses Programms geht sie mit so besonnener Erwägung der Rücksicht, welche die Mittelstaaten verlangen, welche namentlich Bayern gebührt, zu Werke, faßt den weiteren Bund mit Österreich so aufrichtig und wohlwollend, beweist so klar, daß Garantie Ungarns, der Slawen-

länder und allerdings auch des Restes von Oberitalien unerläßliche Bedingung des wechselseitigen Schutz- und Trutzbündnisses wäre, daß sie als Ausdruck einer unparteiischen, echt politischen Klarheit der Auffassung im unitarischen Lager bleibenden Wert behält.

Es gibt aber auch noch anderes, Bestimmteres zu tun, als den Gegner anerkennen und achten lernen. Wir sind zu träge im Wühlen — jawohl, im Wühlen: denn es gibt ja wohl ein Wühlen, das eine Propaganda der Vernunft ist, der konkreten Vernunft, das beste Mittel, dem Wühlen der giftigen Abstraktion entgegenzuarbeiten. Sind wir fleißig genug in dieser Propaganda? Man sehe nur zum Beispiel auf unseren Bauernstand, auf den politischen Schlummer, in welchem er fast allerorten noch liegt. In Frankreich ist dem dürftigsten Mann der Scholle, der nicht lesen und schreiben kann, la France ein Zauberwort, das ihm jeden Nerv erregt; in Italien haben die Gebildeten, den höchsten Adel nicht ausgenommen, sich nicht für zu gut gehalten, mit Schrift und Wort, in allen Wegen der Bearbeitung das Volk in allen Schichten zu wecken für die Idee des einigen Italiens. Was tun denn wir? Oder wendet man ein, wir können nichts tun, weil wir noch kein Programm haben? Recht wohl kann man daran arbeiten, einem Gedanken Verbreitung und Leben in den Gemütern zu verschaffen, auch ehe er formuliert ist. Man kann unseren Bauern z. B. recht wohl klarmachen, daß sie ihre Söhne im Krieg auf die Schlachtbank schicken, so lange wir nicht über die Führung unserer Heere einig sind, man kann ihnen Stücke aus der deutschen Geschichte als schlagenden Beleg dazu erzählen; mit Flugschriften, die nur naiver, populärer geschrieben sein müssen als die Blätter des Nationalvereins; durch beredte Emissäre müßte man jahraus jahrein im Land umher wirken, das Volk auf die Zeit vorbereiten, wo wir für den Gedanken auch die Form finden; sorgen wir nur erst dafür, daß es politisch lebt, das andere wird sich finden. Und freilich, sorgen wir vor allem dafür, daß wir selbst politisch leben! Von jedem politisch lebendigen Individuum geht eine Welt von lebenweckenden Wirkungen aus, stetig, unzählbar, unmeßbar.

Mit zahllosen Schwingen beflügelt unsere Zeit den Austausch der Ideen. Ein Teil dieser Schwingen bewegt sich ohne unser Zutun, Dampf und Elektrizität sausen und jagen als blitzschnelle Wühler

durch die Welt. Nun aber, getragen von diesen Flügeln, der merkwürdige Trieb des unendlichen Zusammenkommens! Die Menschheit gleicht jetzt einem schwärmenden Bienenstock; alles reist und findet sich in unendlichen Begegnungen, alles feiert Feste: Schützen, Sänger, Turner, Offiziere, Städte, Dörfer; alles versammelt sich, Naturforscher, Juristen, Ökonomen, Philologen, Theologen und Pomologen, Künstler, Buchhändler, Kaufleute, Techniker aller Art, neuerdings sogar eine Bekleidungsakademie! Im Ernst, ich glaube, daß dies eines der Symptome einer inneren Bewegung ist, aus welcher in unbekannter, ferner Zukunft Umwandlungen unserer Staaten, unserer Gesellschaft, unserer internationalen Völkerverhältnisse hervorgehen werden, von denen wir kaum eine Ahnung haben. In schwachen Umrissen schwebt ein Bild vor uns von freien, rein menschlich gebildeten Völkern in freiem Bündnis, eine Eidgenossenschaft der Nationen, von welcher die Schweiz ein noch primitives, einfaches, verhältnismäßig patriarchalisches Vorbild ist.

Unter diesen Erscheinungen werden wir vor allem diejenigen willkommen heißen und sorgsam pflegen, welche mehr nationalen als kosmopolitischen Charakter tragen, denn damit Nationen vernünftige Bande miteinander flechten, müssen erst Nationen sein. Nun und damit sind wir auf unser Schützenfest zurückgekommen.

Ich bin weit entfernt, ein solches Fest zu überschätzen. Ja, ich gebe zunächst zu, daß in dem Gefühlsrausch unserer Zweckessen und Festbankette ein Teil der Kraft, die wir zum steten Wirken und zur Tat zusammenhalten sollten, verpufft und verdampft. Wir antizipieren, was wir erst machen sollten, in Trinksprüchen, Reden, Klatschen, dreifach donnerndem Hoch, Anstoßen, Zutrinken, Umarmungen, Räuschen, als wäre es schon gemacht. Der Jubel schallt in die stille Nacht hinaus: Hellauf! Deutschland ist geeinigt! Und des anderen Morgens — was bleibt? Wo sind die Helden, die das Vaterland gerettet haben? Sie haben den Spitz ausgeschlafen und gehen im Katzenjammer an die Arbeit und sind wieder zahme Philister wie vorgestern. Es bezeichnet ganz unsere Zeit und ihre Neigung zum Überreiz, daß man so gerne beliebt, ein Wort, ein Buch, eine Form eine Tat zu nennen, und so hat man auch unser Schützenfest eine Tat geheißen. O, des hohlen, eiteln Geschwätzes!

— Doch seien wir auch nicht zu streng, nicht zu ängstlich! Etwas verpufft, aber etwas sammelt sich auch; vieles zerstäubt, etwas und mehr bleibt hängen. Nicht in den Reden, nicht in den Hochrufen, nicht im deutlich Vernommenen liegt das Resultat, sondern im unendlichen Austausch von vielen, den kein Ohr und kein Geist zusammenfassen kann. Ein solches Fest ist wie eine dumpf klappernde Mühle mit unendlichen Gängen; was aus den zahllosen Gängen, die hier die Körner ineinander schütteln und reiben, herausgebeutelt wird, sieht niemand; was alle die einzelnen zum weiteren Austausch hinwegtragen in die Heimat, berechnet niemand. Alle unsere Zusammenkünfte, Feste sind eben Tropfen zu einem Meer; ein solches wie das Schützenfest kann wohl ein Bach genannt werden. Ein Bach fließt; das Schützenfest wiederholt sich; nur alle zwei Jahre freilich, dagegen hebt es, hat es schon gehoben das Schützenwesen in den einzelnen Ländern und wiederum in den einzelnen Marken, Provinzen dieser Länder: Kreise in Kreisen, die zusammen denn doch keine kleine Bewegung in den Wasserspiegel der Volksmasse bringen. Und damit ist neben dem stets erneuten Verkehr die allgemeinere, fleißigere Waffenübung gegeben. Auch damit werden wir das Junkerheer nicht über Nacht stürzen, aber fürs erste doch wieder frischere Menschen bekommen. Ich meine nicht, man müsse turnen, schießen, exerzieren, um ein Charakter zu sein, aber das ist doch wahr, daß das Verhocken, die Stubenluft, die Verweichlichung in raffinierten Bedürfnissen und Genüssen, die Trennung des Gehirnlebens vom Muskelleben an der Brechung der Charaktere, an der schrecklich wachsenden Blasiertheit unserer Generationen die Schuld mitträgt. Irgend etwas sollte jeder treiben, was ihn an die Luft bringt, seine Glieder und Nerven schüttelt. Es ist doch eine andere Nation von Männern, die sich auch physisch bewußt ist, der Mann auf dem Platz zu sein. Dem Schützenwesen selbst ist es nicht minder zu wünschen, daß die gebildeten Stände mehr teilnehmen als bisher. Für jetzt ist der Grundstock noch überall der Handwerkerstand, denn der Ursprung der Schützenvereine ist in den Zünften der Städte zu suchen. So gewiß wir, wenn umgekehrt Gebildete und Gelehrte jemals den Mittelpunkt eines Nationalfestes bilden könnten, uns bemühen müßten, in größtmöglicher Menge die Bürger hinzuzuführen, so gewiß müssen hier die ersteren zur Teilnahme gemahnt

werden, um den alten Innungen einen bewegteren, freieren, geweckteren Geist einzugießen.

Die allgemein deutschen Schützenfeste haben vor den lokalen den ungemeinen Vorzug, daß sie die verschiedenen Stämme zusammenbringen. Man weiß ja, wie unser politischer Zwiespalt mit ihrem Gegensatze zusammenhängt, wie der Stammeshaß den politischen schürt und umgekehrt. In Frankfurt war das Übergewicht auf der Seite der Süddeutschen, ihr Selbstgefühl war im Vorteil. Wenn ich recht gesehen habe, so hat dies in den Begrüßungen auf eine Weise durchgeschlagen, welche für die Vernachlässigten empfindlich sein mußte. Neben den Schweizern sollen die Berliner, die fast gleichzeitig ankamen, fast übersehen worden sein. Es ist gut, daß für das nächste Schützenfest eine norddeutsche Stadt bestimmt ist, wo denn auch die Preußen stärker vertreten sein werden. Damit es aber wiederum nicht einseitig ausfalle, wird es unser Prinzip sein müssen, Süddeutsche in größtmöglicher Anzahl nach Bremen zu werfen, und eine der Hauptaufgaben des Ausschusses des Schützenbundes, daß er hiezu durch zweckmäßige Mittel wirke, namentlich durch Einleitung von Maßregeln der Erleichterung der Reise für Unbemittelte, wie sie z. B. mancher wackere Schütze bedarf, der in fernem Tale Tirols und des bayerischen Gebirges sitzt: in einer solchen Form natürlich, daß ihm die Annahme der Unterstützung nicht schwer wird. In Österreich hat die Regierung klug getan, für das Frankfurter Fest diese Sorge zu übernehmen; hätte man dies in Bayern nicht versäumt, so hätten wir die flotten Bursche von Partenkirchen, der Jachenau usw. zahlreicher erscheinen gesehen. Von einem Sängerfest, worauf Altbayern und Berliner sich fröhlich zusammenfanden, hieß es ergötzlich in einer Zeitung, sie haben gegenseitig entdeckt, daß sie Menschen seien. Sorgen wir, daß möglichst viele Entdeckungsreisen dieser Art gemacht werden! Vergleicht man die Abstoßung, welche der Stammesunterschied zwischen uns bringt, mit der ähnlichen bei anderen Völkern, so findet sie sich in unserem Volke durch zwei Ursachen verschärft. Die Franzosen und Italiener sind nicht durch die Konfession getrennt; der Kampf der klerikalen Presse gegen die freisinnige in Italien ist allerdings zugleich ein Kampf des Partikularismus gegen die nationale Einheit, aber er kann nicht seinen Weg durch giftige Schürung des Stammeshasses

nehmen, kann sich nicht mit diesem verstärken und diesen mit sich wie in Deutschland, wo ultramontane Schmutzblätter wahrhaftig eiterbissig aus den katholischen Teilen Süddeutschlands auf den vorherrschend protestantischen Norden loshacken. Es kommt uns zwar zugute, daß die Stämme nicht einfach in die Konfessionen sich teilen, daß es im Norden katholische Strecken gibt, daß nebst Mitteldeutschland Franken und Schwaben in der Mehrheit der Bevölkerung protestantisch sind, daß namentlich der letztere Stamm durch die Vereinigung süddeutschen Naturells mit der protestantischen Bildung, die ihn in flüssigerem geistigem Verkehr mit dem Norden erhält, eine volle und lebendige Mitte deutschen Wesens genannt werden kann. Allein im großen und ganzen führt eben auch diese Verschärfung eines Naturgegensatzes durch einen geistigen Zwiespalt auf den langen Geduldweg des Wartens. In der Schweiz ist die glückliche Reform der Bundeseinheit vorausgegangen und hat dem konfessionellen Gegensatz den Stachel genommen, richtiger: eine wilde Entzündung, ein äußerster Ausbruch des letzteren hat der Einsicht in die Notwendigkeit der ersteren rasch die nötige Kraft gegeben, wodurch sie zum Ziele gelangte, und von da an ist jener Zankapfel zwar nicht verschwunden, rollt aber unschädlich hin und wieder. In Deutschland kann es nicht so kommen, dies bedarf keines Beweises. Wir sind zu sehr Kulturvolk, als daß wir nicht auf die lange Kurve gewiesen wären, welche auf dem Umwege der geistigen Ausgleichung zum politischen Ziele führt. Die Idee der Duldung, welche das Zeitalter der Aufklärung noch in abstrakter und sentimentaler Fassung aufgestellt, die Restauration und Romantik für einen überwundenen Standpunkt lügnerisch erklärt hat, muß erst zur Reife einer konkreten Wahrheit gelangen. Die andere Ursache, welche den Stammesgegensatz verschlimmert, ist das Spezifische des preußischen Wesens. Der Begriff des Stammes ist eigentlich hier unrichtig. Es waren Ritter, dann Bürger aus den verschiedensten deutschen Stämmen, die das slawische Preußenvolk christianisiert und germanisiert haben, und aus der Mischung ist ein Drittes entstanden, dessen besondere Art gerade darin besteht, daß es seine Wurzel nicht im Naturboden eines bestimmten Stammes hat; dazu kam der starke Einfluß der französischen Kolonie in Berlin und die ungemein starke Durchflechtung mit ätzenden jüdischen Elementen.

Die preußische Geschichte mit ihren großen Erinnerungen gab dem so gemischten Komplex nach und nach ein Selbstgefühl von jener verhärteten Spezialität, für die sich kein Ausdruck findet als: preußisch-preußisch. Die geistige Bildung, nicht naiv und organisch aus einem Naturgrund entwickelt, sondern durch Willen gesammelt, errungen, spiegelt sich in ihrem Besitze mit um so strafferen Bewußtsein. So ist ein Wesen entstanden, dessen singulärer Charakter Bewußtheit ist mit allen guten und allen schlimmen Nebenbegriffen des Worts, mit allem Achtungswerten und allem Abstoßenden, mit allem Scharfen, Klugen und allem Essigsauern und Zersetzenden, was in der also zugespitzten Reflexion des Ich liegt, mit einer an Bildung reichen Hauptstadt, deren Grundton die Ironie ist, und mit dem unbeugsamen Entschluß, die Einigung der Nation nicht anders zuzulassen, als unter der Bedingung, daß Preußen die erste Rolle darin eingeräumt werde. Das Wahre ist, daß wir Süddeutschen hinter diesem Spezifikum die wirklichen norddeutschen Stämme, diese urecht germanischen Westfalen, Sachsen, Friesen, die unsern ungemischteren Bevölkerungen in den deutschen Familienzügen bei allem Unterschiede so gründlich gleich sind, eigentlich nicht sehen, daß wir Berlinisch und Norddeutsch in e i n e n Hafen warfen. So wie wir und diese Stämme sind etwa Süd- und Nordfranzosen, Süd- und Norditaliener voneinander verschieden, aber in beiden Völkern schiebt sich kein Element von so ausnahmsweiser, spezifischer Besonderheit und absolutem Anspruch dazwischen. Daß Piemont nach der Krone Italiens griff, hatte seine einfachen politischen Gründe, es kam nicht daher, daß das Volk Piemonts um keinen Preis eine andere Form der italienischen Einheit zugegeben hätte.

Die neueren konstitutionellen Kämpfe beweisen schlagend, was auch ohnedies zu bezweifeln abgeschmackt wäre: daß auch in jenem Elemente Charaktere wachsen; ist der mannhafte Widerstand der preußischen Abgeordneten auch erfolglos in der nächsten Zeit, er bleibt ein erhebendes Beispiel für immer und muß seine Früchte tragen. Das preußische Volk geht durch ein Stahlbad und wird wachsen an Charakterkraft. Allein für die Lösung der deutschen Frage wird uns, wie ich bereits gesagt, das gesteigerte, an sich gerechte Selbstgefühl direkt keine Frucht bringen, vielmehr nur noch größere Schwierigkeit bereiten. Indirekt: ja, wenn meine obige Annahme

richtig ist, daß Gleichmäßigkeit konstitutioneller Entwicklung in den einzelnen Staaten, also die Freiheit der Weg ist, durch den wir zur Einheit gelangen sollen.

Die Arbeit an diesem Werke ist denn eine weitere Aufgabe der Tätigkeit für die lange Geduldzeit, die noch vor uns steht, ist es auf alle Fälle, sei es nun wahr, daß sie zum letzten Ziele der nationalen Forderung führt, oder nicht. Mag aus dem Nebel, der vor unserem Auge liegt, die Einheit hervortauchen wann und wie sie will, sie findet ja nur um so besseren Boden, je gründlicher wir diese Charakterschule des Ringens um verfassungsmäßiges Recht durchlaufen.

Daneben aber wird es immer wahr bleiben: wir müssen noch unbestimmt lange Zeit durcheinander gestreut und geschoben werden, bis nicht nur der natürliche und künstlich genährte Widerwille der Stämme, sondern auch der dazwischen gedrückte Dorn des spröden Eigenwillens einer Bevölkerung, die kein Stamm, sondern eine abstrakte Mischung von Stämmen ist, sich abgestumpft, abgerieben hat; wir müssen alles, alle Formen pflegen, die diesen Prozeß beschleunigen, und nicht die letzte dieser Formen werden von nun an unsere Schützenfeste sein.

Auf unserem ersten war die deutsche Einheit wirklich da als Gefühl, als energische, männliche, stählerne Gesamtempfindung. Ich habe sie einen idealen Kern genannt, der aufgehen werde, aufgehen müsse. Man darf wohl sagen: ein idealer Kern, gefüllt mit Bürgschaft der Realität. Es war ein Bild gesunder, rüstiger Kraft, das nicht zweifeln läßt an der Zukunft der Nation, so tief und breit auch die Kluft ist, die zwischen unserer Hoffnung und ihrer Erfüllung liegt. Wohl ist von jenem Jubel zu der Wirklichkeit, die uns umgibt, ein unendlicher Sprung, ein Salto mortale, ein Übergang wie von einem erhebenden Schauspiel in strahlendem Kerzenglanz hinaus in eine naßkalte Dezembernacht. Sie passen aufeinander wie das Unendliche und ein einzelnes, erbärmliches, endliches Ding. Aber noch einmal: der Schluß aus dem ungebrochenen inneren Charakter der Nation auf ihre künftige Bestimmung kann nicht trügen, und wer in Frankfurt diese zehntausend Männer und das wogende Volk umher gesehen hat, der hatte einen Anschauungsbeweis für diesen Schluß.

Wohl mir, wohl uns, wenn ich die Gegenwart zu schwarz sehe, wenn ich mich über die Länge der Wartezeit täusche! Wohl uns, wenn es doch gelingt, ein Notdach zu bauen, das ausreicht, uns zu decken und zu schützen, bis der Tag kommt, wo wir das wohlgegliederte Kreuzgewölbe über die Felder und Pfeiler spannen können! Worin nach meiner Überzeugung das Notdach besteht, habe ich gesagt: Nationalvertretung am Bunde und gerechtere Stimmenverteilung im Bunde. Was alles dagegen eingewendet wird, weiß ich und brauche ich nicht zu wiederholen. Es kommt aber auf den Geist an; die mangelhafteste Einrichtung, die lockerste Form kann er tatsächlich verbessern, wenn er treibend, ergänzend, ausfüllend sich in sie ergießt. Was das Kreuzgewölbe heißen will: ein Architekt versteht mich; aber auch der beste weiß darum noch lange nicht, wie wir es zu bauen haben.

Wir sind Epigonen in der Politik wie in der Wissenschaft und Poesie: wir sind heute noch beschäftigt, die Gedanken zu verarbeiten, fortzubilden, zu vertiefen, zu erweitern, ins Praktische zu gestalten, welche die große Geisterbewegung des vorigen Jahrhunderts über Europa ausgeschüttet und die französische Revolution mit Lachen von Blut besudelt hat, ohne sie zu töten. Um aber das letzte Resultat zu ziehen, bedarf es nach meiner Ansicht einer neuen gewaltigen Geisterströmung wie jene war. Ich glaube, wir sind viel zu kleinmütig, wenn wir sie nicht hoffen; die Menschheit ist noch kein Greis, sie wird sich noch oft verjüngen. Es wird eine Zeit kommen, welche über die Reste des Mittelalters und Heidentums, mit denen wir uns noch schleppen, wie über eine alte Sage lächelt. Sie wird uns eine wirklich gereinigte Religion, eine neue Philosophie, eine neue Poesie bringen und sie wird in der Politik das Rätsel lösen, wie mit der hohen Bildung einer ganzen, großen Nation samt ihren Übeln, der Willkür, dem Ehrgeiz, dem Geld- und Wuchergeist, dem Laster, die allein wahrhaft föderative Staatsform, der freie eidgenössische Bund ihrer freien Volksstämme vereinbar ist. Wann diese Zeit kommt, wer weiß es? Gewiß sind nur zwei Dinge: der ersehnte Aufschwung der Menschheit wird uns nicht in den Schoß fallen und es wird auch dann, wenn er da ist, dafür gesorgt sein, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

(Kritische Gänge, N. F., II. Band, 11. Heft, Stuttgart, Cotta, 1863.)

An Herrn Staatsrat Hehn in Petersburg.

Sie haben mir, verehrter Herr Staatsrat, in Ihrem Aufsatz: „Italien. Ansichten und Streiflichter.“ (Baltische Monatschrift 1864) einen sehr freundschaftlichen Händedruck versetzt. „Aber auch grausam ist der Italiener, wenn wir Vischer in seinen Neuen kritischen Gängen trauen wollen. Vischer, im Grunde ein Freund des italienischen Volkes, der es, wie wir glauben, auch hinreichend kennt, um ein gewichtiges Wort zu sprechen, hat sich doch neuerdings unter das Patronat der Cottaschen Offizin begeben und damit die Pflicht übernommen, seine Leier nach der dort geltenden Stimmgabel einzurichten.“ Ein paar Seiten vorher hieß es, die Italiener habe schon mancher Tourist und Bücher- und Zeitungsschreiber als eine verschmitzte, tückische, geld- und rachgierige, zu fauler Bettelei geneigte, abergläubische, schmutzige, indolente, tief gesunkene Rasse beurteilt, sei es aus schweizerischer, britischer, preußischer Beschränktheit, „sei es endlich — die schlimmste Sorte von allen — als verkappter Schildknappe der Wiener Staatskanzlei oder des Münchner Klerus oder des unter den Flügeln beider gegründeten, auf die gebildete Dummheit mit Glück spekulierenden großen Augsburger Fälschungs-Laboratoriums, das schon seit einem halben Jahrhundert bemüht ist, die Wahrheit nicht aufkommen zu lassen.“ Sie werden nicht ungerne zugeben, daß es Ihr Verdienst nicht ist, wenn man diese Stelle mit der ersten nicht zusammennimmt und die persönliche Anwendung macht.

Ob ich auf den Stich antworten würde, wenn ich nicht einen besonderen Grund hätte? Ich weiß nicht, ich zweifle. Er ist zwar mit nicht eben stumpfem Messer geführt. Einen Mann bezichtigen, daß er seine Überzeugung geopfert, um für eine Offizin zu arbeiten, heißt so viel, als, er habe sich verkauft, und, da diese Offizin ein „Fälschungs-Laboratorium“ ist, an ein infames Geschäft. Dies ist ungefähr, wie wenn man einen des Diebstahls beschuldigt. Doch nicht ganz; Diebstahl ist ein bürgerliches Vergehen, das im Strafgesetzbuch steht, Verkauf der Überzeugung nicht. Gegen jene Beschuldigung m u ß ich mich wehren, wenn ich in der Gesellschaft nur irgendwie soll fortkommen können, gegen diese nicht unbedingt, da

liegt es an mir, ob ich will. Ob ich will oder nicht, das kann ich immerhin von der Frage nach dem Gewichte der Beschuldigung abhängig machen; unter Gewicht wollen wir hier zunächst den Grad der Wahrscheinlichkeit verstehen, ob irgendein Mensch, an dessen Urteil mir liegen kann, dem Urheber glaube; fällt die Schätzung verneinend aus, so kann ich nichts dafür, wenn das Prädikat der Gewichtlosigkeit sich auf ihn selbst hinüberwendet. Der besondere Grund, warum ich dennoch antworte, ist, genauer ausgedrückt, eigentlich ein allgemeiner. Ihre wohlgesinnte Erwähnung gibt mir Gelegenheit, mich über meine Stellung zum italienischen Volk auszusprechen; ein Schein des inneren Widerspruches kann leicht auf meine verschiedenen Äußerungen über diese Nation fallen; daß ein einzelner, ein einziger sich in einer deutschen Zeitschrift den Spaß macht, diesen Schein als Gemeinheit, Selbsterniedrigung auszudeuten, ist gleichgültig; in Italien aber kenne ich viele, kennen mich viele; ihr Urteil ist mir nicht gleichgültig; zwar daß sie der liebreichen Auslegung des baltischen Freundes beitreten könnten, befürchte ich nicht, aber Schwanken zwischen Zuneigung und Vorurteil, Unbefangenheit und Parteilichkeit werfen sie mir vielleicht vor; tun sie es öffentlich, so kann ihr Urteil ein allgemeines werden, und vor einer Nation, vor dem lesenden, gebildeten Teile derselben sich zu rechtfertigen, — das ist eher der Mühe wert; nicht daß ich meinte, nun mich, den einzelnen, vor dieser Nation wichtig machen zu wollen; es kann ihr praktisch sehr einerlei sein, was N. N. oder X. X. von ihr denkt, aber der N. N. oder X. X. kann darum dennoch sehr wünschen, nicht verkannt zu werden.

Der Vorwurf, daß ich die Italiener mit wenig Recht der Grausamkeit gegen Tiere zeihe, oder vielmehr (denn das scheint die Meinung der etwas flüchtigen und verlegenen Besprechung der in Rede stehenden Eigenschaft), daß ich diesen Zug nicht gehörig entschuldige, ist bei Ihrer gemütlichen Anrührung natürlich ganz Nebensache. Sie nehmen von dem Punkte nur den Anlaß; die Empfehlung selbst ist politisch gemeint. Doch will und muß ich vorerst mit einigen Bemerkungen darauf eintreten.

Daß die Italiener Teufel gegen das Tier sind, das ist eine Tatsache, die kein Mensch leugnet, der in Italien gewesen ist, die Augen auf und Mitgefühl mit der Kreatur hat. Dafür gibt es noch ganz

andere Beispiele als das Blenden von Lockvögeln, das übrigens neben dem massenhaften Wegfangen und Fressen der schönsten, gesangreichsten Tierchen dieses Geschlechts denn doch nicht unter die so leicht entschuldbaren gehört. Im letzten Frühjahr geriet ich an einem Markttage nach Verona; ich verschone den Leser mit dem Bilde des Zustandes und der Behandlung der Pferde, Maultiere, Esel, welche Besucher und Waren von den Dörfern der Umgegend zuschleppten; nur zu sehr sah ich aufs neue wieder bewährt, was ich in der „Reise“ 1861 gesagt habe; der Anblick war so ganz nicht zum Ansehen, daß ich mich beeilte, aus der großen Folterkammer schnell wieder hinwegzukommen. Ich könnte aus mehrfacher eigener Erfahrung und Mitteilung anderer das, was ich in jener Schilderung angeführt, leicht mit Fällen so wilder Mißhandlung vermehren, daß dem Leser die Haare sich sträuben sollten; ich verschone ihn und mich. Über solche Unmenschlichkeit kommt man so leichten Kaufs nicht weg, wie mit der Bemerkung: „es hängt dies mit der antiken, objektiven Sinnesart zusammen, die kein sentimentales Verhältnis zur Natur kennt, einer Sinnesart, die Vischer selbst in mehr als einer Stelle seiner Schriften mit so erschöpfender Tiefe dargestellt hat.“ Mangel an tieferer Teilnahme des Gemütes und Schinderknechtssinn ist, denke ich, immer noch zweierlei. Die Bedingungen des Besseren waren mit dem Christentum auch den Enkeln der Römer gegeben; man kennt den rührenden Hymnus des Franz von Assisi, der die Naturwesen als Brüder und Schwestern anredet; aber der Blutgeist der Gladiatorenspiele steckt ihnen noch zu tief in den Gliedern. Ich zweifle, Herr Staatsrat, ob es zweckmäßig gewählt ist, wenn Sie hier die leidige Prügelszene, welche von den Österreichern in Mailand 1849 aufgeführt wurde, als Trumpf gegen mich ausspielen. Das erste Gefühl, das beim Anblick von Tiermißhandlung einen natürlich empfindenden Menschen übermannt, ist immer, dem Quäler Prügel zu gönnen, zu wünschen, ist die Lust, mit eigener Faust auf ihn loszuhauen und ihn gründlich durchzuwalken. Ich gebe gern zu, daß das nicht das Rechte ist. Das erste Gefühl, der Anlauf des Natürlichen, Unmittelbaren, der Leidenschaft soll dem Urteil, dem Denken weichen, und das Urteil, das Denken verbessert ihre Aussage durch die vernünftigere: diese Unbarmherzigen sind zur Menschlichkeit zu erziehen. Sie müssen sich,

mein Herr Gegner, daher schon gefallen lassen, daß ich Ihnen eine bessere Waffe gegen mich in die Hand lege, als diejenige, die Sie führen: Sie würden mich empfindlicher treffen, wenn Sie benützten, was ich selbst eben in jenem Reiseberichte S. 156*) unparteiisch genug bereits gesagt habe, wenn Sie vorbrächten: das eben zeuge gegen die österreichische Herrschaft in Italien, daß in dieser Beziehung durch das Walten einer deutschen Macht nichts besser geworden sei. Es zeichnet den Deutschen aus, daß er menschlicher gegen das Tier ist als andere Völker; hier herrschten, herrschen Deutsche und sie haben nichts getan, nicht durch Kirche, Schule, Tätigkeit von Vereinen gewirkt, die Roheit auszutreiben. Der Knalleffekt der Mailänder Szene ist in diesem Zusammenhang ein blinder Schuß. Italienische Barbarei wird durch österreichische nicht entschuldigt; von italienischer Grausamkeit gegen Menschen ließe sich auch manches Stückchen erzählen; die neuesten Greuel der Briganten entheben mich des Geschäfts; Menschenmißhandlung und Tiermißhandlung ist zunächst zweierlei, hat nichts miteinander zu schaffen; doch ja! Beides hängt auch zusammen, dann aber wäre einfach zu sagen: die Offiziere, die auf dem Platz in Mailand die Prügel anbefahlen, und die Soldaten, die den Befehl ausführten, sind wahrscheinlich auch Tierquäler gewesen.

Doch zur Sache, um die es sich handelt! Die ätzende Träne über meinen tiefen Fall rührt daher, daß ich im Jahr 1859 unter denen war, die laut ihre Stimme dafür erhoben, daß Deutschland für Österreich das Schwert ziehe. Wie ich denke, weiß die Welt eben aus jenem Reisebild im ersten Hefte der neuen Folge Kritischer Gänge**); ebenda habe ich aber auch nicht versäumt, einen Konflikt des Gefühls zu schildern, in dem ich mich befunden hätte, wenn Österreich nur mit Italien im Kampfe gewesen wäre, und dann darzutun, wie nur der Umstand, daß Frankreich für und mit Italien focht, diesen Konflikt mir ersparte. Somit ist in jener Stelle bereits alles niedergelegt, was den scheinbaren Widerspruch meiner Äußerungen löst; Sie, mein Herr und guter Freund, haben den Stoß gegen meinen Charakter geführt, ohne jene Stelle irgend zu berücksichtigen; so handeln kommt mir nicht viel besser vor, als

*) Hier, in der neuen Auflage, oben S. 417. Anm. d. Herausg.

**) Hier oben S. 431. Anm. d. Herausg.

das sein, was ich wäre, wenn Sie recht hätten. Ich will nun für jeden, der mich bisher nicht verstanden hat, und zur Abwehr gegen jeden, der mich nicht verstehen wollte, das, was ich dort und anderswo schon gesagt, noch einmal so deutlich hersetzen, als ich vermag —: ich bin ein aufrichtiger, wahrer Freund Italiens; ich habe früher gezweifelt, ob Italien fähig sei, sich zum nationalen Dasein zu erheben; ich zweifle nicht mehr, seit ich gesehen, wie seine sittliche Spannkraft sich hebt, seit es die bekannten Beweise von Fähigkeit der Unterordnung unter die glücklich gefundene Form der Einheit gegeben hat; und dies mein befestigtes Urteil ist nicht bloß ein Denken, sondern eben, weil ich Land und Leute doch immer geliebt habe, so gönne ich ihnen von ganzem Herzen, daß sie behalten, was sie einmal haben, daß es ihnen gut und immer besser werde, daß sie sich immer vernünftiger einrichten, die Schule, die Erziehung besser organisieren, dadurch, so Gott will, unter anderen Lastern auch das der Tierquälerei nach und nach besiegen, daß sie ihren jungen Staat abrunden, d. h., daß sie Rom gewinnen, dem Reste des Buddhismus dort ein Ende machen und — Venedig— doch hier — ich sehe Sie schon lächeln, Herr Staatsrat! Nun ja, meinetwegen laut auflachen; denn ich setze einfach hinzu: mit allem diesem Gönnen, Lieben, Gutwollen würde ich heute wieder, wenn Italien sich mit Frankreich zur Gewinnung Veneziens verbündete, ganz ebenso für Eintritt Deutschlands in den Krieg stimmen, schreiben, schreien, wie im Jahr 1859, würde es tun so gewiß, als ich, wenn ich ein Däne wäre, mich um den Besitz Schleswig-Holsteins gewehrt hätte bis aufs letzte, so gewiß, als ich, wenn ich ein Russe wäre, mir um keinen Preis die Ostseeprovinzen nehmen ließe. Oder, um den Unsinn — für die, denen es einmal Unsinn ist — auf die Spitze zu treiben: könnte ich zu gleicher Zeit Däne und Schleswig-Holsteiner, Russe und Kur-, Liv- oder Estländer sein, so würde ich als erster Ich für den Besitz des zweiten Ich und als zweiter Ich für die Losreißung vom ersten mein ganzes Wollen einsetzen, kein Opfer, auch das höchste nicht, scheuen. Ja und warum denn das? Ich hab' es hundertmal gesagt und werde es zum hundertunderstenmal jedem vergeblich sagen, der sich des Unglücks oder, wie es anderen scheinen mag, des Glücks erfreut, in politischen Dingen nicht Partei zu sein, Partei in der reinsten, einfachsten aller Bedeutungen: einer Nation

anzugehören und als Glied derselben, wie es sich ziemt, interessiert, ja im vollsten Sinne interessiert zu sein. Mag eine Nation ein fremd Stück Land auch mit vollem Unrecht besitzen, sie gibt es nicht freiwillig her, kann es nicht hergeben, weil ihr die fremden Nationen das Stück auch nicht hergeben, das sie von ihrem Land vor Zeiten abgerissen haben. Es gibt keinen Staat, der einfach mit einer Nationalität zusammenfiele, der nicht in eine fremde hinübergegriffen hätte; diese Verzahnung, Verflechtung ist durchaus gegenseitig; gienge es ans freiwillige Abgeben, ganz Europa käme ins Wandern, der Logiswechsel wäre so allgemein, daß die Möbelwagen einander umstießen. Das Recht der Nationen auf ihr verjährt entrissenes Eigentum ist toter Titel, es lebt erst, indem es erkämpft wird. Jede erweist der anderen die Ehre, zu warten, bis sie auf diesem ritterlichen Weg ihr Recht mit dem Stahlhandschuh beweist. Sie, verehrter Herr, sind Deutschrusse; ich weiß in der Tat nicht, wohin Sie eigentlich, d. h. in Ihrem nationalen Grundgefühl, sich rechnen. Zu Deutschland? Warum sparen Sie dann die Predigt vom Herausgeben gestohlenen und geraubten Gutes nicht für Rußland auf? Oder zu Rußland? Gilt es Ihnen vielleicht als ein Kulturstaat, der das Recht des Übergriffs über fremdes Land und Volk auf seine geistige Mission stützt? Nun, mit einem solchen Kulturstaat kann es Österreich an Beruf zur Völkerbildung, denke ich, immerhin noch aufnehmen, und dann weiß ich nicht, warum es nicht mit ebenso gutem Grunde den Fuß in Italien behalten sollte, wie Slawe und Mongole in Deutschland. Sie müssen mir, wohlmeinender Herr und Freund, schon verzeihen, wenn ich etwas irr und wirr in meinen Fragen bin. Der ganze Teil Ihres Aufsatzes, der die Überschrift: pro populo Italico führt und worin meiner so liebreich gedacht wird, ist geeignet, mich in Unsicherheit über Ihren Standpunkt zu versetzen. Eine solche Apologie schreibt man nicht für ein Volk, wenn man mit ungeteiltem Lebensgefühle selbst einem Volk angehört; es ist gut und recht, die Italiener gegen langverjährte Verkennung in Schutz zu nehmen, aber wer seine volle Liebe dem eigenen Vaterland aufspart, wie eine richtig bestellte Natur dies von Rechts wegen mit sich bringt, der wird z. B., wenn er den südlichen Rasseköpfen die deutschen Doggengesichter oder der raschen Fassung des italienischen Bauern die Hartköpfigkeit des deutschen

gegenüberstellt, sich nicht versagen, gewisse Eigenschaften des schwerfälligeren und scheinloseren Menschenstammes geltend zu machen, durch die sich die Rechnung ausgleichen dürfte; er wird die Neigung der Welschen zu Lug und Trug und Mord, er wird das Räuberwesen — Züge übler Art, die jeder Gute in Italien selbst betrauert, während sie doch leider die allgemeine Volksstimme nicht mit der gebührenden Strenge verdammt — er wird diese schweren Krankheiten weniger schonend anfassen, als Sie getan haben, er wird überhaupt dem fremden Volke, das er achtet, aus Achtung die unangenehme Wahrheit so hell und ganz wie die angenehme ins Gesicht sagen. Die Italiener sind ein liebenswürdiges, ein geistvolles, ein flottes, ein natur-adeliges Volk, eine Sonne unter den Völkern mit breiten, dunklen, rabenschwarzen Sonnenflecken; man möchte sie gleichzeitig küssen und prügeln; sie sind würdige, feine, feurige Männer und schöne, anmutige, lebensvolle Frauen und sie sind zugleich Kinder mit tief eingerosteten, zur Teufelei gewordenen Kinderunarten; man kann ihnen, wie immer sie einen ärgern, nicht auf die Dauer böse sein, namentlich darum nicht, weil es unter ihnen keine affektierten Menschen gibt, weil sie geistige Naturwesen, weil sie zwar oft genug im bedenklichsten Sinne, dann aber auch wieder im hohen, im idealen, im homerischen Sinne naiv sind. Wenn man denn mit ihnen, über sie redet, soll man sie nicht verhätscheln. Sie haben nun die freie Hand, sich selbst zu erziehen; aber die Nationen erziehen sich auch gegenseitig; das öffentliche Urteil wirkt mit; die einzelne Stimme will in diesem großen Ganzen wenig sagen, aber sie bedeutet nicht nichts; so helfe sie denn mit im Erziehen, nicht im Verziehen.

Und nun habe ich, da ich von der Kriegsfrage sprach, erst wieder die französische Hilfe vergessen! Wer Lust hatte, zu schwärmen für den gallischen Retter, der mit der einen Hand den Degen zur Befreiung der Nationalitäten zog und mit der anderen das Elsaß fest im Sacke geklemmt behielt, worin das ganze von ihm entwürdigte, geknechtete Frankreich schwitzt, wer sich mit John Bull für die Befreier der Halbinsel erhitzen wollte, dem John Bull, der so väterlich mild auf der grünen Insel waltet, die er aus so reiner Liebe sich angeeignet hat, — das ist Geschmacksache, man lasse jedem seinen Spaß; ich aber habe meines Wissens noch niemand Anlaß gegeben,

mich in die Kreise der Bildung zu zählen, wo man die Dinge der Welt mit spannenlangem Sinne mißt, wo man die Phrase des politischen Eigennutzes für edlen und reinen Enthusiasmus nimmt und hinter Schnupftabakstüten oder bei fetten Zweckessen die Völker befreit, während man mit breitem Philistersitzmuskel fett und schwer auf dem eigenen geraubten Gute sitzenbleibt. Sie, Herr Staatsrat, gehören auch den Kreisen an, wo man weiß, was der französische Beistand, was französische Siege in Italien nicht für Österreich allein, nein, für ganz Deutschland, für Europa bedeuteten: die Oberhand Frankreichs in der europäischen Politik, die Verdopplung seines alten Übergewichts, die anmaßende Einmischung in unsere Angelegenheiten, die geschärfte Gier nach dem linken Rheinufer, kurz ein unrühmliches, ein entehrendes Verhältnis zum übermütigen Nachbar. Wenn er bis jetzt diesen Vorteil nicht ausgenützt hat: wahrlich, es ist nicht das Verdienst der edlen Deutschen, die damals seinem Emporsteigen frohlockend zusahen, und eine Voraussicht, die bis heute sich nicht bewährt hat, ist darum noch keine falsche. Wir haben im Jahre 1859 unsere Schwäche aufs neue besiegelt; das deutsche Blut, das in jenem Sommer nicht floß, wird in Strömen noch fließen, um die Schuld der damaligen Unterlassung zu büßen, zu tilgen.

Die Tatsache ist vollendet; Italien ist frei; noch einmal: es sei ihm gegönnt, obwohl es durch fremde Hilfe frei wurde, und es sei ohne Bosheit erwähnt, daß der linke, italienische Flügel in der Entscheidungsschlacht von Solferino geschlagen worden ist. Was uns Deutschen die großen Übel getragen hat: neben der tiefen Beschämung vor Frankreich die giftige Anschürung des inneren Parteihasses, das hat nach der anderen Seite auch Segen gebracht: die erste große Bresche in die Mauer des österreichischen Absolutismus, den Handelsvertrag der Bundesländer mit Italien, die Klärung unseres Verhältnisses zu einem Volk, zu dem wir Deutsche einen reinen Gegensatz bilden wie kein anderes und ebendaher einen fruchtbaren, einen belebenden Gegensatz, so belebend, so anziehend wie der Gegensatz der Geschlechter, einen Gegensatz, der als tätige, industrielle, politische, religiöse, künstlerische, literarische Verbindung beiden Teilen nur zum immer wachsenden Segen gedeihen kann.

Damit wären wir zwei, Sie, mein deutsch-russischer Freund, und ich miteinander fertig. Was Sie gegen die „Allgemeine Zeitung“ gesagt haben, mag diese mit Ihnen abmachen. Ich meinesteils hätte Sie nur zu fragen, ob Sie wohl, wenn Sie Artikel in ein Organ geben, dessen Parteistandpunkt Ihnen zusagt, hiemit glauben, für alles, was sonst darin steht, die Verantwortung übernehmen zu müssen, und ob Sie wohl, wenn Sie das glauben, überhaupt eines fänden, in das Sie schreiben könnten? Die „Allgemeine Zeitung“ hat, soviel sei hier beigefügt, den Fehler begangen, sich in die vollendete Tatsache nicht zu fügen, sondern mißgünstige Beiträge über Italien nach dem Abschluß der großen Begebenheiten noch aufzunehmen. Ob ich hiezu geschwiegen oder mich gegen die Beteiligten offen ausgesprochen, das wissen Sie, Herr Staatsrat, nicht, und weil Sie es nicht wissen, so gehen Sie nur meine Artikel an, mein Verhältnis zu den Leitern des Blattes geht Sie nichts an.

Hiermit addio, Signore! Du aber, Italien, blühe gedeihe —

„E tu abbi i miei voti, o Italia bella!
E sul nuovo cammin de la tua gloria
Luce s'irraggi di perpetua stella!“

(Kritische Gänge, N. F. II, 5, 1866.)

Ein Gang am Strande.

Vorbemerkung.

Dem folgenden Reisebild und seinen politischen Betrachtungen wird man augenblicklich ansehen, daß das Ganze geschrieben ist vor den Ereignissen, die sich seit Ende Januar Schlag auf Schlag gefolgt sind: dem Obertribunalbeschluß in Berlin, den ausgezeichneten und mutvollen Reden im Abgeordnetenhause, dem raschen Schlusse der Sitzung, dem ersten Drohen des Krieges zwischen Preußen und Österreich, dem hochkomischen Schachzug, womit uns dieselbe Hand Bewilligung unserer heiligsten Volksrechte anbietet, die denselben im eigenen Hause täglich ins Gesicht schlägt, und endlich der Sachlage von heute, bei der es von Stunde zu Stunde wahrscheinlicher wird, daß Preußen, nachdem der erste Anlauf zum lang gewünschten Kriege auf Hindernisse stieß, Italien auf Österreichs Ferse hetzt, um ihm, während es dort gepackt wird, gleichzeitig auf die Schulter zu springen.

Ein übler Schein kann auf mich fallen, da ich diese Arbeit nun doch veröffentliche wie sie einmal ist: es kann aussehen, als verlange ich, man solle Reflexionen, welche auf die Lage der Dinge nicht mehr passen, aus dem einzigen Grunde noch interessant finden, weil sie von mir kommen, — was ja freilich kein kleiner Grad von Eitelkeit wäre. Ich könnte gegen diesen Schein vorbringen, daß es doch auch ganz unangefochtener Brauch ist, ältere, schon gedruckte Arbeiten, deren Inhalt sich auf eine längst vergangene Gegenwart bezieht, gesammelt noch einmal herauszugeben; doch es besteht ein Unterschied, den ich gern einräume: Gedanken, die mit der Gegenwart, mit der sie sich einst beschäftigten, ganz vergangen sind, haben — vorausgesetzt natürlich, daß sie nicht inhaltsleer seien, — ein Recht, als Beitrag zum Bilde der Vergangenheit noch einmal ans Licht gezogen zu werden, sie sind historisch geworden, haben rein kontemplative Bedeutung erhalten; was aber mit der Gegenwart sich befaßt, will irgendwie, wenn auch mit dem bescheidensten Anspruch, praktisch wirken; da erwartet man denn, daß nicht halb veraltet sei, was geboten wird, daß die eigentliche Gegenwart, nicht

bloß ein Stück derselben besprochen werde, das nur im Zusammenhang mit einer folgenden Reihe zu ihr gerechnet werden kann, für sich genommen aber schon der Vergangenheit angehört. Allein so steht es hier denn doch wohl eigentlich nicht. Meine Betrachtungen bewegen sich um den Beifall, den die Erfolge der preußischen Politik in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit gefunden, um die Zustimmung eines großen Teiles der Nation, das untätige, schlaffe Zusehen des anderen zu dem Gelüste der Einverleibung der Herzogtümer und den aus ihm hervorgegangenen Gewaltschritten; dies ist nicht ein vergangenes Stück unserer neuesten Geschichte, sondern der eigentliche Mittelpunkt ihrer wirklichen Gegenwart; der Beifall dort, die Feigheit hier ist es, was die preußische Anmaßung ermutigt, auf ihrer Bahn vorwärtszuschreiten. Auch eine rein despotische Politik kann das, was von der Spree aus jetzt unternommen wird, nicht wagen, wenn nicht vorher Bewußtsein und Gefühl der Nation bei den einen verführt, bei den anderen durch Angst betäubt ist. Verlaufen sich — wider Vermuten — auch diesmal die Wogen der drohenden Kriegsgefahr, liegt dann der nackte Boden wieder vor unseren Augen, so wird sich einfach zeigen, daß es noch unverändert der zähe Lehm der preußisch-unitarischen Doktrin auf der einen, die Mut- und Ratlosigkeit ihrer Gegner auf der anderen Seite ist, woraus er besteht. Kaum waren in kurzer Windstille zwischen den letzten Stürmen die Wasser etwas zurückgetreten, so wurde alsbald dieser Grund wieder sichtbar; es offenbarte sich, daß man irrt, wenn man meint, es sei Bismarck durch die neuen Mißhandlungen der Verfassung und des Rechtes gelungen, die Annexion sogar in Preußen unpopulär zu machen; ich führe nur an, was die Volkszeitung, die doch in dieser Sache zu den billigsten aller preußischen Blätter gehört, ganz vor kurzem erklärt hat: erstens, dem Volke Schleswig-Holsteins sei kein Regent wider seinen Willen aufzudrängen, vielmehr hierüber sei volles Selbstbestimmungsrecht einzuräumen; zweitens, es müsse sich den Verpflichtungen unterwerfen, welche die deutsche Nation längst den Einzelstaaten gegenüber einer Zentralgewalt auferlegt habe, d. h. es müsse die militärische und diplomatische Souveränität an P r e u ß e n abgeben (also seinen wahren Regenten in Preußen suchen) und hiezu dürfe es, falls es sich weigere, auch gezwungen werden. Genau die Logik, welche der

folgende Aufsatz aus einem preußischen Blatt vom September anführt. Wenn es so steht, wird wohl auch heute nicht zu spät kommen, wer sein Scherflein dazu beitragen will, den angefressenen Wahrheits- und Rechtssinn der Nation aufzurichten. Erschlichen wird die Behauptung durch den tausendmal gehörten Scheingrund, nur Preußen könne die Herzogtümer schützen. Der Bund kann sie nicht nur schützen, er hat sie geschützt, er wollte sie aufs neue schützen; wer sie im Stich gelassen, verraten, wehrlos dem Feind überliefert, bei dem letzten Einmarsch die Bundestruppen hinweggestoßen hat, um dann vorzugeben, der Bund könne und wolle nicht, das ist Preußen und Österreich. — Die Politik ist ein Spiel der Interessen und der Willkür, in welchem der höhere, von Ideen geleitete Geist wahrhaft großer Staatsmänner und der einfache Rechtswille der Völker den sittlichen Faktor herzustellen hat. Die ersteren haben wir nicht, wo bleibt der zweite? Wäre das jetzige Chaos denkbar, in welchem wir das Schändlichste für möglich halten müssen, Bekriegung Österreichs durch einen deutschen Staat im Bunde mit dem Fremdland Italien und mit französischer, um unbekannten Preis gekaufter Erlaubnis, wenn dieser sittliche Faktor nicht faul geworden wäre?

Wenn je in der Welt ein Grund für einen Satz, ein Mund für eine Wahrheit, ein Gefühl nach einem Ziel, ein Bedürfnis, eine Notwendigkeit nach einer Maßregel gesprochen, gezeugt, geseufzt, gerufen, geschrien hat, so schreit jetzt die Lage Deutschlands nach Bildung einer dritten, mittleren Macht, die den zwei Urhebern unserer Leiden, den Großmächten, ein Weder — Noch zuriefe. Diesem Programm, das auch die folgenden Betrachtungen hoffnungslos aussprechen, dem Programm für einen erträglichen Übergangszustand, der doch geraume Zeit vorhalten könnte und den Keim für Bleibendes enthielte, haben die Spötter weniger geschadet, als die demokratischen Anhänger, die in ihrer beliebten Weise, sich selbst den Weg zu verrennen, es zugleich empfehlen und, indem sie als Hintergrund die Föderativrepublik hinstellen, mit Hand und Fuß dagegen arbeiten. Die Wahrheit ist, daß, wer die Verwirklichung dieses organischen Gedankens unternähme, das ganze gebildete Bürgertum unserer Staaten als den natürlichen Mäßiger blinder Überschreitungen auf seiner Seite hätte; aber die Wahrheit ist freilich auch, daß er den Mut des Mannes bedürfte, der sich nicht fürchtete und wenn

jeder Ziegel auf dem Dach ein Teufel wäre; denn beginnen müßte er mit einer kleinen Gruppe, aufrufen müßte er das ganze Volk, und der sicherlich drohenden bewaffneten Einschreitung der Großmächte hätte er keine ausreichende Waffe entgegenzusetzen als die Bewegung, die er ihnen ins eigene Haus würfe.

Fehlt uns, wie zu befürchten steht, das Zeug zu so kühnem Werke, dürfen wir keinen politischen Luther erwarten, keinen Reformator, der die Reform da heraufholte, wo Deutschland ist, aus dem Kerne Deutschlands bildete, der aus den zwei verknöcherten Dogmen Schwarzweiß und Schwarzgelb zur vollen Farbe zurückgriffe, sollte es namentlich wahr sein, daß Blauweiß von Schwarzweiß geködert ist, dann steht vor uns die Zweiteilung Deutschlands, wenn es zum Kriege kommt. Ein Staat, an dem ein Verrat ausgeübt wird, wie allem Anscheine nach jetzt an Österreich, wird nicht nur durch die Wucht der Verhältnisse, sondern, trotz seiner alten, neuen und neuesten Sünden gegen Deutschland, selbst durch neu erwachende Sympathie dessen südliche Hälfte mit sich fortreißen, während die norddeutschen Staaten vom preußischen Strudel verschlungen werden. Verzweifeln dürfen wir nicht, auch wenn es bis dahin kommt. Ein ganzes, klares Übel ist besser, als die jetzige schmutzig trübe Gärung; die innere Einheit unserer Nation ist nicht tot, sie schlummert nur; eine deutliche Zwei wieder aufzuheben wird ihr nicht so schwer werden, als in eine arithmetische Masse Ordnung zu bringen, worin die Zwei zwischen verworrenen Bruchzahlen umherschwimmt.

Übrigens habe ich noch einen Vorschlag und einen Wunsch. Der Vorschlag ist für einen Karikatur-Zeichner. Text: „Wir sind imstand, aus zuverlässiger Quelle Nachricht über den Schauplatz zu geben, auf dem sich der deutsche Bürgerkrieg bewegen wird.“ Bild: Der deutsche Michel liegt schlafend auf dem Bauch, neben ihm Tabakspfeife, Bier, Wurst, Käse und ein Blatt, worauf zu lesen: Resolutionen; sein breiter Rücken ist das Schlachtfeld, am Stiefel rücken die Italiener, am Schädel die Preußen herauf, in der Mitte steht die österreichische Armee, auf einer sichtbar exponierten Stelle die beobachtende bewaffnete Neutralität der Mittel- und Kleinstaaten. — Der Wunsch heißt: Wenn es losgeht, dann laßt uns zum Himmel flehen, daß zu allen Übeln das äußerste, der Einfall französischer

Waffen, sich geselle; dies wenigstens vermag vielleicht den Schnarcher zu wecken.

Ich wandelte am Strand auf der Insel Sylt. Die See gieng hoch, ein scharfer Nordost drückte ihr die Sporen ein. Es war kein Rhythmus mehr im Wogenschlage wie an ruhigeren Tagen. Wer das Meer kennt, weiß, wie reizvoll der Anblick des methodischen Werdens, Wachsens, Vergehens der Wellen ist. Die Form ist zuerst einfach konisch, die zuwachsende Wassermasse verändert sie, die Seiten werden ungleich: die von der See her geschwellte nimmt mehr und mehr die Form eines Schwanenhalses oder schön geschwungenen Roßhalses an, die dem Lande zugekehrte wird zur Hohlkehle. Nur einen Moment kann diese Form dauern, denn die Welle ist hiemit im Stande der völligen Reife. Ihre Auflösung besteht darin, daß sie sich über sich selbst übergießt; als Wasserfall stürzt sie sich über ihre hohle Seite und eilt nun, gedrängt von den Nachfolgerinnen, als Schaum dem Lande zu. Der Schaum muß zurück, und schon wieder halb zu Wasser geworden wird er von der nächsten Welle aufgenommen, steigt in jener Hohlkehle mit zum Kamm empor, so muß die alte Welle wieder ans Land, und wie lange es braucht, bis ihre glatten Atome ganz zerstreut und draußen sind im offenen Meer, wer weiß es? Denn wer könnte Festes unterscheiden im ewig Rinnenden, das immer neuen Zufluß anderswoher zu holen scheint und ihn doch immer nur aus sich selbst nimmt und „will sich nimmer erschöpfen, noch leeren, als wollte das Meer noch ein Meer gebären?“ Die Auflösung, die Selbstübergießung der Welle ist die schönste Szene des immer neuen Schauspiels. An irgendeiner Stelle verkündigt der ansetzende Schaumkamm, daß nun das Schütten beginnt, es läuft dann rasch, als bliese man ein Kartenspiel um, an der Welle hinunter; oft beginnt aber dieser Ablauf an zwei entlegenen Stellen, und nun ergötzt sich das Auge daran, wie die zwei Bewegungen sich einander nähern und zusammentreffen. Der schaumige Übersturz erinnert an die Mähne des Rosses, wie der Rücken der Welle an den Hals, das Aufsteigen an das Bäumen, und nichts liegt näher, als daß dies feurige Tier mit dem schwungvollen Bau Symbol des Meeres ist und Poseidons Wagen zieht. Der Ton des Übergießens

ist ein zischender, schüttender, klatschender, plätschernder, während die werdende Woge durch breites, volles, ansteigendes Brausen sich verkündigt. Nicht aber jede Woge gelingt, der einen wird im unendlichen Rinnspiel die Nahrung von einer anderen entzogen, die andere, halb fertig, wird von einer stärkeren gekreuzt, wie ein Menschenleben von widrigem Geschick; die Badenden kennen das; es ist lustig, die nackten Männchen — wie klein ist der Mensch, am großen, schrecklichen Elemente gemessen! — den Wogen nachspringen zu sehen, um ein gediegenes Sturzbad zu erhaschen, und enttäuscht hinwegwaten, wenn die Woge mißlang. Auf Sylt darf man sich freilich hübsch in acht nehmen; das ist eine wilde, tückische See; ist sie nur etwas über das Gewöhnliche bewegt, so hält der stärkste Mann nicht den Wasserfall der Woge selbst, mit Mühe den nachfolgenden Schaumstoß aus; wer nicht mit richtiger Schulterwendung zu parieren weiß, wird noch von diesem auf die Nase geworfen, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Der Rückprall einer zerschäumten Welle aber hatte in diesem Sommer eine Dame aus Estland in die See hineingerissen, glücklicherweise konnte ihre Schwester sie erhaschen, als eine der nächsten Wellen sie wieder dem Lande zuschwemmte; es gelang schwer, die Bewußtlose ins Leben zurückzubringen.

Wie ähnlich ist diese Wogenwelt der Berge- und Felswelt des Hochgebirges! Hier alles Bewegung, dort alles starr, und doch wie ähnlich! Nicht bloß weil lebendige Phantasie die Vorgänge aus der Gestaltungszeit unserer Erde sich erneuert, durch welche diese Formen einst wurden, das Urgebirg aus Feuerschoß sich türmte, das Flözgebirg angeschwemmt, von Wassern wieder durchschnitten, durch unterirdische Kräfte wieder da gehoben, dort zerworfen wurde: nein, es ist das Unerbittliche, was beiden so entgegengesetzten Erscheinungen so verwandte Großheit gibt. Wen der Anblick des Gebirges erhebt, der bedenkt aufschauend an den steilen Schroffen, starren Rücken, stolzen Stirnen und ragenden Zacken nicht, daß menschliche Kühnheit schon höhere bestiegen hat, die unerreichbar schienen; wer das Meer bewundert, der vergißt, daß selbst dieses furchtbare Roß im Menschen seinen Reiter gefunden hat, oder er erinnert sich nur der Wildheit, womit es ihn abwirft. Des Leviathans im Buch Hiob mag er gedenken: „Meinest du, er werde dir viel Flehens machen oder dir sanfte Worte geben? Meinest du, daß

er einen Bund mit dir mache, daß du ihn zum Knecht habest? Kannst du mit ihm spielen wie mit einem Vogel? — — Wer öffnet seines Rachens Tor? Um seine Zähne lagert Schrecken — auf seinem Nacken wohnt Stärke und vor ihm her tanzet die Angst.“ In der freien, wilden, untraktabeln, ungebogenen Kraft weist der Herr den Hiob an das Bild seiner Allmacht zu suchen; im schrecklich Unbedingten erscheint die Urkraft. An alles, was unerschütterlich, sich selbst gleich, hoch und stolz ist auch im Menschenleben, was sich nicht abbiegen, nicht kneten läßt und schlechthin tätig ist, mahnen die majestätischen Höhen und die ungebändigten Wogen; ein Schauspiel, wohl geeignet, die Nerven der Seele zu stärken; wer tief verwundet ist von den Geschossen des Schicksals, der mag da hinschauen und lernen, daß man mit der Weichheit nicht durchkommt und daß Kraft die Losung des Lebens ist.

Diesmal aber wollte mir die Stimmung nicht zustandekommen. So groß ist ja auch das Großartigste nicht in der Natur, daß es wirken könnte, wo die Gemütslage nicht darauf eingerichtet ist. Das Brausen, Zischen, die klatschenden Schläge durchkreuzten sich mir unbehaglich und unrhythmisch im Gehör, und zwischen dem Donnerton glaubte ich kichernde Geister zu vernehmen, die sich über den verdrießlichen Wanderer lustig machten. Ich wußte nicht, war es die Sehnsucht nach einem anderen Meere, was mich unempfänglich stimmte, oder sehnte ich mich dahin, weil ich nicht bei Stimmung war. Ich hatte im Mai mein geliebtes blaues Mittelmeer wieder gesehen, war von Livorno in lauer Mondnacht nach Genua gefahren; muntere Delphine spielten damals um das Schiff; am anderen Morgen stand ich auf der Kuppelgalerie der Kirche S. Carignano; in einem Meere von Blüten schwangen sich die Gelände, welche die stolz aufsteigende Stadt umfaßten, die gesegneten Küsten, riviera di levante und di ponente hinaus in die Ferne und umfaßten den strahlenden Spiegel eines Himmelsblau, dessen Tiefe dem Nordländer, wenn er kaum hinweggereist, alsbald wieder unglaublich ist. Und am inneren Auge giengen die Bilder von Venedig, Bologna, Florenz, Pisa vorüber, die Marmorpaläste, die prangenden Hallen, der Wald von Kunstwerken, womit der menschlich schöne Stolz dieser Städte, Kirchen, Straßen, Stadthäuser, Klöster, Friedhöfe geschmückt hat. Das war etwas anderes

als dies gelbgraue Meer, die fahlen Dünen am Strande, die zerstreuten Strohhütten der paar armen Dörfer und das Städtchen Keitum. So öd und kalt ist diese See, daß man selten eine Möwe sieht, nicht einmal Quallen wirft sie aus, wie auf Norderney die Flut sie auf den Strand zu spülen pflegt; dagegen vergeht selten eine Woche, wo nicht ausgeworfene Trümmer gestrandeter Schiffe von einer Gefährlichkeit zeugen, die doch leicht das Gemüt aus der betrachtenden Stimmung hinweg in ein täuschungsloses Mitgefühl mit menschlichem Elend reißt. Eben an jenem Abend stieß ich auf den Rumpf eines geborstenen Mastes und eine Anzahl von Warenkisten; sie trugen alle einen italienischen Namen, der Kaufherr, der Sohn des sonnigen Südens, schlief wohl nun tief auf dem Grunde der kalten, grauen, tückischen Nordsee.

Ich bin nicht gewohnt, das Heimische unzeitig zu vergleichen und untreu zu verachten. Die Reise hatte mir wiederholt, was ich längst wußte: daß der Norden auch seine Reize hat. Das saftige Grün der Wälder und Wiesen, das stattliche Vieh auf den malerischen Weideplätzen grasend oder gelagert und ruhig wiederkäuend, die niedrigen Backsteinhäuser mit den Strohdächern, von Ulmen, von Buchen überall freundlich umschattet, der grauliche Ton der feuchteren Luft, der schon in geringer Ferne alles umsäumt und beschleiert, das alles ist malerisch auf seine Art, fühlt sich wohnlich, gemütlich, heimlich und man begreift recht wohl, wie Menschen, die hier zu Hause sind, auch Heimweh leiden können, wenn sie in der Ferne weilen. Und die See bleibt doch immer See! Dies Unendliche, Unbegrenzte, stets Bewegte, Durchsichtige, kristallisch Spiegelnde stimmt doch immer weit und frei, führt die Seele hinaus, rollt ihr Bilder des großen Völkerverkehrs auf und macht sie lustig zu Gedanken der Kühnheit, der Unternehmung. Kurz, die See ist immer etwas Flottes; das Studentenwort ist nicht umsonst vom ungehemmt Fließenden genommen; wohl gibt es auch an der See Philister, aber der Seephilister ist doch ein flotterer Philister als der eingeklemmte, klebrige Philister des Binnenlandes. Ist die Nordsee nicht so einfach schön wie das mittelländische Meer, so ist sie dafür dramatischer. Ebbe und Flut sind ihre Akte und Szenen, oder, wenn man will, auf Ruhe folgt wiederkehrend erschütternde Schicksalswendung und Katastrophe.

Und selbst die Farbe! Ich habe Tage erlebt, wo auf diesem trüben Gelbgrau das sanfte Blau des nordischen Himmels bei hellem Sonnenschein sich so glänzend spiegelte, daß beide Farben reizvoll spielend ineinander schienen und stachen, es war wie schillernder Atlas.

Und wie treffliche Menschen hatte ich gefunden! Die deutsche Nation weiß längst, was sie an jenen Stämmen hat, sie sind in langer Feuerprobe bewährt; wenig Schein und um so mehr Wesen, nicht rasch, nicht wortreich, aber zäh, ausdauernd, gediegen. Wem die funkelnden Blicke, das feurige Gebärdenspiel, die laute und geflügelte Rede des Italieners, die Elastizität der Bewegung, der tobende Lärm der Straßen, die ganze Menschenart, in deren Naturell das Innere ungehemmt, stetig an die Oberfläche herauswallt: wem dies alles in naher Erinnerung ist, der sieht sich hier in eine Welt versetzt, die einen volleren Kontrast nicht darbieten könnte, und der Süddeutsche mit den rascheren Pulsen des Weinländers mag sich im ersten Gefühl der Fremdartigkeit leicht dem Italiener näher fühlen als diesem Zweige seines Volkes. Nur etwas Geduld, nur etwas Versetzung in ungewohnte Formen, nur etwas Gemüt und Erfahrung genügt, um ihn zu überzeugen, wie ganz wir zusammengehören. Denn in der Tat: mißt man die Naturen mit dem Maßstabe einer freien, fließenden Beweglichkeit, mit jenem Begriffe des Rassemäßigen, der da fordert, daß ein gewisser angeborener Adel der Formen den inneren Wert unmittelbar auf der Oberfläche zeige, so bestehen wir Süddeutschen so schlecht wie Westfalen, Friesen, Angelsachsen, alle niederdeutschen Stämme. Die Züge sind voller ausgeladen, Mienenspiel, Gebärde, Rede ist lebhafter, aber an jene Formenwelt gehalten, die das Erbe der klassischen Bildung noch in so klarem Naturstempel ausgeprägt an sich trägt, heißt es eben auch hier: knorrige Köpfe, schwerfällige Figur, trägerer Nerv, und müssen auch wir bitten: warte nur noch ein wenig, bis der Gehalt Zeit gefunden hat, über die hartkantige Schwelle zu treten. „Etwas Erfahrung" habe ich gesagt: ich dachte an die Gastfreundschaft, die mir auch bei diesem Besuch im Norden so offen entgegengekommen ist. Gestehen wir Süddeutschen es nur: der Norden ist gastlicher als wir. Der hellere Himmel zieht uns aus dem Hause und wir schleppen den Fremden zehnmal in Biergarten und Weinstube, ehe wir ihn einmal an

unserem Herde bewirten. Dort, im nebligen Flachland, ist das Haus der warme Mittelpunkt des geselligen Lebens, und auch in diesem Sinne gilt, was von allem deutschen Wesen gilt: innerer Wert bei scheinlosem Aspekte des Äußeren. Eng und krähwinklich war die Klage über die „Zugeknöpftheit der Bremer“ auf dem Schützenfeste vorigen Sommers. Hätte sonst nichts gefehlt, als daß die Leute dort sich einem weniger rasch an den Hals werfen, weniger schreien und jodeln als die Zecher aus Schwaben und Franken und der Pfalz, so hätte die wackere Stadt nicht mit so unerquicklichem Erfolge die ungemeinen Anstrengungen gemacht, um ein frohes und hohes Fest zustande zu bringen. Ach! es fehlte anderswo: an einer Bedingung, für die es kein Machen, Bestellen und Rüsten gibt. Doch ich wollte noch nicht von diesen Schatten des Reisebildes reden. Ich habe gestanden, daß auch nach der Kunstwelt Italiens mich an dem Dünenstrande der Nordsee eine Sehnsucht befiel, und wenn ich gerecht sein wollte, durfte ich doch nicht vergessen, daß ich erst kürzlich ein herrliches Kunstwerk hier, im grauen Norden gesehen hatte.

Es war der Hochaltar von Brüggemann im Dome zu Schleswig, vollendet im Jahr 1521, eine Verbindung selbständiger und verzierender Holzskulptur, wie man sie wohl nicht wieder finden wird. An dem berühmten Hochaltar zu Blaubeuren hat die Schnitzerkunst der Schule Syrlin das Beste in der Ornamentik getan; nur wenige plastische Figuren sind an die schlanken Glieder des reichen, feinen, glanzvollen Dekorativbaues gelehnt; den Schmuck der Grundflächen hat die Malerei übernommen. Neben ihr durfte die Skulptur nicht farblos bleiben; die Figuren sind in durchgeführter koloristischer Weise bemalt und die ganze verzierende Architektur, die den Schrein umfaßt und frei übersteigt, schimmert in reicher Vergoldung. Der Altar zu Schleswig ist ein Ganzes, durchaus nur Werk der Holzskulptur, eine und dieselbe Hand hat die Mitte und die Flügel des Schreins mit kleinen, in vertiefte Fächer eingelassenen Figurenbildern geschmückt und dies Werk der freien, eigentlichen Plastik mit Verzierungen eingesäumt, deren quellende Fülle sich mäßigt, damit der höheren Formensprache derselben Kunst nicht das Wort genommen werde. Doch verweilt das Auge, von den selbständigen Darstellungen zu diesen Säumen und Bekrönungen zurückkehrend, mit reiner Befriedigung auf ihren Linien

und ihrem harmonischen Verhältnis zum Körper der ganzen Konstruktion. Das Spätgotische macht sich in Umbiegung der Ranken, Liebe zum Runden (z. B. einfachen Ringen statt der Krabben) bemerkbarer als in manchen gleichzeitigen Werken, aber durchaus nicht zum Schaden des Ganzen, vielmehr entspricht der Anklang an Renaissance, der hierin sich kundgibt, nur wohltuend einem bestimmten, nachher zu besprechenden Zuge der Formgebung in den Figurenbildern; doch treten auch rein gotische Motive von der zierlichsten Erfindung auf, so der reizende Blätterstab am Wulste des Gesimses der Altarstaffel. Vorerst ist noch zu sagen, daß wir der wohlberechneten Anlegung des Ganzen auf die frei plastischen Darstellungen aus der heiligen Geschichte hier also den Besitz eines unbemalten Skulpturwerks aus einer Zeit verdanken, die noch gewohnt war, wie dort in Blaubeuren, so auch sonst die reine Wirkung der Form durch vollen Farben- und Goldglanz zu kreuzen und dadurch auch das eigentliche Figurenbild in Ornament zu verwandeln. Es sind achtzehn kleinere Kompositionen an den Flügeln und der Altarstaffel, zwei größere in der Mitte, darüber die Einzelfiguren des Adam und der Eva seitlich am Giebel, der Maria in dessen Mitte höher und Christi unter dem höchsten Baldachine, worüber eine Schlußblume aufsteigt; Engelsgestalten schmücken außerdem die höchsten Zwickel der Altarflügel und die Spitze zweier Fialen; übersehen habe ich die merkwürdigen Porträtfiguren Christians II. und seiner Gemahlin Isabella (wohl die Stifter?); ich habe sie erst in den Photographien entdeckt und kann ihren Standort nicht angeben. Der Inhalt der Darstellung ist die Leidensgeschichte Christi; sechs Bilder des linken Flügels führen bis zum Todesgange, die großen Hauptbilder der Mitte geben die Kreuzschleppung und Kreuzigung, die sechs des rechten Flügels beginnen von der Kreuzabnahme und schließen mit der Bestätigung der Wirklichkeit der Auferstehung durch Thomas; die zwei vereinzelten Felder an den oberen Ecken der Flügel stellen, der linke die Himmelfahrt, der rechte die Ausgießung des heiligen Geistes dar und die Bilder der Altarstaffel feiern das Fortleben des Entrückten im liebenden Gedächtnis der Menschen durch die Szene des Abendmahls und des ersten Liebesmahls der Christen; in der Weise der symbolisierenden Analogie, welche die Kunst des Mittelalters liebte, sind diesen Szenen

zwei alttestamentliche gegenübergestellt: Melchisedek, den Abraham mit der Gabe von Brot und Wein begrüßend, und die Einsetzung des Passahfestes. Und nun, welche Fülle von Erfindung und Leben in diesem reichen Ganzen! Und wie regt sich unter der Schale der Herbheit, Härte, Gebundenheit der Geist der freieren Linie, der Anmut und des Schwunges! Die Grundlage von Brüggemanns Styl ist die bekannte Formgebung der deutschen Kunst mit ihrer Ungelenkigkeit, Steifheit, Dürre, ihren Knorren, Dornen und Ecken. Die ganzen Figuren sind häufig leibarm und namentlich die Beine kümmerlich. Es ist merkwürdig, es ist höchst bezeichnend, wie dies eigentliche Bewegungsorgan von aller noch unfreien Kunst nicht verstanden wurde; der Schritt zur Freiheit war der Schritt des besser verstandenen, gezeichneten Beins. Wie großartig regt sich das höhere Formgefühl schon in Fiesole, aber auf wie mesquinem Gestelle ruhen selbst seine gelungensten Gestalten! Doch schon bei Benozzo Gozzoli füllen sich die dürftigen Formen. Die winterlichen Deutschen, die soviel weniger Nacktes sehen, blieben ungleich länger auf so gespanntem Fuß mit dem Fuß. Selbst Peter Vischer, um eine gute Stufe freier als der ihm verwandte Brüggemann, bildet noch verkümmerte Beine. Mit den übrigen Härten der Form gieng Hand in Hand der eckige Faltenbruch und knorrig, hartkantig wie die Körper wurden auch die Köpfe behandelt. In rührender Verlegenheit wie L. Kranach und A. Dürer ist unser Brüggemann, wenn es ans Nackte geht. Welche Not er wohl gehabt haben mag, bis er zu seinem Adam den etwas dürr- und krummbeinigen Mann, zu seiner Eva die breitschultrige, schmalhüftige, männisch gebildete Frau auftrieb! In den Bewegungen ist er — nicht durchgängig, wie wir sehen werden, aber häufig — noch schüchtern, ängstlich (wie rührend hölzern schwebt der zum Himmel fahrende Christus!), ein andermal aber unschön verdreht; man betrachte nur den Peiniger links in der Szene der Geißelung und den Träger des Leichnams auf der Kreuzabnahme! Kurz, der erste Eindruck ist wie bei Dürer, wie mit wenigen Ausnahmen bei allen deutschen Meistern selbst dieser blühenden Zeit: — eine Welt von Häßlichkeit! Aber nur einen Moment, kaum einen Moment kann dieser Eindruck dauern. Denn nun — vor allem, man weiß ja, mit welchen Vorzügen dies Gebrechen, mit welchem Reichtum diese Armut des deutschen Styls im Innersten

zusammenhieng: um wieviel herber in Formen, um so viel lebenswahrer, charakteristischer, individueller und, man darf sagen, um so viel tiefer im Ausdruck als der italienische Styl. Und kein deutscher Meister übertrifft darin diesen Brüggemann; nur Johann van Eyck, Memling, Dürer und Holbein stehen ihm gleich. Hier ist jede Figur ein sich selbst gleiches Einzelwesen bis auf Hand und Haarwuchs hinaus; der Mann ist ein Todfeind der ausgleichenden Allgemeinheit musterhaft schöner Form; Eigentümlichkeit, kräftige Besonderheit des Lebens, folge, was da wolle, das ist seine wie Shakespeares Losung. Gewiß muß es möglich sein, diesem charakteristischen Styl ein bestimmtes Maß freieren Flusses der Form zuzuwägen, ohne daß er in seinem Wesen aufgehoben wird. Das ist aber schwer genug und darum sehr begreiflich, warum der harte deutsche Sinn sich eben nicht beeilte, ihn gegen die reineren Wellenlinien der südlichen Kunst aufzugeben. Dennoch bricht nun in diesen geistgesegneten Anfangszeiten des sechzehnten Jahrhunderts auch aus der harten Puppe des germanischen Wesens der Schmetterling der edleren Formschönheit und, obwohl er in der schwereren Luft die Flügel nicht ganz auswickeln kann, er wagt sich doch in die Höhe und fliegt. Wir wußten bis jetzt nicht, daß dieser Flug auch dort hinten im fernen Norden gelang; wir wußten von Hans Holbein, dem ersten und nächsten Verwandten der großen italienischen Schöpfer des schönen und hohen Styls — der geistesmächtige Dürer ist kaum zu nennen, denn nach kurzem Fortwirken der Eindrücke, die er aus Venedig von Giovanni Bellini mitgebracht, fällt er in die deutsche Formhärte zurück, die er nur auf einzelnen Stellen, wie in seinen vier Aposteln, wieder überwindet —; wir wußten von Peter Vischer, von seinem und Holbeins etwas schwächeren Seitenverwandten Martin Schaffner und Hans Baldung Grün, von Brüggemann aber kaum dem Namen nach. Nicht in dem Grade frei und gelöst ist er wie Peter Vischer, wie Holbein; nahe zum letzteren stellt er sich an Fülle des Talents, der Erfindung, an Kraft des Lebensgefühls, an Schärfe der Auffassung; nur freilich darf man nicht sogleich an die Dresdener Madonna denken, das Bild, worin das reinere Formgefühl und der Anklang an die Italiener am vollsten und schönsten mit deutscher Charakteristik sich vereinigt. Doch man sehe bei unserem Meister vorerst einmal zu, wie er die Falten be-

handelt: nur, wo die Gewandstoffe sich stoßen, brechen sie sich eckig, wo sie fließen, fallen sie in freien, schwungvollen, kräftig geschnittenen Falten, wie sie sich selbst vor einem Griechen gar wohl sehen lassen dürften. Der Mantel der Maria bewegt sich in großartigem, wahrhaft stylvollem Faltenzuge vom linken, das Christkind haltenden Arme nach dem rechten Fuß hinüber; voll gefühlter Bewegung ist aber auch die ganze liebliche Figur; das anmutige Köpfchen echt deutsch, ganz an die Madonnen der alten Kölner Schule erinnernd, „minniglich“ wie die Zeit es nannte, in reizender Scham bescheidener Hoheit geneigt, gesenkt, die Stellung bedingt durch das Stützen des Kindes an der linken Hüfte, das rechte Bein entlastet, mit gebogenem Knie etwas zurückgestellt, nichts Totes, nichts Unbeseeltes an der ganzen rührenden, still entzückten und entzückenden Erscheinung! Bewegtheit im energischeren Sinn, Entschlossenheit, Straffheit, Entschiedenheit männlicher Handlung, Stellung, Gebärde zieht sich durch alle Bilder und hat die Erinnerung an die ernsten, resoluten Männercharaktere eines Leonardo da Vinci, Raffael, Tizian nicht zu scheuen, obwohl sie diese Größen nicht erreicht. Vorzüglich die Apostel erscheinen als würdevolle, gehaltene Männergestalten. Die Schergen, die Soldaten, die bei der Gefangennehmung und ganzen Leidensgeschichte Christi tätig sind, scharf porträtierte Individuen vom echten, schnurrbärtigen Landsknechttypus der Zeit, stehen gespreizt und säbelbeinig, wie man das aus so vielen Bildern als ihren Habitus kennt; die Sicherheit der Anschauung hat hier dem Meister über die sonstige Magerkeit der Leiber und Beine hinweggeholfen; wie straff und frei aber ist namentlich die befehlende Gebärde des Hauptmanns bei der Kreuztragung! Muß man bei mehreren Bildern über das leibarme Schulmeisterlein lächeln, das unserem ehrlichen Meister als Heiland gesessen zu haben scheint, so staunt man um so mehr über den vollen Ansatz zur Schönheit, zur frei entwickelten Form in dem halbnackten Körper auf dem Bilde der Geißelung und in der Szene mit dem ungläubigen Thomas; der Leichnam, von den Frauen beklagt, erscheint nur von der Hüfte an in unschön verdrehter Lage, der obere Teil, Brust, Arm ist wohlgebildet und der Wurf des zurückgefallenen Haupts wahrhaft Michelangelesk. Auch auf der Höllenfahrt Christi regt sich mit Wärme und Kraft der edlere und freiere Formsinn. —

Wieviel hätte ich noch zu sagen, wenn ich nicht — auf der Reise wäre! Über einen malerischen Zug will ich noch ein Wort beifügen, der einem plastischen Bilderzyklus gar wohl ansteht, welcher bestimmt ist, aus dem Dunkel der Vertiefungen hervor, in welche die Gruppen hineingesetzt sind, in ungleich bewegterer Weise zu wirken als ein Relief oder ein freistehendes Bildwerk. Dieses malerische Gefühl wird man namentlich auf dem Bilde der Kreuztragung finden: aus einem Kerkerhause geht der Zug mit den phantastischen Trachten und Waffen, den zusammengebrochenen Kreuzträger in der Mitte vorwärtsstoßend durch einen gewölbten Torweg, den wir im Durchschnitt vor uns haben; ein Neugieriger schaut aus einem Fenster; der Begriff des Heraustretens, Ausmarschierens zur Vollziehung eines Blutgerichts ist so in echt epischer und im besten Sinn malerischer Weise dem Zuschauer vergegenwärtigt.

In einem Nebenraum der Kirche waren eben zwei dieser Bildwerke, aus ihren Verzierungen zum Zweck der Photographie herausgenommen, in der Nähe zu sehen. Es war die Maria und das Liebesmahl der ersten Christen. Ich konnte mich kaum satt sehen an diesen Werken der rührendsten Liebe eines Künstlers zu seinem Gegenstande, Werken jener Frömmigkeit, die zugleich Frömmigkeit des treuen Haltens an der Sache und der treuen, gründlichen Hand ist. Von der Himmelskönigin, der jungfräulichen Mutter habe ich eine Vorstellung zu geben gesucht; im Liebesmahl sehen wir neun Männer und vier Frauen um einen runden Tisch versammelt, ein Bischof bricht das Brot und spricht die Worte der Einsetzung dieser rein menschlichen Feier liebenden Andenkens an den Mann, der seine befreiende Lehre mit dem Tode besiegelt hat. Dreizehn Menschen, jeder ganz er selbst, verschieden in Kopf, Wuchs, Altersgepräge, in Ausdruck und Gebärde von allen anderen, und durch alle diese Unterschiede geht doch ein Ausdruck hindurch: Wehmut der innigsten Liebe, Versenkung treuer Menschenherzen in das Gedächtnis eines Toten, der selbst das Bild der reinsten Liebe gewesen; man hört ein Flüstern, leise, gehaltene, feierlich gedämpfte Worte der Liebe durch diesen stillen Kreis guter Menschen gehen; hier ist alles Feier, hier ist alles Andacht, aber nicht Zeremonie, sondern freie, noch nicht in Form verknöcherte Feier, die lauter wie der frische Quell aus dem Innern kommt. Besonders rührend sind die vier

Frauenbilder; ganz in der Tracht der Zeit des Künstlers; Köpfchen voll sanfter, süßer, ganz hingegebener Trauer schauen aus den faltigen Kopftüchern; je länger man sie ansieht, um so ergreifender wirkt die tiefe Seele, die aus dem toten Stoff, dem armen, altersbraunen Holze blickt. Und die eigentliche Form im plastischen Wortsinne nicht zu vergessen: man sehe nach den Mänteln dieser Frauen, und man wird auch hier bewährt finden, was ich von der Faltengebung gesagt.

Wir verdanken es langen, angestrengten Bemühungen des Herrn F. Brandt in Flensburg, daß nun das herrliche Werk in ausgezeichneten, scharfen, reinen photographischen Nachbildungen vor aller Augen steht. Ich möchte jedem raten, neben der größeren Quartausgabe auch die kleine, für das Stereoskop bestimmte, zur Hand zu nehmen. Ich habe kaum jemals den Unterschied des auf die Fläche geworfenen Bildes von dem wirklich plastischen so stark erfahren wie hier. Bei dem ersten Anblick dieser doch so musterhaften Photographien drängten sich die Härten der Formgebung weit fühlbarer auf am Nachbild als am Original; alles schien mir gehemmter, gebundener, lahmer; ich betrachtete die kleineren Bilder im Stereoskop und aller Fluß, alle Bewegtheit, alle Entschlossenheit war wieder da, die mich im Anschauen der aus dem Schatten ihrer Schreinabteilungen energisch herausleuchtenden Skulpturen so rasch über die Mängel der Form hinweggehoben hatte.

Meines Wissens ist von Brüggemanns Leben, Bildungsgang soviel wie nichts bekannt. Gieng er aus einer dortigen Schule hervor, kannte er die süddeutsche Kunst, gründete er eine Schule? Er blieb mir eine isolierte Erscheinung, ein vereinzeltes Licht in dunkler Umgebung. Da fiel mein Auge auf ein Marmorrelief, Medaillon, — das Porträt des Asmus Karstens, des Müllersohns aus dem nahen Dörfchen S. Jürgen: ein Maler, getrennt von dem Meister der Holzschnitzkunst durch mehr als vierthalb Jahrhunderte, aber ein zweites großes Zeugnis, daß der Geist der Schönheit im fernen Norden einkehrt wie im Süden. Und drüben der Skandinave Thorwaldsen: ich war schnell im Geiste nach Rom versetzt und sah Koch, den Tiroler, Schick und Wächter, die Schwaben, sah den ganzen Kreis der Reformatoren der Kunst vereinigt, sah den Süden Deutschlands mit dem fernen Norden sich an der Hand fassen, die Mauern des

alten Doms schwanden mir, die Enden Deutschlands rückten zusammen, und ich vergaß auf eine Stunde, daß — mein Weg zum Dome mich zwischen den Wohnungen der Herren Halbhuber und Zedlitz hindurchgeführt hatte.

Auch an den architektonischen Schätzen des deutschen Nordens hatte ich mich wieder erfreut und solche, die ich noch nicht gesehen, hatten mir Auge und Sinn erquickt. Die Backsteinbauten mit Schnitzwerk am Gebälk, wohl auch mit glasiertem Terrakottafries, woran namentlich das Land Hannover so reich ist, stimmen mit einer nebligen Luft, mit einem Klima, das trotz dem saftigen Grün den Charakter des Winterlichen trägt, durchaus harmonisch zusammen: häuslich, bürgerlich, zum warmen Ofen vertraulich einladend und doch nach außen verkündigend, daß es da drinnen nicht ärmlich, sondern wohlhabend, ehrenfest, würdig und auch fröhlich bestellt ist: das wird wohl das rechte Wort für diesen wackern norddeutschen Baustyl sein. Die Formen laufen aus dem Mittelalter in Renaissance und Barock herein; reizend ist jene Frührenaissance vertreten, welche das zarte und phantasiereiche Formenspiel, das sie auf der Basis der antikrömischen Architektur entwickelt, mit dem gotischen Giebel vereinigt; dieser reiche Styl greift auch im Privathaus nach dem in jenen Flachländern so kostbaren Materiale des Steins und läßt in diesem monumentalen Stoffe die schmuckvollen, in Erker ausgeladenen Schauseiten frei und leicht in die Lüfte steigen. Goslar, Halberstadt hatte ich früher gesehen, Hannover sah ich wieder, Hildesheim zum erstenmal; mit Rührung erinnere ich mich, wie ich geführt von der aufopfernden Güte eines Mannes, dem die Stadt die Erhaltung manches Kleinods bürgerlicher und kirchlicher Baukunst verdankt, durch die Straßen wandelte und im gedämpften Silberlichte des Sonnenscheins, der durch den strömenden Gewitterregen blinkte, die altehrwürdigen Giebelhäuser vor mir aufstiegen. Hier bringt, wie in Nürnberg (und wohl auch in Lübeck, das ich nicht kenne), fast jeder Schritt ein malerisches Bild; hier, in diesen nordischen Städten ist man des Zweifels enthoben, in welchem Style man bauen solle. Gotisch oder Frührenaissance mit Giebel: so antwortet auf die Frage jeder Blick in die alten Straßen. Ich finde es nur natürlich, daß die in Hannover vorzüglich tätige Schule Haases, des trefflichen Meisters der so

edel und fein durchgegliederten Christuskirche, für den gotischen Styl (womit, wie jeder Kenner weiß, für den Privatbau keineswegs Spitzbogen und spitzbogiges Gewölbe notwendig gefordert ist) sich ganz entschieden und ihn auch dem früher gewählten romanischen vorgezogen hat. Die Renaissance hat vor beiden mittelalterlichen Stylen die Kraft der Gesimsbildungen, die ruhige Klarheit der Horizontalgliederung, namentlich des Kranzgesimses voraus; dafür hat das Gotische einen Ersatz in einer anderen Art spezifischer Schönheit: in der reichen Vertikalentwicklung, die es auf den bürgerlichen Bau, auch in Backstein, durch die Auflösung der Wand der Fassade in steigende Pfeiler und deren Füllung so schön übergetragen hat; der romanische Styl hat für seine Armut an horizontalen Teilungen, Säumungen diesen Ersatz nicht, denn die Lisene ist eine arme und flache Form der Brechung der eintönigen Wandfläche; wird er daher nicht in Gliederung und Verzierung der Öffnungen sehr reich gehalten, so erscheint er trotz der Gefälligkeit des Rundbogens schwer, klosterartig, erinnert er an die geistig gebundenen Zeiten des früheren Mittelalters. Nur von Herzen konnte ich Haase und Hauers beistimmen, wenn sie sich um Erhaltung des alten köstlichen Rathauses und stylgemäße Erneuerung für seinen ursprünglichen Zweck wehren. Die Freiheit aber möchte ich mir in jenen Städten, wenn ich Architekt wäre, unbedingt vorbehalten, auch in die Frührenaissance zu greifen, eben in jene nämlich, welche die klassischen Formen mit dem nordischen Giebel verbindet. Die Stellung unserer Wohnhäuser mit der Langseite gegen die Straße kann kein Hindernis sein; auch diese schmückten ja schon vor alters das Kranzgesims durchbrechende Ziergiebel. Ja allen Ländern diesseits der Alpen wäre wohl eine schwungvolle Wiedererweckung dieser Form zu gönnen und zu wünschen. Mir scheint, sie entspreche durchaus unserem Sein und unserer Bildung. Die steigende Linie ist ein für allemal der wahre Ausdruck germanischer Gefühlsweise, und germanisches Element, wo es nicht herrscht, war doch wesentlich bestimmend in der Mischung aller Kulturvölker im nördlicheren Europa. Unsere Kultur aber ist durch Aufnahme des Klassischen vermittelt, sie ist eine Synthese, und die Synthese kann reiner, erfreulicher nicht ausgesprochen sein als im genannten Style, der durch klassische Horizontalgliederungen, Gesimse, durch anmutigen Schmuck von Blumen-

gewinden, Arabesken, Medaillons, Statuetten, Einfachheit und Ruhe in die Bewegtheit, Klarheit in die Neigung zum Vereinzeln, Spalten, Durchbrechen, Anmut und Heiterkeit in das Zackige, Scharfe, Steile mit fester und gefälliger Hand einführt. Man wird hinzusetzen können: eine Neigung zum Spielen, d. h. namentlich zur unmotivierten Benutzung jener Freiheit unsymmetrischen Gruppierens, die der weltlichen Gotik eigen ist, wird stets dem modernen Gotiker naheliegen, wenn nicht ein Styl, der im weiteren Sinne plastisch zu nennen ist, mit seiner gemessenen Disziplin und Gesetzgebung als Warner und Mahner diesen malerischen Neigungen zur Seite geht. Und so wird auch hier Geltung haben, was ich längst aufgestellt: daß der Gegensatz der Stylprinzipien ein notwendiges, heilsames, weckendes, mäßigendes Lebensgesetz in der Geschichte der Künste ist und bleibt. In Bremen mußte der geniale Müller auf die Freude verzichten, im Bau der neuen Börse mit der reichen Renaissance des Rathauses zu wetteifern; nur mit enormen Kosten hätte sich ein Werk schaffen lassen, das neben einem solchen Nachbar sich sehen lassen durfte; der Platz erlaubte keine regelmäßige Grundform, auch darum mußte sich der Architekt zum gotischen Styl entschließen, der ihm die freiere Gesamtanlage erlaubte; welch' ein organisch gegliedertes Werk und namentlich welchen großartigen Hauptsaal er geschaffen hat, wie gedankenreich alle Räume benützt sind, davon durfte ich mich an der Seite des erklärenden Meisters selbst überzeugen.

Also wohl freilich kein Italien — wo in der Welt gibt es auch ein zweites Venedig, Florenz und Rom? — aber doch gar manches Schöne, viel, viel Gutes und was das Beste am Guten, eigen Land, Heimat, Vaterland! Ja mehr noch: neu gewonnenes, dem Feind entrissenes Vaterland. Hier eben, auf Sylt, hatte ja der Hauptmann Hammer gehaust, drüben auf Föhr sah ich seine Wohnung mit der Zinne, von der er auf die See nach Fang auszulugen pflegte, bis unsere Schiffe den kecken Abenteurer aufpackten und ihm das wilde Handwerk legten. Und gerade auf dieser benachbarten Insel hatte ich mich so recht überzeugt, welch prächtiges Volk wir auch mit diesen Eilanden gewonnen haben. Die Föhringer sind gewecktere Leute als die Sylter; bei der Einsegnung eines neuen Schulhauses in Boldixum sah ich die Jugend des Dorfes, eigentlich nur die weib-

liche neben den älteren Männern, denn die Burschen sind meist „in See". Schlanker, hoher Wuchs, längliches Rund der Köpfe, an Bäuerinnen ungewohnt feine Züge und geschonte, weiße Gesichtshaut, alles durch die Tracht: das kleidsame, um den Kopf gedrehte Tuch, die reichen Silberknöpfe und Gürtelschnallen auf der schwarzen Jacke, eigentümlich gehoben. Die Anrede stieß nirgends auf blöde Schüchternheit, noch auf geriebene Ungeniertheit: ein gemessener, sicherer Anstand, eine Freiheit ohne Frechheit, eine natürliche Würde ohne Trägheit und Steifheit erinnerte mich hier im fernen Norden wundersam an die klassische Haltung des Landvolks im römischen Gebirge.

Und dies alles freute mich nicht und das Meer freute mich nicht, weil mich nichts freute, es hallte mir nur den Mißklang der Seele wieder, der sturmgebrochene Rhythmus war mir nur Bild einer Welt, wo „aller Wesen unharmonische Menge verdrießlich durcheinanderklingt".

Ich kam aus einem Lande, wo der Volkswille gilt. Ich habe der Schweiz nie geschmeichelt, ich weiß sehr wohl, was ihr fehlt; ich kann ohne die beliebte Selbsterniedrigung mancher Deutschen freudig anerkennen, was sie an dem errungenen Gute vernünftiger Freiheit besitzt. Das Bild der Niedertretung des Volkswillens und seines Rechtsbewußtseins durch den eigenen Retter: es zeichnet sich da, wo ein freies Volk sich selbst regiert, so höchst schimpflich, so ekelerregend ab, daß ich diesmal nach Deutschland mich herübergewendet hatte mit einem Gefühle, nicht zu begreifen, wie irgendein Mensch nur irgendeinen Augenblick heiter sein könne.

Ich weiß, was man einwendet: im Lande, wo du wohnst, begreift man den Weg nicht, auf dem Deutschland sich einigen muß, und du scheinst ihn auch nicht zu begreifen. Ich spreche aber an, unter die zu gehören, die sich in den Gegner, in seine Stimmung und Gründe versetzen können. Wer sich der einschlagenden Stellen aus früheren Heften dieser Kritischen Gänge erinnern mag, der wird mir glauben, daß mir nicht dunkler Haß für hellen Beweis gilt, ja daß ich aus eigener innerer Erfahrung sehr wohl die Stärke des logischen Scheines kenne, der für die Einigung unter Preußen spricht; so kann mir auch die Leichtigkeit der Schlüsse nicht entgehen, die für das Vorgehen Preußens in Schleswig-Holstein

aus ihm gezogen werden. Seit 1863, wo der „Schützengang“ eine Besprechung der deutschen Frage mit sich brachte, hat sich im Stande derselben nur dies geändert, daß durch die schmähliche Schwäche, welche in der letzten Verwicklung der Bund an den Tag gelegt hat, das föderalistische Bekenntnis von einer Beschämung furchtbarer Art betroffen ist. So kann ich frühere Zugeständnisse des blendenden Anscheins der Sätze, die zum Programm unserer Unitarier führen, in folgender, noch verschärfter Form wiederholen. Es gibt nur zwei Formen wahrer Einigung für uns: Monarchie, d. h. zunächst, aber doch wohl nur zunächst, Bundesstaat mit einem leitenden Staat an der Spitze, oder Föderativ-Republik. Die föderative Form mit monarchischen Staaten von sehr ungleicher Stärke ist Unding. Föderativ-Republik ist aber ein Traum, der möglicherweise in dunkler Zukunft Wirklichkeit wird, für die Gegenwart ein absolut unpraktischer Begriff. Also monarchische und als Einleitung relativ monarchische Form, d. h. bundesstaatliche Hegemonie. Nur Preußen kann es sein, das an unsere Spitze tritt, es ist der stärkste rein deutsche Staat, der bestverwaltete (setzt man hinzu) und der Repräsentant der modernen, protestantischen Bildung. Negativ ist der Beweis damit zu führen, daß es sich im Bunde der Majorität nimmermehr fügen wird: also lieber ihm alles geben, als jeden anderen Versuch durch es hintertrieben sehen! Auf die Frage: wie das machen? hatte der Unitarier vor den Siegen in Schleswig-Holstein und ihrer Ausbeutung eine moralisch-politische Antwort. Er stellte eine Zeit in Aussicht, wo Preußen durch das Gut der inneren Freiheit, die es bringe, die sämtlichen Bevölkerungen Deutschlands gewinnen werde, so daß deren moralischer Druck den Widerstand der Einzelstaaten gegen die zentralisierende Reform unfehlbar bezwingen müsse. Daß diese Hoffnung zur Wahrheit werde, dazu verlangte das Programm die stetige, treue Arbeit aller Freunde des Vaterlandes. Man muß anerkennen, daß dies ein an sich ganz achtungswerter Gedanke war. Die zwei großen Zwecke, die gleichzeitg zu erreichen unmöglich scheint, deren Zweiheit uns zerreißt, empörte Parteien, beide gleich begeistert für das Wohl des Vaterlandes, grimmig gegeneinander hetzt, sie wurden vereinigt gedacht in der Vorstellung: ein bisher absolutistischer Militärstaat, umgewandelt zu einem Horte verfassungsmäßiger Freiheit, soll

Deutschland Einheit und Freiheit zugleich bringen. Während diese Hoffnung in immer trübere Ferne wegrückte, reißt sich Preußen auf einmal aus seiner früheren Schwachheitspolitik der unmächtigen Gelüste und betritt den Weg der List und Gewalt. Es umschnürt die Elbherzogtümer, behandelt sie wie erobertes Land, spricht dem Rechtstitel Hohn, unter dem es selbst gekämpft (und das war schlechterdings nur das auf der Londoner Konferenz von den Großmächten selbst anerkannte Erbrecht des Augustenburgers), schlägt dem auf diesen Titel gestützten Rechtsbewußtsein der Bevölkerung ins Gesicht, sucht es durch Verschleppung einem giftigen Gärungsprozeß zu überliefern, in welchem es eine Saat von Sophismen wie Trichinen ausheckt und wühlen läßt, und brutalisiert in den schwachen Regierungen des Bundes zugleich den Rechtssinn der ganzen Nation. Dies alles geschieht ungeleugnetermaßen als ein Schritt zur künftigen Beherrschung Deutschlands. Die Unitarier, wie verhalten sie sich dazu? Sie sprechen ein bedingtes Ja, indem sie die „Ziele" Bismarcks „billigen", nur seine „Mittel mißbilligen". Ich finde es nicht gerecht, wenn man sich gegen diesen Standpunkt erhitzt, ehe man widerlegt hat, was er für sich anführen kann.

Könnte man die Frage Schleswig-Holstein rein für sich fassen, unter dem Gesichtspunkte des Einheitszweckes behandeln und den Freiheitszweck vorbehalten, zurückstellen, so möchten die unitarischen Patrioten, die zu der Politik Bismarcks ein Auge zudrücken, immerhin recht haben, wenigstens nur einer wohl allzu kühnen Wahrscheinlichkeitsrechnung angeklagt werden, sofern sie nämlich glauben, daß die Vergrößerung Preußens durch jene Provinzen ein wirklicher Schritt zur Ausdehnung seiner Herrschaft über Deutschland wäre. Die Trennung der so angewandten Einheitsidee von der Freiheitsidee ist eine Abstraktion, aber eine begreifliche: die Ungeduld über die ewige Verschleppung, die Empörung über die unleidlichen Ränke der Einzelstaaten gegen jede ernste Reform Deutschlands erklärt sie. Wer hat nicht schon einmal im Zorn gerufen: wenn uns einer zusammenbringt, und wär's der Teufel, mir auch recht!? Und wie natürlich, wie unwiderleglich klingt es: unser Elend ist die Vielstaaterei, sollen wir gar einen neuen Staat errichten? Überfluß an Fürsten, und wir sollen eine neue Herzogskrone schmieden? Die ersten, die natürlichen Unitarier sind, das versteht

sich, die Preußen selbst. Ihr Appetit ist nur menschlich. Man nehme an, Bayern oder Sachsen oder Württemberg oder Hannover hätte in irgendwelcher Fügung der Dinge ein Stück Land aus Feindes Klauen befreit, würde dann unser Edelmut gar so groß sein, daß er nicht auch, nachdem wir's erst etlichemal „beschlafen" hätten, in dieselbe muntere Eßlust übergienge? Wenn nur sonst nichts wäre, ja, ganz gewiß! Aber freilich, weil eben sonst noch etwas ist, so getraue ich mir, für sämtliche natürlich denkenden, von Doktrin nicht schief gewickelten Köpfe in diesen Mittelstaaten, und in den Kleinstaaten nicht minder, mich zu verbürgen, daß sie ein ungeheucheltes Nein! antworten würden.

„Wenn sonst nichts wäre", d. h. wenn die Lostrennung der beiden Fragen, die Zurückstellung der Freiheitszwecke gegen den Einheitszweck in der Lage, in der wir uns befinden, mehr als nur begreiflich, wenn sie vernünftig, erlaubt wäre. Ich bin am Ende meiner billigen Einräumungen. Wer es gutheißt, daß die Elbherzogtümer von Preußen verschlungen werden, der billigt nicht nur den Weg durch Gewalt und List zur deutschen Einheit, wobei ich die Voraussetzung, daß der einzelne Gewaltakt dazu führen werde, vorerst dahingestellt sein lasse, sondern er bejaht, er legalisiert das Prinzip der Gewalt gleichzeitig für das innere politische Leben des Staates, von dem er ausgeht, und demnächst aller deutschen Staaten. Man kann nicht sich gefallen lassen, daß in Schleswig-Holstein das Recht gebrochen, der Volkswille erdrückt werde, und gleichzeitig für Recht und Volksfreiheit kämpfen in Preußen, in irgendeinem deutschen Lande. Wer die Gewalt gutheißt dort, der heißt sie gut auch hier. Zwar ihr verklausuliert euch, ich habe nicht vergessen, wie ihr unterscheidet und einschränket; ihr meint, die Hammerschläge auf Schleswig-Holstein billigen zu können, wenn ihr nur zugleich bedauert, daß der Hammer keinen anderen Stiel hat. Der Hammer wird es euch damit danken, daß er mit dem Stiel euch aufs Maul trifft. In der Tat, was helfen eure Klauseln, eure „insofern" und „mit Ausnahme", — „mit Unterscheidung" — eure „einerseits und andererseits"? Das Volk jener unglücklichen Länder will nicht preußisch sein, will es nicht sein, weil das Recht seiner Trennung von Dänemark fest und einfach auf der Augustenburgischen Erbfolge ruht, weil es darum seinem Herzog Treue gelobt hat;

will es nicht, weil Preußen längst dafür gesorgt hat, ihm verhaßt zu werden wie der Däne, weil es sich beeilt hat, das Ehrenkleid des Düppler Sieges, kaum erworben, mit dem Kote des Unrechts über und über zu besudeln; will es nicht, weil es sein Wesen, seinen Stammescharakter bewahren, nicht in Schwarzweiß entfärben lassen will. Es will nicht. Ihr unterstützt den Dränger, der diesen Willen umzubiegen, zu zertreten sucht, mit eurem Beifall, und glaubt euch dabei durch den Zusatz decken zu können, daß gleichwohl doch jener Wille, der ja eben nicht will, geachtet werden solle. Ich las diesen Herbst in einem liberalen preußischen Blatte (ich meine die „Breslauer Zeitung“) folgende logische Sätzereihe: es sei freilich das richtige, daß Preußen die Herzogtümer einverleibe; dabei sei aber vorausgesetzt, daß die Bevölkerung hiemit übereinstimme, und freilich sei es Forderung des Rechts, daß sie hierüber befragt werde. Wenn sie und da sie aber nicht übereinstimmt, wie steht es denn mit dem Vordersatz? „Eben doch“ nicht wahr? und Bismarck sagt für Preußen auch: eben doch, d. h. er fragt auch eben doch nicht nach der preußischen Verfassung.

So lang die Welt steht, haben Staaten sich durch Gewalt und Unrecht vergrößert. Es gibt keinen einzigen, der rein auf Wegen des Rechtes entstanden wäre. Genug des Fluches, aber auch Saat des Segens hundertfach ist aus dem Unrecht hervorgegangen. Durch die wilde und blutige Normanneneroberung ist England England geworden. Ja! Aber den Segen haben späte Enkel erfahren, die Lebenden haben gegen das Unrecht gekämpft. Die Schleswig-Holsteiner sind entwaffnet, wehrlos gegen die Übermacht; die Vergleichung ist aber auch unvollständig. Wir müssen, um sie zu ergänzen, einen Anachronismus begehen und annehmen, Wilhelm der Eroberer habe in der Normandie, während er die britische Insel nahm und behielt, eine Verfassung verfälscht, mißhandelt, unterdrückt, und dann ferner annehmen, die Normannen haben billigend zugesehen, wie dieselbe Hand einem anderen Volk das Sklavenjoch auflegte, welche zu Hause die verbrieften Freiheitsrechte zerriß: dann erst ist die Moral der Fabel gefunden. Tua res agitur! heißt sie. Wir können nicht Zuschauer sein, wenn das Nachbarhaus brennt. Doch die Vergleichung hinkt. Das preußische Haus brennt schon lang; wir suchen zu löschen; wer aber löscht,

kann nicht gutheißen, daß der Brand nun auch in das Nachbarhaus geworfen werde. Kurz, die Freiheitsfrage steht mit solcher Feuerschrift auf der Tagesordnung, daß sie nicht über der Einheitsfrage suspendiert werden kann; sie steht auf unserer und sie steht auf der allgemeinen Tagesordnung. Wir leben in der Zeit des hellen Bewußtseins über das Recht der Völker und der einzelnen. Am hellen Tage dieses Bewußtseins soll mit unserer Zulassung mindestens nichts geschehen, was in dunklen Jahrhunderten mittelalterlicher Roheit und Verkehrslosigkeit möglich war, was der gebildete Knechtssinn des achtzehnten Jahrhunderts ertrug und was im Altertum dem römischen Staat nichts Geringeres kostete als seine innere Freiheit. Wer Preußen auf den Eroberungsweg weist, der erklärt den Charakter des despotischen Militärstaates in Permanenz. Sonst ist der Staat der Zweck, der Soldat das Mittel, der Staat das Haus, das Heer der Blitzableiter; Preußen ist ein Haus, das um des Blitzableiters willen da ist. Man kann nicht an der Spree die Heeresorganisation bekämpfen, die Landwehreinrichtung zu retten suchen und blinzelnd zu den Vorgängen an der Elbe, Ost- und Nordsee nicken. Ein erobernder Staat ist kein Bürgerstaat, kann es nicht sein. Die Völker sind ihm Schafherden, das eigene kann ihm nichts Besseres sein, alles ist Niete, nur der Soldat zählt und in ihm der Junker, dessen Element das Soldatenhandwerk ist. Will man dies System bekämpfen, so kann man nur einfach sagen: laßt Schleswig-Holstein ganz in Ruhe, begnügt euch mit diesem oder jenem merkantilen, maritimen Vorteil, der euch längst zugestanden ist. Ich finde folgenden Satz in der Rede, womit Grabow am 17. Januar seine Präsidentenstelle im Abgeordnetenhause zu Berlin antrat: „Nur eine auf diese Wahrheit (nämlich: jede nicht vom Recht getragene Macht ist unsittlich) gegründete Freiheit wird unter Achtung des allein durch die höheren deutschen Interessen beschränkten Selbstbestimmungsrechtes der Bruderstämme in Deutschland zu moralischen Eroberungen, zu einer befriedigenden Lösung der, trotz der glorreichen Waffenerfolge, durch die Gasteiner Übereinkunft immer mehr verwickelten und schwierig gewordenen schleswig-holsteinischen Frage und mit ihr zur bundesstaatlichen Einigkeit Deutschlands führen.“ Durch so verzwickten Satzbau rächt sich an einem der ehrenwertesten Vorkämpfer in einer Rede voll

Mut und Ernst die Verzwicktheit der Stellung, in welche die Fortschrittspartei geraten ist; die Schiefheit der Ansicht straft sich durch die Verkrümmung der Sprache, die Schuld der Auffassung wird zur Tragödie des deutschen Styls. Höhere deutsche Interessen! Sind deutsche und preußische Interessen nur so schlechthin identisch? Beschränkung des Selbstbestimmungsrechtes? Preußen verlangt Opfer, wodurch alle Selbstbestimmung aufhört. Die „Bruderstämme" sind den „höheren deutschen Interessen" so viel schuldig, als wir alle dem Ganzen schuldig sind; gewiß verlangt dies Ganze noch andere Opfer vom Einzelstaate als unser bestehender lockerer Bund; es ist aber wahrhaft naiv, von den Herzogtümern zu fordern, daß sie, ehe dies neue Ganze gebildet ist, vorangehen mit absolutem Opfer an Preußen. Aus Dank etwa? Die deutschen Bundestruppen waren da, um die Herzogtümer zu befreien; sie hätten es gerade so gut gekonnt als die Preußen; sie haben die Dänen auch zu schlagen, die Bayern haben die Düppler Schanzen auch zu nehmen gewußt. Vor allem aber haben die Schleswig-Holsteiner selbst Arme, für ihr Vaterland zu fechten; sie haben gefochten; wie? das weiß man. Was sie damals ins Unglück führte, war zu viel Vertrauen auf Preußen und die Unfähigkeit eines preußischen Generals. Man hat die Waffen Deutschlands mit preußischen und österreichischen Ellbogen weggedrückt, die Einwohner zu gezwungen untätigen Zuschauern des Kampfes erniedrigt, hat die Lande befreit, dann willenlos unter die Füße getreten und dafür verlangt man das Dankesopfer des Gutes, um dessentwillen sie befreit sein wollten.

Die einfache Wahrheit ist, daß Bismarck es erreicht hat, die liberale Partei zu lähmen, ja eigentlich zu vergiften. Dem Kampfe gegen sein inneres System ist der Stachel genommen, weil man mit einem Auge beglückt auf seine Erfolge schielt. Das Rechtsbewußtsein, das Rechtsgefühl hat einen Riß bekommen; die Lippe, die soeben dem Rechtsbruch in Preußen fluchen will, erweicht sich zu einem Schmunzeln über den Machtzuwachs. Macht geht vor Recht: es ist der Macht gelungen, mit diesem Grundsatze die Lunge des Rechts am linken Flügel anzustecken.

Nun aber mögen alle diese Gründe dahinfahren; ich soll also im Irrtum sein, wenn ich behauptete, wenigstens so, wie jetzt die Dinge liegen, könne nicht zeitweise die Freiheit zurück-, die Einheit voran-

gestellt werden; es soll zulässig sein, mitten im ungelösten Verfassungskonflikte, mitten im Lichte der modernen Bildung einem so rohen und schlechten Vorgang stillschweigend oder halb bejahend zuzusehen; es soll entschuldbar sein, daß die Freiheit einmal vorübergehend und in Hoffnung, daß die Söhne oder die Enkel sie retten, die Wege des Despotismus sich gefallen läßt, weil er vorerst Einheit zu bringen verspricht.

Ja, wenn er sie brächte! Wer die Einheit von Preußen erwartet, durch Preußen hofft, der muß gerade erst recht gegen die — geständige oder ungeständige, direkte oder indirekte — Einverleibung der Herzogtümer stimmen. Eine teilweise Verstärkung Preußens ist nicht der Weg zur Hegemonie oder wie man es nennen will (— eigentliche Einheit, Einverleibung Deutschlands wäre nur das Wahrere —), sondern der Weg, der davon abführt. Vermehrung unserer Fürsten ist ein Übel, eine Lächerlichkeit, aber keine so große, nicht so schädlich als die Vermehrung der Machtungleichheit derer, die wir haben. Diese macht Preußen nur unfügsamer gegen jede Majorität im Bund, wäre es auch die vernünftigste, sie macht Preußen nur brutaler nach innen, gegen die Volksrechte. Die deutsche Einheit wird uns nicht bringen, wer für eine vorläufig stückweise Verstärkung Preußens stimmt und wirkt, aber die Reaktion wird er uns bringen. Stärkung Preußens stärkt nicht Einheit, nicht Freiheit, wohl aber Unfreiheit und Zerrissenheit. Die Mittel- und Kleinstaaten sind wohl in gewissem Sinne schon mediatisiert — Schuld der Uneinigkeit und Feigheit, gegen die wir vergeblich mit dem Rat ankämpften, daß sie sich verbünden, auf das Volk, auf eine gemeinsame Vertretung stützen und als dritte Macht im Bunde den zwei Großmächten so lange das Gleichgewicht halten, bis die Zukunft eine bessere Form findet. Wir wissen jetzt recht wohl, daß auch dieser Gedanke ein leerer Traum war. An sich war es mindestens ebenso natürlich, darauf zu kommen, als auf die preußische Hegemonie. Das Herz Deutschlands ist da, wo keine Macht ist; was liegt näher als der Einfall, dies Herz zu stärken? Deutschland ist ein Mann mit gesunder Lunge, leider mit zwei Hühneraugen, die — größer sind als der ganze Mann; wer sollte nicht wünschen, am Zentrum des Blutumlaufs zu bessern, um so schwerer Verhärtung der Extremitäten entgegenzuwirken? — Es

war ein Traum, wie es ein Traum ist, Preußen zu bessern. Die mittleren Monarchien Deutschlands werden es nimmermehr wagen, den Geist des Volkes zur Stärkung der Mitte zu beschwören. Auch würde sich, versuchte man es mit der Gruppierung im kleinen, nur wiederholen, was im großen alles verderbt: Streit um Vorrang, Eifersucht, Trotz gegen Unterordnung. Die wohlverdiente moralische Mediatisierung ist nun aber noch lang keine eigentliche; sie sind noch da; sie können sich in ihrer Mehrzahl rühmen, ein honettes Maß von verfassungsmäßiger Freiheit und Pflege der Bildung gegen das preußische Neumittelalter zu bieten und zu stützen; sie haben zum Widerstand noch zähe Kräfte; man wird uns nicht erobern. Es bleibt bei dem tausendmal wiederholten Worte: moralische Eroberung. Ich meinerseits verstehe es gar nicht sentimental. Die moralische Eroberung müßte auch eine Tat sein, eine sehr kecke, ein Staatsstreich gegen alles positive Recht. Aus Preußen selbst einen Musterstaat modernen Staatsrechtes bilden und dann eine Reichsversammlung auf derselben Grundlage proklamieren, dies wäre der einzige Weg zum Ziele. Nicht jede Verletzung positiver Rechte ist Frevel; wo neue Staatsformen entstehen sollen, kann es ohne solche nicht abgehen. Aber die absolutistische ist Frevel. Die höchste Rechtsquelle liegt in dem Gesamtwillen gesunder und gebildeter Völker. Zu diesem Staatsstreich vernünftiger Art bildet der Staatsstreich der Gewaltherrschaft gegen die Herzogtümer wohl eine hoffnungsreiche Einleitung? Diesem, nur diesem Streiche führt das preußische Volk und seine liberale Vertretung Wasser auf die Mühle, wenn sie meinen, die moralische Eroberung Deutschlands und die „Beschränkung des Selbstbestimmungsrechtes" der Schleswig-Holsteiner in einen Begriff zusammenkoppeln zu können. Der höhere, der wahrhaft politische Egoismus Preußens wäre absolute Uneigennützigkeit gegen die Herzogtümer, und ihr müßte freilich eine zweite folgen: ehrliche Rückkehr zur Verfassung im Innern. D i e s e r Egoismus könnte Preußen an die Spitze Deutschlands führen. Unsere Unitarier haben das Beispiel Italiens vor Augen. Piemont war konstitutioneller Musterstaat für die Halbinsel, es hat sich nicht einen Zoll breit Landes auf Kosten des Selbstbestimmungsrechtes der Bevölkerungen geholt. Wir haben wahrlich an Preußen keinen Stoff, um Italien nachzuahmen. Ich fürchte,

es werde wohl manchmal auch unser Arm sein, im wesentlichen aber noch lange Zeit bleiben, was es von Anfang an war — der verklemmte große Bruch des Deutschen Reiches. Es sind jetzt siebzehn Jahre, seit wir zum ersten Male die ähnliche Kombination der Freiheit und Einheit versucht haben. Das deutsche Volk bot dem König von Preußen im Namen der Freiheit eine Kaiserkrone und bat ihn im Namen ebenderselben um so viel Tyrannei, als zur Herstellung der Einheit nötig sei. Er antwortete mit der Reaktion. Diese Einheit bekamen wir. Bismarck hat Lust zur Tyrannei nach außen, er wird Deutschland nicht zwingen, aber die Tyrannei nach innen, die allgemeine Gleichheit der Knechtschaft wird er um so leichter zustandebringen, je mehr das Auge derer, die über die Freiheit zu wachen haben, von seinen Erfolgen, als wären es Schritte zur Einheit, sich blenden läßt.

Leider, leider! haben diese neuesten Erfahrungen Deutschlands nicht nur den geraden Willen unserer liberalen Partei verkrümmt, sondern auch Partei gegen Partei und hinter den Parteien Volksteil gegen Volksteil giftiger als je gegeneinander verfeindet. In Preußen war von Anfang der deutschen Bewegung für Schleswig-Holstein keine Wärme für die große nationale Sache zu spüren, kein Eifer für das einfache, sonnenklare Recht, das kein Kronjurist hinwegdeuteln kann. Hinter den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses, die im Anfange dieser Vorgänge ganz korrekt waren, stand kein Volk. Man spottete schon damals gern über die „süddeutschen Patrioten“. Schon bevor die preußische „Nation“ durch die Siege ihrer Truppen berauscht war, galt es für geistreich und angenehm, den Prinzen von Augustenburg zu verhöhnen. Die übelriechenden Fuselwitze und Karikaturen des Kladderadatsch auf diesen Träger unseres Rechts waren und sind populär. Es ist miserabel, es ist klein und elend, es ist Fäulnis, sich an einem Recht irremachen lassen durch Angriffe auf die Person seines Trägers. Ich kenne den Prinzen nicht und gedenke nicht, eine Gunst bei ihm zu suchen, auch wenn er Herzog würde. Er hat einen großen Fehler begangen durch den bekannten Brief an Napoleon. Aber aus seiner Untätigkeit kann ihm kein Vorwurf gemacht werden. Man konnte ihm nicht mehr zumuten, daß er das Außerordentliche, einen Aufruf an die Nation, wage, nachdem ein Teil der deutschen Staaten ihm das Wort gegeben, ihn mit ihrer

regulären Macht zu unterstützen. Und war der Glaube an diese Zusage einen politischen Fehler: haben wir nicht auch lange genug geglaubt? Ja haben nicht manche sonst ganz wachsame Augen den Umschlag unserer terrorisierten Regierungen nicht erkannt, als er sichtbar wie eine Wand schon vor ihnen stand? An den Wortgebern war es gewesen, im rechten Moment das Außerordentliche zu wagen, d. h. es auf einen Konflikt der eingerückten und der nachzusendenden Bundestruppen mit den österreichischen und preußischen ankommen zu lassen. Jetzt freilich kann man mit ernstem Gesichte die Möglichkeit einer solchen Mannestat, die uns und vor allem Preußen gerettet hätte, nicht einmal als Traum eines Traumes aussprechen. Wagen und Handeln ist bei uns zuland ein Kindermärchen geworden. Dem Prinzen aber blieb nichts mehr als Bleiben, schweigend Stillehalten und Ausharren. Für Preußen, ja, hat er ein Verbrechen der schnödesten Art begangen. Er hat unter der Schraube entwürdigender Zumutungen im Ärger gesagt: man hätte die Preußen zur Befreiung der Länder gar nicht gebraucht. Das heißt für uns: er hat die einfache Wahrheit gesagt. Doch hätte er auch eine Reihe wirklicher Fehler gemacht, an seinem Rechte verändert dies kein Jota, und dieses Recht, zunächst sein persönliches, ist das Zeichen, das Wappen, sein Name das Symbol und die Losung des Rechts der Nation auf die Lande, um die es sich handelt. Ein republikanisches Witzblatt, das im Manne das Recht verhöhnt, um an dessen Stelle den rechtlosen Anspruch einer despotischen Faust zu setzen: ein hübsches Charakterbild von Land und Leuten, bei denen es mit dieser schmutzigen Verdrehung Glück macht!

Kurz, es ist an den Tag gekommen, daß die Bevölkerung Preußens und wer mit ihr stimmt, unser Rechtsbewußtsein nicht teilt. Wir stehen seitdem uns gegenüber wie zwei fremde Völker, die sich nicht kennen. Nein, leider, noch schlimmer! Die deutschen Stämme haben sich von jeher geneckt und verspottet, wie denn, so lang es eine Geschichte gibt, zwischen den Stämmen und Staaten einer Nation solche geistige Reibung bestand und besteht. Sie ist ungefährlich und kann eine Quelle des fruchtbarsten Wetteifers in Frieden und Krieg werden, solang sie nicht in einen Kampf um Herrschaft ausschlägt. Das Vorurteil höherer Bildung und Intelligenz dort im Norden konnten wir Süddeutschen in seiner Ein-

falt ruhig belächeln und uns dafür um unserer ländlichen Unschuld willen ebenso ruhig belächeln lassen. In Wahrheit dachte jeder von beiden in der Stille: am Ende werden wir gleich sein, Menschen, Deutsche hüben und drüben; man achtete sich im Herzen dennoch. Das Vorurteil der besten Verwaltung konnten wir ebenso ruhig stehen lassen; so etwas hellt sich von selbst auf, wenn man durch den gesteigerten Verkehr einander besser kennen lernt. Es ist anders geworden, seitdem wir wissen, daß für die Preußen das Wort Deutschwerden schlechterdings nur gleichbedeutend ist mit: uns beherrschen — denn an die Redensart „Aufgehen in Deutschland" wird doch niemand mehr glauben! Eigentlich wird die Herrschaft als schon bestehend vorausgesetzt, und wo wir irgend geltend machen, daß wir gleich sind, wird eine Sprache geführt wie mit ungehorsamen Schulknaben. Am schlimmsten, am heillosesten fühlt sich dies im Heere. Unsere Soldaten wissen, daß, wo es gemeinsames Handeln gälte, sie als eine Art Proletarier beiseite oder hintangeschoben werden, und die heillose Frucht des Übermutes, mit dem man auf sie herabsieht, ist, daß sie in einem Konflikte mit mehr Wut auf die Preußen, als auf auswärtige Feinde schlagen würden. Wir hätten uns der neuesten Siege gern erfreut, aber die prahlerische Übertreibung, das Spotten über uns, als hätten wir so etwas nie vermocht, dann der Mißbrauch verbitterte die Freude. Es war Deutschland vorbehalten, sich also das vergiftet zu sehen, was sonst Nationen hebt und beglückt. Alles ist uns verdreht, vergällt, jede gesunde Empfindung, jede Lust und Ehre. Der Name Partikularist wird in wilder Konfusion der Begriffe herüber- und hinübergeschleudert. Wer dem starrköpfigsten aller Partikularismen, dem preußischen, sich nicht fügt, nicht ihm zuerkennt, was dem Ganzen gehört, der wird Partikularist gescholten, der „will die Kleinstaaterei verewigen". Der Gegensatz der Ansichten über die Form der deutschen Einheit entzweit uns so, daß jeder den anderen beschuldigt, er wolle das Wesen nicht, weil er die Form sich anders denkt. Hoffnung um Hoffnung scheitert, Plan um Plan wird zum Traum. Es ist ganz verkehrt, die Regierungen allein anzuklagen; die unfruchtbaren Ansprüche Preußens haben ihre Stütze im preußischen Volk; sie sind unfruchtbar, weil uns Preußen die höheren Güter nicht bringt, die allein uns erobern könnten; das innere

System aber, das diese einzige Eroberung unmöglich macht, hat seine Stütze — auch im Volk. Ich frage, was gegen den entschlossenen Widerstand der herrschenden Partei aller wackere und ausharrende Kampf der Volksvertretung vermag, wo die Bürger sich von betrunkenen Leutnants zusammenhauen lassen, ohne zu mucksen? Man erinnere sich an den einzigen Auftritt in Tangermünde! In solchen Momenten handelt es sich um kein politisches System, es gibt der blutigen Faust viehischen Übermuts gegenüber keine Parteien; es gibt nur Menschen, eine Menschenwürde, ein Menschenrecht und eine Notwehr; es gibt keine Vorsicht, denn, folge was immer wolle, dies darf nicht geduldet werden! Ich treibe keine Barrikadenpolitik. Die Regierung Preußens hat die Mittel fest in der Hand, jeden tatsächlichen Widerstand blutig niederzuschlagen. Allein wo Menschenrecht, Menschenwürde von der rohen Gewalt unmittelbar verletzt, getreten wird, da schlägt, wo noch Männer sind, die Notwehr eben doch los, obwohl es zunächst nichts hilft, und wiederholt es im gleichen Fall so lang und so oft, bis die Gewalthaber am Ende doch sehen, daß sie nicht fertig werden. Wer es aber mit einem Volke zu tun hat, das auch dies hinnimmt, der darf alles wagen. Doch wir sind ja nicht untätig, wir führen furchtbare Waffen: Festessen, Trinksprüche, Reden, Gedichte, Gesänge. Unsere windige Art, Demonstrationen, Formen für Taten zu achten, worüber schon der „Schützengang“ klagt, hat so schrecklich zugenommen, daß man bald eine naturgemäße Blähung eine Tat nennen wird. Ich bin überzeugt, daß es den Männern, die sich in Köln und Oberlahnstein von Wirtshaus zu Wirtshaus wie Knaben treiben ließen, nicht an Mut und nicht an Verstand gebricht, um einzusehen, daß man nach Hause gehen muß, wo nichts zu machen ist und wo man nur seine Würde zu verlieren hat, aber die Vorstellung, daß Wind der Rede, Zweckessen, Zwecktrinken Tat sei, hat so tief gefressen, daß ich alles Ernstes glaube, die rüstigen Läufer mit den Redekonzepten und Versen in der baumelnden Tasche fürchteten, das Vaterland im Stich zu lassen, wenn es ihnen nicht gelänge, noch an einer gedeckten Tafel zu ankern und diese Herrlichkeiten loszulassen. Das geht aber weit im Schwang, ist allgemeines Übel der Zeit; wenn über die neue Schweiz einmal die Tage der Bluttaufe kommen, deren sie vielleicht bedarf, wird sie sich auch sagen, man habe lang genug sich

mit weintriefendem Munde angeräuchert und angelobt und lang genug am Ruhme der alten Helden gezehrt. Wir in Mittel- und Süddeutschland: ich glaube nicht, daß wir so freche, blutige Ausbrüche des Soldatenübermuts dulden würden, im großen und ganzen aber haben wir eben auch keine Ursache, uns zu überheben. Hat unseren Regierungen Geist, Mut, Entschluß gefehlt, sich zusammenzuraffen und zu verbünden gegen eine Vergewaltigung, die sie zu Nullen herabsetzte, so hat es uns an Nachdruck, an Nachhaltigkeit des Feuers gebrochen. In Bayern hat man dem verstorbenen König ein donnerndes Hoch mit Fackelzug gebracht, glühenden Jubeldank zugerufen — wofür? Für das Wort, er wolle zu dem Rechte Schleswig-Holstein stehen. Nicht bloß also, wo der Schnaps, auch wo das gediegene Bier herrscht, gilt Wort = Tat. Der deutsche Philister, das ist ein gefährlicher Kerl; er resolviert, er erklärt: N. 1, 2, 3 usw., dann ruft er mit Antonius: „nun wirk' es fort; Unheil, du bist im Zuge, nimm welchen Lauf du willst!" zündet die Pfeife an, setzt sich zum Bier und Kartenspiel; er hat das seinige getan. Wir sind alle matt, alle lahm und, was schlimmer ist, von der Zichorie blasierter moderner Begriffsverfälschungen, die uns die Tat ersparen, bis auf des Magens Grund verdorben. Fest auf Fest verpufft die Willenskraft in Genuß und Schönrednerei. Ich gestehe, daß ich mir einen rascheren Gang der Dinge einbildete, als ich mit hochgestimmten Nerven vom Frankfurter Schützenfeste kam. Damals hofften wir noch alle; dies Fest hatte Hintergrund, hatte Perspektive. Das fehlte dem Bremer Feste, darum mußte es mißlingen trotz allen großen Opfern. Der Hintergrund eines Nationalfestes muß entweder rückwärts stehen: bereits gewonnener fester Boden, politische Form, bei der sich die Nation wohlbefindet, auf der sie fortbauen kann; oder in kurzer Entfernung vorwärts, d. h. alle müssen von einem Glauben durchdrungen sein, daß in naher Zukunft die richtige Form für die Staatsordnung des Gesamtlebens gefunden sein werde. Fehlt beides, so ist alle Festfreude nur Feuerwerk formlosen Gefühls, das sich noch mehr verweichlicht, als es schon vorher verweichlicht war, und läßt sich mit den prachtvollsten Festhütten, dem sauersten Schweiß und den Schätzen des Krösus wahre Feststimmung nicht zuwege bringen.

Was uns entschuldigt, ist unsere Programmlosigkeit. Wir sind erlahmt, weil keine der Formen, die wir erdacht und über die wir uns zanken, tunlich ist. Das liegt auf der Hand. Der Gedanke, einen Teil unter den Teilen mit der Macht des Ganzen auszustatten, bringt uns nur Entzweiung; der Gedanke, die Teile föderativ neu zu einigen, scheitert an der Ungleichheit ihrer Macht und an ihrer monarchischen Staatsform. Wir haben uns das Gehirn mürb und stumpf gegrübelt und wissen — nichts. Es soll uns darob kein Ausländer verspotten; fragt man im Ausland bei den Leuten um, was denn sie nun meinen? So hört man einfach die deutschen Parteien mit ihrem Für und Gegen, auf die es immer weitere unendliche Für und Gegen gibt, nur im kleinen und mit weniger Kenntnis der Verhältnisse sich wiederholen.

Was bleibt uns in diesem Elend? Wir selbst. Wir sind noch da. Wir selbst allein sind unser Programm. Wir sind also nur dann verloren, wenn wir uns selbst verlieren. Das Selbst ist Rechtsbewußtsein und Charakter. Dies ist wenig, nichts und ist alles.

Die Zukunft ist verhüllt. Gewiß ist nur, daß eine ganz veränderte Lage der Tatsachen, von der wir doch keine Vorstellung haben, allein uns das wirkliche, formale Programm bringen kann. Ich dünke mir kein Prophet, wenn ich bekenne, daß mir eine große Krisis nicht sehr ferne scheint. Österreich ist bis in das Mark erschüttert. Im Innern die Anlehnung an Ungarn unter Suspension der Verfassung und unter Preisgebung der Deutschen in Böhmen an den tschechischen Übermut, im Äußeren die Werbung um Frankreichs Gunst und die Nachgiebigkeit gegen Preußen erscheinen mir als Symptome letalen Charakters. Wer an der Überzeugung festhält, daß die Ungarn und Slawen, die Österreich mit den Deutschen zu einem Reich verbindet, nimmermehr selbständige Staaten bilden können, die Hoffnung aber aufgibt, daß es vermögen werde, sie zusammenzuhalten, der muß auch die Wahrscheinlichkeit naher, großer Veränderungen annehmen. Illusionen habe ich über die wirklichen Zustände dieses Staats niemals gehabt, das wird mir bezeugen, wer nachliest, was ich da und dort gesagt; aber Hoffnungen habe ich gehabt und sie schwinden. Nur gemeinschaftliche Freiheit, auf ihrer Grundlage rüstige Regung aller Kräfte und Öffnungen der Quellen des Wohlstandes kann Völker verschiedener Zunge bleibend

in einen Staat zusammenkitten. Österreich könnte, so scheint mir, diesen Weg selbst dann nicht rasch betreten, wenn es ernstlich wollte; denn es hat durch Jahrhunderte, als es noch Zeit hatte, versäumt, seine Völker für ein solches Ziel gleichmäßig heranzubilden; es hat sie nicht erzogen, erzogen zur Mündigkeit, d. h. zum mäßigen Gebrauche der Freiheit; wer kann auch Völker erziehen, wenn er die Schule in der Hand der Kirche läßt! Jetzt aber, fürchte ich, hat es keine Zeit mehr. Noch öfters wird es wohl nach einer der beiden Methoden greifen, zwischen denen es schwankend sich bewegt: es zieht das Band der Einheit fester an, dann kommen seine Völker nicht alle her; oder es gibt Luft, dann drohen sie auseinanderzulaufen. Kracht es einmal ernstlich, so sind europäische Konflikte um so gewisser, als der Zunder zu solchen ohnedies in Deutschland, Frankreich, Italien glimmend bereitliegt. Wer sich die Dinge der Welt rührend einfach denkt, der mag sich vorstellen, Preußen werde dann ungehindert mit Gewalt einstecken, was aus den Fugen ist, oder mit sanfter Macht des Magnets wirken, indem es sich beeilt, unsere politischen Ideale zu erfüllen. Die Anstrengungen, welche die deutsche Nation machen müßte, um Preußen von innen heraus zu verändern, wären so ungeheuer, daß sie wohl geneigter sein wird, um solchen Preis sich eine Einheitsform frischerer, jugendlicherer Art zu geben, von der wir freilich im Dunkel der Gegenwart kein Bild haben können. Genug, Raten und Träumen ist eitel Spiel, klar aber ist e i n e s: die Stunde mag kommen, wann sie will, für uns wird sie nur eine Unglücksstunde sein, wenn sie uns findet als ein Volk von sophistisch durchfressnem Rechtsbewußtsein und gebrochnem Charakter.

Wir gehen auch am Strande des Meeres, das uns jeden Tag Sturmflut bringen kann und auf ihren Wogen die Frage tragen wird, ob wir noch Männer seien.

Am wirklichen Strande auf Sylt kam ich, unter so bitteren Gedanken auf und ab wandelnd, öfters an ein paar Herren vorüber, deren einer dem anderen in reinem Berliner Deutsch alle Gründe für die Einverleibung, mit 1, 2, 3 usw. an den Fingern abzählend, demonstrierte. Er war gerade an Nummer 10, wenn ich mich recht erinnere; die verlorenen Laute, die ich unter dem Zischen, Spritzen, Brüllen, Knallen, Patschen, Donnern der Wogen

vernehmen konnte, hießen: „und wir werden ja dies Kleinod wie unseren Augapfel hegen und pflegen.“

Ich machte nun, daß ich nach Hause kam; ich war vollständig reif zur Abreise, beschloß, das kaum begonnene Seebad abzubrechen, mich rasch hinwegzumachen aus der Mitte von Zuständen, deren Anblick den Magen mehr verderbte, als das Bad je gutmachen konnte, und mich für den Rest meiner Erholungszeit in irgendeinem stillen Winkel von Süddeutschland zu verbergen; nahm einen Platz auf einem der sehr primitiven Wagen, die den Badegast zu der drei Stunden entlegenen Stelle der Einschiffung bringen und fuhr den anderen Morgen früh bei prächtigem Wetter dem Abfahrtsplatze des Dampfschiffs zu. In Keitum grüßte der Badearzt aus seiner Haustür; er hat den Dänenkrieg wacker mitgefochten, sich Orden und Hauptmannsrang erkämpft. Wer fragt jetzt noch nach den eigenen Taten dieses Volks? Man fuhr an einigen Hügeln vorüber, alten Hünengräbern. Ihre Geister mögen sich wohl in nächtlicher Stunde jetzt auch von der Annexion unterhalten. Der Strand war erreicht, die Gesellschaft bestieg das Boot, das sie zum Dampfschiff bringen sollte. Das Wie war ganz unklar, denn es war Ebbe, das Boot stand einfach im Schlamm. Nach manchen Methoden, den Raum zu überwinden, lernte ich hier eine neue kennen. Zwei Bootsmänner, tief im schwärzlichen, klebrigen Stoffe watend, schoben uns vorwärts. Es gieng ganz hübsch, unter Scherzen über die gemütliche Kotrutschpartie wurde das Wasser erreicht, die Schubmänner stiegen ein und verwandelten sich in Ruderer. Armes Vaterland! Dein Schiff sitzt tiefer im Dreck, wer schiebt es hinaus ins helle, offene, freie Meer?

(Kritische Gänge, N. F., II. Band, 5. Heft, 1866.)

Gedruckt in der Buchdruckerei Herrosé & Ziemsen
G. m. b. H. in Wittenberg

